Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833.

Dritter Band.

München.

Bey Ign. Jos. Lentner.

(Leipzig, bey Friederich Volkmar.)

Alphabetisches Register.

Seite

Seite

Inhalts-Verzeichniß.

Räthsel, Charaden, Logogryphe ꝛc. ꝛc.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 1tes Stück.

Die Extreme des menschlichen Gefühls.
Aus dem Tagbuche eines Arztes.

Gegen Sommersende 1824 brach ein furchtbares Ungewitter über London aus. Ich werde es nie vergessen, dies schrecklich schöne Naturereigniß, woran sich für mich die sonderbarsten Umstände knüpften, die mir eben so interessante als schmerzliche Erinnerungen hinterlassen haben. Ich will es versuchen, diese Regungen zu schildern, die noch lebendig vor meinem Gedächtnisse schweben.

Am Mittag bemerkte ich eine plötzliche Veränderung im Dunstkreise. Es trat stufenweis, doch sehr bemerkbar, ein tiefes Schweigen, eine Art Betäubung, ängstlicher Erwartung ein in der Natur. Die Wolken wurden schwerer, senkten sich. Die Elektrizität häufte sich auf. Der graugelbe Himmel schien sich zu verengen, über unsern Häuptern sich zusammenzuziehen.

Alle Thiere lebten im Vorgefühl einer drohenden Gefahr. Ihr Instinkt ahnete den gewaltigen Stoß, der bald nachher erfolgen sollte. Die Hitze wurde immer drückender von Minute zu Minute. Man sah Hunde schwanken, die trockene Zunge weit heraushängend. Och-

sen, die man zur Schlachtbank führte, blieben festgebannt stehen, und waren nicht von der Stelle zu bringen.

Obgleich man in den Straßen fast erstickte, drängte sich dennoch die Menge darin. Die Gemüther waren einer großen Erwartung voll. Das Ende der Welt, und das jüngste Gericht, das Narren oder Betrüger verkündet hatten, sollte an diesem Tage stattfinden. Die rasche Temperaturveränderung, des Himmels Anblick, das Heranrücken des Unwetters, erschütterten die Einbildungskraft der Stärksten wie der Schwächsten. Ich berufe mich hierbei auf die Erinnerungen aller derjenigen, welche damals London bewohnten. Sie werden, wie ich, diesen Tag nie vergessen haben, eben so wenig als das Schreckfieber, wovon das Volk ergriffen wurde, als den Fanatismus der Einen, wie der Andern Niedergeschlagenheit.

Die Religion hat in England eine zu tief ergreifende Macht, als daß ein allgemeines Entsetzen sich nicht des ganzen Volkes mit ausserordentlicher Intensität bemächtigt haben sollte. Unter den Personen, die ich als Arzt am Morgen besuchte, waren kaum zwei Männer, zu den höhern Ständen gehörig, davon frei geblieben. Von Familie zu Familie vernahm ich nur Worte der Bestürzung und gräßlicher Angst.

Auf den Ecksteinen der Straßen deklamirten Prediger, deren Stimme nicht bis zu meinem Ohr gelangte, um die sich jedoch lebendige Haufen drängten. Ihre Geberden, ihre Armbewegungen verkündeten mir deutlich ihrer Ermahnungen Text. Ich selbst fühlte mich von einem gewissen unbehaglichen Gefühl ergriffen, uud als ich ermüdet, in Schweiß gebadet, meine Wohnung betrat, überschlich mich ein leiser Schauer, dessen ich nicht Meister werden konnte, der alle meine Nerven erschütterte.

Ich fand im Sprachzimmer *) meine Frau, meine Kinder und ein junges Frauenzimmer, das uns von seiner Mutter, die in einigen Tagen eintreffen sollte, anvertraut worden. Miß Helena W***, einzige Tochter von Mistriß W***, Wittwe eines Kavallerie-Obersten, wohnte gewöhnlich mit ihrer Mutter in der Nähe von Windsor. Ihr Gemüth war im höchsten Grade poetisch, ihre Einbildungskraft ausserordentlich thätig, ihr Herz einfach und rein. Sie hatte in ihrer Zurückgezogenheit eine sorgfältige Erziehung genossen. Nichts hatte bei ihr den Scharfsinn, die Zartheit, den Enthusiasmus, die Natürlichkeit der wahren Tugend vermindert. Wir betrachteten sie als unser Kind, und unsere Anhänglichkeit für sie vermehrte sich von Tag zu Tag.

Es war unmöglich, sie zu kennen, ohne sie zu lieben. Jedermann bewunderte ihrer Züge Adel, ihres Wuchses Zierlichkeit. Dennoch erregte sie weniger Bewunderung durch ihre englische Schönheit, als durch den unnenbaren Zauber, der ihr ganzes Wesen umschwebte, der von Seele zu Seele überging.

Sie war klein, wie nach dem Urbild einer Hebe gebildet. Der Ausdruck ihres Gesichts verkündete weder die matte Schwermuth eines romanhaften Gemüths, noch die verzehrende Lebendigkeit eines feurigen Geistes, sondern jenen Reichthum zarter Gefühle, jenen innern Luxus der Empfindsamkeit, jene Schätze des Gedankens, die nicht immer mit physischer Schönheit verbunden sind.

Ihrer Stimme Ton, voll, melodisch schweigend, sanft geschmeidig, die Elastizität ihres Ganges, der tiefsinnende Blick ihrer großen, schönen Augen, standen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Ausdruck ihres Gesichts.

---

*) Parlour, ausgesprochen „Pârlour."

Kaum war sie erschienen in meinem Salon, als ich von Huldigungen, Höflichkeitsbezeugungen, Besuchen belagert wurde. Junge Männer, die ich höchstens einmal in andern Gesellschaften gesehen, ließen sich mir vorstellen; andere, die bisher nur selten gekommen, fanden sich sehr häufig ein. Man erkundigte sich nach meinem Befinden, nach dem meiner Familie, mit einer Sorgfalt, einem Eifer, einer Regelmäßigkeit, die etwas wirklich Rührendes hatten. Mütter und Tanten flochten in die Unterhaltung geschickt einige forschende Worte, die Zufall allein herbeigeführt zu haben schien.

„Miß W*** ist sehr liebenswürdig... Hat sie Vermögen?"

Oder auch:

„Ihre junge Freundin wird gewiß eine vortreffliche Partie machen... Denkt sie daran, bald zu wählen?" rc.

Man wird leicht denken, daß ich den Beweggrund aller dieser Schritte, Worte und Erkundigungen ohne Mühe vom ersten Augenblick an, durchschaute, und daran mich gewöhnte, wie an eine Nothwendigkeit meines Standes. Wie viele Jünglinge, linkisch jetzt in ihrer Haltung mir gegenüber, verlegen, auf welche Weise sie das herbeiführen wollten, was ihnen am meisten am Herzen lag, suchten durch allerlei seltsame Ausflüchte ihre immer häufiger werdenden Besuche zu entschuldigen. Ein Fürstengünstling sah sich nie mit mehr Aufmerksamkeit umringt, als ich damals es war.

Helena hatte bereits ihre Wahl getroffen. Von allen Bewerbern gestand sie dem ruhigsten, dem gelassensten, vielleicht auch dem am tiefsten fühlenden, auf jeden Fall dem ihrer würdigsten den Vorzug zu. Dieser Glückliche war ein junger Geistlicher, auf dem Punkte, die Priesterweihe zu erhalten. Er war sonst in nichts seiner Verlobten ähnlich. Man erkannte in ihm eine jener

milden, reinen Seelen, tugendhaft aus Temperament, einer ernsten, tiefgefühlten Neigung fähig, die aber jeden Enthusiasmus als Narrheit, jeden Schwung der Einbildungskraft als Selbsttäuschung betrachten.

Helena und Friedrich Dalwer waren in keinem Punkte übereinstimmend, und liebten sich dennoch sehr. Die Eine bewunderte in dem Andern die ihm fehlenden Eigenschaften. Wie lange sie auch über die verschiedensten Gegenstände disputirt haben mochten, achteten sie sich nach demselben doch immer höher. Es war etwas Merkwürdiges, diesen Kontrast der Poesie und der Prosa, der Einbildungskraft und der gesunden Vernunft, des begeisterten Schwunges und der kalten Ueberlegung zu sehen.

Helena, deren feuriger Geist willig alle Ideen aufnahm, die etwas Großartiges, Außerordentliches hatten, wurde tief angeregt von dem Glauben an das baldige Ende der Welt. Dieser Glaube befestigte sich um so mehr in ihrer Seele, da die britischen Theologen ihm nicht widersprachen, da Zeitungen, wie Kanzel- und andere Redner, Bücher einiger „Gelehrten" sogar, ihn in des Volkes Gemüthe befestigten.

Friedrich dachte auch über diesen Punkt nicht wie die Braut. Vor seiner Reise nach Oxford, wo er mit seinem neuen Karakter bekleidet werden sollte, hatte er noch eine lange, ziemlich lebhafte Unterhaltung mit ihr, und in Folge ihrer Meinungsverschiedenheit war ihr Abschied weniger zärtlich, als sonst. Helena hatte sich erhitzt in ihrer Rede, und ihren Satz mit einem Eifer vertheidigt, worüber Dalwer gelächelt, der aber einen gewissen Eindruck auf meine Frau und auf meine Kinder gemacht.

Ich verweilte nur einige Minuten im Sprachzimmer, und begab mich sodann in mein Kabinet, wo ich einige Bemerkungen über meine Kranken aufzuschreiben hatte. Als ich mich setzte, war der Himmel gelb. Eine ge-

wisse hier und da zerstreute grünliche und röthliche Schattirung machte seinen Anblick noch trauriger. Die Luft war drückend und schwül, beinahe unerträglich.

Den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Blick auf diese undurchsichtige Masse geheftet, welche das ganze Firmament bedeckte, sann ich unwillkürlich einige Minuten über diese befremdende Ruhe der Natur. Nicht ein Blatt bewegte sich in meinem Garten, nicht ein Lufthauch veranlaßte das mindeste Geräusch.

Ich öffnete das Fenster, band das Halstuch ab, und wollte eben die Feder in das Dintenfaß tauchen, als eine unbeschreibliche, sprühende, durchdringende Helle die Wolkenmasse durchschnitt, im Raum sich verbreitete, und fünf oder sechs Sekunden lang die Hölle (wie wir sie uns denken) vor meinen Blicken zu eröffnen schien. Zwei oder drei schwere, breite Regentropfen fielen zu gleicher Zeit auf das Geländer des Balkons, und in demselben Augenblick rasete der Donner mit furchtbarer Wuth.

Welch ein Schlag, großer Gott! Wollte ich es versuchen, auch nur einen annähernden Begriff davon zu geben, würde man dennoch meine Beschreibung für übertrieben, für erdichtet halten. Wäre der Erdball auf einmal gewaltsam aus seiner Laufbahn gerissen worden, wären seine Trümmer in den weiten Raum hinausgeflogen, ich glaube nicht, daß dadurch ein schrecklicheres Getöse entstanden seyn würde. Ausser mir, sprang ich auf, unfähig irgend eines Gedankens, die Hände auf beide Ohren gedrückt, die Augen verschlossen, um zugleich dem ungewohnten Knall, wie dem blendenden Lichte, zu entgehen.

Betäubt, wie versteinert einige Zeit, war meine erste Bewegung, als ich wieder zu mir kam, aus meinem Kabinet zu stürzen, um zu sehen, was aus Frau und

Kindern geworden. Sie waren noch im Sprachzimmer: meine Gattin ohnmächtig, die Kinder um sie her, schreiend, weinend, sie für todt haltend.

Ich erhob sie und schloß sie in meine Arme. Ein zweiter Bliß, ein zweiter Donnerschlag erhellte, erschütterte abermals das Haus. Hundert Kanonenschüsse hätten kein fürchterlicheres Getöse hervorbringen können. Alle Scheiben waren zersplittert. Meine Frau hielt ihre Arme um meinen Hals geschlungen. Ich zog heftig den Glockenstrang, und eine Kammerfrau erschien endlich ganz ausser sich. Sie solle Aether oder Salze holen, gebot ich, und die Besinnungslose schnell aufschnüren.

Bald darauf befand sie sich ein wenig besser. Ich hatte sie aufs Sopha gelegt, und die Kinder stimmten bereits die Tonleiter ihres durchdringenden Geschreis herab, als mir einfiel, daß Miß Helena W*** während dieser ganzen Scene des Entsetzens sich nicht gezeigt. Ein Bedienter gieng eben an der offenen Thüre vorüber.

„Eduard,“ rief ich, „wo ist Miß Helena?“

— Miß Helena? entgegnete er. Ich kann es nicht sagen. Vor etwa fünf Minuten ging sie rasch die Treppe hinauf. Seitdem habe ich Sie nicht mehr gesehen.

„Ihr habt sie also beim ersten Donnerschlag noch gesehen?“

— Einen Augenblick vorher.

„So geht her, und gebt Acht auf Madam. Ich will sehen, was aus der Miß geworden ist.“

Ich lief die Treppe hinauf, indem ich einmal über das andere rief: „Helena, Helena, wo sind Sie?“ Niemand antwortete. Ich klopfte an die Thüre ihres Schlafgemachs. Kein Laut. Die Thür war zu, doch nicht verschlossen. Der Schlüssel steckte im Schloß.

„Um Gottes Willen, Helena! antworten Sie, oder ich mache auf.“

Erstarrt über ein so sonderbares Schweigen, riß ich die Thür auf. Was ich nun sah, läßt sich unmöglich beschreiben, kaum andeuten. Ich erinnere mich nur dunkel, was ich empfand, und was ich that.

Mir gegenüber, ungefähr drei Fuß von der Thürschwelle, erblickte ich das junge Mädchen stehend, unbeweglich, beide Arme ausgestreckt, die Augen offen und starr. Ein Theil ihres Haares hatte sich aufgelöst, und bedeckte ihre Schultern. Ihrer Züge gewöhnliche Milde war durch eine Art brennenden Schreck entstellt. Weiß gekleidet, war sie noch bleicher als der Musselin ihres Gewandes. In ihren fest auf einen Punkt gerichteten Augen war ein übernatürlicher Glanz, dessen Andenken ich noch manchmal im Traum zu sehen glaube. Helena schien zu Stein geworden. Ihre Lippen bewegten sich nicht. Ihre ausgestreckten Arme blieben steif. Und ihr Blick . . . Nein, beschreiben läßt sich das nicht.

Mein Fuß blieb wie festgenagelt auf der Thürschwelle. Ich erinnere mich nicht, einige Sekunden lang, weder zu sprechen, noch einen Schritt vorwärts zu machen. Es ging mir um im Kopfe. Ein unwillkürlicher Taumel ergriff mich. Ich war des Gebrauchs meiner Sinne nicht mehr mächtig. Ein neuer Donnerschlag brachte mich wieder zu mir selbst. Ich machte mir meinen kindischen Schreck zum Vorwurf, und trat vor gegen das junge Mädchen, dessen Hände ich ergriff. Sie waren eiskalt . . . .

Helena! rief ich, Helena!

Sie antwortete nicht. Ihr Körper steif wie eine Leiche, ihre beiden Arme blieben unveränderlich ausgestreckt. Ich erhob sie und trug sie auf ihr Bett, streckte sie da aus, drückte ihre Augen zu, zwang, nicht ohne Mühe, die Gelenke ihrer Ellenbogen und ihrer Schultern

zum Nachgeben, damit die Arme wieder biegsam würden, und betrachtete dies traurige Schauspiel mit tiefem Schmerz. Sie war aller Besinnung, alles Gefühls, doch nicht alles Lebens beraubt. Sie konnte sich nicht mehr bewegen, nicht mehr handeln. Aber sie athmete noch. Ein fast unbemerklicher Hauch entschlüpfte ihren bläulichen Lippen. Das äusserst schwache Schlagen ihres Herzens bewies, daß der Blutlauf noch nicht stocke.

Ich rief überlaut ihren Namen, schrie ihr ins Ohr, schüttelte heftig alle ihre Glieder. Noch immer rollte der Donner, noch immer durchzuckten blutrothe Blitze die dumpfe Gewitterfinsterniß. Helena hörte nichts, sah nichts, bewegte sich nicht. Sie glich vollkommen einer Bildsäule. Vergebens bemühte ich mich, an ihr die Spur eines elektrischen Schlages zu entdecken. Sie war durchaus unverletzt. Was ist ihr denn nun geschehen? Sie war nicht todt; denn sie athmete. Lebte sie? Aber was war denn dies Leben ohne Bewußtseyn, ohne Bewegung; dieß Leben eines Leichnams?

Meine Gattin, über mein langes Ausbleiben erstaunt, eilte herbei, begleitet von ihrer Kammerfrau, und vermehrte noch meine Verwirrung durch ihre schnell auf einander folgenden Fragen.

„Ist sie todt? Hat der Blitz sie erschlagen?“ rief sie, indem sie schreckhaft sich an mich drückte.

Ihre Gegenwart hinderte mich, zu irgend einem festen Entschlusse zu kommen. Ich machte mich los von ihren mich umhalsenden Armen, führte sie in ein benachbartes Zimmer, und gab ihrer Zofe Befehl, bei ihr zu bleiben. Sodann kehrte ich wieder zu Helena's unbeweglichem Körper zurück. Immer fragte ich mich, was ich beginnen solle? Wie war ein Uebel zu behandeln, dessen Ursache und Wirkung mir nicht klar war? Mein

Wissen, meine Studien, meine Praxis, meine lange Erfahrung davon mit leiser Hülfe, kein Licht war.

Ich drückte die Stirn in beide Hände, und rief alle meine Erinnerungen auf, um ein Beispiel zu finden, dem gegenwärtigen ähnlich, einen Fall, dessen Behandlung unter so schwierigen Umständen mich hätte leiten können. Es war weder Epilepsie (fallende Sucht), noch Hysterie (Mutterkrankheit), noch gewöhnliche Ohnmacht.

Ergriff ich eins ihrer Glieder, und versuchte ich, dessen Lage zu verändern, so gab es willenlos nach, bewahrte einige Augenblicke die Lage, welche ich ihm angewiesen, kehrte jedoch bald wieder in seine erste Position zurück. Schüttelte ich ihren Arm, so gehorchte er dem Drucke meiner Hand, wonach er langsam, allmälig wieder die entgegengesetzte Bewegung machte. Es war etwas Fürchterliches, dies belebte, aber willen- und machtlose Wesen zu sehen, diese Augen ohne Seele und Intelligenz, diesen Körper, den das Blut durchströmte, und der dennoch eine Beute des Todes zu seyn schien.

„Ach, lieber Herr!" schrie eine im Zimmer anwesende Magd, mit empor gesträubtem Haar. „Die Miß ist vom Teufel besessen; sie ist vom Teufel besessen ..."

Ein Gedanke durchzuckte plötzlich mein Gehirn. Dies sonderbare Uebel konnte nicht anders seyn, als Katalepsie (Starrsucht), ein seltener, geheimnißvoller, schrecklicher Anfall, der schon bei Lebzeiten alle Anzeichen des Todes hat, wie im Tode die Hauptbedingungen des Lebens. Noch nie hatte sich ein Fall dieser Art meiner Beobachtung dargeboten.

Ich begriff leicht, wie des jungen Mädchens zügellose, glühende Einbildungskraft, schon im Voraus beschäftigt mit allen Schrecknissen, welche die Furcht des langen Tages und das Ende der Welt unter dem Volke, selbst in

den höhern Ständen verbreitete, dem von dem Donnerschlage (der auch mich so heftig betroffen) verursachten Entsetzen nicht hatte widerstehen können. Sie hatte sich, mit vorgestreckten Armen, gegen ihre Zimmerthür gestürzt, und auf einmal war das Blut in ihren Adern erstarrt, das Gehirn war wie mit Lähmung geschlagen; sie war starr und steif stehen geblieben in ihrer schnellen Flucht, verwandelt in eine Bildsäule, wie ich sie fand, als ich die Thür aufriß.

Aber hatte der Blitz diese organische Verletzung verursacht? War sie blind? hatten ihre weit ausgedehnten Augäpfel die Eigenschaft verloren, das Sonnenlicht aufzufassen?

Von solchen Zweifeln gequält, die mich nur zu klar die Grenzen der Wissenschaft, und den engen Kreis bemerken ließen, worauf sich die menschliche Macht beschränkt, wußte ich nicht, welche Behandlungsweise ich wählen sollte. Indessen war nicht ein Augenblick zu verlieren. Nachdem ich einige Schritte durch das Zimmer gethan, beschloß ich, eine krampfstillende Behandlung in Anwendung zu bringen.

Ein starker Aderlaß am Arm, Zugpflaster hinter den Ohren, ein Fußbad mit Senf, erzeugten durchaus keine Wirkung. Eine kleine Dosis Opium und Aether, die ich die arme Kranke zu verschlingen zwang, blieb ebenfalls ohne Erfolg. Ihre durch Eintauchen in siedendes Senfwasser beinahe verbrühten Füße blieben weiß und ohne Wärme. Der gegen den Kopf gerichtete Blutdruck war so stark, so beharrlich, daß alle zugleich angewendeten Mittel darüber nicht triumphiren konnten. Ich entschloß mich also, ihr einen Schröpfkopf zwischen die Schultern setzen zu lassen.

In dem Augenblick, wo ich ein paar Worte an meinen Apotheker schrieb, brach meine Frau, die sich im benachbarten Zimmer befand, in ein gellendes Gelächter aus. Ich eilte zu ihr, um desselben Beweggrund zu erfahren. Eine starke Nervenzuckung hatte das krampfhafte Zucken veranlaßt. Ich ließ ihr zur Ader, schickte meinen Bedienten zum Apotheker, und kehrte zu Helenen zurück, die immer ohne Bewegung war.

Während ich noch auf neue Mittel sann, schlug man sehr stark an die Thür. Ich wurde benachrichtiget, daß man in einem benachbarten Hause dringend meiner Hilfe bedürfe, indem der Kranke sich in der höchsten Gefahr fahr befinde, und schneller Beistand über Alles nöthig sey. Was sollte ich thun? Auf jeden Fall mußte ich des Apothekers Ankunft erwarten, um den Versuch mit dem Schröpfkopf anzustellen. Uebrigens konnte sich meiner Kranken Zustand nicht verschlimmern, und da ich alles Vertrauen in den Apotheker hatte, hinterließ ich nur, was er zu thun habe, wonach ich dem zu mir geschickten Manne folgte.

Der Regen floß stromweis, das Gewitter donnerte immer fort. Drei Häuser von dem meinigen deutete mir der Führer das Stockwerk an, wo der Kranke wohne. Ich stieg drei Treppen hinan. Die Thür stand offen ... —

Ich hatte ein junges, so schönes und interessantes Mädchen, vom Gewitterstrahl mit Starrsucht geschlagen, gesehen. Ein neues Schauspiel both sich mir jetzt dar, durchaus verschieden von dem, dessen Zeuge ich kurz vorher gewesen.

Der Kranke, zu dem man mich gerufen, war ein Boxer von Profession, Namens Billy Wedelkiff, ein athletischer Mann, einer der berühmtesten seiner Sipp=

schaft, der mehr als einmal den Preis gewonnen in den Kämpfen, die seine einzige Beschäftigung waren.

Er hatte an demselben Tage als Kampfrichter einer „Feierlichkeit“ dieser Art beigewohnt, die durch ein Saufgelag beendet worden. Mehr als zur Hälfte betrunken, seiner Sinne nicht mächtig, war er in einen Tilbury gestiegen, um nach London zurückzukehren. Der erste schreckliche Donnerschlag hatte sein Pferd scheu gemacht. Es war ausgerissen, hatte das leichte Fuhrwerk umgerissen, und den Boxer mit sich fortgeschleift, der sich dabei den Knöchel des linken Fußes gänzlich ausgerenkt hatte. Einige Vorübergehende fanden ihn in diesem Zustande auf der Landstraße. Sie liessen ihn nach seinem Hause bringen, in dessen Erdgeschoß eine Schenkwirthschaft*) war. Schon auf der Treppe hatte ich sein Schmerzgeschrei, oder vielmehr sein Geheul, mit entsetzlichen Verwünschungen untermischt, gehört.

Im Hintergrunde eines nicht in bester Ordnung sich befindenden Zimmers, dessen Möbel jedoch einen übelverstandenen Luxus von schlechtem Geschmack beurkundeten, lag der Boxer auf einem mit rothen Vorhängen versehenen Bette. Sein halb entblößtes Bein hing herab. Er war im Uebrigen noch angekleidet. Sein blauer Leibrock mit vergoldeten Knöpfen, seine kurzen Hosen von grauem plüschigem Sammt, waren mit Schmutz besudelt und an mehreren Stellen zerrissen.

Erhitzt von Wein und Zorn, war sein fettes, aufgedunsenes Gesicht hochroth. Er knirschte mit den Zähnen, fluchte, stieß Gotteslästerungen aus, und wurde dadurch doch nicht Meister seines Schmerzes und seiner Angst. Man würde gebebt haben, hätte man diese von der Qual, welche Billy erdulden mußte, entstellte Fratze

*) Tavern, ausgesprochen „Tämwern.“

gesehen, diese, wie sich durchwindende Taue, gespannten Muskeln, diese großen, fletschenden Zähne, die er mit Wuth gegen einander preßte.

Man mußte seine Verwünschungen hören über das Gewitter, über den Blitzstrahl, der sein Pferd scheu gemacht, über die Mahlzeit, wobei er sich betrunken, über seine Frau, die bebend an dem Lager stand, über seine Narrheit und seinen Schmerz, über Gott, der das Alles so gefügt, oder zugelassen. Es war unmöglich, sich etwas Empörenderes, etwas Schaudererregenderes zu denken. Ich trat um einen Schritt zurück.

„Aber, liebe Frau," sagte ich zu Mißtriß Billy, die wie Espenlaub zitterte, „Sie hätten nicht zu mir, sondern zu einem Wundarzt schicken sollen."

— Um Gottes Willen bleiben Sie, rief die Arme. Er bringt uns alle um, wenn Sie gehen. Helfen Sie, helfen Sie, bester Herr! Thun Sie etwas für ihn, um der Wunden Christi willen.

Dabei rang sie die Hände auf eine herzzerreissende Weise. Ihr Mann gebot ihr, zu schweigen, wendete sich ein wenig gegen mich, und stieß mehr seine Anrede heraus, als er sie sprach.

„Ja, Doktor! thut etwas für mich, wie diese Metze sagt... Und mögen dafür Euch zehn Millionen Teufel in den Leib fahren ... Oh hu, welch ein Schmerz. Sehet da, den Fuß, dies Bein. (Ein schrecklicher Fluch.) Verwünschtes Pferd! Ich will es zerreissen, zermalmen, auffressen, dies höllische Pferd, sobald mein verfluchtes Bein mir wieder erlaubt, es heimzusuchen."

Bei diesen Worten bewegte, schüttelte er den Fuß, der mit Blut besudelt, herabhing, und woran noch ein Stück von einem blauen Strumpf klebte, das durch das zerronnene Blut auf die Wunde wie geleimt war. Diese physische, brutale Stärke, ringend mit Schmerz, käm-

pfend mit Verzweiflung, dieser aller moralischen Empfindsamkeit beraubte Athlet, seiner eigenen Wuth überlassen, dieser Mensch ohne Gott, ohne Seele, den Zuckungen heftiger Qualen überlassen, von Zeit zu Zeit durch die feurigen Blitzstrahlen erleuchtet, die uns beständig umzuckten, boten ein Bild dar von dem gefallenen Erzengel, der in seiner finstern Höhle wüthete. Der Donner krachte immer mit derselben Stärke. Des Kranken Frau kniete neben seinem Bette, und rief ihm flehentlich zu:

„Lieber Billy, beruhige Dich doch ein wenig. Der Doktor geht fort, wenn Du noch länger so sprichst. Gott, mein Gott! ich bitte Dich, habe Erbarmen mit einer Unglücklichen.“

— Er will fortgehen? schrie der Boxer, indem er die Fäuste ballte. Er soll es nur versuchen, wenn er es wagt. Ich bin lahm, ich kann mich kaum erheben. Aber entgehen soll er mir nicht. Ich will ihn zerkneten mit meinen Fäusten, den ... Doktor. Ich will ihm Höflichkeit lehren, dem ... Doktor. Da ist mein Bein, Herr .... Arzt. Schnell gesagt, was ist damit anzufangen? Das Maul aufgethan, Herr Quacksalber, oder .... Doktor, wie Ihr Euch nennt. Rasch an's Werk, und nicht länger gezögert.

Meine erste Bewegung war gegen die Thür. Ich wollte mich entfernen, diese Bestie in Menschengestalt, die meiner Hülfe bedurfte, und mich mit Beschimpfungen darum ansprach, ihrem Schicksal überlassen. Aber ein Blick auf die in Thränen schwimmende, verzweifelnde Frau, und ich wendete mich wieder um, näherte mich, ohne ein Wort zu sagen, ohne ihn zu betrachten, dem Kranken, kniete am Bette nieder und versuchte es, den in der Wunde klebenden Strumpf abzulösen.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Wer es sucht, dem frommt's nicht immer,
Wer es hat, bekommt's nicht immer,
Wer's behält, der hat's nicht immer,
Bei der Macht hat's Platz nicht immer;
Wer's verdreht, der hat es nimmer;
Thor! der meint, er hab' es immer.
Ist's recht alt, so taugts nicht immer,
Doch verjüngt wird's oft noch schlimmer;
Wer es fest hält, läßt ihm immer
Freien Lauf, und hemmt es nimmer;
Wer es spricht, der sprichts nicht immer,
Doch wer's beugt, der bricht es immer.

Räthsel.

Ein Keller ist's in einem Haus,
Worin der Tod lau'rt aller Ecken;
Er schenkt nur selten Festwein aus
Den Helden, die sich drin verstecken.
Der Keller hat die Helden oft
In Feindeslager ausgespieen,
Und dies hat oft nicht unverhofft
Brod, Fleisch und Wein umsonst verliehen.
Der Keller hat die Helden wohl
Neu vor des Bleyes Wuth geborgen,
Doch eine Kugel, schwer und hohl
Kann drin erneu'n die bangsten Sorgen.
Sie bricht durch sein gewölbtes Dach,
Erhellet seine Nacht mit Flammen
Preßt selbst aus starker Brust ein Ach!
Und bettet Mann und Stein zusammen.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 2tes Stück.

Die Extreme des menschlichen Gefühls.

(Fortsetzung.)

Wie vorsichtig diese Verrichtung auch vorgenommen werden mochte, konnte sie dennoch nichts anders als sehr schmerzlich seyn. In dem Maße, als der Strumpf nachgab, unter der ihn lüftenden Haud, flogen des Patienten Muskeln; sein ganzer Körper lebte. Eine konzentrirte Wuth zog seine buschigen Augenbraunen zusammen. Schaum floß ihm aus dem Munde. Er schien lange mit sich zu kämpfen. Endlich brach er hervor.

„Doktor, elender, ungeschickter Quacksalber!“ schrie er, „Ihr versteht Euer Handwerk nicht. Ihr seyd ein jämmerlicher, schlechter Pfuscher. Ein Kind, ein Kind, würde sich besser bei der Sache benehmen, als Ihr. Laßt mich, laßt mich, geht zum Teufel, Höllendoktor! geht, und daß meine Augen Euch niemehr erblicken; versteht Ihr mich ...“

Er richtete sich auf, so viel er vermochte, ballte sei- Faust, und schien entschlossen, mir einen Boxerstreich zu versetzen. Ich machte meine ganze Kaltblütigkeit geltend, erhob mich, trat ein wenig bei Seite, und schrieb mit

Bleistift einige Worte an einen in der Nähe wohnenden Wundarzt, den ich genau kannte.

Nachdem ich das Billet der Frau zugestellt, mit der Weisung, den Bezeichneten holen zu lassen, wollte ich gehen, weil ich hier doch nichts mehr zu thun hatte. Aber die Unglückliche warf sich vor die Thür, hielt mich zurück, und beschwor mich, zu bleiben. Ihr Mann habe zu viel getrunken, sagte sie. Ich müsse nicht auf das hören, was er sage. Ich müsse ihm verzeihen. Morgen werde er mir danken für alles, was ich für ihn gethan. Haben Sie Mitleid mit ihm, schrie sie flehentlich. Sie sehen ja, er ist betrunken, und weiß nicht, was er redet.

„Geh her da! schrie der Boxer seiner Frau zu mit einer Donnerstimme. Sie gehorchte, und trat zu ihm. Er ergriff sie an der Schulter, und seine Herkuleshand schleuderte sie mit furchtbarer Gewalt bis zur Thür, wobei er ihr zurief:

„Fort, mir aus den Augen, verfluchtes Geschöpf... Ha, du sagst, ich sey betrunken (gräßlicher Fluch), ich betrunken, betrunken; hahaha! Ich bin nüchtern, wie Gott, als er die Welt geschaffen. Fort, im Augenblick fort, oder ich reiße Dir ein Glied nach dem andern vom Leibe."

Die arme Frau, im höchsten Grade erschrocken, überzeugt, daß ihr viehisches Ehegespann seine Drohungen zu erfüllen gewohnt sey, stürzte sich über Hals und Kopf die Treppe hinunter, und ließ mich mit diesem Verdammten allein. Der einzige Beweggrund, welcher mich vermochte zu bleiben, war, ich muß es gestehen, die Besorgniß, daß er sich von seinem Bett aufraffen, sich über mich herstürzen, und seine von Schmerz und Wuth noch mehr gesteigerte Kraft gegen mich geltend machen könne.

Ich verband seine Wunde, die ihn sehr schmerzen mußte, nachdem ich sie vorher mit warmen Wasser gewaschen, in Erwartung des Wundarzts, der auch bald er-

schien. Dadurch fühlte ich mich von einer großen Last erleichtert. Ich konnte mich endlich entfernen, und zu dem englischen Wesen zurückkehren, das noch meiner Sorgfalt bedurfte. Kaum hatte jedoch der Chirurg meine Bewegung bemerkt, als er mit bittender Stimme halblaut zu mir sagte: „Ich beschwöre Sie, zu bleiben.“ Er hatte dieselbe Besorgniß, wie ich.

Wir hatten viel Mühe, dem halbbetrunkenen Rasenden das Pflaster auf seine Verletzung zu binden. Nie stieß eines Menschen Mund gegen seinen Nächsten schmutzigere, abscheulichere, rohere Beschimpfungen aus. Das Gewitter dauerte ununterbrochen fort. Blitz und Schlag folgten fast unmittelbar auf einander. Ich vermuthete, daß dieses schreckliche Himmelsfeuer einen nachtheiligen Eindruck auf den Kranken machen könne, weßhalb ich eine der durchbrochenen Fensterladen verschloß.

„Wollt Ihr gleich die Fensterlade wieder aufmachen,“ schrie Billy, indem er einen fürchterlichen Fluch ausstieß. „Schnell, ohne Zögerung aufgemacht. Glaubt Ihr denn, ich fürchte mich wie mein Pferd, vor einem so elenden Blitz? Nein, nein, fuhr er fort, indem er immer wüthender schwor, ich fürchte mich nicht; ich will den Blitz sehen, der Schuld an meinem Beinbruch ist... Ich will ihn sehen, ihm fluchen, ihn recht nach Herzenslust verfluchen, wie den Gott, der ihn gemacht hat.“

Die Faust krampfhaft geballt, die Lippen mit Schaum bedeckt, hob er den Kopf empor. In demselben Moment erfüllte eine Fluth elektrischen Feuers das ganze Zimmer, das zugleich ein prasselnder Donnerschlag erschütterte. Der Wunderarzt, der den Boxer eingeladen, zu schweigen, sich zu schämen, so fürchterliche Gotteslästerungen auszustoßen, verstummte.

Auch der Andere schwieg, nach einem seinen Lippen entronnenen letzten Fluche. Ich hatte beide Hände vor die

Augen gehalten, um sie vor dem sprühenden Feuer zu sichern. Als ich wieder um mich blickte, sah ich den Boxer auf seinem Bette sitzend, die Arme vorwärts gestreckt, den Kopf zurückgeworfen, die Augen hervorspringend aus ihren Höhlen, das Gesicht leichenähnlich, die Augäpfel starr und ausgedehnt. Er erinnerte mich an Elymah, den Zauberer, eine der Personen eines Gemäldes von Raphael. Seine fest zusammengedrückten Lippen öffneten sich nicht mehr. Er war verstummt, ohne Bewegung. Der Gewitterstrahl hatte ihm sein Augenlicht geraubt.

Nach einer Pause der Erstarrung, des Schrecks, näherte ich mich dem unbändigen, dem jetzt willenlosen Menschen. Er ließ alles geschehen. Der Wundarzt und ich, wir untersuchten seine Augen. Ihre Unbeweglichkeit, ihre Fülllosigkeit waren vollkommen. Wir richteten mehrere Fragen an ihn. Er antwortete nicht, und fiel zurück auf sein Bett, wie eine starre, leblose Masse.

Ein dumpfes Gewinsel murmelte im Grunde seiner fliegenden Brust. Es war schaudererregend, dies Wimmern der Todesangst, des Schmerzes, der Wuth oder Reue zu vernehmen. Er wendete sich auf seinem Lager her und hin, drückte mit der Hand auf beide Augenwimpern, eine nach der andern, mit einer krampfhaften Bewegung, wonach er stumm und starr blieb.

Der Wundarzt konnte nun mit seinem Bein machen, was er wollte. So wüthend als kurz vorher der Boxer gewesen, niedergeschlagen, geduldig, fühllos gegen den heftigsten Schmerz zeigte er sich jetzt. Man kann sich denken, wie gern ich die Gelegenheit ergriff, dies Zimmer zu verlassen, um mich zu Helenen zu begeben, deren Schicksal mir so sehr am Herzen lag.

Helena war noch immer in demselben Zustande, als wo ich sie verlassen: ein noch athmender Leichnam. Die Senfumschläge hatten ihre Haut geröthet und verbrannt.

Die Schröpfköpfe hatten sehr stark gewirkt, ohne die Kranke ihrer Unempfindsamkeit zu entreissen. Ihre Augen waren verschlossen, die Wangen sehr bleich, der Mund geöffnet, wie um zu sprechen. Meine neben dem Lager ihrer jungen Freundin sitzende Frau, war vor Erstaunen stumm. Die Kammerfrau war noch so bestürzt, so ausser sich, daß sie durchaus nicht wußte, was sie that.

Ich forderte Licht. Zwei oder dreimal fuhr ich damit nahe an Helenens Augen vorüber. Ihre Augenlieder bewegten sich nicht. Ihre Augäpfel zogen sich nicht zusammen. Ich öffnete ein Federmesser, und machte eine Bewegung, wie um ihr damit in die Augen zu stechen. Sie zuckte nicht. Ihre Hand, die ich ergriff, war kalt und feucht. Ich drückte die Spitze des Messers auf die Nagelwurzel, den empfindlichsten Theil, vielleicht des ganzen Körpers. Vor ihrem Ohr machte ich das durchdringendste, das stärkste, das erschütternste Geräusch. Keines dieser Experimente hatte den mindesten Erfolg. So vieler nutzlosen Versuche müde, vertraute ich die Kranke einer herbeigerufenen Wärterin, mit dem Befehl, mich sogleich zu rufen, sobald sie die geringste Bewegung bemerke. Sodann begab ich mich in mein Kabinet.

Unverweilt schrieb ich nun an Helenens Mutter, und an des jungen Mädchens Bräutigam, Friedrich Dalwer. Ich beschwor beide, nicht einen Augenblick zu verlieren, und sogleich nach London zu kommen. Meine medicinischen Bücher, die ich nun durchblätterte, gaben mir beinahe keinen Aufschluß über den mich in so hohem Grade interessirenden Punkt. Ich forschte nach Hilfsmitteln, und fand nichts als phantastische Theorien, unnütze Klassiffizirungen, schwankende Hypothesen. An Geist und Körper ermüdet kehrte ich wieder zu Helenen zurück, um nochmals ihren Zustand zu beobachten, der unverändert derselbe war.

Ich hatte mich neben ihr Lager gesetzt, den Kopf in die Hand gedrückt, fruchtlos sinnend, was ich thun, was ich anfangen solle. Ein Chaos der heftigsten Empfindungen bestürmte mich. Es war mir unmöglich, länger in diesem Zimmer zu bleiben. Mit Thränen in den Augen suchte ich Ruhe, ohne sie zu finden. Eine unruhige Nacht folgte auf des Tages heftige Anregungen. Bald sah ich den Boxer, auf seinem Bette sitzend, von der Flamme des Blitzes, die ihm sein Augenlicht raubte, geröthet, und hörte ihn die entsetzlichsten Gotteslästerungen ausstoßen. Bald erblickte ich das unglückliche Mädchen im Sarge, mit offenen Augen und ausgestreckten Händen. Die Gegenstände vermischten sich sodann, und entsetzt schreckte ich empor.

Mein Bett wurde mir zur Qual. Ich begab mich wieder zu Helenen. Ihr Zustand hatte sich noch nicht verändert. Sie war beinahe noch blässer, als Tags zuvor. Mit Kummer bemerkte ich, daß die Senfumschläge nicht mehr die geringste Wirkung hervorbrachten, und daß die eisige Kälte der Extremitäten sich keineswegs verminderte. Doch schien es mir, daß durch eine kaum bemerkliche nervose Zusammenziehung die Nasenlöcher ein wenig verengt worden. Ich kitzelte ihr darin mit einem Pinsel, den ich zuvor in aufgelösetes Laugensalz getaucht. Wie stark reizend dies Mittel auch sey, blieb es dennoch ohne alle Wirkung.

Ich wußte durchaus nicht mehr, welch Mittel ich noch in Anwendung bringen solle. Nach langem Ueberlegen entschloß ich mich endlich, ein Fontanell längs dem Rückgrat aufzulegen. Vielleicht, dachte ich, wird diese heftige Aufregung des ganzen Nervensystems über ihre Lethargie triumphiren. Bevor ich jedoch dazu mich entschloß, wollte ich darüber noch mit einem berühmten Arzt, dem Doktor A***, sprechen, der mein Freund war, und

der über die Starrsucht ein langes Studium angestellt, mich besprechen. Schon um 8 Uhr Morgens war ich bei ihm. Auf seine Frage, wie ich die Kranke behandelt habe, theilte ich ihm genau und umständlich mein ganzes Verfahren mit. Er billigte es, führte mir zugleich aber mehrere Beispiele von Starrsucht an, die fast alle den Tod zur Folge gehabt. Ich will nur einige andeuten, wovon ich am meisten betroffen wurde.

„Es ist, sagte mein Freund, „keine eigentliche Krankheit, sondern sozusagen eine pathologische Anomalie. Dr. Cullen will keine wirkliche Starrsucht anerkennen. Er verwechselt sie mit dem Schlagfluß, und betrachtet alle Beispiele von Katalepsie, welche man bisher aufgestellt, als illusorisch. Ich kann ihm nicht beistimmen, und denke mit Van Swieten, daß diese Versteinerung des Daseyns, wodurch alle Glieder erstarren, alle Bewegungen gehemmt, alle intellektuellen Kräfte gelähmt werden, ohne den Blutumlauf zu verhindern, ohne das Leben zu erlöschen, wie selten es auch sey, doch reell ist, und aufmerkmerksam beobachtet zu werden verdient. Parazelsus nennt dergleichen Krankheiten attoniti (niedergedonnerte), eine Bezeichnung, die vollkommen passend ist für sie. Van Swieten vergleicht das Gesicht der Starrsichtigen mit einem Medusenhaupte, das diejenigen, welche es betrachten, mit Bestürzung schlägt.

. . . . . Medusae
Saxifici vultus“

— Haben Sie selbst Starrsüchtige behandelt? fragte ich.

„Ohne daß es mir gelungen, sie zu retten. Folgendes ist das merkwürdigste Krankheitsspiel dieser Art, welches sich mir dargeboten. Vor ungefähr fünf Jahren wurde ich zu einem jungen Frauenzimmer gerufen, das von Starrsucht befallen worden war. Bei meinem Ein-

tritt fand ich die Person sitzend, den Körper grade, den Kopf ein wenig geneigt, in der einen Hand ihre Stickarbeit, in der andern eine Nadel, die noch in einer Masche steckte.

„Es war etwas höchst Interessantes und Rührendes, diese belebte Bildsäule in einer einfachen, natürlichen Stellung zu sehen, die Stirn klar und heiter, das Gesicht sehr blaß, das Athemholen unbemerklich. Kunst und Einbildungskraft vermögen nichts Aehnliches zu erzeugen. Versuchte man es, eins ihrer Glieder in eine andere Lage zu bringen, so gab ihr ganzer Körper nach, wie eine Marionette.

„Ich öffnete langsam eines ihrer Augenlieder. Des Augapfels Regenbogen zitterte und schillerte. Allmählig senkte und verschloß sich das Augenlied wieder. Ich wiederholte dies Experiment, und näherte ihren Augen eine brennende Lampe. Die Iris zog sich stark zusammen, und das Augenlied zuckte krampfhaft hinab.

„Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft hatte ihre Stellung sich verändert. Aber auf einmal, ohne sich zu bewegen, ohne sogar die Lippen zu öffnen, sang sie. Ein schottisches Lied, von klagender Bewegung, dessen Melodie sie richtig betonte, ohne jedoch die Worte auszusprechen, das war ihr sonnambulischer Gesang. Nach einer kurzen Pause sang sie, indem sie sehr deutlich die Worte aussprach, die Romanze Othello's:

Assisa al pie d'un salice.

„Nach derselben Beendigung, und einer abermaligen Pause, stimmte sie ein sehr schmachtendes Lied an, dessen Verfasser mir unbekannt ist. Eine tiefe Leidenschaftlichkeit, eine heftige Schmermuth athmeten in dieser traurigen Gesangsprache. Ich erstaunte nicht mehr über ihren Zufall, als ich erfuhr, daß getäuschte Liebe diese nervose Krankheit verursacht, deren letzter Paroxismus etwas so

Befremdendes hatte. „Fünf Minuten nachher drang ein langer, tiefer Seufzer aus ihrer Brust. Ihre Glieder dehnten sich. Sie fuhr mit den Händen nach den Augen, und brschwerte sich, sie nicht öffnen zu können. Ihr ganzer Körper zitterte heftig. Sie versuchte, sich zu erheben, war es aber nicht im Stande.

„Als sie ihr Gedächtniß und ihre Handlungsfähigkeiten wieder gewonnen, beschrieb sie uns alle Symptome ihres Uebels, Alles, was sie gelitten und gefühlt. Der Krampf erneuerte sich bald wieder, doch unter einer andern Form. Ihres Gesichts Ausdruck war leidenschaftlich. Von Zeit zu Zeit stieß sie unverständliche Worte, und schmerzliches Geschrei aus. Ein Schlagfluß beendete ihr Leben.

„Ohne jener Phänomene des Nervensystems zu gedenken, die von Marktschreierei oder Fanatismus mißbraucht werden, und die man sehr bezweifeln kann (denn wer könnte den Kranken des Doktor Petetin von Lyon, dessen Kranke durch den Magen sehen, hören und fühlen, Glauben beimessen), hat einer meiner Kollegen, der lange Wundarzt bei einem der Regimenter unserer Armee in Spanien gewesen, mir eine eben so sonderbare, als merkwürdige Thatsache dieser Art erzählt.

„Ein Franziskanermönch, der zu Fuß in Asturien reisete, stürzte ohne Bewußtseyn nieder, weil der Blitz zwei Fuß vor ihm eingeschlagen. Andere Reisende, die ihn für todt hielten, brachten ihn nach einem Kloster, wo ihn in einem offenem Sarge, nach dem Gebrauche in Spanien, mitten in der Kirche ausstellte. Rings um ihn brannten Kerzen, das de profundis erschallte, als der Mönch plötzlich aus seiner Lethargie erwachte, die Arme ausstreckte, das Leintuch schüttelte und sich aufrichtete in dem Sarge, der sich über ihm, einige Minuten später, auf immer verschlossen haben würde.

„Im Allgemeinen sind die Frauen mehr als die Männer dieser Art Hysterie unterworfen. Ableitende Mittel sind da am zweckmäßigsten. — Ist Ihre Kranke heut Abend noch nicht zur Besinnung gelangt, würde ich Ihnen rathen, Gebrauch von der galvanischen Säule zu machen. Ist sie Musikliebhaberin?

— Leidenschaftlich.

„So muß man mit Musik einen Versuch anstellen. Wenn die Säule Volta's ihr Nervensystem erschüttert hat, muß man Musik machen. Sie haben eine Orgel, deren Baßtöne herrlich sind. Wir wollen uns ihrer heut Abend bedienen.“

Mein Freund versprach mir, am Abend sich bei mir einzufinden, um einen Versuch mit der galvanischen Zurüstung vorzunehmen. So entschlossen ich auch scheinen mochte, war ich doch sehr besorgt. Ich erinnerte mich eines Umstandes, der mir einen großen Schreck verursachte.

Es war gegen das Ende Septembers 1808. Ich studierte die Anatomie zu London. Ein gewisser Caster war am Morgen gehängt worden, und man hatte seinen Körper den Wundärzten überliefert. Der Strick, womit er erhängt worden, befand sich noch um seinen Hals. Man lösete ihn ab, und nahm ihm die Mütze von dem gräßlich verzogenen Gesichte. Er trug noch seine Barchentjacke, seine Hosen, von altem, blauem Manchester, und seine schwarze Weste. Als Mörder zum Tode verurtheilt, konnte man in seinem Gesichte die charakteristischen Züge des tiefgewurzelten Verbrechens erkennen.

Als der erste Schlag der galvanischen Säule diesen Leichnam traf, erhob er sich in sitzender Stellung, riß den Mund auf, zeigte zwei Reihen weißer, fletschender Zähne, bewegte die Arme, stieß damit einen der ihm zunächststehenden über den Haufen, rollte drohend seine funkeln=

den Augen, und schien auf dem Punkte, sich auf uns zu stürzen.

Wir alle bebten um einige Schritte zurück, fest überzeugt, daß der Hingerichtete wirklich wieder ins Leben zurückgekehrt sey. Es vergingen mehrere Minuten, bevor der Körper wieder leblos auf den Tisch fiel. Diese Szene hatte uns alle sehr angegriffen. Ein junger Student war in Ohnmacht gefallen. Wir hatten Mühe, uns wieder zu sammeln.

Und nun sollte ich einem so heftigen Schlage ein zartes Mädchen unterziehen, in der unsichern Hoffnung, es zu retten. Ich fand die Arme noch viel bleicher. Es war unmöglich, ihr einen Löffel voll stärkender Essenz beizubringen. Die Wärterin hatte Helenas Hände über ihrer Brust zusammengelegt. Ihr Gesicht war gegen die Wand gewendet. Der noch lebende aber besinnungslose Körper blieb in der Lage, welche man ihm zu geben für nöthig erachtete[illegible]

Alle bish[illegible]wandten Mittel waren durchaus fruchtslos geblie[illegible]an konnte ihr keinerlei Nahrungsmittel beibringen. Ihre immer zunehmende Blässe ließ besorgen, daß dieser Zustand der Starrsucht nur durch den Tod beendigt werden dürfte, und vielleicht noch früher, als Mutter und Verlobter ankommen würden.

Gegen Abend kam der Doktor A***. Ich erhob die Ohnmächtige, und verlieh ihr eine sitzende Stellung. Sie war, selbst in ihrer Leblosigkeit, noch zum Entzücken schön. Ihre Augen standen offen und waren glänzend. Es war etwas Schreckliches in ihrem Ausdruck, wie man es in den Blicken der mit der fallenden Sucht behafteten Personen bemerkt. Ihre von uns erhobenen Arme gaben nur langsam nach. Es ist mir unmöglich, die Leerheit, den erstaunten Ausdruck, die Marmorkälte dieses Gesichts zu beschreiben.

Nach Entfernung der Wärterin brachte ich die galvanische Zurüstung. Kaum wurde der erste Schlag fühlbar, so strömte das Blut in die Wangen, und von dort in die Stirn. Die Augenlieder bewegten sich heftig. Der Mund öffnete sich. Sie blickte um sich, und schien bereit, aus dem Bette springen. Ich glaubte, sie neige sich gegen mich, Sie wolle mit mir sprechen. Sie erkenne mich.

„Helena, Helena!“ rief ich, und schloß sie in meine Arme. „Liebe Helena! sagen Sie ein Wort, ein einziges Wort. Sagen Sie nur, daß Sie leben.“

Ach, es war ihr unmöglich, irgend ein Wort auszusprechen. Sie verfiel in die vom Galvanismus verursachten Zuckungen, deren Anblick so herzzerreissend ist. Ich machte mir die Grausamkeit dieses Experimentes zum Vorwurfe. Hätte der heftigste Schlag ihre letzte Lebenskraft gebrochen, ich würde es mir nie haben verzeihen können. Ich betrachtete traurig meinen Freund, der, eben so bestürzt wie ich, sich gesetzt hatte, ohne zu wissen, was ferner zu thun sey.

„Glauben Sie,“ fragte er nach einer Pause, „daß der Blitz dem armen Mädchen die Sehkraft geraubt?“

— Es ist mir unmöglich, darüber eine bestimmte Idee zu haben. Ihrer Augapfel Unbeweglichkeit möchte es beinahe vermuthen lassen.

„Welche Lage. Und Sie erwarten ihre Mutter?“

— Stündlich. Auch ihr Verlobter soll eintreffen. Ich muß jeden Augenblick seine Ankunft erwarten.

„Großer Gott,“ rief mein Freund, und schlug die Hände zusammen: „wie viel Unglück auf einmal. Welch Chaos von Jammer jeder Art. Armer Mann, werden Sie nicht unter so viel Schmerz erliegen. Fassen Sie Muth. Ich bin genöthigt, Sie zu verlassen, um nicht meine Kranken zu vernachlässigen. Sobald Ihnen je-

doch etwas Beruhigendes zustößt, lassen Sie mich auf der Stelle rufen".

Ich mag den Leser nicht länger ermüden mit Beschreibung eines Zustandes, der sich in nichts veränderte. Was ich auch thun mochte, die Starrsucht, welche sich aller physischen Eigenschaften Helenas bemächtigt hatte, blieb dieselbe ohne die mindeste Veränderung. Man brachte mir einen Brief. Er war von Friedrich Dalwer, an Miß Helena W*** gerichtet. Der Poststempel bewies, daß er von Lincoln kam, und nicht von Oxford, was meine Verwunderung erregte. Ich öffnete ihn. Der Inhalt war leicht, scherzend, sogar etwas spöttelnd. Friedrich hatte sich nach Lincoln begeben, um der Vermählung einer seiner Verwandten beizuwohnen. Er schrieb an seine Verlobte:

. . . „Ich hoffe, liebe Helena! daß das jüngste Gericht und seine Trompeten Ihnen das ganze Leben, die volle Grazie, allen den Liebreiz gelassen, wodurch Sie so sehr sich auszeichnen. Da ich Alles liebe, was Ihnen eigenthümlich ist, würde ich in Verzweiflung gerathen, Sie glauben mir das wohl, wenn ein schöner Engel auf seinen Flügeln Ihnen auch nur den schwächsten Theil Ihres Selbsts geraubt hätte. Sie haben indessen eine schwere Sünde auf dem Gewissen. Sie haben mir ziemlich kalt Lebewohl gesagt. Sie verdienen also den ganzen göttlichen Zorn, und ist der Himmel gerecht, werde ich bald beauftragt seyn, ihn zu rächen; u. s. w."

Bei Lesung dieses Briefes zerschmolz meine Frau in Thränen. Ich schrieb sogleich an Friedrich nach Lincoln, daß seine Gegenwart in London und in meinem Hause dringend nothwendig sey.

Zur Vermehrung unsers Kummers war Helena's Zustand bekannt geworden, und wurde auf die empörendste Weise entstellt. Die Zeitungen bemächtigten sich die-

ser Neuigkeit, die sie mit ihren Glossen begleiteten. Arme Helena! Ein Gegenstand der öffentlichen Neugier zu werden. Das war zu viel. Diese Idee betrübte mich ausserordentlich. Ich konnte nicht meinen Blick auf sie heften, ohne in Thränen auszubrechen.

Der Dekan von Winchester, Vater einer meiner Kranken, bemerkte meine große Niedergeschlagenheit, und fragte mich nach derselben Ursache. Ich erzählte, was sich ereignet hatte. Er hörte aufmerksam zu und schien tief gerührt. Als ich geendet hatte' fragte er:

„Warum haben Sie nicht die Wirkung der Musik versucht?"

Ich gestand, daß die schreckliche Wirkung der galvanischen Bewegung mich so bestürzt gemacht, daß ich alles andere darüber vergessen, und daß er jetzt erst dies Mittel mir wieder ins Gedächtniß rufe.

„Man muß es versuchen," fuhr er fort. „Verzeihen Sie es einem alten Diener des Herrn, wenn ich auch noch einen religiösen Gedanken in Rede stelle. Sollte die Kraft des Gebetes nicht fruchten können? Lassen Sie uns Gottes Hilfe anrufen; das schadet nie."

Ich schwieg sinnend. Er redete weiter:

„Ich bin kein Fanatiker; Sie wissen das. Meine Vernunft ist erwägend, meine Einbildungskraft ruhig. Ueberspannung jeder Art ist mir zuwider. Aber wenn alle menschliche Hilfe eitel ist, wenn unser Nachsinnen und unsere Kraft erschöpft ist, was soll man dann noch thun, wo nicht sich Gott zuwenden? Bewilligen Sie mir also mein Anliegen. Heute Abend will ich Ihrer Kranken gegenüber unsere Gebete lesen, und vor oder nachher kann man auf Ihrer Orgel spielen. Haben Sie das Unglück, das Mädchen zu verlieren, dürfen Sie sich wenigstens nicht den Vorwurf machen, einen so unschuldigen

Versuch, ein so gefahrloses Experiment unterlassen zu haben."

Ich gab nach. Des Greises Worte hatten mich erschüttert. Die feierliche Zeremonie, die ich unter andern Umständen abgelehnt haben würde, fand statt um 8 Uhr Abends. In der Zwischenzeit war die Mutter angekommen. Welche Scene! — Ich entfernte Mistriß W***, durch die ich erfuhr, daß schon einige ähnliche Fälle in ihrer Familie sich ereignet, und daß Helena's Großmutter acht Tage in todtenähnlicher Erstarrung gelegen.

Ein Bedienter erhielt den Befehl, meinen Kollegen, den Doktor A *** und Helena's Musiklehrer einzuladen, bestimmt um 8 Uhr Abends sich bei mir einzufinden. Ich ließ, die Orgel, worauf die Kranke oft gespielt, in den Saal tragen. Unsere letzte, schwache Hoffnung war noch auf dies Mittel begründet. Schlug es fehl, so öffnete sich vor der Unglücklichen das Grab. Mein Herz blutete. Die bestimmte Stunde schlug. Ich hörte des Dekans Kutsche vor der Thür halten und ging ihm entgegen. Einige Minuten später kam der Musiklehrer, sodann der Doktor. (Schluß folgt.)

Charade.

1.

Das Feuer, das die Seufzer kocht
Und Thränen durch die Augen preßt,
Der Feind, dem ihr es nie vergeßt,
Wenn ihr nichts gegen ihn vermocht.

2.

Der Feind, der jenes Feuers Wuth
Schnell dämpft und jene Presse bricht;
Er zeugt und schafft Euch manches Gut
Mit starkem Arm und Geisteslicht.

Digitized by Google

1. 2.

Doch wenn auch er nicht helfen kann
Zum liebsten Gut, das ihr vermißt,
So sidelt sich das Ganze an;
Ein Menschenherz sein Stübchen ist.

Räthsel.

Nahe bleibt der Gott, den sie entfernt.
Tiedge.

Jüngst hab ich Euch von einer Fee erzählt,
Die niemals Euch mit einem Bild betrübte;
Heut hab ich eine Andre mir erwählt,
Die Euch und mich schon oft im Sinnen übte.

Sie soll wohlthätig seyn; mir ist sie's nicht,
Sie ist es keinem, der es wagt, zu lieben;
Mir ist der Nebel, den sie wirkt, so dicht!
Kein Strahl der Sonne weiß sich durchzuschieben.

Wie ist der Nebel, den sie wirkt, so kalt!
Wie hält er warme Herzen, ach! so ferne
Wie macht er mich, der eben jung war, alt,
Wie trübt er mir die hellen Augensterne!

»Du sagst ja, habest sie dir selbst gewählt.«
Ach ja, weil sie mich schon zuvor umgeben,
Er weiß, wen sie zu ihren Sklaven zählt,
Nichts Besseres zu thun, als ihr zu leben.

Was, ausser mir, mich störte, hält sie fern,
Will stillen auch mein Herz mit ihrer Stille,
Das gäb ich hin an solche Ruhe gern,
Allein mir fehlt dazu sein eigner Wille.

O Liebe! kehrtest du nur mir zurück;
Wie schnell die stumme Fee verschwinden würde!
Die Heitre bilebe, bis ein selig Glück,
Auf ewig mich mit dir verbinden würde.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 3tes Stück.

Die Extreme des menschlichen Gefühls.

(Schluß.)

Der Dekan setzte sich an einen Tisch, auf welchem die Bibel und ein Gebetbuch lagen. Mit Hilfe dreier Bedienten brachte ich die Kranke, welche meine Frau angekleidet hatte, in den Saal. Eine schon etwas bläuliche Blässe bedeckte ihr Gesicht, das seit vier und zwanzig Stunden sehr mager geworden. Nicht ohne Rührung, selbst nicht ohne einen Anflug von Angst, konnte man diese eingefallenen Wangen, dieses schmerzhaft verzogene, schwermüthige, unbewegliche Gesicht betrachten. In einen großen weißen Shwal gewickelt, ihr schwarzes Haar in einer weißen Haube verborgen, mit geschlossenen Augen, gefalteten Händen, bleicher als die Wäsche, womit sie bekleidet war, schien sie mehr ein Leichnam, als ein lebendiges Wesen. Ich streckte sie auf dem langen Sessel aus, den man zwischen den Dekan und die Orgel gestellt. Doktor A*** setzte sich zur Rechten, ich zur Linken der Kranken. Der Geistliche gab dem Organisten ein Zeichen, daß er beginnen könne.

Alles schwieg. Die erhabene Hymne Dr. Martin Luthers: „Eine veste Burg ist unser Gott," entströmte

der Orgel in majestätischen Tönen. Meine Augen waren unverwandt auf Helenen geheftet. Sie blieb unbeweglich. Kein leises Zucken in ihren Mienen. Ich verzweifelte an dieses Unternehmens Erfolg. Was nun beginnen? Ich fühlte einen Schmerz im Gehirn, wie wenn nutzloses Sinnen und Grübeln über diesen schrecklichen Umstand mich endlich wahnsinnig machen wolle.

Als der Dekan sich erhob, knieten alle nieder. Er las mit langsamer feierlicher, etwas zitternder Stimme zuerst den 71. Psalm: „Herr, ich traue auf Dich, rc.“ Sodann ergriff er der Kranken starre Hand und sprach folgende Verse aus dem achten Kapitel des Evangelisten Lukas:

„Und da er noch redete, kam einer vom Gesinde des Obersten der Schule, und sprach zu ihm: Deine Tochter ist gestorben, bemühe den Meister nicht.

„Da aber Jesus das hörte, antwortete er ihm und sprach: Fürchte dich nicht; glaube nur, so wird sie gesund.

„Da er aber in das Haus kam, ließ er Niemand hineingehen, denn Petrum und Jakobum und Johannem, und des Kindes Vater und Mutter.

„Sie weinten aber Alle, und beklagten sie. Er aber sprach: Weinet nicht. Sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft.

„Und sie verlachten ihn, wußten wohl, daß sie gestorben war.

„Er aber trieb sie Alle hinaus, faßte das Mädchen bei der Hand, rief und sprach: Kind, stehe auf!

„Und ihr Geist kam wieder, und sie stand alsobald auf...“

— Haben sich nicht Helenna's Lippen bewegt; hat ihr Mund sich nicht geöffnet? Ich glaubte es, und neigte mich über sie. Doch meine Einbildungskraft hatte mich getäuscht. Kein Zeichen verkündete ihres Bewußtseyns

Wiederkehr. Beim fünften oder sechsten Verse wurde der Dekan durch ein großes Geräusch unterbrochen. Man schlug mit Heftigkeit an die Hausthür. Friedrich Dalwer stürzte herein, die Kleider in Unordnung, ganz verstört, mit Staub bedeckt.

Helena, rief er, Helena!

Beim Anblick des bleichen, unbeweglichen Körpers seiner Geliebten stürzte er besinnungslos nieder. Als er wieder zu sich gekommen, umschlang er sie mit seinen Armen, drückte sie heftig an sich.

„Du willst nicht mit mir sprechen, Helena! Du willst nicht," rief er ausser sich. Sein Benehmen war das eines Wahnsinnigen. Ich trug die Unglückliche, die bei dieser ganzen erschütternden Scene unbeweglich geblieben, wieder auf ihr Bett...

Wozu noch länger die Beschreibung aller der schmerzlichen Ereignisse fortsetzen, welche an jedem neuen Tage neue Qualen erzeugten. Unaufhörlich Gemälde aufstellen, welche dieselben Farben, besonders denselben düstern Schattenschlag erfordern, das ist eine traurige Aufgabe, die meine Kräfte übersteigt.

Beeilen wir uns, zur Entwickelung dieses schrecklichen Drama's zu gelangen. Nach einem starken Aderlaß wurde Friedrich seines Verstandes wieder mächtig. Von einem hitzigen Fieber befallen, mußte Helena's Mutter das Bett hüten. Am Morgen nach unserm letzten fruchtlosen Unternehmen, erhielt ich den Besuch des alten Dekans. Wir begaben uns in der Kranken Zimmer. Alles verkündete, daß bald wirklicher Tod auf den anscheinenden folgen werde. Seit dieser Krisis Beginn hatte man Helenen keinerlei Nahrungsmittel beibringen können. Die stärkste Organisation hätte endlich einer so lange anhaltenden Entbehrung unterliegen müssen.

„Wissen Sie," sagte der Geistliche, indem er halblaut zu mir sprach, „welch sonderbarer Gedanke mir diesen Morgen eingekommen? Ist es nicht möglich, nicht wahrscheinlich, daß in dieser Erstarrung aller physischen Eigenschaften Ihre Kranke alle ihre seelischen Kräfte bewahrt, und sehr genau bemerkt, was um sie her vorgeht, und was wir mit ihr vornehmen?"

Ein leises Beben überschlich meine Glieder bei diesen Worten. Ich erinnerte mich, daß in den meisten Fällen von Starrsucht, welche den Aerzten zu heilen gelungen, die Kranken später von Allem Rechnung abgelegt, was man, während ihrer Ohnmacht, um sie her gesagt und gethan.

— Armes Kind, rief ich. Wenn Du uns hörst, wie sehr Du leiden magst.

Man klopfte an der Thür. Ich öffnete, um zu sehen, wer da sey. In demselben Augenblicke stieß der Dekan einen unwillkührlichen Schrei aus. Ich wendete mich gegen ihn. Er war auf einen Stuhl am Fenster gesunken. Heftige Bewegung, Erstaunen, Schreck war in seinen Zügen zu lesen. Stumm und zitternd winkte er gegen das Lager. Mein Blick folgte diesem Winke. Die Kranke, welche ich einige Augenblicke vorher starr, unbeweglich, mit verschlossenen Augen gesehen, war noch in derselben Lage. Aber ihre Augen standen weit offen, und funkelten mit ungewöhnlichem, unnatürlichem Glanze. Ein Strom dicken, dunkelrothen Blutes floß ihr aus Mund und Nase. Nie hat sich mir ein ergreifenderer Anblick dargeboten. Ich war wie versteinert, und vermochte weder vor- noch rückwärts zu schreiten, noch mich zu setzen. Endlich war der Zauber gehoben. Die Starrsucht war endlich gebrochen.

Ich rief alle Dienstbothen, ließ den Dekan in ein Nebenzimmer bringen und ihn verpflegen. Sodann wusch

ich mit einem Schwamm und lauwarmen Wasser Nase und Mund der Kranken, wodurch die wohlthätige Ausströmung des Blutes begünstigt wurde.*)

Der erste Laut, welcher aus ihrer Brust sich emporarbeitete, war ein langer Seufzer. Es war, wie wenn noch eine schwere Last auf der Kranken ruhe, und sie erst nach Beseitigung derselben frei werde athmen können. Allmählig verschlossen sich ihre Augenlieder. Sie wendete langsam den Kopf, und bewegte eine ihrer schwachen, zitternden Hände gegen ihr Gesicht.

Nach einem zweiten Seufzer öffnete sie aufs Neue die Augen, deren Ausdruck, zu meiner größten Freude, wieder natürlich und ziemlich lebhaft war. Sie schaute prüfend um sich, betrachtete aufmerksam ihres Bettes Vorhänge, und drückte, wie von dieser Anstrengung ermüdet, die Augenlieder abermals zu. Mit vieler Mühe vermochte sie einen kleinen Löffel voll Wasser, mit ein wenig Branntewein versetzt, hinunter zu schlürfen. Ich ließ ein Fußbad zubereiten, um den Blutumlauf gleichmäßiger zu machen. Ueber sie gebeugt, beobachtete ich alle Bewegungen ihres Gesichts mit eben so großer Aufmerksamkeit als Angst. Ich küßte sie auf die Stirne, und flüsterte ihr zu:

„Helena, wie befinden Sie sich?

Sie wendete sich gegen mich, öffnete ihre Augen, deren Blick schmerzhaft und traurig war, bewegte leise den Kopf, und antwortete nichts.

---

*) Dieser Umstand scheint zu beweisen, daß das beste Mittel, welches bei hartnäckiger Starrsucht in Anwendung gebracht werden sollte, in mäßiger Erschütterung bestehen müßte, und daß man, zur Erreichung dieses Zweckes, den Kranken in einen nicht zu sanften Wagen bringen, und so lange mit ihm herumfahren müßte, bis man eine entscheidende Veränderung in seinem Zustande bemerkt.

„Leiden Sie?“

Ein Halblächeln flog über ihre Lippen, doch betonte sie keine Silbe. Ich begriff, daß die Erschöpfung ihrer Kräfte Ruhe nothwendig mache. Ein schmerzstillendes Mittel wurde ihr tropfenweis beigebracht. Ich begab mich sodann in mein Kabinet, nachdem ich den Geistlichen, der durch diese unerwartete Wiederbelebung sehr erschüttert worden, bis zur Thür begleitet. Bis um ein Uhr Nachts blieb ich mehr träumend als nachdenkend über der Kranken Zustand, wonach ich mich zu ihr begab. Obgleich ich sehr leise auftrat, fuhr sie doch plötzlich auf aus ihrem Schlummer, als ich an ihr Lager trat. Sie hatte die ganze Zeit geschlafen.

Der Blick, womit sie mich betrachtete, war wieder derselbe milde, zärtliche, enthusiastische Blick, den ich so oft bewundert, und dessen Ausdruck nur ihr eigenthümlich war. Endlich fand ich sie wieder, wie sie früher gewesen. Mein Herz hüpfte vor Wonne. Nachdem sie mich ziemlich lange und aufmerksam betrachtet, schien sie mich wieder zu erkennen. Ihre Lippen bewegten sich unmerklich, einige Worte lispelnd, deren Sinn ich mehr errathen als hören konnte.

„Küssen Sie mich.“

Ich drückte einen väterlichen Kuß auf dieses Engels Stirn. Meine Thränen flossen.

„Weinen Sie nicht,“ sagte sie eben so leise als zuvor, zog ihre bebende Hand unter dem Bette hervor, und legte sie in die meinige. Ich drückte ihre mager gewordenen, beinahe durchsichtigen Finger mit einer Rührung, die sich nicht beschreiben läßt. Sie sah meine Bewegung. Ihre Augen wurden feucht. Sie gab sich Mühe, zu sprechen. Ich bat sie, ruhig zu bleiben, zu schweigen, bis sie ihre Kräfte wieder erlangt habe. Darauf verließ ich sie, um ebenfalls ein wenig Ruhe zu suchen. Von wel-

cher Last ich mich nun frei fühlte, mit welcher herzlichen Freude ich meiner Frau diese Neuigkeit mittheilte, wird man, auch ohne meine Andeutung, sich leicht denken können.

Die Wärterin hatte meine Kranke die Nacht über sorgsam bewacht, und ihr von Zeit zu Zeit einige magenstärkende Tropfen eingegeben. Am nächsten Morgen fand ich sie viel stärker, als ich gehofft.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte sie mich bei meinem Eintritt mit einer Stimme, deren Ausdruck und Festigkeit mein Erstaunen erregten. Ich wünschte ihr Glück über diese günstige Veränderung, und setzte mich neben ihr Lager.

„Das Gewitter ist vorüber?“ fragte sie nach einer ziemlich langen Pause.

— O schon lange, lange, gutes Kind, entgegnete ich.

Sie wußte nichts von Allem, was seit dem gewaltigen Blitz und Donner, die ihre Starrsucht veranlaßt, sich ereignet hatte. Sie hatte keine Ahnung, weder von ihrer Lethargie, noch von der Gefahr, der sie so lange ausgesetzt gewesen. Es war ihr unbegreiflich, daß seitdem so viel Zeit verstrichen seyn sollte. „Also ist Niemand von ihrer Familie krank?“ fragte sie. „Wo ist Ihre Gemahlin?“

— Sie wird gleich kommen.

„Und Niemand ist verletzt?“

— Niemand.

„Großer Gott, wie sehr habe ich mich gefürchtet.“

— Sprechen Sie davon nicht.

„Und die Welt ist nicht... Es hat sich nichts ereignet? Alles ist noch, wie es gewesen?“

Ihre Blicke befragten mich mit einer Neugier, mit einem Interesse, die sich bei ihr an eine fixe Idee zu knüpfen schienen.

— Sie fragen mich, ob das Ende der Welt...

„Ja, ja."

— Nein. Es war nur ein sehr starkes Gewitter.

„Und jetzt ist es vorüber?"

— Längst vorüber. Sie können vollkommen ruhig seyn. —

Vergebens bemühte ich mich nun, die Unterhaltung abzuwenden von diesem Gegenstande, der, wie ich sah, sie noch ausserordentlich beschäftigte. Ich fragte, ob sie Hunger habe? Sie antwortete nicht auf meine Frage, sondern beharrte unveränderlich bei ihrem frühern Gedanken.

„Haben Sie je einen Blitz wie jenen gesehen?"

— Er war schrecklich.

Ja, wirklich erschrecklich; das ist das rechte Wort... Und durch den Blitz, durch sein überirdisches Feuer habe ich so entsetzliche Gestalten gesehen... Sie haben davon keinen Begriff..."

— Sie reden wie ein Kind. Was können Sie vernünftigerweise gesehen haben?... Schweigen Sie.

„O Herr Doktor! ich habe Sie gesehen; wirklich gesehen, mit meinen leiblichen Augen gesehen. Sie kamen mir näher, immer näher; o!"

Bläuliche Blässe und hohe Röthe wechselten rasch hinter einander in ihrem Gesicht. Ihre Stimme zitterte. Ich gebot ihr, mit strengem Ton, solcher Gedanken sich zu entschlagen. Sie hörte nicht auf mich. Im Hinbrüten versunken, schien sie nur mit einer einzigen Angelegenheit beschäftigt. Auf einmal wendete sie sich wieder gegen mich mit den Worten:

„Sagen Sie Friedrich, diesen Abend zu kommen. Ich muß ihn sehen. Ich habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen."

Der Schwung, die Energie, womit diese Worte ausgesprochen wurden, machten mich äusserst bestürzt. Niemand hatte sie von Friedrichs Anwesenheit in London unterrichtet, das wußte ich bestimmt. Sie hätte ihn nirgends anders als in Oxford vermuthen können. Wie hatte sie nun seine Zurückkunft errathen? Begann Wahnsinn sich ihrer zu bemächtigen? —

Ich ging, um mich anzukleiden, und meine Krankenbesuche zu machen. Vorher sah ich sie noch einen Augenblick. Sie schien sich wohl zu befinden. Ihre Haltung war ruhig, gelassen. Als ich ihr sagte, daß ich ausgehen wolle, winkte sie mit der Hand, und wiederholte mit feierlichem Ton:

„Diesen Abend muß ich Friedrich sehen."

Sodann wendete sie sich um, wie wenn ihr ganzes Verlangen, alle Wünsche ihrer Seele, von dieser alleinigen Bedingung umschlossen seyen.

Ich gab nach, und eilte zu dem jungen Mann, der zwar noch sehr schwach, doch im Stande war, aufzustehen. Schweigend hörte er meine Benachrichtigung. Die Wonne, welche eine so glückliche, so unerwartete Nachricht ihm verursachte, verkündete sich weder in Thränen, noch in Freudengeschrei. Sie war stumm. Höchst erstaunt über die von Seiten Helenas an ihn ergangene Einladung, und meinem beigeführten Kommentar, fragte er endlich:

„Wie, Niemand hat ihr gesagt, daß ich hier sey?"

—Ich bin dessen gewiß.

„So müssen Sie gestehen, daß diese Errathung von Seiten der Kranken etwas Befremdendes hat. Was meinen sie, soll ich zu ihr gehen?"

— Ich halte es für nothwendig. Ihr Ausbleiben könnte vielleicht sehr nachtheilige Folgen veranlassen, während Ihre Gegenwart viel zu der Kranken Beruhigung

beitragen kann. Auf jeden Fall komme ich noch vor dem Abend zu Ihnen, um Sie zu benachrichtigen, was sich noch zugetragen.

Ich kehrte nach Hause zurück. Helena befand sich viel besser, als am Morgen. Ihre Wiederherstellung schien gewiß. Der Puls war regelmäßig. Die Blässe hatte sich vermindert. Sie erkannte mich, und richtete einige freundschaftliche Worte an mich. Als ich mich wieder entfernen wollte, erhob sie sich rasch, und sagte mit fester Stimme:

„Vergessen Sie nicht, daß er diesen Abend hier seyn muß.“

Die Hartnäckigkeit, mit der sie immer bei demselben Gedanken beharrte, die Feierlichkeit, womit sie jene Worte aussprach, der fast tragische Ton ihrer Stimme, machten mich in einem hohen Grade bestürzt. Ich ließ Friedrich Dalwer sagen, daß er kommen möge.

Der Abend war sehr schön: ein Juniabend, klar, durchsichtig, unvergleichlich. Kein Windhauch; nicht ein Wölkchen am weiten, dunkelblauen Horizont. Im Westen einige rothe Schattirungen, bewunderungswürdig in dem tiefen Blau verwaschen.

Meine Frau saß neben der Genesenen Bett, an dessen Fußende ich stand, um sie desto aufmerksamer zu beobachten. Sie war so schön, so ruhig. Ein Anstrich englischer Sicherheit war über ihr ganzes Gesicht verbreitet. Ihre auf der Stirn nachlässig gescheitelten Haare erhoben noch derselben Weiße. In ihren Augen sprühete ein sonderbares Feuer. Dunkelrothe Flecken zeigten sich von Zeit zu Zeit auf ihren Wangen, wonach wieder plötzlich, ohne stufenweisen Uebergang, tödtliche Blässe folgte. Dieser Umstand machte mich besorgt, doch ließ ich mir nichts merken.

„Sehen Sie nur, Helena!“ sagte meine Frau, „wie so schön der Sonnenuntergang ist.“

— O, lassen Sie mich sehen, lassen Sie mich sehen, rief sie, erhob sich ein wenig, betrachtete einen Augenblick dies prachtvolle Schauspiel, sodann gegen mich gewendet, fragte sie:

„Er wird kommen; nicht so?“

— Ich erwarte ihn; er muß gleich hier seyn. Aber, liebe Helena! warum äussern sie so oft den Wunsch, ihn zu sehen?

Sie seufzte, und neigte ein wenig das Haupt.

Ich hatte dem jungen Mann empfohlen, sich in Acht zu nehmen, an sich zu halten, sich zu zwingen, und so wenig Bewegung als möglich zu verrathen. Als ich auf der Treppe seinen Schritt vernahm, schlug mein Herz mit Heftigkeit. Er kam in Begleitung des Doktor A***. Ich fürchtete dies erste Wiedersehn, seiner möglichen Folgen wegen. Ach, hätte ich mich geirrt.

Friedrich kommt, sagte ich leise zu der Genesenden, indem ich aufmerksam alle ihre Bewegungen beobachtete. Sie schien keineswegs aufgeregt.

— Wollen Sie, daß ich ihn hereinrufen lasse? fuhr ich fort.

„Nein, noch nicht,“ entgegnete sie. „In einigen Sekunden erst.“

Sie verschloß die Augen, und schien sich zu sammeln. Alsdann sagte sie ruhig und ernst: „Jetzt lassen Sie ihn herein.“

Ich nahm ihren Arm, und legte meinen Finger auf die Ader, um ihren Pulsschlag zu beobachten. Er war sehr gleichmäßig, und verstärkte sich nicht einen Augenblick. Der Doktor A***, auf dessen Arm gestützt Friedrich Dalwer herein trat, befragte mich mit einem raschen Blick. Der meinige befriedigte ihn.

Als die Kranke ihren Bräutigam erblickte, überflog ein wahrhaft himmlisches Lächeln ihr schönes Gesicht. Sie streckte ihm die rechte Hand entgegen, die er mit wehmüthiger Inbrunst an sein Herz drückte. Weder sie, noch er sagten ein Wort. Auf einmal veränderte sich ihr Gesicht. Es war, wie wenn ein dunkler Schleier darüber geworfen worden. Ihre Wangen erbleichten, wurden bleifarben. Ihre Lippen preßten sich fest aneinander.

Ich erhob mich. Auch der Doktor A*** näherte sich. Beide betrachteten wir dies pathologische Phänomen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ein düstres Feuer glühete in ihren starr auf den Jüngling gehefteten Augen. Sie erhob sanft ihre beiden Arme gegen ihn. Er neigte sich zu ihr.

„Bereite Dich,“

sagte sie mit hohler, halbgebrochener Stimme. Sie sprach nichts, als diese beiden Worte. Ihre Blässe vermehrte sich. Kraftlos sanken die Arme aufs Lager. Sie dehnte sich, und hauchte ihren Geist aus. — Friedrich Dalwer kämpfte noch ein ganzes Jahr. Eine abzehrende Krankheit verschlang allmählig seine Kräfte, bis der Tod endlich seinem stummen aber tiefen Leiden ein ersehntes Ziel steckte.

Weiblicher Heroismus.

Die Geschichte des kolumbischen Freiheitskampfes wird stets die Erinnerung an den Heldenmuth einer Frau bewahren, die als ein Opfer ihres Patriotismus und der spanischen Grausamkeit fiel. Der unglückliche Donna Apolinaria Zalabarriata, besser bekannt unter dem Namen: La Pola, wurde auf Befehl des spanischen Vicekönigs Zamano unter folgenden Umständen, sammt ih-

rem Gemahl zum Tode verurtheilt. Sie stammte aus einer guten Familie in Bogota, und war eben so sehr durch ihre Schönheit als andere ausgezeichnete Eigenschaften bekannt. Mit Begeisterung der Sache der Freiheit zugethan, übernahm sie die gefährliche Aufgabe, Bolivar insgeheim stets über die Stärke, Stellung und Plane seiner Feinde Nachrichten mitzutheilen. Den größten Theil ihrer wichtigen Erkundigungen zog sie von den spanischen Officieren selbst ein, die ihre Tertulia's zu besuchen pflegten, und die sie in höchst arglos scheinenden Gesprächen auszuforschen wußte, während sie alle durch ihr Spiel auf der Guitarre und ihren Gesang, wie ihre geistreiche Unterhaltung zu bezaubern wußte. — Alle eingezogenen Nachrichten pflegte sie regelmäßig Bolivar durch einen vertrauten Boten mitzutheilen; allein eines ihrer Pakete wurde aufgefangen, und der Bote durch Furcht vor dem Tode bewogen, sie zu verrathen. Sie wurde sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt, und sammt ihrem Gemahl verurtheilt, erschossen zu werden, obgleich gegen Letztern durchaus keine Beweise vorlagen, daß er sich der Schuld seiner Gemahlin theilhaftig gemacht. Man brachte Beide zwölf Stunden vor der Hinrichtung in die Capilla, und Zamano würde kaum diese kurze Frist bewilligt haben, wäre es ihm nicht von größter Wichtigkeit gewesen, von ihr Angaben über ihre Mitschuldigen zu erhalten. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, wurde kein Mittel gespart; man ließ sie von ihrem Beichtvater mit ewiger Verdammniß bedrohen, wenn sie aus der Welt gehe, ohne alles bekannt zu haben; man bot ihr sogar Begnadigung und Belohnungen an, wenn sie ihre Mitverschworenen angeben wollte. Sie läugnete aber fortwährend standhaft, mit irgend Jemand außer dem Boten in Einverständniß gehandelt zu haben. So wurden also beide Gatten am folgenden Tage,

neben einander auf Banquillos gebunden und von Truppen umringt, zur Hinrichtung geführt.

Als die Soldaten, die sie erschießen sollten, schon aufgestellt waren, bot man ihr unter den oft wiederholten Bedingungen nochmals Verzeihung an; allein sie erklärte, wenn sie Theilnehmer hätte, so würde sie es niederträchtig finden, sie zu verrathen, um ihr eigenes Leben zu retten; übrigens da Bolivar so schnell heranrücke, werde man ihre Mitverschworenen schon bei seiner Ankunft kennen lernen. Da sie bemerkte, daß ihr Gemahl, von einer augenblicklichen Todesfurcht bewegt, etwas sprechen zu wollen schien, beschwor sie ihn, wenn er sie je geliebt habe, durch seinen Tod zu beweisen, daß er ihrer Liebe würdig gewesen sey; der Tyrann Zamano werde dennoch seines Lebens nicht schonen, was für Entdeckungen er auch immer zu machen haben könnte; er möge einigen Trost darin finden, fügte sie hinzu, mit Derjenigen sterben zu können, die er geliebt habe. Die Geistlichen entfernten sich nun, und die Soldaten machten sich schußfertig. In diesem Augenblicke schien sie eine Anwandlung von Furcht zu befallen, und sie rief: „Conque, verdugos, teneis valor de matar una myer!“ (Ihr habt also den Muth, ihr Henker, eine Frau zu ermorden!) Hierauf bedeckte sie das Gesicht mit ihrem Sayo, und als sie dies Gewand aufhob, sah man auf ihrer Basquina die Worte in Gold gestickt: „Viva la Patria!“

Nun wurde vom Balkone des Vicekönigs das Zeichen gegeben, und Beide stürzten von Kugeln durchbohrt todt zur Erde.

Die Prise Taback.

Als General Cüstine mit der französischen Rheinarmee im Jahre 1792 in die Pfalz einbrach und mit der Besatzung von Speier sich vor den Thoren der Stadt herumschlug, begegnete er in der Hitze des Gefechtes einem seiner Kampfgenossen, dem General Houchard, der im dichten Kugelregen gegen den Feind vordrang. Cüstine rief ihm zu, daß das feindliche Corps schon so gut wie gefangen (prisonnier) sey. Houchard aber verstand das im Getümmel nicht recht und meinte, Cüstine, der stark schnupfte, habe die Dose verloren und fordere eine Prise Taback. Er warf ihm also geschwind seine eigene Dose zu und jagte wieder in's Feuer. Cüstine konnte es sich freilich nicht erklären, wie gerade jetzt Houchard auf den Gedanken komme, ihm eine Prise zu präsentiren; da er indeß die Dose nun einmal hatte, überdies auch die seinige leer war, fand er doch den Einfall gar nicht übel, und war eben im Begriffe, die Dose zu öffnen, als ein Mainzer Husar auf ihn einsprengte und schon ausholte, ihm den Kopf zu spalten. Jetzt retteten die Dose und Geistesgegenwart im entscheidenden Augenblicke. „Kann man denn nicht einmal in Ruhe eine Prise Taback nehmen?“ rief Cüstine aus, warf dem Husaren die offene Dose sammt dem Schnupftaback in's Gesicht und nahm, während dieser nicht sehen konnte und die Augen rieb, denselben gefangen.

Bestrafte englische Wettlust.

Ein Gutsbesitzer und eifriger Jäger, der bey Sunning in der Grafschaft Berks wohnt, wettete bei Tisch mit seinen Gästen: daß sein Jagdpferd vom Stalle aus

ihm nach jedem Zimmer folgen werde; es kam auch wirklich hinter ihm her bis zum Eßtisch. Des Thieres Folgsamkeit noch stärker zu beweisen, stieg der Herr eine Treppe hinauf, nach seinem Schlafzimmer; das Pferd ging denselben Weg. Jetzt aber hatte aller Gehorsam sein Ziel gefunden: weder Lockungen noch Gewalt vermochten den vierfüßigen Stuben-Kameraden, die Treppe wieder hinab zu steigen; der Herr mußte ihm für diese Nacht sein Schlafzimmer einräumen. Auch am andern Morgen war das Pferd nicht die Treppe hinab zu bringen, der Herr sah sich genöthigt, eine Oeffnung im Schlafzimmer zu brechen und das Pferd, nachdem unten Massen von Stroh gelegt waren, herabspringen zu lassen. Er hatte die Wette verloren und noch bedeutende Kosten der Reparatur zu tragen: das Pferd aber hat offenbar gegen seinen Herrn den Preis im Verstande gewonnen.

Scherz-Logogryph.

„Ich möchte doch wissen, wer der Herr uns gegenüber ist; er scheint wirklich unersättlich zu seyn« — sagte Jemand, de bei einer Mahlzeit geladen war, die an Leckerbissen nichts zu wünschen übrig ließ, zu seinem Nachbar. — «Ich kenne ihn nicht« — erwiederte der Gefragte. — »So viel ich sehe ist er, wie die Franzosen es nennen, ein ......« — »Dazu braucht er wahrlich keinen Kopf« — entgegnete Ersterer. »— Er muß ihn doch behalten« — sagte der Andere lächelnd — »denn ohne Kopf würde er, ebenfalls französisch, ein .... werden, und dann wäre ihm, ernstlich gesprochen, ein Kopf unentbehrlich.» —

Räthselfragen.

1. Bei welchem Compositär ist das Finale immer zart?
2. Was für ein Wort kann man aus jedem Worte machen?
3. Welches ist das unregelmäßigste deutsche Zeitwort?
4. Was kann jeder Mensch haben und nicht haben?

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 4tes Stück.

Letzter Besuch

in den Zimmern des Herzogs von Reichstadt.

Einige Tage nach dem Tode desselben gieng ich*) mit dem General Hartmann, die Zimmer zu sehen, welche der Prinz bewohnt hatte. Wir traten in den linken Flügel des Schlosses zu Schönbrunn. Drei große Zimmer, mit Vergoldung, niederländischen Tapeten und chinesischem Lack verziert, machten die Wohnung des Prinzen aus, und stießen an die Paradezimmer, worin Gemälde von Festen und Zeremonien aus der Zeit Maria Theresias und Josephs II. sich befinden. Die Porträts der Kaiser Franz von Lothringen, Joseph, Leopold, des regierenden Kaisers als Kind gemalt neben seiner Mutter, schmücken den Empfangssaal, in welchem auch eine Bildsäule der Klugheit steht.

Des Prinzen Stube hatte Meubels von grünem Seidenzeug, einfach aber geschmackvoll. — „Hier sehen Sie, sagte „der General Hartmann, das Sopha, auf welchem der

*) H. v. Montbel, ehem. Minister König Karl X. von Frankreich.

„Herzog so lange gegen den Tod kämpfte, durch Muth,
„Jugend und zuweilen durch Hoffnung unterstützt! Dieß
„ist der Balkon, wo er in seinen letzten Tagen frische
„Luft schöpfte, die seiner matten Brust oft fehlen zu
„wollen schien. Lange wollte er auf keinem andern,
„als auf einem Feldbette ruhen; später zwang ihn blos
„vermehrtes Leiden, ein bequemeres und seinem Zustan-
„de mehr zusagendes Lager zu suchen. Hier ist auch die
„Stelle, wo Napoleon schlief, in dem nämlichen Bet-
„te starb sein Sohn . . . Da ich einen Theil meines
„Lebens auf Schlachtfeldern zubrachte, habe ich den Tod
„oft vor Augen gesehen; aber nie sah ich einen Solda-
„ten muthvoller sterben, als diesen Prinzen, welcher, auf
„die Täuschungen der Hoffnung verzichtend, mit Ruhe und
„Kaltblütigkeit von seinem herannahenden Ende zu mir
„sprach."

Uns zur Seite stand ein alter Diener der kaiserli-
chen Familie; er hatte uns die Thüren des leeren Ge-
maches geöffnet. Seine Haltung verrieth tiefe Betrüb-
niß. — „Als ich die irdischen Ueberreste des Prinzen,
„der so gut gegen uns war, sagte er, hier hinaustragen
„sah, fühlte ich den größten Schmerz seit jenem Augen-
„blicke, wo der siegreiche Napoleon zu Schönbrunn ein-
„trat, und mir befahl, ihn in das vom Kaiser selbst be-
„wohnte Gemach zu führen. Ich geleitete ihn hieher;
„und jetzt habe ich die Thüren desselben wieder verschlos-
„sen, als ich, nachdem die Leiche des Prinzen fortgeschafft
„war, allein hier zurück blieb."

Wir giengen sodann in einen abgeschlossenen einsa-
men Garten, welcher hinter den schattenreichen Baum-
gängen von Schönbrunn verborgen liegt. Hieher in ein
stilles Häuschen, dessen Decke ein Adler mit ausgebreite-
ten Flügeln ziert, trug man den Herzog. Sein Blick
ruhte auf einem frischen Rasenteppiche, welchen schöne

Blumen umgeben, und welcher von ungeheuren Tannenbäumen umstellt, mitten in dem dichten Schatten des großen Gartens ruht. Die Erzherzogin Sophie, welche dieses stille Plätzchen liebt, hatte es dem Prinzen zu seinem Gebrauche überlassen.

— „Das Publikum von Wien, sagte der General, „suchte ihn immer in den Schönbrunner Gärten begierig „auf; allein auf unsere Vorstellungen hin störte Niemand „mehr seine Einsamkeit und diesen letzten Lebensgenuß. Er „suchte, so viel er konnte, sich den Blicken der Neugierigen zu entziehen. . . . „Ich bin so schwach, sprach er „öfters zu mir, ich beschwöre Sie, machen Sie, daß man „mich in meinem Elende nicht sieht.“

„Hier brachte Marie Louise ihre Tage mit fruchtloser Pflege zu. Sie war zwar des unvermeidlichen Unglückes ihres Sohnes gewiß, bemeisterte sich aber in Gegenwart desselben; wenn sie dies nicht mehr konnte, näherte sie sich mir, und wir giengen sodann etwas seitwärts, um ihren Thränen freien Lauf zu gönnen.“

„Seit ihrer Abreise hat sie mir einen Brief geschrieben, in welchem sie mir auf eine rührende Weise für meine Liebe zu ihrem Sohne dankt. Sie spricht darin von ihrer angegriffenen Gesundheit. „Ich zähle, sagte sie, „jeden meiner Tage, der vorübergeht; es ist ein Zwischen„raum weniger zwischen mir und jenem theuren Wesen. „. . . Ich leide! aber wie sollte man klagen, wenn man „Zeuge so bitterer Schmerzen war, welche mit so vieler „Ruhe, so vieler Ergebung getragen wurden? . . . .“

Des Prinzen Wohnung zu Wien war geräumig, aber prunklos. Sie war früher von dem Präsidenten der deutschen Reichskanzlei, und dem Erzherzoge Rudolph, dann vorübergehend von dem Könige von Sachsen eingenommen. Der Eintrittssaal ist mit Tapeten bekleidet, welche Karls VI. militärische Züge in Spanien darstel-

len, und der Empfangssaal hat Gobelintapeten mit mythologischen Gegenständen, nach Gemälden von Julius Romanus. Diese Tapeten, ein Geschenk Ludwigs XIV., stehen in reich vergoldeten, mit Lilien, den verschlungenen Buchstaben L. L. und Wappenschilden von Frankreich verzierten Rahmen. Sie waren theilweise mit den schönen, dem Grafen Artois gewidmeten Landkarten von Brüe und mit der eben so merkwürdigen Karte der österreichischen Monarchie von Mölser und Pilsach bedeckt. Mehrere meteorologische Instrumente von John Hahnnackzyck standen in den Fenstervertiefungen. Die sehr einfachen Meubels bestanden in Schreibtischen und drei Bücherschränken, deren einer die Werke der großen Dichter und Geschichtschreiber Deutschlands, so wie mehrere Meisterwerke der italienischen Literatur, die andern aber nichts als neuere Schriften über unsere Zeitgeschichte, namentlich jene Napoleons, enthielten; da sah ich die Schriften Bignons, Arnaults, Jouys, Norvins, die verschiedenen militärischen Zeitschriften, die Werke Segür's, Jomini's, Vaudoncourt's u. s. w. beisammen.

Ich nahm, um zum Behufe dieses meines Buches etwas nachzuschlagen, den letzten Band von Norvin in die Hand; er war mit Randglossen und Berichtigungen bedeckt, und an zwei Stellen ganz besonders und stark unterstrichen. An der einen dieser Stellen ist die Rede von den ersten Symptomen der Krankheit Napoleons während den letzten Feldzügen; die andere bezieht sich auf den Abschied von Düroc, und die Bitte, welche dieser an Napoleon stellte, seine Tochter nicht zu verlassen. Keine Note deutet dabei an, was der Prinz hierüber dachte. Im Jahre 1830 war Dürocs Tochter gestorben, und auf den Antrag des Dauphins übertrug Karl X. ihre Pension, welche mit ihr erlöschen sollte, auf die Mutter, die Wittwe des Großmarschalls des kaiserlichen

Pallastes. . . . So haben die Prinzen, welche man immerwährend der Absicht, alle durch die Revolution erstandenen Existenzen zu vernichten beschuldigte, sich großmüthig bezeugt gegen jene, die so ungerecht gegen sie waren!

In dem Zimmer des Herzogs von Reichstadt, seinem Schreibtische gegenüber, und ober seiner Bettstelle, hieng das schöne Gemälde Napoleons in der Gardeuniform. Dieser, des Talentes eines Gerard würdige Kopf ist gemalt in der letzten Zeit des Kaiserreichs; der Ausdruck der Züge hat etwas Düsteres, Kummervolles, äußerst Ernstes. Ein großer Bücherschrank, mit der Büste Napoleons, ein Tisch von Ebenholz, auf welchem mehrere Waffen lagen, ein Basrelief von dem herzoglichen Schlosse Sala, dem Wohnsitze Marie Louisens, waren die in die Augen fallenden Gegenstände in diesem Zimmer.

Auf dem Schreibtische lagen noch die letzten Schriften, Zeichnungen und Lieblingsbücher des Herzogs. Ich fand darunter die Geschichte des großen Conde, den Krieg der Engländer in Spanien und Portugal von Jones. — „Seine Lieblingslektüre, sagte Herr von Foresti, waren die Aphorismen von Montecuculli, dessen Scharfblick ihm gefiel, und die Instruktionen Friedrichs des Großen; da zu jener Zeit die strategischen Bewegungen mit weit weniger Truppen ausgeführt wurden, als heutzutage, so schienen diese ihm weit nützlicher zum Studium, weil man das Ganze und die Anlage leichter auffaßt; darum hat er auch den siebenjährigen Krieg sehr fleißig studirt.“

Ich bemerkte auf dem Tische auch Ossians Gesänge, in's Französische metrisch übersetzt von Baour de Lormian. — „Das ist, sagte Herr von Foresti, ein Buch, „welches der Prinz gegen das Ende sehr liebte; er lern„te täglich ein Bruchstück davon auswendig. Nach sei-

„ner wenigen Neigung für Dichtkunst zu urtheilen, glau=
„be ich, er sey hierin durch eine Art Huldigung, welche
„sein Vater dem gallischen Barden bezeigte, geleitet wor=
„den. Uebrigens lernte er gerne Verse aus dem befrei=
„ten Jerusalem, seinem Lieblingsgedichte.“

Im Saale stand eine sehr einfache Pendeluhr; es waren zwei Adler, welche das heilige Feuer bewach=ten, und auf einem Basrelief befand sich der Adler Ju=piters, von Nektar berauscht, auf Hebes Schooße ein=geschlafen. Durch einen sonderbaren Zufall, so erzählte man mir, blieb diese Uhr den 22. Juli gerade zur Todes=stunde des Prinzen stehen.

Die Fenster dieser Zimmerreihe stehen gegen den Burgplatz, der Burgwache gegenüber. — „Dieß war,
„sagte Herr von Foresti, das größte Hinderniß der Auf=
„merksamkeit des Prinzen. Dieser militärische Prunk,
„diese Kanonen, diese Paraden, diese Musik, die einzige,
„die ihm gefiel, zogen ihn fortwährend von dem Unter=
„richte ab, bei welchem wir ihn, obgleich vergeblich, fest=
„halten wollten.“

Zufällig kam ich in die kaiserliche Schatzkammer. Um Mittel öffentlicher Unterstützung für den Fall des Ausbruchs der Cholera in Parma vorzubereiten, hatte Marie Louise den mit vergoldetem Silber verzierten Spiegel und die goldene Toilette verkaufen lassen, wel=che ihr die Stadt Paris bei ihrer Vermählung zum Ge=schenk gemacht hatte. Sie schickte damals ihrem Sohne die prächtige Wiege von vergoldetem Silber, auch ein Geschenk der Hauptstadt. Diese Wiege, ein Meisterstück von Prúdhon, Rognet, Thomire und Odiot, hat die Gestalt eines Schiffes, mit allegorischen Figuren umgeben, und mit reichen Verzierungen bedeckt. Mit=ten in den Strahlen einer Glorie sieht man die Buch=

staben N. N., Anfangsbuchstaben eines Namens, der nicht bis zum Grabe glänzend bleiben sollte. Die Victoria mit ausgebreiteten Flügeln, und die Arme wie zum Schutze des schlafenden Kindes ausstreckend, hält über seinem Haupte eine doppelte Krone von Lorbeern und Sternen empor. Aber diese Göttin beschützte nicht den Schlaf des Königs von Rom, und die Unbeständige ließ das Diadem fallen, welches ihr derjenige anvertraut hatte, der sie für immer festzuhalten wähnte!

Als der Herzog von Reichstadt dieses Denkmal seiner Vergangenheit erhielt, fragte ihn der Fürst Metternich, welche Bestimmung er demselben geben wolle?

— „Keiner kehrt zurück in die Wiege, wenn er sie „einmal verließ, sagte lächelnd der Prinz. Bis jetzt ist „dieß das einzige Denkmal meiner Geschichte, ich will es „aufbewahren."

Er hatte sodann den schönen Gedanken, sie der kaiserlichen Schatzkammer zu verehren, wo ausser der Sammlung der Krondiamanten und Juwelen noch viele Gegenstände der Kunst und historischen Werthes aufbewahrt werden, wo ich unter den Meisterwerken des Michel Angelo und Cellini mit Vergnügen den cristallnen Talisman bemerkte, der unter dem Himmelszeichen des Löwen gefaßt war, an den Wallenstein sein Schicksal gebunden wähnte, so wie Napoleon an seinen Stern glaubte.

Dort steht des Königs von Rom Wiege nicht als ein isolirtes Denkmal der Erinnerung. Neben dem Glasschranke, in welchem Karl des Großen Krone, Degen, Scepter und Kaiserkleidung, ganz von Gold und Edelsteinen strotzend, für jene Zeit merkwürdig schön und reich gearbeitete Meisterwerke, aufbewahrt liegen, sieht man Krone, Scepter, Schwert, den königlichen Mantel und die Insignien, welche bei der Krönung Napoleons als König von Italien dienten. Diese in der Eile verfertig-

ten. Gegenstände sind nur von vergoldetem Metalle, mit falschen Steinen geziert; als ob das bitter spottende Schicksal dadurch hätte andeuten wollen, daß der falsche Glanz dieser Theaterornamente hinreichend lange dauern werde für eine vorübergehende Königswürde.

So vereiniget ein und derselbe Raum die Insignien zwei großer Monarchen, welche Krieger und Gesetzgeber zugleich waren; deren der eine den germanischen Thron gründete, der andere ihn stürzte; deren Reiche, so ähnlich einander an Ausdehnung, so verschieden waren in ihrer Dauer. Zehn Jahrhunderte sind zwischen den beiden Männern hingeflossen, und der schmale Zwischenraum, der jetzt ihre Diademe trennt, hat die Länge des Schwertes Tamerlans.

— „Mein Grab und meine Wiege werden nicht weit entfernt von einander seyn," sagte der Prinz in seinen letzten Tagen. In der That, nur einige wenige Schritte und wir waren an der Kirche, die sein Grab umschließt. Ein Geistlicher öffnete uns die Thüren von Erz, am Eingange zu der Kaisergruft. Da stehen in der Reihe die kupfernen Särge, welche die Ueberreste der Kaiser enthalten, rings um das große Monument Franz I. und der Maria Theresia. Die Bronze-Figur der großen Kaiserin, umringt von den symbolischen Gestalten der Tugenden, welche beim Anblick aller dieser Kronen weinen, scheint diese Grabesscene zu beherrschen; da schlafen zu ihren Füßen menschliche Größe und erlauchtes Unglück.

Der Sarg des Herzogs von Reichstadt stand noch im Vorgemach dieser Trauerhalle; in der Mitte auf eine Erhöhung gestellt, stach er durch den Schimmer seines rothen Sammts, die goldenen Zierrathen und das Silberkreuz, womit er bedeckt war, gegen den düsteren und einförmigen Anblick der ihn umringenden Gegenstände sonderbar ab. Der General Hartmann sah nicht ohne

schmerzliche Bewegung die stillen Ueberreste eines kürzlich noch so lebendigen Daseyns wieder. Er zeigte mir den Platz, welchen der Kaiser für den Prinzen bestimmt hatte, der unter seinen Kindern, bei ihm lieben Wesen ruhen wird. Der Sarg hatte noch nicht seinen kupfernen Ueberzug erhalten; so wie alle übrigen wird er mit einem großen kleeblattförmigen Kreuze geziert werden. Unten darauf wird folgende Inschrift stehen:

AETERNAE . MEMORIAE .
JOS . CAR . FRANCISCI . DUCIS . REICHSTADIENSIS .
NAPOLEONIS . GALL . IMPERATORIS .
ET .
MAR . LUDOVICAE . ARCH. AUSTR .
FILII .
NATI . PARISIIS . 20 . MART . 1811 .
IN . CUNABULIS .
REGIS . ROMAE . NOMINE . SALUTATI .
AETATE , OMNIBUS . INGENII . CORPORISQUE .
DOTIBUS . FLORENTEM .
PROCERA . STATURA . VULTU . JUVENILITFR . DECORO .
SINGULARI . SERMONIS . COMITATE .
MILITARIBUS . STUDIIS . ET . LABORIBUS .
MIRE . INTENTUM .
PHTHISIS . TENTAVIT .
TRISTISSIMA . MORS . RAPUIT .
IN.SUBORBANO.AUGUSTORUM.AD.PULCHRUM.FONTEM
PROPE . VINDOBONAM .
22 . JULII . 1832.

„Zum ewigen Andenken des Herzogs Joseph Franz „Karl von Reichstadt, Sohn Napoleons, des Kaisers der „Franzosen und der Erzherzogin Marie Louise von Oest„reich, der zu Paris den 20. März 1811 geboren, in der „Wiege den Namen eines Königs von Rom erhielt. In „der Blüthe seines Alters befiel den mit allen Eigen=

„schaften des Geistes und des Körpers, mit ansehnlicher „Größe, edlen, angenehmen Zügen und schöner Sprache „Begabten, den durch Kenntnisse und militärische Fähig„keiten Ausgezeichneten, die Schwindsucht, und ein bit„terer Tod raffte ihn hinweg im kaiserlichen Schlosse zu „Schönbrunn bei Wien, den 22. Juli 1832."

Wir haben unsern Lesern die wichtigsten Momente aus dem Leben dieses jungen Fürsten in mehreren Abtheilungen geliefert, — des ungeachtet dürfte bei Manchem der Wunsch rege werden, noch Ausführlicheres zu vernehmen. Zu diesem Behufe empfehlen wir ganz besonders die in Leipzig bei Weigand erschienene Uebersetzung des Werkes Le Duc de Reichstadt par Montbel. (Preis 1 fl. 48 kr.) Die Uebersetzer, in der Absicht, um diesem interessanten, als Dukument in die Geschichte übergehenden Werke die mögliche Vollkommenheit zu geben, haben sich an den Hr. Verfasser, und durch ihn an die Quellen gewendet, woraus er seine Nachrichten geschöpft hat. Sie sind dadurch in den Stand gesetzt worden, Verbesserungen und Ergänzungen anzubringen, und nicht nur die genaue und wörtliche Abschrift der von dem Verfasser ins Französische übersetzten Briefe und Aktenstücke zu erhalten, sondern die Zahl der letztern noch zu vermehren. — Nach diesem vorzüglichen Werke verdient noch ein Auszug aus dem franz. Werke, bearbeitet von Kronsfeld, Freiburg bei Wagner (1 fl. 12 kr.), anempfohlen zu werden, in welchem blos dasjenige aufgenommen ist, was sich auf den Herzog selbst bezieht.

Indem der Verfasser bemüht war, aus dem größern Werke alles wegzulassen, was sich nicht unmittelbar auf diesen Fürsten bezieht, war er sorgfältig bemüht, alles, was diesen betrifft, auf das Vollständigste zu liefern. —

Von der Produktion und dem Verbrauche der edlen Metalle.

Die jetzige Zeit, vom Jahr 1809 an.

Das Jahr 1809 eröffnete wirklich eine ganze neue Periode. Bis dahin hatte die Ausbeute der südamerikanischen Bergwerke in steigendem Verhältnisse zugenommen: aber mit dem Aufstande der spanischen Kolonien hat der Zufluß von edlen Metallen von dorther fast aufgehört. Die reichsten Mienen, wie die von Valenciana, wurden unter Wasser gesetzt, und troß der Anstrengungen fremder Unternehmer liefert Amerika bei weitem noch nicht seinen alten Tribut an edlen Metallen, denn es hat von 1809 bis 1829 kaum mehr als 1000 Millionen producirt. Auch in Europa hat die Ausbeute der Bergwerke gegen die hundert zehn vorhergeganaenen Jahre abgenommen; in den genannten zwanzig Jahren betrug sie kaum 37 Millionen; dagegen haben die russischen Bergwerke in derselben Zeit bei 250 Millionen eingetragen. Im Ganzen kamen von 1809 bis 1829 gegen 1300 Millionen neu in Umlauf.

Ueber den Verbrauch edler Metalle in dieser zwanzigjährigen Periode gibt der Engländer Jacob viel Interessantes, wovon hier nur Einiges. Es gibt in England gegen hundert Goldschlager, welche die Vergoldung auf Holz, auf Buchbinderarbeit u. s. w. dienlichen Goldblätter bereiten. Manche dieser Arbeiter brauchen 16 Unzen und mehr Gold in der Woche, und es werden von ihnen 16,300 Unzen des feinsten Goldes jährlich in Blätter verwandelt. Für Vergoldung der Knöpfe gehen jährlich 21,800 Unzen darauf. Eine Menge von Spielzeug und kurzer Waare wird mit Vergoldung versehen, und dafür braucht man nicht weniger als 31,000 Unzen, zum Gold=

plattiren 2600, zum Vergolden des Porzellans 5200 Unzen, und man darf dabei nicht vergessen, daß fast bei allen diesen Anwendungsarten das Gold wirklich verloren geht. Das meiste Gold wird aber zu Schmuck verwandt, und seit man Mittel gefunden hat, mit sehr wenig Gold welchen zu fabriciren, ohne daß man ihm dieß ansieht, hat sich dieser Luxusartikel sehr tief herab in den Ständen verbreitet. Ferner hat man die Kunst erfunden, mit Gold wie mit Silber zu plattiren, und man macht jetzt Schmuck, der blos auf der Oberfläche von Gold ist. Bei alle dem hat unter dem Wohlhabenden die Nachfrage nach ächtem, feinem Schmuck durchaus nicht abgenommen. Es werden ferner jährlich in Großbrittanien über 14,700 goldene Uhren probirt, und der ganze jährliche Verbrauch an Gold beläuft sich auf 407,440 Unzen, welche 20 Millionen Gulden werth sind.

Was das Silber betrifft, so führen wir nur beispielsweise an, daß in England jährlich über 240,000 silberne Uhren verfertigt und 750,000 Unzen Silber nur zu Pferdgeschirren verwandt werden; es ist klar, daß im letztern Falle das Metall durch das Scheuern nach und nach ganz verzehrt wird. Im Ganzen werden 3,280,000 Unzen Silber im Werth von 10 Millionen verarbeitet, und somit wird in England im Ganzen für mehr als 30 Millionen edles Metall jährlich zu andern Zwecken als zum Münzen verwendet.

Nothwendig hat diese Consumtionsweise des edlen Metalls seit dem Frieden überall auf den Continent, so gut wie in England zugenommen. Ueberall sieht man jetzt zugleich mehr Uhren und Schmuck als früher; silbernes Tafelgeräth findet man jetzt aller Orten, sogar in Dorfwirthshäusern, und die Zahl der Gasthöfe und Kaffeehäuser in den Städten hat sich außerordentlich vermehrt. Die Masse von edlem Metall, welche Goldschmiede, Ju=

weliere und Uhrmacher jährlich in Frankreich verarbeiten, schlug Chaptal im Jahre 1819 zu mehr als 14½ Millionen Gulden an. In der Schweiz, wo verhältnißmäßig so viel Schmuck und Uhren fabrizirt werden, kann man den Werth des jährlich verbrauchten Goldes und Silbers auf mehr als 4 Millionen schätzen. Unser Engländer glaubt annehmen zu dürfen, daß $\frac{1}{40}$ des zu den hier in Frage stehenden Zwecken verwandelten edlen Metalls aus altem Schmuck und Geschirr besteht, und schlägt endlich die Masse von Gold und Silber, welche auf unserm Continent und in Amerika jährlich in Schmuck und Geräthe verwandelt wird, auf etwa 74 Millionen Gulden an.

In derselben Periode von 1809 bis 1829 ist nun aber mit dem Handel nach Asien eine bedeutende Umwälzung vorgegangen. Statt daß früher beständig und fast ausschließlich edle Metalle dorthin floßen, zieht man in neuerer Zeit hin und wieder welche aus Indien, ja sogar aus China. Die vervollkommneten europäischen Manufakturwaaren haben nach und nach in jenen Ländern einen Markt gefunden; ferner gleicht sich seit mehreren Jahren der Werth des Opiums, das man in China absetzt, so ziemlich mit dem Werth des Thees aus, den man von dort bezieht, und man darf sicher annehmen, daß der asiatische Handel in den letzten zwanzig Jahren nur noch 25 Millionen jährlich verschlungen hat. —

Schlägt man nun zu der Geldsumme von 4750 Millionen, welche, wie oben angeführt, im Jahre 1809 im Umlauf war, die Ausbeute der Bergwerke in den letzten zwanzig Jahren, zieht man dagegen die Massen ab, welche in Schmuck und Geschirr verwandelt wurden, so wie das, was nach Asien ging, so ergibt sich, daß 1830 blos noch etwa 3960 und etliche Millionen Gulden im Umlauf waren, und diesem nach hätte sich die cirkulirende

Geldmasse in den zwanzig Jahren um ein Sechstheil vermindert.

Welchen Einfluß hat nun diese Verminderung auf den Preis der Waaren und den ganzen gesellschaftlichen Zustand geäußert? Diese Frage ist sehr wichtig, denn die Masse der edlen Metalle könnte sich leicht dieses Jahrhundert lang auf dem genannten, verhältnißmäßig niedrigen Stand halten, — aber leider auch höchst verwickelt. Die steigende Bevölkerung, das an sich so einfache, aber in Beziehung auf den hier in Frage stehenden Punkt so verwirrende Wechselsystem, der Uebergang aus dem Kriegszustand in den Frieden, der außerordentliche Aufschwung der Industrie, die manigfachen chemischen und mechanischen Erfindungen und Entdeckungen, wodurch zahllose Gegenstände, abgesehen von allen andern Umständen, wohlfeiler werden — Alles dieß sind Elemente, welche für jetzt wenigstens alle Schätzungen unsicher machen. Aber einen Punkt gibt es, an dem man sich dabei mit ziemlicher Sicherheit halten kann. Die zahlreichste Klasse der Gesellschaft ist die der Landbauer; ihre Produkte sind in jeder Hinsicht bei weitem die einfachsten, gleichförmigsten, und sie müssen es daher zuerst gewahr werden, wenn die edlen Metalle im Werthe steigen; sie müssen es zuerst wissen, wenn man für dieselbe Menge Korn, Fleisch, Wolle, Baumwolle, Zucker u. s. w. nicht mehr das alte Gewicht an Gold und Silber bekommen kann. In England nun sind die Landbauer, seit die Ausbeute der Minen abgenommen und die Verwendung der edlen Metalle zu Gegenständen aller Art zugenommen hat, im Allgemeinen zurückgekommen. Dieselben Klagen vernimmt man überall in Europa, und nicht in Europa allein. In Nordamerika, auf den Antillen, in Südamerika, in Indien ist es ebenso; überall, die Abgaben mögen stark, oder leicht seyn, unter freier, wie unter despotischer

Regierung, der Boden mag so oder anders gebaut werden, durch Sklaven, Leibeigene, oder freie Eigenthümer, überall dieselbe Erscheinung.

Aus allen angestellten Untersuchungen und Vergleichungen geht allerdings hervor, daß die Verminderung in der Produktion der edlen Metalle auf ihren Werth bereits einigen Einfluß geäußert hat. Er wurde kaum erst um das Jahr 1818 oder 1819 bemerkbar; dieß erklärt sich aber naturgemäß daraus, daß die Ausbeutung der amerikanischen Bergwerke nicht plötzlich stockte, daß Einflüsse dieser Art überhaupt langsam wirken, daß Krieg und Umwälzungen einerseits Alles unmittelbar vertheuert und andernseits gleichsam neue Minen eröffnet haben, indem sie die in Schlössern, Kirchen und öffentlichen Kassen verborgenen Schätze ans Tageslicht brachten; so kam noch 1830 durch die Eroberung von Algier für etliche und zwanzig Millionen Gold und Silber im Umlauf.

Würden aber nun die edlen Metalle fortdauernd seltener, so sähen wir eine Umwälzung beginnen, und zwar eine sehr traurige. Alle Gewerke, welche mit edlen Metallen zu thun haben und so viele Tausende geschickter Arbeiter, Vergolder, Uhrmacher, Juweliere, Gold- und Silberarbeiter, geriethen in Verfall, trotz des kleinen Vortheils, den ihnen der steigende innere Werth ihrer Waaren gewährte. Alle Schuldner, die nicht sogleich bezahlen könnten oder dürften, würden in steigendem Verhältniß verlieren; die Fabrikanten könnten nicht wieder zu ihren Auslagen kommen, die Landwirthe müßten wohl lange zu hohen Arbeitslohn zahlen und würden durch die niedrigen Preise der Produkte der Erde entmuthigt; kurz, die thätigsten Klassen der Gesellschaft wären die Opfer eines solchen Verhältnisses. Ackerbau und Gewerbfleiß müßten in ihrer Entwickelung gehemmt werden, und es träte gerade das Gegentheil von dem

ein, was sich im sechzehnten Jahrhundert ereignete: nur die obersten und die untersten Stände, die Kapitalisten und die geringen Arbeiter und der Pöbel gewännen unverhofft auf Kosten der Mittelstände. Am Ende aber verlöre Jedermann, weil Allen daran gelegen seyn muß, daß der Boden gut gebaut und so viel möglich fabrizirt wird. Wir schweigen davon, daß, was ohnehin schon drückend genug ist, Staatsschulden und Abgaben, täglich drückender werden.

Es ist demnach vom höchsten Interesse für die Welt, daß die edlen Metalle nicht fortwährend noch seltener werden, und als souveränes Mittel dagegen erschiene die Pacifikation Amerikas. Leider aber ist es, wenn es sich davon handelt, die amerikanischen Minen wieder auf den alten Fuß auszubeuten, nicht damit gethan, daß man die Völker dort zur Ruhe bringt.— Nur durch unmenschliche Behandlung der Eingebornen und Neger konnte man früher jene Gold- und Silbermassen aus den Eingeweiden der Erde ziehen. Dergleichen Maßregeln sind aber jetzt nicht mehr an der Zeit, und so weit man es auch im Maschinenwesen gebracht hat, so bleibt es doch, bei den Kosten, welche Taglohn, Brennstoff und Transport verursachen, sehr zweifelhaft, ob die Ausbeutung der reichsten so viel ertrüge, als jedes andere Unternehmen, auf das man gleichviel Geld verwendete. Möglich, daß die russischen Bergwerke, welche seit einem Dutzend Jahren so bedeutend geworden sind, einstens den Ausfall Amerikas decken; kann man doch dort Leibeigene arbeiten lassen, wie hier einst Sklaven, und noch dazu ist wohl die Arbeit im Ural, des Klimas und der Art der Ausbeutung wegen, ungleich leichter als in Amerika. Wie sich aber auch in dieser Beziehung die Verhältnisse gestalten mögen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß in den nächsten Jahren die Masse der edlen Metalle merkbar zunimmt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 5tes Stück.

Pienzenau.

Von Volkgart.

(Manuscript.)

Abschnitt I.

Rum! Pum! Trum!
Der Kaiser schlagt um
Mit Händen und Füßen,
Mit Schwertern und Spießen.
Hat Fenster eing'schlagen,
Hat's Blei davon tragen,
Hat Kugeln draus goßen,
Hat Bauern erschoßen.

(Altes bayrisches Volkslied.)

Auf freiem Waldplatze, dessen helles Wiesengrün angenehm von dem Dunkel der Fichtenhaine abstach, deren offener Hintergrund die majestätischen Formen der bayerischen Hochgebirge zeigte, ritt auf leichtgeschenkeltem hellbraunen Jagdpferde ein Jüngling von interessanter Gesichtsbildung und herrlichem Wuchse.

Er trug einen Rock von feinstem grünen Tuche, reich mit goldenen Tressen und Borten besetzt, am Rande und den Näthen mit Laubwerk von Fäden gleichen Metalles gestickt, und mit zahlreichen goldenen Knöpfen von herr-

licher durchbrochener Arbeit an den hellgrünen Ueberschlägen der Aermel, der Seitentaschen und zierlich ausgenähten Knopflöchern versehen.

Unter diesem etwas schwerfälligen Kleidungsstücke blitzte eine, mit bis an die Kniee reichenden Schößten gezierte Weste, deren Farbe, soviel das auf selber angebrachte Silber und Stickerei bemerken ließ, Scharlach seyn mochte. Weiße, gemslederne Beinkleider, vorne breit abgestutzte Stulpstiefel mit großen silbernen Sporen, und ein mit Reiherflaum verzierter, goldberändeter Hut, dessen Form ein regelmäßiges Dreieck bildete, vollendeten das Kostüme eines Elegants damaliger Zeit in hohem Range und Reichthume. Vorne am Sattel zeigte sich ein Paar vortrefflich gearbeiteter wohl anderthalb Fuß langer Pistolen. Ein silberner Leibgürtel mit blitzender Schnalle trug das breite an der Spitze etwas gekrümmte Jagdschwert des Reiters, an dessen Seite ein silbernes Hüfthorn an seidener Hornfessel hieng, und welchem zwei graubärtige Jäger folgten, deren einer die silbergarnirte Bürschbüchse des Kavaliers trug, während dem andern ein Paar wunderschöner, hochstämmiger Dachshunde folgte, welche sehr beliebt in jenen Gebirgsgegenden sind.

Dem waidmännischen Kleeblatte entgegen ritt ein Mann in der blau und rothen Uniform der bayrischen Dragoner, salutirte militärisch vor dem ritterlichen Jünglinge und überreichte demselben ein wohl versiegeltes Päckchen. Drei Hirschköpfe unter einer Freiherrn-Krone waren auf dem Wachse abgedrückt, bei deren Anblick ein freudiges Lächeln über die edlen Züge des Ritters flog, welcher mit den Worten „ah! vom alten Zündt“ das Siegel löste.

Ein rascher Ueberblick des Geschriebenen jedoch vertrieb allen Ausdruck des Frohsinns aus dem Antlitze des Lesers. Mit einem Erbleichen, welches mehr bitterem

Unmuthe, als der Bestürzung zugeschrieben werden konnte, steckte er das Schreiben in den Busen, befahl seinen Begleitern nach der Burg Pienzenau heimzukehren, bis zu seiner bald erfolgenden Ankunft daselbst das schon längere Zeit bereit gehaltene Feldgepäcke auf Wagen und Lastrosse zu laden, und sich mit der gesammten übrigen Dienerschaft wohlbewaffnet zur Abreise zu rüsten.

Der Herr selbst gab seinem Roße die Sporen und sprengte nach dem nachbarlichen Wallenburg hinüber zum Freiherrn von Maxlrhain.

Auch hier fand der Ritter mit dem ihn begleitenden Dragoner bereits Alles in voller Thätigkeit. Schwerbeladene Rüst- und Packwagen zogen den Burgweg heraus, im geräumigen äußern Hofe des Schloßes stand die wohlbewaffnete zahlreiche Dienerschaft und Jägerei bei den aufgezäunten Pferden, und in langen Reihen die Landleute der Umgegend mit ihren kurzen schweren Kugelbüchsen auf dem Rücken, lange Messer im Gürtel, und stahlbespitzte Bergstöcke in Händen.

Vor dem Hofe aber hatten sich Miesbachs Bürger geschaart, deren die meisten bereits mit Flinten versehen waren, welche man damals eben angefangen hatte, im Kriege zu gebrauchen; während der deutsche Waidmann sich noch der Büchse mit dem alten Radschloße zu bedienen pflegte.

Mitten unter diesen Lehnsleuten der dem Freiherrn von Maxlrhain gehörenden Reichs unmittelbaren Herrschaft Hohenwaldeck stand der Dynast selbst mit entblößtem Haupte, von welchem reiches Lockengekräusel nach Sitte damaliger Zeit über Nacken und Schultern herabrollte. Er schien eben eine Anrede gehalten zu haben, als er dem ehrbaren Hafner von Marbach die maxlrhainische Fahne mit den weiß und schwarzblauen Querstrei-

fen neben dem Waldeckischen Adler überreichte, während die Linke den Federhut trug.

Freudiges Rufen der kriegslustigen Männer und Emporhalten der Gewehre schien ebensowohl als Antwort auf die Rede des Freiherrn, wie als Bewillkommnung des einhersprengenden Ritters von Pienzenau, welchen wir bereits kennen, zu gelten.

„Willkommen, edler Nachbar! willkommen!“ riefen die Herren und eilten sich in die Arme. Doch der freudigen Begrüßung folgte bald ernstes, ja trauriges Gespräch über des Churfürsten und des Landes gemeinsame Noth, über die verlorne Schlacht bei Bleeheim, und wie der hochherzige Maximilian Emanuel nun das Land und die Seinen, Alles, was ihm lieb und theuer, verlassen müsse.

Beide Heere hatten sich betrübende Nachrichten mitzutheilen von der Ueberschwemmung des flachen Landes durch feindliche Kriegsvölker, von der Noth der Gebirggegenden durch Streifzüge räuberischer Tiroler; wie diese bereits die Veste Hohenaschau enge eingeschlossen hielten, und wie durch Kaiser Leopolds Machtgebot Maximilians Gesandter am Reichstage zu Regensburg, der alte Freiherr von Zündt unerhörter Weise nicht nur vom Reichstage entfernt, sondern auch aus dem Reiche verbannt worden. Bayern sollte in einzelne Theile zerstückelt und diese österreichischen und engländischen Baronen zu Lehen gegeben werden.

Der Herr von Maxlrhain äußerte den Entschluß, Gattin und Kinder zu seinem Freunde Fugger in die freie Stadt Augsburg zu senden, er selbst aber wollte mit seiner waffenfähigen Mannschaft ins Gebirge ziehen und, so viel an ihm lag, die Tiroler von den Grenzen abzuhalten suchen. — Pienzenau stimmte diesem völlig bei, und erbot sich mit den Seinen zur Begleitung, welche freudig angenommen wurde.

———

Uneingedenk der hohen Pflichten ihres Herrscheramtes haben diejenigen, welche zu Hirten der Völker erkohren zu werden die Ehre genossen, sich leider nicht immer als Hüter und Währer derselben gezeigt.

Privat-Interessen, Leidenschaften, Anmaßung und Vergrößerungssucht, wohl auch die kindische Freude, sich mit dem Lorbeer geschmückt zu sehen, welchen der Feldherren verheerendes Schwert auf dem mit dem edelsten und besten Blute des betrogenen armen Landes gedüngtem Felde des Fluches für das ehrgeitzige Haupt des Durchlauchtigsten einärndten müßte, — solches waren und sind die Triebfedern, welchen man die gleißenden Namen: „Sache des Vaterlandes! Nationalehre! und dergl.“ beilegte. Armer Bürger! bedauernswerther Landmann! euere eiserne Kraft, euer edler Muth verdient es nicht, zum Spielzeuge thörichter Launen, kindischen Eigensinnes zu dienen. Wie das edle Roß dem seidenen Zügel des unvernünftigen Knaben folgt, so werdet ihr oft von denen, welchen euer Wohl anvertraut ist, oft von elenden Schreiern und Schreibern aus eurer Mitte, welche durch eure Riesenkraft Vortheile für ihr eigenes geistig zwerghaftes Selbst erringen möchten, mißbraucht.

Die einen rufen „Krieg“ die andern „innere Zwietracht“ und Ihr, deren bescheidener, gerechter Wille, (wie ich schon anderswo sagte) nur dahin geht: „Euer Brod in Ehren zu verdienen und ungestört genießen zu können,“ ihr sehet durch die im Uebermuthe herauf beschworenen Höllenplagen eure Saaten und Werkstätten zerstört, euer irdisches Glück, euren friedlich häuslichen Himmel untergraben, eure Söhne gemordet, eure Töchter geschändet, und Samen des Lasters und Verderbens unter die nachwachsenden Geschlechter geschleudert!

Besonders das arme Bayervolk hat schon so oft und viel durch die Einmischung eigenmüthiger Nachbarn in seine, oder seiner Gewalthaber in fremde Angelegenheiten erduldet; daß es nicht zu verargen gewesen, wenn der schlummernde Leu erwacht wäre, und seine fremden Peiniger, oder seine treulosen Wärter zerrissen hätte!

Doch es verträgt sich nicht mit der Würde eines Bayers, mit dem hohen Ruhme bayerischer Treue: sein Recht sich eigenmächtig zu nehmen. Vertrauensvoll sieht er, der unerschütterliche Gute und Rechtschaffene in seinem Fürsten den Ersten und Aechtesten — mithin den besten Bayer; er hofft von den Räthen desselben, sie werden nur alle so stimmen und handeln, wie es Bayerns Wohl und Ruhe erfordert; — So war es immer, so ist es jetzt!

In ähnlichen Umständen befand sich Bayern beim Beginnen des verwichenen Jahrhunderts.

Des Churfürsten Maximilian Emanuel kriegerischer Sinn hatte es aber in eine Lage gestürzt, welche ihn selbst das Land zu verlassen zwang, und deren üble Folgen manchen treuen Bayer aus dem Kreise der Seinigen riß, wie wir bereits Beispiele aufführten, zu denen wir nun zurückkehren wollen.

Abschnitt II.

Am nächtlichen Himmel wandelten die feurigen Sterne ihren einsam ernsten Gang. Sie blickten auf einen Jüngling herab, welcher auf dem Grünsee Ecke, einem Berggesfulm im bayrischen Hochlande, saß. Wir erkennen in ihm den Dragoner wieder, welcher dem Edlen von Pienzenau einen Brief des bayrischen Reichstagsgesandten Freiherrn von Zündt überbracht hatte. Er trug nicht

mehr Dragoner Uniform, sondern die Kleidung eines hochländischen Landmannes, welche sich von der eines Kavaliers nur durch den minder reichen Stoff, durch den Mangel des Goldes und Silbers, die bei weitem kürzere Weste und den enganschließenden Rock unterschied, welcher vom Halse bis auf den Gürtel geknüpft war. Sehr weite schwarze Beinkleider schloßen sich oberhalb dem nackten Knie enge an, und dicke wollene Strümpfe zeigten eine wohlgeformte Wade, bis zu welcher die Riemen hinaufreichten, womit die starken Bergschuhe befestigt waren. Ein runder tiefer Hut mit Birkhahnfedern geziert, lag an des Jünglings Seite, dessen braunes Haar in natürlichen Locken auf den weitausgeschlagenen Hemdkragen herabrollte.

Der Vollmond warf die Schatten des Bodenspitzes über die Sennhütten der Stümpfingalpe, von welchen Lichter herüberflimmerten, und glänzte auf den Silberplatten der Bergseen.

Da ertönten gewichtige Tritte unweit der Felswand, an welche der Jüngling sich lehnte, so daß dieser aufspringend seinen Stutzen ergriff und mit dem Hute die freie Stirn bedeckte. Doch erkannte er in dem riesigen mit einem altherthümlichen Panzerhemde und einer gewichtigen Partisane bewaffneten Manne seinen Vater, den Wirth und Patrizier Hafner von Marbach, welcher eben die Runde gemacht hatte, und sich nun zu traulichem Gespräche dem wachenden Sohne beigesellte.

Wer hätte gedacht, begann der Alte, nachdem er sich raßelnd niedergelassen, wer hätte gedacht, mein theurer Karl! daß wir so uns wiedersehen würden, als du den kurfürstlichen Fahnen nach Ulm folgtest; in öder Abgeschiedenheit auf unwegsamen Gebirgen, heimathlos und stets gegenwärtig, die Feuer der Hochwacht als Losung zum Kampfe aufblitzen zu sehen. Siehst du jene Lichter

an den Abhängen des Kerr und auf dem breiten Rücken des Blauberges? das sind die Wachfeuer der Tiroler, welche auf ein kleines Versehen von Seite unserer Wachen harren, um unsere Heerden zu rauben, und unsere Hütten niederzubrennen. Wie würde es, wenn wir im verzweifelten Kampfe unterlägen, den edlen Damen ergehen, welche ihre Gatten und Brüder hieherbrachten, da ihnen die Flucht nach Augsburg, wohin sie ziehen wollten, durch die Feinde im Flachlande abgeschnitten worden? — Hier wurde der Alte durch einen tiefen Seufzer seines Sohnes unterbrochen, welcher ihn um so mehr in Erstaunen setzte, als Karl Hafner sowohl seinem Vater, wie seinen Genossen als ein junger Mann bekannt war, dessen Tapferkeit nichts weniger als einen Zweifel und welcher die Worte: „Vaterland und Vaterland ehren“ nur mit einer Art abgöttischer Verehrung aussprach.

Ohne jedoch seine Gedanken über Karls unzeitiges Seufzen zu äußern, fuhr der alte Hans Hafner fort: „Ich meines theils liebe es nicht, wie jene Ritter, unter den Augen der Schönheit meine Tapferkeit und Kriegserfahrung zu zeigen; solches mag bei einem gefahrlosen Tournier oder Carroussel heutiger Zeit angenehm seyn, um seine Gewandthandtheit und Zierlichkeit im Roßlenken zu beweisen; aber bei einem ernsthaften Kampfe wünsche ich mich je weiter je lieber von Weibern und ihrem Gekreische. —

„Pfui Vater!“ unterbrach ihn hier der junge Hafner, „glaubt ihr denn, daß Amely von Maxlrhain sich unwürdig ihrer Abkunft erzeigen würde? Nein, sie würde wie jene Damen, von welchen die alten Lieder erzählen, uns durch das Beispiel ihres edlen Muthes entflammen, und was kann schöner die Hoffnung eines wackern jungen Kämpfers bekrönen, als wenn er sein Leben in Ge-

genwart und zum Schutze derjenigen aufzuopfern berufen wird, deren Achtung und Wohlgefallen zu erringen das Ziel seines Daseyns war!“

Mit großen Augen maß Hans Hafner den begeisterten Sohn, und erwiederte:

„Wie kömmst du denn auf das gnädige Fräulein von Maxlrhain, zu dessen Schutze wohl der Herr von Pienzenau, ihr feuriger Anbeter, bereit seyn wird? es bewohnen ja mehrere Damen jene Alphütten auf der Stümpfing, und ich sprach von Weibern und ihrer Furchtsamkeit im Allgemeinen.

Der junge Exdragoner, welchem dieses Gespräch nicht zu behagen schien, begann selbes auf andere Pfade zu leiten, indem er seinen Unmuth darüber ausdrückte, daß man die Kraft des Hochlandes nur dazu anwende, um die Gebirgspäße gegen tirolische Streifzüge zu hüten; während die Jugend der Ebenen unter Plinganser und andern Freiheits-Helden sich schon in manchem Kampfe glorreich mit den Linientruppen gemessen.

Ruhig, brausendes Blut! unterbrach ihn Hans, die Heere von Landesvertheidigung werden das allgemeine Beste wohl selbst am Weisesten zu wahren zu wissen. Sie werden uns rufen, wenn sie unser bedürfen und gewiß des Hochlands siegende Kraft auf den letzten entscheidenden Augenblick versparen, um desto gewisser die Feinde zu schlagen, und die gnädigsten Churfürsten im Triumphe zurückführen zu können.

Die Herrn von der Landesvertheidigung! sprach Karl trübe lächelnd, wer sind sie? Edelleute, welche die Leitung des Ganzen an sich gerißen haben, um, wenn die Sache gelingt, sich dem Kurfürsten zu empfehlen; wenn ihnen aber Uebles schwant, sich beim Kaiser rückenfrei machen zu können! Warum soll der Bürgerliche nur

Blut und Leben auf dem Altare des Vaterlandes opfern dürfen, warum soll er nicht auch in die Mysterien des Opfers eingeweiht werden, nicht wißen dürfen, in welcher Absicht nnd mit welchen Wünschen dasselbe dargebracht wird?

Und aufrichtig gesprochen, ich haße diese vergoldeten Herrn mit ihren großen Perücken und kleinen Herzen, welche wähnen, sie allein seyen es, welche allen Edelmuth vom Himmel zu Lehen erhalten haben.

Entarteter Sohn! unterbrach ihn der Vater, gedenke: daß du selbst aus edlem Stamme entsproßen, daß deine Voreltern durch unverschuldete Zufälle gezwungen, welche den Glanz ihres Hauses verbleichen, aber nie ihren innern Werth rauben konnten, sich zu einem Gewerbe herabließen, dessen Betreibung ihnen die Aufrechthaltung ihrer Ritterwürde unmöglich machte; daß aber durch kluge Wirthschaft wir wieder zu solchem Wohlstande gelangten, welcher mir es möglich machen würde, mit dem meiner Abkunft würdigen Glanze aufzutreten, wenn ich wollte.

Wohlan denn, edelgeborner Sohn eines erlauchten Hauses! rief der junge Landmann mit bitterm Lachen, so geht denn hin und werbt für euren Sohn um eine jener Damen, welche jetzt auf der Stümpfing drüben ein so idyllisches Leben führen; und merkt wohl auf, welche Antwort dem adelichen Bauern für den Kitteljunker, dessen Sohn, werden wird!

Pfui, Karl! sprach der Vater mit ruhig verweisendem Tone, laße mich nicht auf die Vermuthung kommen, daß verletzte Eigenliebe und unbefriedigte Wünsche dich zu so schiefen Urtheilen über einen Stand verleiten, dessen glänzende Tugenden von jeher die Zierde unseres theuren Vaterlandes waren.

Laßt euer Herz brechen, Vater! dann versucht es, ruhig und besonnen zu urtheilen! waren Karls schmerzlich ausgestoßene Worte, als ein dumpfer Knall, vom Echo vervielfältigt, von dem Thale der Wechselalpe herauf tönte, und züngelnde Flammen auf den höchsten Spitzen des Rißkogels, der Luchsschneide, des Bodenspitzes, Wall- und Setzberges erschienen.

Hervor aus ihren Lagerstätten stürzten die Männer und Jünglinge, sammelten sich unter den Befehlen des Herrn von Maxlrhain und Pienzenau, und folgten mit Ausnahme einer Schaar, welche zur Bewachung zurückgelassen wurde, ihrer Fahne, welche der alte Hafner an der Spitze des kriegerischen Haufens schwang.

An brausenden Wasserfällen und jäh abstürzenden Felswänden vorbei führte ein schmaler Steig zur Tiefe hinab, von welcher brausendes Kampfgeschrei vermischt mit dem Knallen der Feuergewehre herauftönte. Die im Lichte des Vollmondes hinab Steigenden erhoben kampfsfreudigen Jubel und stimmten mit heller Stimme einen damals in den Gebirgsgegenden Bayerns sehr üblichen Gesang an, welchen wir in folgenden Worten wieder zu geben, versuchen:

Steh' auf mein Volk! der Hochwacht Flammen sprühen,
Steh' auf, dir tönt des Vaterlandes Ruf.
Steh' Hochland! auf in deinen wackern Söhnen
Sie sind des Bayerlandes Stolz.
Des Schliersees Thal, das schöne Tegernsee,
Die Klippen Partenkirchs und Mittenwalds,
Des Berchtesgadner Ländchens *) eisbegränzte Matten,
Und Audorfs Inn- durchströmte Auen,

---

*) Der Leser möge mir vergeben, daß ich auch Unterthanen der Stifter Freising und Berchtesgaden an dem Aufstande des bayrischen Hochlands Theil nehmen lasse. D. Verf.

Ihr sendet Eure Söhn', die Fülle Eurer Kraft!
Und eine Kette schlinget sich von Kulm zu Kulm, —
Die Glieder sind des Hochlands treue Herzen.
Untrennbar ist die Kett', die Männer grad',
Vergleichbar jener Wand des Wendelsteins.
Kalt in Gefahren, wie des Zugspitz Eis;
Rein ihre Treue, gleich dem reinen Aether
Auf Watzmanns Höh'n! Lavinen gleich in Feindes Reihen,
Stehn auf des Vaterlandes Ruf sie da.
Und dir, mein Herrscher! schlagen diese Herzen;
Sey stolz auf sie, denn sie verdienen es —
Den schönsten Stein in deiner Krone,
Du findest ihn in Hochlands tapfern Sohne!

Und in den Refraien ihres Schlachtliedes mischte sich bereits das Pfeifen der Kugeln, welche von den über die Kaiserklause eingedrungenen Kroaten- und Tiroler Schwärmen auf die Reihen der Ankommenden abgesandt wurden.

Nach zweistündigem erbittertem Kampfe sah man die schäumenden Wogen des Vallepp-Baches, vom Blute geröthet, und auf den Felsen und Matten umher die stämmigen Gestalten todter und schwerverwundeter Tiroler und zerlumpter Kroaten mit wild verzerrten Gesichtern neben blutbeströmten Bayern liegen, deren treues Antlitz noch die starren Augen zum Himmel empor richtete, dessen Bläue sie früher geziert hatte.

Das Schmerzgestöhn der Verwundeten, das Geheul und Fluchen der Fliehenden ward übertönt von dem tobenden Siegesjubel der Verfolger: „Heilige Mutter Gottes Birkenstein für Bayerland."

In der Hitze des Verfolgers und in der Dunkelheit der Gebüsche, durch welche sein blutiger Weg ihn führte, hatte der junge Hafner einen Fehltritt gethan, wel-

cher ihn über einen steilen Abhang hinabstürzen machte. Doch der gewandte kühne Sohn des Gebirges kam unversehrt auf die Beine zu stehen, und wollte sein Tod und Verderben unter die Feinde bringendes Geschäft eben damit von Neuem beginnen, daß er den vor ihm stehenden Felsen erklomm; als eine weiße Gestalt auf der Spitze desselben erschien, deren Anblick seinen Athem hemmte, deren wohlbekannte zarte Formen, wie sie jetzt im flatternden leichten Gewande sichtbar wurden, selbst im Todesgrausen der Schlacht vor seine Seele getreten waren, seinen Blick erheitert, ihm Freude und höheren Muth eingeflößt hatten.

Auch Amely von Maxlrhain, denn sie war es, schien den jungen Kämpfer sogleich zu erkennen, da sie mit dem Ausrufe: „Ach mein lieber Hafner! mein guter Engel führt euch hieher" in ängstlicher Hast von Vorsprung zu Vorsprung des Felsens herabsprang.

Wir sind überfallen worden, begann sie zu dem, wie durch einen Zauber gebannten, unsere Wache ist vor der Uebermacht größtentheils gefallen, nur wenige konnten sich retten. Meine Schwester, meine Schwägern und meine Freundinnen sind gefangen; ich bin durch ein Fenster der Sennhütte, in welcher wir schliefen, entsprungen, und den hellen Tönen eures Feldgeschreies folgend, hieher gekommen. Dieses außer Athem und mühsam hervorbringend, sank die zarte Gestalt, erschöpft und ohnmächtig vor dem sich kaum zu rathen und zu helfen wissenden Karl zusammen.

Er umfieng die Liebliche, drückte sie, seiner selbst kaum bewußt, an sein hochklopfendes Herz, und eilte, sie von dem schrecklichen Anblicke des Kampfplatzes hinweg an einen fernern ruhigen Ort zu bringen.

Geschloßen waren die lieben braunen Augen, welche der Stern seines Lebens gewesen; obgleich die holden

Züge, welche er so oft aus ehrerbietiger Ferne angebetet; kein holdes Lächeln entschwebte mehr dem süßen Munde und leblos schienen die Glieder, an denen die schaffende Natur die Vollkommenheit ihrer Meisterschaft beurkundet hatte.

In einer Bergschlucht zu Enter Rottach, unfern vom Kampfplatze, stürzt einer jener prächtigen Wasserfälle herab, an denen das bayrische Hochland so reich ist. Da erschienen in Schlünden, welche selten der menschliche Fuß betritt, an Wildbächen, wohin nur das scheue Reh vorsichtig zur Tränke eilt, die lieblichsten Bilder. Hier stürzt von einer durch Zirbeln verdeckten Schlucht herab das Krystall und die schäumende Milch des Waldwassers in halben Bogen über weiß abgewaschene, schwarzumsäumte Felsenstufen, oben hie und da durch Legföhren verborgen, dann über die Wand herabplätschernd in fast unsichtbaren vom leisesten Lüftchen umhergetriebenen Staubregen aufgelöst. An den Abhängen zu beiden Seiten wechseln Laub- und Nadelbäume in hell und dunkel nüancirtem Grün, welche im Augenblicke, von welchem wir schreiben, das Morgengold verbrämte.

Jetzt war der Gießbach friedlich, aber abgerißene Felsblöcke und Bäumstämme zeigten seine Wuth in andern Zeiten.

Hier finden wir die schöne Amely auf eine Rasenbank am Ufer des Wildbaches hingestreckt, in welchem ihre losen, herabflatternden, kastanienbraunen Locken sich netzten.

Vor der Ohnmächtigen kniete Karl Hafner und die tödtliche Verzweiflung auf seinem Antlitze klärte sich eben in das süßeste Entzücken auf, als ein freundliches Lächeln wieder die sich röthenden Lippen des Fräuleins zu beleben begann.

Da nahte die Schaar seiner von der Verfolgung des Feindes zurückkehrenden Gefährten, die wiederbefreiten Gefangenen triumphirend in der Mitte führend.

An ihrer Spitze zogen die Herrn von Maxlrhain und Pienzenau.

Sieh da, unser wackrer Dragoner! rief der Letztere mit zweideutigem Lächeln, ihr habt traun den besten Theil erwählt, mein guter Reitersmann! und es scheint mir nicht nur bequemer, sondern auch gefahrloser: eine halbe Stunde vom Kampfplatze entfernt, einer Dame Gesellschaft zu leisten, als sich in das wilde Gefecht zu wagen.

Dieser Anspielung Herr! soll die geeignete Entgegnung nicht mangeln, rief der Jüngling aufspringend und zum Hirschfänger greifend; aber die gewaltige Hand seines Vaters hielt ihn zurück, welcher ihm mit donnernder Stimme befahl: ruhig zu bleiben.

Ich glaube, ähnliche Scenen vermeiden zu können, warf der Freiherr von Maxlrhain mit angenommener Kälte ein, wenn ich der in einer gestern erst sehr spät angekommenen Depesche erhaltene Einladung des österreichischen Gouverneurs zu Landshut folge; welcher mir sicheres Geleite für meine Familie verspricht, wenn ich selbe zu meiner Verwandten, der Aebtißin des St. Klara-Klosters in München senden will.

Treue! rief der junge Hafner, hierin spricht sich der Gemeingeist der Adelichen sattsam aus. Ich glaube gerne, daß der Graf von Werth, als kaiserlicher Statthalter die Freundschaft des reichsunmittelbaren Dynasten für sich und seinen Kaiser zu erringen sucht, um ihn von der Sache Bayerns abwendig zu machen. Ihr aber, mein gnädiger Baron! scheint mit den österreichischen Beamten auf sehr vertrautem Fuße zu stehen, da Ihr ih-

nen selbst so wichtige Bürgen Eurer Treue gegen Oesterreich in die Hände liefert?

Es ist gut, daß wir des Edelmanns nicht bedürfen, und daß der Bauer hinlängliche Kraft und Willensfähigkeit besitzt, um das Vaterland, die Hauptstadt und solche kostbare Geiseln von offenen Feinden zu befreien und vor Heimlichen zu bewahren!

Die beiden edlen Herren sahen den kühnen Sprecher mit übereinander geschlagenen Armen und mit einem Lächeln an, welches Heine ein Feudallächeln genannt hätte, und welches wahrscheinlich blutige Folgen nach sich gezogen haben würde, wenn nicht der alte Hafner die ganze Gewalt seines väterlichen Ansehens gegen seinen Sohn, und allen Einfluß eines ergebenen, geachteten Waffengefährten gegen die beiden Cavaliere anwendete, um die Einigkeit herzustellen.

Solches war ihm endlich auch, wenigstens zum Schein, gelungen; doch hatte das bittere Gespräch die üble Folge, daß Karl Hafner mit seiner Parthie (und zu dieser gehörten alle jungen oder sonst hitzköpfigen Leute seiner Gegend) sich von der hochländischen Landesvertheidigung unter Maxlrhain, Pienzenau und Andern trennten, hingegen aber sich mit den Haufen vereinigte, welche aus dem Gerichte Tölz, von Valley, Au und aus andern Gegenden viel zu früh gegen München zogen, bevor die ganze Macht des Landsturmes aus Niederbayern sich mit selben vereinigen konnte.

Es gieng hier, wie in so vielen Fällen: Die Unglückssaat spitzer Worte trug eine traurige Aerndte blutiger Folgen.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 6tes Stück.

Pienzenau.

(Schluß.)

Abschnitt III.

In der Christnacht des Jahres 1705 saß die Freifrau von Maxlrhain mit ihren Schwägerinnen Amely und Leutgard, an einem großen mit Gold durchwirktem Teppiche behangenen Tische, emsig im Gebethbuche lesend. Die Leutgard putzte sich vor einem großen Pfeilerspiegel zur bald beginnenden Christmette, während Amely, bereits in Pelz gehüllt, am Bogenfenster stand, mit den zarten, wohlgeformten Fingerchen der schönen Hand einen Trauermarsch auf den buntbemalten Scheiben schlug und sehnsüchtig mit den frommen Augen nach den glühenden Sternen und nach der Gegend blickte, wo des Tages die lieben blauen Berge der Heimath zu sehen war.

Das Gemach, worin die drei hochgebornen Damen sich befanden, war eine der Prunkkammern des St. Klarastiftes in München.

Das verworrene Treiben der unten hin und herströmenden Menge verursachte ein dumpfes Brausen, gleich dem eines herannahenden verheerenden Sturmes.

Beim Sternlichte und dem schwach hingeleiteten Schimmer einzelner Laternen konnte man die dunkeln Mäntel der Münchner Bürgerschaft erkennen, durch deren zahlreiche Schaaren drängend die einförmigen Waffentrachten österreichischer Krieger, oder die bunte Kleidung der Ungarn und anderer Slaven sichtbar wurden, welche dem ehrbaren Bürger mit Brutalität begneten und Frechheit genug besaßen, durch die Stille der heiligen Nacht ihre wilden Gesänge hören zu lassen. Doch glaubte Amely manchmal durch dieses barbarische Geheul die schmerzverzogenen Töne klagenden Grimms, zornerfüllter Trauer und Verderben drohender Wehmuth zu hören — ach! Bayern war ja kein freies Land, kein Staat, München keine Hauptstadt mehr.

Herzlose Miethlinge hausten da, wo sonst väterliche Liebe einheimischer Fürsten in Mitwirkung des Edelsten und Besten des Landes gewaltet hatte. Wo Gemeinsinn und Zutrauen herrschten, da thronte jetzt die Unterdrückung und der Argwohn. Der freie Wille war gelähmt, der Bürger seines Ehrenzeichens, seiner Waffe, beraubt. Der Kern des Volkes, die schönsten, hoffnungsvollsten Jünglinge sollten nach kleinherziger heimtückischer Politik ausser Landes in entfernte Provinzen als Soldaten abgeführt werden; denn, wie es auch im alten Aßyrien war, der Fürst in Despotien darf nie dem eigenen Volke trauen, sondern muß die Kraft der einen Provinz zur Unterdrückung der Andern gebrauchen; da herrscht nicht das Gesetz, sondern die Willkühr, nicht Liebe, sondern Furcht, da gibt es nicht Obrigkeit und Staatsbürger, sondern Herren und Sclaven.

Mit dumpf feierlichem Tone zeigte der schwere Stundenhammer auf dem Frauenthurme Mitternacht an, und alle die schweigsamen Glocken im großen katholischen

München erhoben die ernsten Metallstimmen und riefen aus feiernd ruhiger Höhe herab:

„Ehre sey Gott im Himmel und Friede den Menschen auf Erden, so eines guten Willens sind.“

Frieden? ja Frieden riefen sie aus die ehernen frommen Zungen — aber mit einem Vorbehalt! — und sie sind nicht eines guten Willens die Diener des Tyrannen, daher sollten sie auch nicht Frieden haben.

Mit den Worten: „Jetzt, liebe Schwestern! wollen wir zur Christmette gehen,“ erhob sich die Freifrau, das Gebethbuch schließend. Da sahen die Mädchen ihr Auge von Thränen geröthet, (sie hatte für den fernen Gatten gebetet, für den Freund, in dessen Rechte sie Amelys Hand zu legen hoffte, und welche beide noch beim Heere der Vaterlandsvertheidiger standen) und mit theilnehmendem Mitgefühle wollte sie die Schwägerin umarmen; als ein Blitz sie blendete, ein pfeifender Ton über das Haus flog, ein Donner-Knall, dessen Grundveste erschütterte und der Feierklang sämmtlicher Glocken in wimmernden Angstruf sich verwandelte.

„Gott, das ist Sturm,“ rief die Edelfrau, sich mit beiden Händen das erbleichende Antlitz bedeckend, „und Münchens Gassen werden zum Schlachtfelde.“

Ich kann nicht klagen, Schwägerin! sprach Amely sich stolz emporrichtend. Dieses Glockenwimmern veründet der Unterdrücker Angstgestöhne. Dieser zitternde Trommelwirbel, welcher feiles slavisches Raubgesindel vom Saufgelage zu den Fahnen ruft, ist kein Schlachtgeschrei der Tapfern. Im Kanonendonner spricht die Freiheit, spricht das neue erwachende Bayern seinen Jubel aus. In Aller Augen glänzt die Freude, glänzt der alte Muth!

Wie das Fräulein gesprochen, so bewährte sich die That. Münchens Bürger rotteten sich zusammen, hier wurde ein altes Schwert, dort ein verborgener Doppelhacken hervorgezogen.

Des Hochlands Söhne hatte den Isarthurm genommen, und stürmten gegen die auf Plätzen geschaarten Feinde an, als gieng es zum Gelage. Kugelhagel fegte die Strassen, sie stürzten mit dem Jubelrufe: „Heilige, siegreiche Jungfrau für Bayerland!“ auf die Kanonen und machten sie verstummen. Bald flohen die Kaiserlichen in wilder Unordnung, und München war befreit.

Welche Tinten wähle ich, womit male ich die Freude der Bürger? Ihr könnet Euch die manchfaltigen Scenen des Entzückens selbst am besten schildern, Ihr! denen der Tag im Gedächtnisse lebt, an welchem ein Jahrhundert später ein braver bayrischer General an der Spitze weniger Cheveauxlegers in die Stadt sprengte, welche nur so eben von denselben Feinden gesäubert war.

Wie damals der Anblick der gefürchteten grün und rothen Reiteruniform ein panisches Schrecken unter den Kriegern verbreitete, welche kurz zuvor von Bayerns unrettbarer Verlorenheit, von dessen Freundes Napoleon gänzlicher Niederlage unverschämt geprahlt hatten, wie die sich immer gleich und originel bleibende Auerjugend, mit langen Haselstöcken bewaffnet, die übereilt verlassenenen Wachposten bezog, die weißen Federbüsche zum Thor hereinschwankten; da öffneten sich alle Thüren, eilten die patriotischen Münchner hervor, bewillkommten die hereinsprengenden Braven, bewirtheten sie mit Erfrischungen, küßten und umjubelten den geachteteten Anführer, welcher noch lange in den Liedern des Volkes leben wird! und freuten sich, daß der gute, geliebte Churfürst nun bald in seine Hauptstadt zurückkehren würde.

— Oh, es war eine schöne Zeit unter Vater Max, Bayerns Bürger sind immer Patrioten, seine Krieger immer Helden.

Während man in München sich ganz dem Entzücken über die wieder erlangte Freiheit überließ, nahte sich vor Anzing herauf ein schweres Gewitter. Unter dem kaiserlichen Generalmajor Kriechbaum zog Fußvolk, Reiterei und Geschütz gegen die Hauptstadt, welche alsbald angegriffen wurde. Die Landesvertheidiger verließen selbe, um den jedem Bayer so heiligen Sitz ihrer Herrscher wo möglich vor den Uebeln zu schützen, welche einer belagerten, oder bei allenfalsigem Wechsel des Krigsglückes mit stürmender Hand eingenommenen Stadt zu drohen pflegen.

Sie zogen sich auf die Anhöhen von Sendling, wo sie hinter Zäunen und Hecken, hinter kunstlos aufgeworfenen Brustwehren, hauptsächlich aber hinter der Mauer des Kirchhofs verschanzt, den übermächtigen Feind erwarteten.

Da kehrte auch die geschlagene Besatzung Münchens, welche allein schon so zahlreich war, wie der Haufe der Landesvertheidiger zurück.

Mit dieser vereint, befahl Kriechbaum an der Spitze seiner disciplinirten wohlbewaffneten Truppen den Angriff gegen die ringseingeschloßenen, aller Kriegskunst und Ordnung baaren, schlechbewaffneten Bauern.

Münchens Bürger, entwaffnet und abgeschnitten, wie sie waren, konnten nichts thun, als für die gute Sache wünschen und beten. Es geschah, wie sich leicht voraussehen ließ. Kunst und Uebermacht überwanden die Tapferkeit. Die unglücklichen braven Bergbewohner lagen in langen, blutigen Reihen neben einander todt oder sterbend. Wenige überlebten den Trauertag bei Sendling,

und diesen wäre es besser gewesen, ihn nicht überlebt zu haben.

Aber auch die kaiserlichen Anführer übersahen mit trübem Auge die schrecklichen Lücken, welche das bayrische Schwert in ihre Reihen gerissen. Sie sahen, wie jeder gefallene Bayer ein zahlreiches Gefolge erschlagener Feinde mit sich in jene Welt hinüber genommen, und namentlich traf Kriechbaum auf einen schönen aber todtbleichen Jüngling, welcher über einen ganzen Haufen derselben hingestreckt lag.

Karl Hafner, denn er war es, lebte noch; aber beide Beine und sein rechter Arm waren von Wunden gelähmt, während seine Linke noch drohend eine Fahne mit der Aufschrift emporhielt:

„Lieber bayrisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben."

Der Feldherr ließ ihn mit andern Verwundeten in die Stadt bringen, wo ihre Verpflegung in den kaiserlichen Feld-Lazarethen schlecht genug gewesen seyn mag.

Auf die Nachricht der verlornen Schlacht bei Sendling kehrten auch die Schaaren der Hochländer unter Maxlrhain und Pienzenau und die Niederländer wieder um, welche sich hatten vereinen wollen.

Maxlrhain beschränkte sich fürderhin darauf, sich und seine Nachbarn zu vertheidigen und die feindlichen Kriegsvölker von jenen Gegenden abzuhalten, welchen Vorsatz er auch mit dem Muthe eines Ritters und den trefflichen Maßregeln eines Weisen durchführte.

Pienzenau wußte sich mit den Niederländern zu vereinen. Er kämpfte nun mit Auszeichnung neben Plinganser und andern Patrioten, und litt mit Ihnen den Schmerz, alle heldenmüthigen Anstrengungen und Aufopferungen scheitern zu sehen.

Als er aber nach dem verhängnißvollen Tage bei Aitenbach alles verloren sah, verließ er zerrißenen Herzens das Vaterland, und reiste zu seinem unglücklichen Churfürsten, welchem er nun ein treuer Begleiter und milder Tröster blieb.

Abschnitt IV.

Schwer aber lasteten nun Oesterreichs Ketten auf dem verwaisten unterjochten Lande, welches ärger denn Israel zur Zeit der assyrischen Gefangenschaft gedrückt wurde. —

Maximilian Emanuels Kinder wurden außer Landes abgeführt, wo sie, fühllosen Wärterin übergeben, nicht einmal die Namen der Theuren aussprechen durften, welche ihnen das Leben gegegeben hatte.

Der Churfürst selbst wurde in die Acht erklärt, die gänzliche Entwaffnung des Landes mit Härte vollstreckt, und demselben Lasten überbürdet, die es erdrücken mußten. Ausländer und Günstlinge theilten sich in das schöne Bayern. Der Blick wendete sich mit Schaudern vom damaligen vieljährigen Elende des Vaterlandes!

In dieser Zeit, wo das Blut getreuer und biederer Bayern wie Wasser floß, Patriotismus und Edelmuth Verbrechen, der Rabenstein das Sterbebett der Ehrenwerthen war; wurde auch der von seinen Wunden kaum genesene junge Hafner, weil er gegen die jetzige Laudesregierung das Schwert gezogen, als des Hochverraths schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Aus dem engen Pförtchen eines der Thürme, welche von Münchens Stadtmauer damals aufstiegen, trat so eben der Mönch mit dem Allerheiligsten, welcher dem „armen Sünder," wie man ihn nannte, mit den in der

katholischen Kirche üblichen Sterbsakramenten versehen hatte. — Eine Menge Andächtiger oder Neugieriger hatte denselben in düsterm Zuge begleitet, von deren lautem unisonen Gebethe die Kerker-Gewölbe wiederhallten. Ihnen entgegen schritt, nachdem er sein Knie vor dem segnenden Priester gebeugt, ein ehrwürdiger alter Mann von noch rüstigen Gliedern, hohem Wuchse und düsterm Ernste auf der tiefgefurchten Stirn. Er nannte einem der umstehenden Eisendiener seinen Namen und wurde sogleich zu den Gefangenen eingelassen.

Vor einem mit schwarzem Tuche bedeckten Tischchen, auf welchem ein hölzernes Kruzifix stand, saß Karl Hafner und las bei dem spärlich durch die Eisenstäbe des vergitterten Fensters dringenden Tageslichte in einem Gebethbuche, welches er jedoch rasch weglegte und dem Eintretenden in die Arme eilte.

Mein Vater, rief er aus, so habt ihr euch diesen chmerzvollen Anblick nicht ersparen wollen!

Es gehörte die Seelengröße und Menschenstärke der Beiden Hochländer dazu, um in einem solchen Augenblicke sich aufrecht erhalten zu können.

Nach den ersten feierlichen Scenen des schmerzlich süßen Wiedersehens vor naher langer Trennung schritten Vater und Sohn Hand in Hand auf das im engen Kerkergemache befindliche Strohlager zu, auf welches sie sich niedersetzten und einander eine Zeit lang schweigend anblickte.

Ich betrete, begann endlich der Sohn, ich betrete mit ruhigem Vertrauen das grause Thor, welches mich in jene Welt einführen wird. Der in meinem Innern aufgegangene Trost überzeugt mich, daß mein Schöpfer die Sünden meiner raschen Jugend ausgetilgt. Ich eile in die Arme meines ewigen Vaters, ich eile zu meinem

guten, früh verlornem Mütterchen und verlasse mit Dank eine Welt, in welcher mein bayrisches Vaterland nicht frei seyn soll, in welcher Amely nie die meine wird, und aus welcher Ihr, guter Vater! mir hoffentlich bald nachkommen werdet.

Vielleicht werde ich jenseits beauftragt, fügte er mit strahlendem Auge, aber schmerzlichen Lächeln hinzu, Sie als schützender Engel zu umschweben und auf die sanftesten Pfade des Lebens zu leiten. Dereinst aber soll mein Kuß das Leben von den süßen Lippen lösen, über denen ich hienieden die ewige Seligkeit hätte vergeßen können — es sollte nicht also seyn! — dann will ich sie in das Reich der ewigen Liebe einführen und unsere gleichgestimmten Seelen werden in einem ewigen Akkorde verschmelzen.

Horch! die Glocken ertönen, dieselben Glocken, welche uns in der Christnacht zum Sturme riefen. Ich glaubte damals, Sie mit erobern zu können, deren Namen ich hienieden nicht mehr aussprechen will.

Lebe wohl, Vater! auf baidiges Wiedersehen. — Ich höre klirrende Tritte in den Gängen. Es wird eine Abtheilung der hiesigen Besatzung seyn, um einen von Denen zum Henkertode abzuholen, vor welchen sie in jener Nacht so erstaunlich behende zu laufen wußten. Sie werden frischgesohlte Schuhe bekommen haben, und dem gefeßelten Sohne der bayrischen Löwin trotziger ins Auge blicken, als damals.

Der tiefgebeugte Vater vermochte kaum ein Wort zu erwiedern; doch beim Heintreten der Krieger, welche seinen Sohn zur Hinrichtung abholten, faßte er sich plötzlich, reichte ihm die Hand und sprach: „Auch dich mein theurer Karl! soll heißer Liebeskuß vom Leben befreien.“

Dann schritt er fest und ruhig durch die herandrängende Menge, in deren Gewühle er sich bald verlor.

Der Scharfrichter nahte sich dem nun ganz heiter blickenden jungen Hafner, bat ihn, nach Sitte der Hochgerichte, um Verzeihung, wegen des blutigen Werkes, welches er mit ihm vornehmen sollte, schnitt ihm die langen Locken vom Hinterhaupte, warf ein grautuchenes, auf der Brust mit schwarzem Kreuze bedecktes, Gewand über selben, und führte ihn die schmale Wendeltreppe hinab ins Freie, wo bereits ein zweiräderiger Karren seiner wartete, auf welcher der edelstolze Jüngling von den Henkersknechten gefesselt wurde.

Begleitet von einem Priester und einer Justizperson zu Pferde, von langen Reihen Bewaffneter, und umrollt von einer unzählbaren Volksmenge bewegte der traurige Zug sich gegen den langgedehnten Hügel hin, welcher von Sendling her sich im Westen der Hauptstadt erhebt.

So sehe ich sie noch einmal die lieben blauen Berge, sprach Hafner zu seinem priesterlichen Begleiter, auf denen so oft das Vergnügen des Steigens, der Jagd und sanftern Gefühle mich ergötzten.

Ihr Anblick ist die letzte Freude meines Lebens und auf den majestätischen Wendelstein mein Auge gerichtet, will ich sterben.

Der Zug hielt am Fuße der Blutbühne, deren Treppe der Verurtheilte mit raschem Fuße erstieg und sich gelassen auf den Todesstuhl setzte. Ein kurzes von dem Priester gemurmeltes Gebeth wurde von der dicht gedrängten Volksmenge wiederholt, während der hinter dem Stuhle des zum Tode Geweihten stehende Scharfrichter ein ein neben ihm stehendes Tischchen von darüber gebreitetem schwarzen Flore entblößte, das darunter liegende Schwert mit beiden Händen ergriff und das Blitzende schwang.

Doch das Pfeifen desselben wurde durch einen dumpfen Knall unterbrochen, und Karl Hafner lag entseelt, ehe der tödtende Streich ihn schmachbringend berühren konnte.

Niemand hatte den Schützen gesehen. Als aber die Volksmenge sich verlaufen hatte, fand man die Leiche eines alten Mannes im dichten Gestrüppe ohngefähr 150 Schritte von der Richtstätte. Ein losgebrannter Kugelstutzen lag daneben auf dem Boden. An der Leiche fand man nicht die mindeste Verletzung, daher allgemein vermuthet wurde; der alte Mann sey plötzlich von einem Schlagfluße berührt worden. Es war Hans Hafner.

Abschnitt V.

Zehn traurige Jahre blutete Bayern unter den Feßeln der Zwingherrschaft. Als aber die Verhältnisse sich glücklicher gestalteten, der hochherzige Kurfürst Maximilian Emanuel im Kreise der Seinen in sein Land, in seine Hauptstadt zurückkehrte, der lang vermißte eingeborne Herrscher zu dem kindlich frommen, treuem Volke, da war die allgemeine Stimme die der freudigsten Rührung!

Im Jubelsturme eines Volkes verhallt der Wehlaut, welcher den zuckenden Fibern eines gebrochenen Herzens entzittert, ungehört. So war es mit Pienzenau, welcher, den Triumph der Volksliebe mit seinem fürstlichen Freunde mitfühlend, den schönsten Hoffnungen eines noch süßeren Triumphes seines Herzens vereint hatte.

Er fand sich getäuscht. Amely war der ländliche Jüngling theurer gewesen als der prächtige Ritter und nach Karls Opfertode wollte sie gemäß der Denkart damaliger Zeit, nur mehr „die Braut des Himmels“ seyn.

Nach Jahren schloß sie ihr von frommer Begeisternng durchglühtes Leben in demselben Kloster, in welchem sie früher vor den Stürmen des Krieges Schutz gefunden.

Wie aber der Alliebende für jede Wunde des Lebens Balsam gedeihen ließ, so fand auch der Ritter von Pienzenau, als er heimgekehrt zur väterlichen Burg um

der Trauer über seines Lebens sturmzerknickte Blüthe sich zu weihen, die kleine Leutgard zur vollendeter jungfräulicher Schönheit herangewachsen — ganz wie Amely vor zehn Jahren war — und mußte unwillkührlich im Ebenbilde dasselbe Ideal erkennen, welches er im Urbilde angebetet hatte.

Sie liebten sich und führten das Leben glücklicher Gatten in ihren heimathlichen Bergen, aus welchen der Friede, so lange sie lebten, nicht mehr wich.

Die neu endeckte Kochshöhle oder die Höhlenkönigin im königl. Landgericht Hollfeld-Waischenfeld.

Am Klaussteine unweit der Burg Rabenstein, wo der kurze Aufenthalt unsers allergnädigsten Herrscherpaares im Sommer des Jahres 1829 noch im fröhlichen Andenken der treuen Gebirgsbewohner ist, hat der Gräflich v. Schönborn'sche Kunstgärtner Koch von Pommersfelden bei Gelegenheit der zu verschönernden Anlagen vor Kurzem eine äußerst merkwürdige Höhle entdeckt, welche nach der Versicherung desselben, der doch auf seinen Reisen mit dem Herrn Reichsrathe Grafen v. Schönborn die berühmtesten Höhlen in Europa gesehen hat, mit diesen in Hinsicht ihrer Schönheit und Größe über allen Vergleich steht. Die Bewohner der Gegend nennen sie die Kochshöhle nach ihrem Erfinder; dieser aber gab ihr der außerordentlichen Merkwürdigkeit wegen den Namen Höhlenkönigin.

Dieselbe bildet vier, unter sich zusammenhängende jedoch ganz verschiedene Hauptabtheilungen. Die erste derselben, welche gleichsam den schönen Vorhof zum Heiligthum bildet, ist der im Jahre 1829 mit einer Mar-

mortafel, Königskrone und goldenen Inschrift gezierten Ludwigshöhle ähnlich, jedoch 3—4 Mal größer; am linken Ende oben steht ein ganz von Tropfsteinen gebildetes Orchester, worauf 50 Musiker einen bequemen Raum einnehmen würden; von demselben führt ein ganz schmaler 8—10 Fuß langer Gang in weiteren Raum; dann muß man ungefähr 40 Fuß abwärts steigen, um in die zweite Hauptabtheilung zu kommen.

Hier scheint die Natur ein ganzes Füllhorn von Schönheit ausgegossen zu haben. Die Wände sind blendend weiß, wie vom feinsten Alabaster überzogen; in der Mitte von der Decke herab haben sich Vorhänge von Tropfstein gebildet, von welchen die Ränder gesäumt zu seyn scheinen. Wasserfälle von 30—36 Fuß entladen sich auf der rechten Seite; auf dem Boden liegen unzählbare kegelförmige, schwarzgraue Tropfsteine und ganz versteinerte Thiere, z. B. Eisbären und Elenthiere, auch Knochen von andern Thieren der Urwelt, von Raubthieren und Grasfressern, welche wahrscheinlich bei der schnell herein gebrochenen Fluth und der dringendsten Lebensgefahr zufällig da einen Zufluchtsort fanden, ihrer angebornen Todtfeindschaft vergessend, und — so zu sagen — fromm, entweder durch Wasser und Hunger umkamen, oder letztere von den ersteren gefressen wurden. *)

Geht man wieder 36—40 Fuß aufwärts, so zeigt sich die dritte Abtheilung dem staunenden Auge. Das Wasser schießt gleich Bächen von den glänzenden Wänden, und auf dem Boden bilden sich mehrere Bassins von Tropfsteinen von der verschiedensten, runden, drei- und viereckigen 2c. Form, und man ist von ganz reinem, klarem Wasser eingeschlossen, an manchen Stellen 4—5 Fuß, meistens aber nur einige Zoll tief. Rechts liegen runde

*) Man vergl. Couvier über die Umwälzung der Erdrinde.

Kugeln von Tropfsteinen, wie Billardballen, andere von der Gestalt eines Tauben-, Hühner- oder Gänse-Eyes; rechts aber steht auf alabasternen Boden ganz frei ein weisser Tropfstein, in Form eines Kegels, im untern Durchmesser 7 Fuß, und eine Höhe von 10′ haltend. Man hat bisher noch keinen von solcher Größe und Schönheit gefunden, und er ist die Zierde der Höhle. Von da aus gelangt man durch einen ganz engen Gang in die vierte Hauptabtheilung.

Daselbst bieten sich dem Auge einige, ganz von den vorigen verschiedene Parthien dar; in der Mitte liegen 5 ungeheure Felsen; ringsum bis einige Fuß vor den Wänden gewahrt man lauter thonartige, von den aus der Decke herabfallenden Tropfen befeuchtete Erde, welche sich aber aus Mangel der kalkartigen Substanz in den Tropfen nicht verhärtet; an den Wänden aber sind ganz schwarze, verschiedene Figuren bildende Tropfsteine. Diese Abtheilung ist so groß, daß der Gärtner Koch hier verschiedene Spaziergänge, wie in einem Garten, anlegen, das Ganze aber auf Befehl des erlauchten Herrn Grafen v. Schönborn mit einem wohlverwahrten Thore verschließen wird, zum Schutze gegen unberufene Sammler. Dem Vernehmen nach besitzt der für alles Gute und Schöne so lebhaft eingenommene Herr General-Kommissär und Präsident der königl. Regierung des Obermainkreises, Freiherr v. Andrian-Werburg, ein Bruchstück von der Kinnlade eines Thieres aus dieser Höhle, welches der rühmlichst bekannte Naturforscher, Graf v. Münster, der sich so gerne in dieser sogenannnten frankischen Schweitz aufhält, und selbst immer neue Forschungen macht, für einen Bestandtheil eines Eisbären der Urwelt erklärt haben soll.

Die Zumuthung.

Der General Junot, Napoleons erster General-Adjutant, bildete in Arras eine erlesene Heerschau, die bei der Landung in England von ihm befehligt an der Spitze des Heeres fechten und diesen den Weg bahnen sollte. Noch gefielen sich damals die französischen Soldaten in voller Frisur mit puder- und pomadenreichen Zöpfen, welche Jenem verhaßt waren und um deren Abschaffung er den ersten Consul anging. Napoleon aber wollte diese anstößige Veränderung dem freiem Willen der Truppen anheim gestellt wissen; Junot, den sie liebten, ließ deßhalb der Division seinen innigen Wunsch bekannt werden, auch verschwanden sofort zwei tausend Zöpfe, doch veranlaßte der Groll und die Neckerei der Wiederstrebenden Zwietracht und Händel. Hierauf versammelte er die Masse, hielt — ihrer Gunst und Achtung gewiß, — eine eindringliche, seinem Zwecke geltende Rede und abermals wurden ihm zu Liebe fünfzehnhundert Haarzöpfe abgeschnitten.

Eines Morgens bietet ein junger Grenadier um Gehör und wird vorgelassen. Er ist groß, stark, schön, von angenehmer Bildung, aber noch frisirt und stark gepudert, neigt sich mit Anstand, doch verlegen, da ihn Junot des gedachten Haarputzes wegen scheel ansieht, und antwortet auf die Frage nach seinem Begehren:

„Mein General, ich wünschte mit ihrer Erlaubniß zu wissen, ob das Abschneiden der Haare wirklich verordnet ward, denn der Tagsbefehl sagt nichts davon.“

„Ich habe es weder geboten, noch verlangt!“ — entgegnete Jener — habe nur gebeten und gehofft, daß meine Grenadiere, in denen ich meine Brüder, Kinder und Freunde sehe, mir, der ich so viel für sie that, diesen

Beweis von Anhänglichkeit zu geben, mir eine Hand voll Haare opfern würden, da diese Entbehrung sie nichts kostet, wohl aber Jedem nützlich ist."

Er sprach in diesem Sinne beweglich fort und beschloß die Antwort mit der nochmaligen Frage nach dem eigentlichen Begehren.

Der junge Mann war gerührt, trat ihm näher und sagte mit wankender, fast weinerlicher Stimme:

„Herr General, es giebt gewiß in der ganzen Division kein Herz, das Ihnen ergebener wäre als das meine, auch bin ich weder unfolgsam noch halsstaarig, und will es Ihnen jetzt beweisen. Als ich von meiner guten geliebten Mutter schied, sollte ich die Haare abschneiden und sie ihr zum Andenken überlassen, was ich ablehnte. Ich habe auch ein Schätzchen" — fuhr er erröthend fort — „das sich ein Halsband von ihnen wünschte, und nicht einen Strähn erhielt, denn meine Haare sind mir zu werth; ich würde sie wohl selbst dem Napoleon versagen, sehe aber wohl, daß sie jetzt fallen müssen, denn die ganze Compagnie fügte sich Ihnen zu Liebe, und ich, der Sie mehr als alle Andere ehrt, sollte mich weigern? Das darf nicht seyn!"

Er zog bei diesen Worten eine gewaltige Scheere aus der Tasche, reichte sie dem General dar und sagte:

„Doch erbitte ich mir es zur Gnade, daß Sie — aber Sie selbst — den ersten Schnitt thun, denn das Opfer, wenn es ein solches ist, wird mir dann minder wehthun."

Juniot zögerte betroffen und bewegt, als ihm der Jüngling den herrlichsten blonden Lockenkopf, den er noch je gesehen, zuneigte und rieth ihm ab, doch Jener bestand auf der Hingabe und dem Anspruche; es entspann sich ein Zwist der Opferlust mit der Ablehnung, und der General ward endlich zum Verschneider.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 7tes Stück.

Sizilianische Skizzen.

Von dem bekannten Grundsatze ausgehend, daß man den Norden im Winter und den Süden im Sommer besuchen müsse, um den wahren Charakter des einen sowohl, als des andern kennen zu lernen — und dieß gilt von dem letztern vielleicht noch mehr, als von dem erstern — ließ ich mich von der in Neapel so sehr verschrieenen Hitze Siziliens nicht abhalten, diese Insel in den Monaten Juni und Juli zu besuchen.

Die 170 Miglien (42½ deutsche Meilen) machten wir auf dem Dampfschiffe bei immer conträrem Winde in 27 Stunden, also gegen 6⅓ Miglien, über 1½ deutsche Meilen, in der Stunde. Es waren nicht zu viele Passagiere, aber gute Gesellschaft, und die Reise sehr angenehm. Sobald man die Insel Capri aus dem Gesichte verloren, sieht man kein Land mehr, bis man die Insel Ustica erblickt, welche noch 40 Miglien von Palermo abliegt. Sobald man diese rechts liegen gelassen, wird die Küste Siziliens, vom Cap Gallo bis zum Zaffarano, zwischen welchen Palermo liegt, immer deutlicher, und es erscheint auch der Monte Pelegrino, welcher diese Stadt bis ganz

zuletzt verdeckt. — Die Einfahrt ist schön, wenn man nicht an den Golf von Neapel denkt.

P a l e r m o.

Da das Dampfschiff nicht volle zwei Tage hier verweilte, so werde ich wenig über Palermo sagen können, und mich auf den Eindruck, den es im Allgemeinen auf mich gemacht hat, beschränken müssen. So schön und reich an üppiger Vegetation die Ebene ist, auf welcher es, rund um von hohen Bergen und der See eingeschlossen, liegt, so weiß ich doch nicht, wie es zuging, es wollte mir hier, bei dem besten Willen, nicht recht gefallen. Indem ich gern gestehe, daß ich vielleicht ungerecht gegen diese so sehr und nur zu sehr gepriesene Stadt bin, will ich wenigstens mein Vorurtheil vertheidigen. Was die Stadt selbst anbelangt, so besteht die größte Schönheit derselben in zwei sehr langen, schnurgeraden Straßen, Toledo, auch il Cassaro genannt, und Maquedo, die sich just in dem Mittelpunkte durchkreuzen. Hier auf dieser Stelle, die man i quattro Catoni nennt, ist der Anblick nach allen vier Seiten wirklich überraschend, indem das Auge hier das Meer, dort die Berge am Ende der langen Häuserreihen erblickt. Leider wird das Stillestehen an diesem Flecke durch die unerfreuliche Nachbarschaft der Gefängnisse, die, auffallend genug, gerade hier sich befinden, und wie man leicht denken kann, immer überfüllt sind, nicht eben angenehm gemacht. Auch die Balkons verunstalten diese beiden schönen Straßen nicht wenig. Geht man aber nun rechts oder links von ihnen in das Innere, so stößt man auf nichts als auf schmale, schmutzige, schlechte Gassen und noch schlechtere Häuser. Es gibt in der großen, von 150,000 Menschen — man spricht hier sogar 200,000 — bevölkerten Stadt nur einen einzigen großen Platz, den der Marine am äußersten Ende der Seeseite, der mit einigen Bäumen bepflanzt,

aber übrigens ganz unregelmäßig ist. Der nackte Felsen von Pellegrino wird, ob man ihm gleich großartige Formen nicht absprechen kann, am Ende zu einem traurigen Anblick, den der Gedanke, daß er der Stadt jeden erfrischenden Luftzug von Norden her abschneidet, noch drückender macht. Die Marine ist zwar schön, aber nicht sehr lang, und der Geruch von faulen Fischen dort unerträglich. Warum dieß gerade nur hier und sonst nirgends am Ufer von Sicilien der Fall ist, konnte ich nicht erfahren. — Dieß die Schattenseite von Palermo. Aber ich würde mehr als ungerecht seyn, wenn ich die hohe Schönheit der mit allen Reizen einer südlichen Kultur geschmückten Ebene nicht anerkennen wollte. Ich hatte Gelegenheit, sie von einem der vortheilhaftesten Standpunkte zu betrachten, indem ich Monreal besuchte. Dieser nicht unbedeutende, eine kleine deutsche Meile von Palermo entfernte Ort liegt auf einer bedeutenden Anhöhe, und ist wegen seiner Cathedrale berühmt, die aus der ersten Zeit der Normannen herstammt. Der neu angelegte Weg ist überaus reizend und man übersieht von der Höhe die ganze Ausdehnung der reichen Ebene.

La Bagueria, eine zwei deutsche Meilen entfernte Gegend, wo eine Menge Gärten und Landhäuser liegen, sah ich nur aus der Ferne, und war weder in Zisa, noch in Cubba, zwei sarazenischen Schlössern, wovon das letztere in eine Kavalleriekaserne verwandelt ist. — Ueberhaupt sind die Spuren der Saracenen in Palermo noch sehr kenntlich, und dabei muß man auch nicht vergessen, daß es nie eine griechische, sondern eine phönizische oder karthaginensische Stadt war, trotz seines griechischen Namens.

Bei Gelegenheit dieses Namens, Panormos, sagt Stollberg, daß die Stadt ihn mit Recht geführt habe, weil sie einen so großen und schönen Hafen habe. Im

Gegentheile aber es ist bekannt, daß er einer der schlechtesten ist, eigentlich nur eine Rhede, die aber wenig Sicherheit darbietet, so wenig als der eigentliche kleine Hafen am Molo.

Die Wirthshäuser entsprechen einer Hauptstadt nicht, und sind schlechter, als die in den andern von mir besuchten Städten.

Es war gerade Pfingstsonntag, als wir ankamen. Gegen Untergang der Sonne war daher an der Marine ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen, obgleich die Militärmusik die Menge auch an einen andern Ort gelockt hatte. Die Zahl der Equipagen war so groß, daß man nur mit Mühe sich ihren Reihen anschließen konnte. In der Mitte fuhr der königliche Prinz und Statthalter, und man begegnete ihm so oft, daß das Grüßen zuletzt lächerlich wurde und Niemand mehr Notiz von ihm nahm. — Die andern Städte haben eben nicht Ursache, Palermo um den Vorzug eines solchen halben Hofes zu beneiden, welcher durch die Residenz eines königlichen Prinzen, der zugleich Statthalter ist, gebildet wird; denn es scheint mir, daß sich hier alle Nachtheile eines wirklichen großen Hofes vereinigen, ohne einen einzigen der Vortheile, die ein solcher darbietet.

Seereise von Palermo nach Messina.

Am andern Abend, mit Untergang der Sonne, ging das Dampfschiff wieder nach Messina ab. So kurz der Aufenthalt war, so hätte ich ihn doch, selbst wenn ich gekonnt, nicht verlängern mögen, denn es trieb mich unaufhaltsam nach dem unvergleichlichen Messina, welches mir immer in der Idee als viel schöner wie Palermo vorgeschwebt hatte, wovon ich nun bald durch die Wirklichkeit überzeugt werden sollte. Die Reise zur See dahin, an der nördlichen und bekanntermaßen schönsten Küste von Sizilien, ist von hohem Interesse. Man sieht Ter-

mini, Cefalù und viele andere, größere und kleinere Städte und Flecken, theils dicht am Ufer, theils in den es umgürtenden Gebirgen liegen. Weiter, gegen die Spitze der Landzunge von Milazzo hin, ist der schönste Punkt. Links liegen die liparischen Inseln: erst Alicuri, dann Felicuri, Lipari, welches aber fast gänzlich von der südlicher gelegenen Insel Vulcano verdeckt wird, und Salina. Gegen Osten macht Stromboli, dieser nie ruhende Vulkan den Beschluß. Rechts streckt sich die Erdzunge von Millazzo mit ihrem Kastell weit in die See hinein, und gerade aus liegen die hohen Gebirge Kalabriens und der dunkle Felsen von Scilla, über ihm das Städtchen gleichen Namens, an seinem Ufer. Bald erblickt man auch den Faro, und die Spitze, auf welcher dieser liegt, umschiffend, befindet man sich in einer der schönsten Meerenge der Welt. Nur der Bosphorus bei Konstantinopel mag vielleicht noch schöner seyn. Hinter dem Faro steht ein kleiner, aber wohl erhaltener Tempel des Neptun, und es kann nicht geläugnet werden, daß, wenn irgendwo, hier der Ort war, den mächtigen Gott der Meere zu verehren. Nahe am Eingang in den Hafen trifft man die ehemals so berühmte Charybdis. Es ist weiter nichts, als ein ganz gefahrloser Wirbel oder Strudel, der, von einer entgegengesetzten Strömung hervorgebracht, hie und da entsteht, und über den man mit dem kleinsten Kahn langsam im Kreise herumgedreht wird.

Messina.

Bald darauf fährt man in einen der schönsten Häfen von Europa ein. Eben so geräumig als sicher, hat er nur einen Fehler, welcher den meisten andern Häfen zu wünschen wäre: man klagt nämlich über seine große Tiefe. Nur eine Schiffslänge vom Ufer (und näher kann man doch den Anker nicht werfen) beträgt sie schon 100

bis 150 Fuß an manchen Stellen 200 Fuß und darüber, gegen die Mitte noch weit mehr.

Dieser Hafen wird durch eine schmale, niedrige Erdzunge gebildet, die ihn in Form einer Sichel umschließt, daher der alte Name Zancle. Das Ufer nimmt ein schöner und sehr breiter Kay ein, geziert mit einem großen Springbrunnen nebst mehren Statuen, und besetzt mit einer Reihe von Pallästen, die vor 1783, wo sie sämmtlich einstürzten, einen großartigen Anblick gewährt haben sollen. Sie sind zwar jetzt wieder aus ihren Ruinen erstanden, aber nur der erste Stock ist ausgebaut, da sie sonst drei bis vier Stock waren, und das über jenen provisorisch angebrachte Dach gibt ihnen das Ansehen, als ob sie noch im Bau begriffen wären, und wirklich sind sie auch meistens noch nicht völlig ausgebaut, indem man unschlüssig zu seyn scheint, ob man es wagen soll, sie höher aufzuführen oder nicht. Ein einziger Pallast, und zwar der letzte dieser sogenannten Palazzata, an dem Thore, welches das kleine Fort Posto real basso bildet, liegt noch, gleichsam als ein Ecce, in Ruinen, und doch war er der einzige, dessen erster Stock stehen geblieben war, welcher nun aber gänzlich verfallen ist. An diesem Kay bilden die hier ankommenden, ein- und ausladenden Schiffe mit den gegenüberstehenden Pallästen gleichsam eine Straße, wo daher den ganzen Tag über eine große Geschäftigkeit herrscht; zugleich ist er aber auch des Abends der öffentliche Spaziergang, auf welchem weder Reiter, noch Equipagen fehlen. Die Aussicht ist überall entzückend. Der schöne Hafen und jenseits der Erdzunge die nie von Segeln leere Meerenge, von den hohen Küsten Kalabriens begrenzt, die deutlich erscheinenden Ortschaften derselben, von St. Giovanni, dem Faro gegenüber, bis hinunter nach der bedeutenden Stadt Reggio, die Lebendigkeit, welche die beständig ein- und auslaufenden Schiffe

in das Gemälde bringen — Alles dieß gewährt einen Anblick, dessen hohe Schönheit nicht aus dem Gedächtniß schwinden kann. Von einem etwas höhern Standpunkte, z. B. den Balkons de Palazzata, gewinnt die Aussicht noch mehr, weil, je höher man steht, die Meerenge immer breiter wird.

Die Stadt selbst ist freundlich und gut gebaut. — Von der Cathedrale, von welcher übrigens nichts zu bemerken ist, führt die schöne Strada Austria bis an die Porta nuova, und zwei lange Straßen laufen mit der Palazzata parallel, aber in gerader Linie fort, erst die schöne Straße Ferdinanda, und dann der Corso. Erstere wird noch fortwährend verlängert, und man baut noch immerfort neue Häuser in der Richtung nach Norden hin, wo sie, wie es scheint, bis zu den nahen bepflanzten Hügeln, die sie bald erreichen muß, fortgesetzt werden wird. Diese mit Weinreben, Obstbäumen und aller Pracht einer südlichen Vegetation besetzten Hügel, auf welchen hin und wieder noch alte Burgen und Castelle stehen, umgeben die Stadt von der andern Seite, so, daß Land und See zu wetteifern schienen, um sie zu verschönern. Erst hinter ihnen erheben sich die hohen Berge in zweiter Linie; aber auch diese sind nicht ganz so kahl, wie die bei Palermo, und viele sind mit Bäumen, wenn auch spärlich, besetzt. Unter ihnen erhebt die Antennamare, der höchste Gipfel, ihr Haupt bis zu 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dieser Berg, vier Stunden von Messina, verhindert, daß man den Aetna von dort sieht, welcher aber schon von der See aus, in der Mitte der Meerenge sichtbar wird. Die Aussicht von oben soll über alle Beschreibung schön seyn. Ich war leider nicht dort, wohl aber auf einem nähern Berge, auf welchem der Telegraph steht, und ich kann der Versuchung nicht wiederstehen, die Exkursion dahin näher zu beschreiben.

Aussicht vom Telegraphen.

So schön überall die Aussichten bei Messina über die Meerenge und Kalabrien sind, so werden sie doch alle bei weitem von der übertroffen, die man von diesem Berge aus genießt. In weniger als zwei Stunden steigt man, dem Wege nach Millazzo folgend, der aber nicht fahrbar ist, auf diese beträchtliche Anhöhe, die wohl 2000 Fuß über dem Meere liegen kann. Der Weg windet sich zwischen den reichbebauten Thälern der ersten Hügelreihe hin, die wild durch einander liegen. Je höher man steigt, desto schöner und malerischer liegt die Stadt und der Hafen mit seiner sonderbar geformten Sichel zu den Füßen, die Meerenge erscheint immer breiter, und Kalabrien mit seinen hohen Bergen sieht man von hier, in der obern Region, obgleich man ferner ist, noch deutlicher. Dieser Anblick wäre schon allein werth, daß man hinaufstiege; und doch ist dieß nur die eine Seite des unvergleichlichen Panoramas; denn wenn man nun endlich den Bergkamm erstiegen hat, so dehnt sich auf der andern Seite ein zweites, nicht minder schönes aus, und man ist unschlüssig, welchem man den Vorzug geben soll. Zu den Füßen des Berges sieht man sehr malerisch im Vorgrunde die Stadt und das Kastell von Millazzo auf seiner Erdzunge liegen. Weiterhin breitet sich die Liparische See aus, und man erblickt deutlich alle die hohen Inseln, mit denen sie wie besäet ist. Rechts verfolgt der Blick die Küsten Kalabriens, bis zu dem hohen Berge Cucuzzo bei Amantea, fünfzehn deutsche Meilen entfernt, links die schöne nördliche Küste von Sizilien bis Cap Orlando. —

Unbeschreiblich sind die Schönheiten, die sich von allen Seiten den trunkenen Sinnen darstellen, und nie sah ich eine Aussicht, dieser zu vergleichen, außer der vom Theater von Taormina, welcher sie aber nicht nachsteht.

Nur Eines fehlte, was man in Sizilien ungern vermißt, der Anblick des Aetna, der, in dicke Wolken verhüllt, unsichtbar blieb; wenigstens versicherte man mit Bestimmtheit, daß, wenn dieß nicht der Fall ist, er von hieraus gesehen werden kann. Wirklich glaubte ich auch unterhalb den Wolken die bekannten Formen seiner Basis zu erkennen. Nur die einbrechende Dunkelheit konnte uns bewegen, von dieser Scene zu scheiden, die Alles übertrifft, was sich die Einbildungskraft Schönes vorstellen kann.

Contessa.

Was man sonst nur in der Nähe der größten Hauptstädte von Europa sieht, das findet man hier gegen Catania zu. In der Ausdehnung nämlich von mehreren Stunden auf der Straße nach Catania ist Haus an Haus und Garten an Garten von der Vorstadt an gereiht. Gazzi, Contessa, Mili u. s. w. heißen die hiedurch gebildeten Ortschaften. Contessa besonders ist sehr bedeutend. Hier haben die begüterten Messineser ihre Landhäuser, deren Lage äußerst reizend ist. Hinten an ausgedehnte Gärten sich anschließend, die über die Hügelreihe weg und durch die Thäler derselben bis fast an die höhern Berge des Hintergrundes sich erstrecken, sind sie nur durch die Landsteaße, auf welcher auf jähem und kurzem Abhang sich kleine Obst- und Gemüsegärten bis an das Ufer ziehen, von der Meerenge getrennt. Jene größern Gärten nach den Bergen hin verdienen einer besondern Erwähnung, und ich will einen der schönsten, den Garten Bisignani, wählen, um ein Bild davon zu geben. Man kann es eigentlich keinen Garten nennen, sondern es ist ein Wald von Citeronenbäumen. Obgleich auch noch andere Agrumi, z. B. Orangen und auch Feigen- und Oelbäume; selbst Weinberge darin befindlich sind, so machen doch jene die Hauptsache und den Reichthum

der Besitzung aus. Unzählige, bald mit Ordnung gepflanzte, bald regellos, wie in Wäldern, den Boden bedeckende Bäume dieser Gattung bilden die schönsten Gruppen und erreichen eine Dicke und eine Höhe, wie die größten und stärksten Obstbäume in unserm Klima. Es gab deren sehr viele, die der größte Mann nicht umspannen konnte, und deren Höhe im Verhältniß zu ihrer Dicke stand. Dennoch wird man sich vielleicht wundern, wenn man hört, daß ein einziger von diesen Riesen unter den Citronenbäumen jährlich 15,000 bis 16,000 Stück Früchte trägt. So wohlfeil diese daher auch seyn mögen, so bringt doch ein solcher Baum mehr ein, wie manches Haus. Alle Agrumi, besonders aber die Citronen, bedürfen zu ihrem Gedeihen sehr viel Wasser. Dieser Garten hatte daher auch in verschiedenen Höhen zwei bis drei teichähnliche, große Wasserbehälter, die von den nahen Bergen sehr reichlich immerfort mit Wasser versehen werden. Leider ist aber hier die wohlthätige Wirkung von der zerstörenden unzertrennlich; denn wenn man nur an Orten, wo beständiger Zufluß von Wasser ist, solche Gärten anlegen kann, so muß man sie auch nothgedrungen den Verheerungen der Fiumaren aussetzen, gegen welche die höchsten und stärksten Mauern oft kein hinlängliches Abwehrungsmittel bilden. Fiumaren heißt man die Berg- und Gießbäche, die von den Wolkenbrüchen — solches sind hier die meisten winterlichen Regen — plötzlich angeschwellt, zu reißenden Strömen werden, zu jeder andern Zeit aber blos das trockne, steinigte Bette derselben darstellen. Erst im September des v. J. 1831 hatte eine Fiumara hier in der Nachbarschaft große Verwüstungen angerichtet, und eine Menge massiver Häuser des Orts so gänzlich weggerissen, daß man kaum eine Spur mehr von ihnen sah. Zum Glück kam der Strom, dessen Wuth immer nur kurze Zeit dauert, bei

Tage, so daß kein Mensch dabei verunglückte. In der Nacht hätte es vielen Hunderten das Leben gekostet.

Handel.

Messina ist der Versendungsort dieser und aller andern Früchte, so wie überhaupt der Stapelplatz des ganzen Handels dieser Insel. Bis 1818 genoß die ganze Stadt des Privilegiums eines Freihafens. Da aber die Stadt nicht überall von Mauern eingeschlossen ist, so mochte freilich starke Contrebande ins Innere stattfinden. Dieß hat wahrscheinlich die Regierung bewogen, der Stadt in jenem Jahre diese Bevorrechtigung zu entziehen und sie auf den Hafen einzuschränken, so wie es auch in Genua der Fall ist. Es wurden daher damals in aller Eile aus den Trümmern des Palazzo real, im Hintergrunde des Hafens gelegen, eine Menge Magazine für die Kaufleute errichtet, wo die Waaren von der Seeseite frei ein- und ausgeladen werden können. Sobald sie aber auf der Landseite aus diesem, gleich einer Festung verschlossenen Bezirke herausgebracht werden, müssen sie den Zoll bezahlen. Jener Zeiten erinnert man sich noch mit Wehmuth und pflegt zu sagen: „Prima, quando tutto era porto franco, Messina era un gran Carió;“ als noch alles Freihafen war, war Messina ein wahres Schlaraffenland. — Im porto franco und in den großen Magazinen, über hundert an der Zahl, erhält man einen deutlichen Begriff von der Bedeutsamkeit der Waareneinfuhr, und als Preuße freute es mich, zu erfahren, daß seit einiger Zeit die Elberfelder und Neuschateller Fabriken hier einen sehr großen Absatz haben. Außer einem Elberfelder Hause treiben auch andere ansäßige, deutsche Kaufleute diesen großen Handelszweig.

Der taubstumme Architekt.

Das Straßenpflaster ist hier vortrefflich, und das so berühmte neapolitanische steht ihm weit nach. Freilich

fahren auch hier nicht so viel Karren und noch weniger Kutschen. Ein Theil des Corso wurde eben neu gepflastert und dabei erhöht. Mein Begleiter machte mich auf den Mann aufmerksam, der diese Arbeiten mit großem Eifer dirigirte. Es war ein Taubstummer, der als Architekt im Dienst der Stadt steht. Man konnte nicht ohne rührende Theilnahme den Stolz sehen, mit welchem er auf sein schon halb vollendetes Werk hinsah, wie sich seine ganze Figur erhob, um uns zu zeigen, wie der übrige Theil erhöht werden sollte, und wie er mit Gesten, die ohnehin an jedem Taubstummen äußerst lebhaft sind, vollends bei dem Sizilianer es im höchsten Grade wurden, seine Arbeiter anfeuerte.

Cigarrenfabriken.

Da die Einfuhr und der Anbau des Tabaks keinen Einschränkungen unterliegt, so herrscht eine große Thätigkeit in diesem Zweige. Die meisten Läden in der Palazzata sind Tabaksläden, wo besonders eine unglaubliche Menge Cigarren verfertigt werden. Gewöhnlich sieht man dort ein Dutzend Mädchen, gewöhnlich Malteserinnen, an einem großen Tische mit der Arbeit beschäftigt. Diese Cigarren sind zwar nicht vorzüglich, aber auch unglaublich wohlfeil, indem man bis an acht Stück für einen Kreuzer erhält.

Borgo S. Leone.

Die Bevölkerung Messinas, alle Vorstädte mit gerechnet, beträgt gewiß nicht viel unter 80,000 Menschen, ob sie gleich sehr verschieden angegeben wird. Unter den Vorstädten ist der Borgo San Leone besonders merkwürdig. —

Als ich einst mit einem Bekannten nach dessen Garten, dicht unter dem Kapuzinerberg gelegen, ging, kamen wir durch diesen Borgo, der mit einer unzähligen Menge ganz kleiner und niedriger Häuser, oder vielmehr Hüt-

ten bedeckt ist, die aber mit Weibern und Kindern voll=
gepfropft sind. Männer wohnen wenige hier, kaum ein
Viertel der auf 16,000 Seelen sich belaufenden Bevöl=
kerung. Diese besteht nämlich größtentheils aus den
Frauen und Wittwen der Seeleute, die mit Kindern über
alle Maaßen gesegnet sind. Sie finden ihren Unterhalt
meistens durch Verfertigung von Bändern und Fransen.
— Ein andermal sah ich hier (von dem Kapuzinerberg
aus, welcher die ganze Vorstadt beherrscht) einem Streit
zwischen mehreren Weibern zu. Obgleich von dem Schau=
platz entfernt, betäubte mich doch das gräßliche Geschrei,
und ich muß gestehen, daß mir die Poissarden fast wie
sanftmüthige Kreaturen vorkamen, wenn ich sie mit die=
sen wüthenden Sizilianerinnen verglich.

Klima.

Das Klima ist eines der anmuthigsten in der Welt.
Hier wird man selten oder nie etwas von der siziliani=
schen Hitze gewahr, die im Innern und auch in Palermo
so lästig ist. Stollberg hat das Klima der östlichen Kü=
ste sehr treffend geschildert, und wenn das, was ich da=
von sagen werde, vielleicht paradox scheinen möchte, kann
ich mich auf sein Zeugniß berufen, das um so gültiger
ist, als er in derselben Jahrszeit hier war. Von Son=
nenaufgang bis gegen neun oder zehn Uhr des Morgens
ist die Zeit der größten Hitze. Zwischen neun und zehn
Uhr aber fängt der frische Wind, den man hier Gregal
nennt, zu wehen an, und der Mittag, weit entfernt, der
heißeste Moment des Tages zu seyn, ist im Gegentheil
beinahe der kühlste. Dieser Wind, der dem Nordost ent=
spricht, bleibt in der Meerenge selten oder nie aus. Der
Scirocco, im Sommer seltener, als im Winter, ist we=
der heftig, noch anhaltend. Zuweilen gibt es Schnee
im Winter, aber höchst selten bleibt er mehr als einige
Stunden liegen.

Nachtscenen.

Die ganze Nacht durch hört man Musik und Gesang in Messina. Wenn auch die eine und der andere meist nicht sonderlich sind, so ist es doch wenigstens angenehmer, als die gellenden Töne des Gebets der Bettler und ihr Brüllen um ein Almosen, welches, je später, desto lauter wird. Was mich aber einmal mitten in der Nacht höchst unangenehm überraschte, war das gleichzeitige fürchterliche Zusammenläuten aller Glocken der Stadt am 16ten Juni. Es schien mir außerdem noch, als wenn viele Menschen hin und her liefen, deren verworrene Stimmen ich zu hören glaubte, und so bildete ich mir denn nichts Geringeres ein, als daß der Stadt ein zweiter Untergang bevorstehe. Ich stand schnell auf, um zu sehen, was es gebe, konnte aber weiter nichts herausbringen, als daß es üblich sey, einigemal im Jahre um dieselbe Zeit mit allen Glocken zu läuten.

Die italienische Uhr.

Sie ist leider auch in Sizilien im Gange, und hier ist es noch viel schwerer und unbequemer, die Stunde nach unserer Uhr zu bestimmen, als auf dem festen Lande. Das kommt daher, weil man konsequent in einem fehlerhaften System seyn will. Hier zählt man nämlich — wie es dieses System wirklich mit sich bringt — 24 Uhr gerade eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang; also tritt die 24te Stunde jeden Tag zu einer andern Minute unserer Uhr ein. In Rom, Neapel u. s. w. springt man dagegen alle acht, vierzehn Tage und noch länger, je nach der Jahreszeit, immer um eine Viertelstunde, so daß die beiden Uhren zu jeder Zeit genau verglichen werden können.

Ankunft des Dampfschiffes.

Als ich von meiner Reise nach Catania und Syrakus zurückkehrend, wieder einige Tage in Messina ver-

weilte, um auf das Dampfboot zu warten, welches mich nach Neapel zurückbringen sollte, hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, welch ein Leben ein einziges dieser Schiffe in einem Hafen hervorbringen kann. Dadurch, daß Alles bei den Dampfschiffen auf Tag und Stunde berechnet werden kann, entsteht eine gänzliche Verschiedenheit von den Segelschiffen, die vom Winde abhängen.

Durch den Telegraphen wußte man gleich, wann das Dampfboot in Palermo angekommen war; den Tag darauf erfuhr man die Stunde, in welcher es von dort abgegangen, dann mehrere Stunden vor seiner Ankunft hörte man, daß es noch dreißig Miglien von Milazzo sey, und da viele dabei interessirt waren, so drehte sich Alles um diesen Punkt. — Als es nun endlichi n den Hafen hineinfuhr, so strömte Alles ihm entgegen, um erwartete Freunde zu bewillkommnen oder Neuigkeiten zu erhaschen, denn schon die Zeitungen, die es mitbringt, sind fünf bis sechs Tage neuer als die mit der Post ankommenden.

(Schluß folgt.)

Anekdoten.

„Jus, wie bist du trocken" waren die Anfangsworte eines vertraulichen Briefes, den ein Rechtsbeflissener, welchem diese Wissenschaft nicht recht behagen wollte, an einen entfernten Freund schrieb, und den er auf seinem Tische offen liegen ließ. Seine Schwester, ein sehr neugieriges Mädchen von ungefähr zehn Jahren, kam in das Zimmer, fand es leer, nahm schnell das Schreiben, welches ihr vor Augen lag, zur Hand, warf einen Blick auf obige Aeußerung, und legte es, ohne weiter zu lesen, mit den Worten auf seinen Platz: Entweder mein Bruder ist ein Narr, oder meine Gouvernante kann nicht französisch.

In einer deutschen Provinzial-Stadt wurde ein heroisches Ballet gegeben, dessen Handlung in Frankreich spielt, und worin die Schluß-Dekoration in der Mitte einen großen Tempel mit einer Ueberschrift zeigt. „Es ist doch ärgerlich“ — sagte ein Anwesender zu einem neben ihm sitzenden Herrn — „daß ich so schlecht sehe; könnten Sie mir nicht sagen, was ober dem Tempel steht?“ — „Ich bin kurzsichtig“ — erwiederte dieser, als er eine fremde Sprache ansichtig ward — „aber mein Pepi — ich bin Vater und soll es nicht sagen — der weiß schon Alles, der wird uns gleich aus der Noth helfen.“ — „Die Schrift auf dem Tempel“ — begann nun das geschmeichelte Söhnchen schreiend — ist französisch, und bedeutet auf deutsch März-Tempel.“ — Es stand Temple de Mars.

Einem Engländer, der viel von der Aehnlichkeit seiner Muttersprache mit der deutschen gehört hatte, kam zufällig ein deutscher Bericht über die Schlacht von T . . . in die Hand, in welchem sehr oft der Garden des einen Heeres erwähnt war, welche wiederholte Versuche gemacht hatten, die feindlichen Linien zu durchbrechen. „Nun“ — sagte ein anderer Engländer zu ihm, da er ihn das Blatt so aufmerksam betrachten sah, — „verstehst du denn etwas?“ — „Die Hauptsache doch“ — antwortete der erstere — „der wichtigste Punkt der Wahlstatt war ein Garten (Garden.)

Geschlechts-Homonyme.

Er, der Hölle schon verfallen,
Durft' auf Erden wieder wallen,
Eines Dichters Macht geboth
Nach dem Tod raubt ihm dem Tod.

Sie hat manchen Streit entschieden,
Eignes Recht war ihr beschieden;
Sie ist Machwerk Einer Hand,
Drin sein Heer ein Räuber fand.

Wirst du aber sie verkleinen,
Es ist nur ein Ding zum Weinen,
Wenn man's in ein Täschlein macht,
Aber n'ein wird oft gelacht.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 8tes Stück.

Sizilianische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Reise nach Catania.

Man kann die ganze Welt durchreisen und man wird kaum eine zweite Straße finden, wo in einem Raum von fünfzehn deutschen Meilen in der Länge so viel Schönes zusammengedrängt wäre, als auf dem Wege von Messina nach Catania. Links die immer breiter werdende Meerenge, die zuletzt in das jonische Meer ausläuft, rechts die üppigste Kultur; über diesen paradiesischen Thälern hohe Berge, mit Burgen und größern und kleinern Städten besetzt, endlich der Aetna. Man braucht dieß Alles blos zu nennen, um einen hohen Begriff von der Schönheit dieses Wegs zu erwecken. Alte und neue Thürme, denn die Engländer haben manche Punkte an der See neu befestigt, stehen auf Felsen am Ufer, die weit ins Meer hineinliefen, wie bei Nisi und an mehreren Orten; der schönste aber steht bei Capo S. Alessio. — Aber nicht nur von Schönheiten wird das Auge gefesselt, auch grause Naturmerkwürdigkeiten gibt es hier zu beobachten, in den Spuren der Verwüstungen, die die beiden fürch-

terlichen Elemente, Wasser und Feuer, hier angerichtet haben. Gleich von Messina aus stößt man überall auf Fiumaren. (Was man hierunter versteht, ist schon früher gesagt worden.) Sonderbar nehmen sich diese größtentheils ganz trocknen Betee von gewaltigen, aber kaum stundenlang sich ergiessenden Bergströmen zwischen der reichsten Vegetation aus, die gerade in ihrer Nähe den höchsten Flor erreicht. Große und kleine Steine bedecken schichtenweise den Boden der Fiumaren und bezeichnen ihre Grenze. Von weitem, wie z. B. von den Küsten Kalabriens, sehen sie daher wie große Chausseen aus, deren Zerstörer sie im Gegentheile sind; denn so schön auch die neue, am Ufer angelegte Straße zwischen Messina und Catania ist, so muß sie doch in der Regenzeit wegen Mangel an Brücken nicht zu passiren seyn. Man muß es wohl auch, um nicht unbillig zu seyn, der Schwierigkeit, Brücken über solche Fiumaren anzulegen (wie wir z. B. eine bei Airò sahen, deren Beet so groß wie das des Mittelrheins war), zuschreiben, wenn es bis in die neueste Zeit keine Fahrstraßen in Sizilien gab. Auch muß es viel schwerer seyn, eine Brücke über eine Fiumara zu schlagen, als über einen Fluß, dessen Ufer in den meisten Fällen hoch, wenigstens immer bedeutend über seinem Niveau erhaben sind. Das Beet der Fiumaren dagegen ist völlig mit der Chaussee sowohl, als dem anliegenden Lande in gleichem Niveau, so daß man wahrscheinlich erst damit anfangen müßte, ihnen ein künstliches Ufer zu geben. An mehreren Orten werden jetzt in Sizilien Chausseen gebaut, oder sind theilweise schon fertig, aber überall fehlen die Brücken und werden auch so bald nicht erbaut werden.

Taormina.

Man bleibt gewöhnlich die Nacht in Giardini, einem kleinen Orte am Ufer, weil es der halbe Weg ist, besonders aber auch, weil gerade darüber auf dem hohen

Berge Taormina liegt, das kein Reisender unbesucht läßt. So stiegen auch wir am andern Morgen mit Tagesanbruch hinauf, und kamen durch das schlechtgebaute, aber nicht unbedeutende Städtchen nach dem Ziel unserer Wünsche, dem Theater von Taormina. Nachdem wir den Zank der beiden Ciceronen, von denen ein jeder sich selbst das Privilegium gegeben hat, es zu zeigen, und die sich daher um uns stritten, geschlichtet hatten, führte uns der Sieger in diesen Zauberort ein. Kein Theater in der Welt hat eine solche Lage, wie dieses. Bekanntlich war es auch das am besten erhaltene antike Theater, ehe man das in Pompeji ausgrub, und es war daher die erste und damals einzige Quelle der Kenntniß aller wesentlichen Theile, aus denen jene bestanden. Nachdem uns unser Cicerone diese gehörig erklärt hatte, führte er uns auf den höchsten Punkt, wo die von der Scene entferntesten Sitze waren, stieg dann zu jener hinab und fieng an zu deklamiren. Nicht nur verlor man keine Sylbe von dem, was er sagte, sondern wenn er auch nur das leiseste Geräusch, z. B. durch Knittern eines Papiers, machte, hörte man es in dieser großen Entfernung so deutlich, als wenn man neben ihm gestanden hätte. Das schönste bei diesem Theater ist aber die Aussicht, die nach allen Seiten hin entzückt und die ihre große Berühmtheit vollkommen verdient. Eine Lücke in der obern Mauer des Theaters ist in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet. Im Rücken hat man das Meer und vor sich die ungeheure Masse des Aetna von der Basis, die sich hier deutlich von der Fläche gleichsam ablöst, bis zum Gipfel. Man kann nur anstaunen und bewundern; wiedergeben läßt sich der Eindruck nicht.

M o l a.

Von Taormina aus sieht man im Vordergrunde eine sonderbare Stadt auf einem Felsen liegen, der mehr

als doppelt so hoch ist, als der von Taormina. Es ist Mola. Von Taormina aus gesehen, begreift man schlechterdings nicht, wie Menschen da hinaufgekommen sind; denn die weit über tausend Fuß hohe Klippe ist von dieser Seite senkrecht wie eine Mauer. Blos auf der andern, gegen das Gebirge hin, führt ein äußerst steiler und gefährlicher, aber doch zu erklimmender Pfad hinauf. Nur die sonst so große Furcht vor den Seeräubern kann den, ohne diesen Umstand unbegreiflichen, Entschluß erklären, sich auf einem solchen Adlerneste anzusiedeln. Auch wird das allmählige Verschwinden dieser Besorgniß nach und nach die Bewohner solcher unbequemen Wohnplätze bewegen, wenigstens da, wo, wie hier, unten keine schlechte Luft ist, sie zu verlassen und sich in der Ebene und am Ufer anzubauen. Ja, an einigen Plätzen soll man schon den Anfang damit gemacht haben. Die armen kleinen Kinder in Mola werden, wenn auch dieses einmal herunter versetzt seyn wird, am meisten dabei gewinnen, indem sie dann erst das ihnen bis jetzt unbekannte Glück, frei im Freien spielen zu können, genießen werden; denn da der größte Theil dieses Städtchens an den fürchterlichen Abgrund stößt, an welchem keine Einfassung vor dem Herunterstürzen schützt, so müssen die kleinen, vor den Häusern spielenden Kinder, um sich vor Unglücksfällen zu bewahren, wie Thiere an lange Stricke gebunden werden, die ihnen zwar einigen Spielraum lassen, aber sie vom Rande fern halten.

Indianische Feigen.

Was einem Nordländer am meisten auf dem ganzen Wege auffallen muß, das ist die unendliche Menge von indianischen Feigenbäumen, die man überall, auf jeder Mauer und zu beiden Seiten der Straße, fast ohne Unterbrechung, Spaliere bilden und von Früchten strotzen sieht. Die Fülle derselben ist so ungeheuer groß, daß

man begreift, wie ein großer Theil der Bevölkerung den Sommer über fast einzig von dieser nahrhaften und erfrischenden Frucht leben kann. Am Wege scheint Jeder ein Recht darauf zu haben; in Städten, wo sie verkauft werden, kosten dreißig bis vierzig Stück — und sie sind so groß, wie die größten Birnen — nur einen sizilianischen Gram, d. h. einen halben Kreuzer. Es ist kaum zu glauben, wie leicht sich diese herrliche Frucht fortpflanzt. In die Ritzen der Steine einer Mauer braucht man blos hin und wieder abgerissene Blätter dieser Cactusart zu stecken, aus welchen dann in kurzer Zeit große Stämme entstehen, die die Mauer über und über bekleiden, so daß man nichts mehr von ihr gewahr wird. Auf diese Weise bilden sie die schönsten Einfassungen der Straßen und Gärten.

Große Bevölkerung.

Dieser Weg ist gewiß die bevölkertste Strecke in ganz Sizilien. Wenn man endlich nach beinahe zwei deutschen Meilen über die Orte hinauskommt, die mit der Vorstadt von Messina eine ununterbrochene Reihe von Häusern bilden, so findet man doch wieder, nach geringen Unterbrechungen, bis nach Catania eine Menge von kleinen und größeren Ortschaften, so wie auch einzelner oder in Gruppen stehender Häuser, der vielen zur Seite auf den Bergen gelegenen Flecken nicht zu gedenken.

Laven.

Wie schon erwähnt, geben die Zerstörungen durch Wasser und Feuer längs dieser Straße dem Naturforscher viele Gelegenheit zu Beobachtungen. Die erste Merkwürdigkeit waren die Fiumaren, die andere, ohne Vergleich wichtigere Erscheinung sind die Laven, denen man hier begegnet. Mitten in diesem so bevölkerten Paradiese sieht man, von Taormina an bis nach Catania, mit doppeltem Schrecken die versteinerten Ströme der

Laven, die, vom Aetna herunter bis ins Meer sich wälzend, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, Verwüstungen der schrecklichsten Art in diesen glücklichen Fluren angerichtet haben.

Der Charte vom Aetna von Gemellaro zufolge, die mir hier als Leitstern dient, kommt man zwischen Taormina und Catania über sechs verschiedene Lavaströme. Den ersten findet man bei Schizò und dem Flüßchen Calatapiano, wenige Miglien hinter Taormina. Er ist vom Jahre 396 v. Chr. Geb., und also einer der ältesten, von denen die Geschichte spricht. Dann passirt man noch vor Aci oder Jaci Reale — der größten Stadt auf dieser Straße mit 15,000 Einwohnern — die Laven 1329 und 1580. Zwischen Aci Reale und S. Giovanni, auch Aci la Punta genannt, liegt die von 1444; näher an Catania die 1381, und dicht an dieser Stadt — denn die nördliche Vorstadt ist darauf erbaut — trifft man die Lava von 124 vor Chr. Geb. Auf diese sechs Lavaströme vor Catania folgt der von 1669, welcher diese Stadt zerstörte und sich also in, oder vielmehr unter derselben und ihrem Umkreis befindet, und endlich macht die alleraltteste Lava, von der man den Zeitpunkt nachweisen kann, die von 524 vor Chr. Geb., gleich hinter Catania, den Beschluß. Diese Eruption ist auch in der Geschichte durch die Elternliebe zweier Catanesischen Brüder berühmt, die ihren Vater und ihre Mutter retteten, und deren Geschlecht noch bis spät in den Römerzeiten geehrt wurde. Ja noch jetzt gedenkt man der fratelli pii. Von der Größe der meisten dieser Lavaströme wird man sich durch den Vergleich mit denen bei Torre del Greco einen Begriff machen können, welche sich zu jenen verhalten, wie etwa ein mäßiger Bach zum Rheine.

Catania.

So sind wir denn bis zur Lavastadt am Lavaufer gelangt, denn so kann man wohl Catania nennen. Sie ist ohne Zweifel die am schönsten und regelmäßigsten gebaute Stadt in Sizilien. — Wie in Palermo, durchschneiden sich zwei schnurgerade Straßen, hier genau in der Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Nur liegt die letztere nicht in der Mitte der Stadt, sondern an ihrem südlichen Ende. Diese ist der Corso, welcher gegen Osten an das Meer stößt. Die andere, von Norden nach Süden, heißt Strada Etnea, weil dieser Berg, jedoch nicht der höchste Gipfel desselben, sich gegen Norden darstellt. Das südliche Ende begrenzt das Thor, welches zur Marine führt, die Porta Stesicorea, nach dem väterländischen Dichter Stesichorus genannt. Nahe an diesem Thor liegen die vier Ecken der sich durchkreuzenden Straßen. Von diesem ganz nahe am Meere liegenden Thore erhebt sich der Boden immer mehr und mehr, bis zu der gegen fünf deutsche Meilen entfernten Spitze des Berges, und da die Strada Etnea bis ans Ende der äußersten Vorstadt beinahe eine halbe Meile lang ist, so findet man sich dort schon auf einer ansehnlichen Höhe. — Dem Umfange der Stadt gemäß, scheint die Einwohnerzahl von 60,000, die man angibt, nicht übertrieben zu seyn. Die meisten von ihnen finden durch die Seidenfabriken ihren Unterhalt.

Alterthümer gibt es hier verhältnißmäßig wenige, da die Stadt so oft von Laven und Erdbeben heimgesucht wurde. Indessen ist ein Theater und ein Odeum nebenbei (so wie in Pompeji) noch sehr deutlich zu erkennen. Nach den unterirdischen Spuren — wenn sie nämlich nicht trüglich seyn sollten — zu urtheilen, müßte das Amphitheater eines der größten in der römischen

Welt gewesen seyn. Unter der schönen Kathedrale endlich befinden sich sehr ausgedehnte antike Bäder.

Als wir von diesen Alterthümern zurückkehrten, führte man uns an einen Ort, wo wir etwas noch viel Merkwürdigeres sahen. Ohnweit des Kastells nämlich ist man durch eine tiefe Ausgrabung bis auf das Beete des Flusses Amenano, jetzt Giudicello genannt, gekommen. Diesem Fluß hat man mit Fleiß, weil er sehr viel Schaden über der Erde anrichtete, sein jetziges unterirdisches Beete angewiesen. Ueber diesem nun liegt die alte Stadtmauer von 1699, und über ihr thürmt sich die Lava auf, die hier, aus der schon von ihr verschütteten Stadt herausströmend, sich wieder über sie hinaus einen Weg zur See bahnte. Alles dieses liegt tief unter dem jetzigen Boden und bietet einen gewiß einzigen Anblick dar. Man steigt auf einer schönen und bequemen Treppe hinunter bis da, wo der Amenano vorbeifließt. Schon dieser unterirdische Fluß ist eine Merkwürdigkeit. Nichts aber gleicht dem Anblick der Lava von 1669 am Meeresufer. Der Hafen wird ganz durch sie gebildet. Es stehen Wachthäuser und sogar eine Kapelle auf ihren zackigen Spitzen. —

In einiger Entfernung von der Stadt hat der Prinz Biseari auf der Lava am Ufer einen Garten anlegen lassen, um einen Versuch zu machen, ob nicht durch Kunst die Kulturfähigkeit derselben beschleunigt werden könne. Denn zwischen den Laven des Aetna und denen des Vesuvs besteht der specifische Unterschied, daß die des letztern Vulkans nach fünfzig Jahren schon weit empfänglicher für die Kultur sind, als tausendjährige Laven des Aetna.

Die Cyklopeninsel.

Um dieses Lavaufer in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung und Wildheit kennen zu lernen, muß man es von der Seeseite aus betrachten, und diesen Zweck er=

reicht man, wenn man in einem Boot zur Cyklopeninsel und den Faraglioni bei Aci Castello fährt. Kein Reisender sollte versäumen, diese merkwürdigen Basaltfelsen zu besuchen, zu denen man in etwa anderthalb Stunden hinrudert. Man fährt beständig längs dem von Lava gebildeten Ufer, welches endlich bei Aci Castello in ein gewöhnliches Ufer überzugehen scheint; doch da wir es nicht weiter verfolgten, so kann ich dieß nicht mit Gewißheit versichern.

Aci Castello ist von Lava auf Lava gebaut und nimmt sich sehr malerisch am Ufer aus. Gegen ihm über und nur einen Büchsenschuß weit liegen, nebst mehreren unbedeutenden kleinen Klippen, drei Basaltfelsen, die Faraglioni genannt, in der See, und ein wenig weiter hin eine etwas größere Insel, von derselben Steinart gebildet; dieß ist die Cyklopeninsel.

Wir stiegen oder kletterten vielmehr nicht ohne Mühe hinauf und fanden sie oben mit einem dicken Wald von indischen Feigenbäumen bewachsen. In der Mitte ist eine Cisterne, die sich mit Regenwasser füllt, und wenige Schritte davon eine natürliche Grotte, oder eigentlich ein Bogen, nach beiden Seiten offen, von wo aus man den nächsten und merkwürdigsten Basaltfelsen, der wie ein Haufen von regelmäßig gebildeten und geordneten Orgelpfeifen sich aus dem Meere erhebt, am besten sehen kann und überhaupt eine reizende Aussicht genießt. Hier nahmen wir ein Mahl ein, welches durch den Ort, wo es genossen ward, zu dem herrlichsten Feste wurde. Da das Geschlecht der Cyklopen längst ausgestorben ist, so glaubten wir, daß diese Insel keinen andern Eigenthümer habe, als den König beider Sizilien, bei dem wir uns aber für die gute Aufnahme nicht bedanken konnten. Wir hatten wohl beim Hinaufklettern etwas wie einen Zaun bemerkt, der den obern Theil der Insel

einschloß, und auch eine Art von Thor, das aber offen stand; alles freilich Zeichen eines besondern Eigenthumes; da wir jedoch oben Niemand fanden, so hatten wir eben nicht darauf geachtet. Als wir nun aber in unser Boot steigen wollten, forderte ein moderner Cyklope uns sehr eindringlich ein Trinkgeld ab, weil wir seine Insel besehen haben.

Ehe ich von dieser zauberischen Insel scheide, muß ich noch eines sehr schönen mineralogischen Produkts erwähnen, welches bei dem gegenüberliegenden kleinen Dorfe Aci la Trezza gefunden wird, und mit dem wir nicht ermangelten, unsere Taschen zu füllen. Es ist dieß eine Art von Basalt, den man, wenn ich nicht irre, Analcime nennt, auf dessen Oberfläche, wie künstlich eingelegt, eine Menge Steinchen mit funkelnden Façetten gleich Diamanten schimmern. Nur in Schweden soll es etwas Aehnliches, aber lange nicht so Vollkommenes, als die Pietra della Trezza geben, die wirklich ganz allerliebst aussieht. So erzeugt die Erde hier überall Wunder.

Museum Biseari.

Ich hatte Gelegenheit diese berühmte Sammlung oft zu sehen, weil ich dort einen Bekannten wiederfand, den königl. preuß. Professor Zahn, welcher im Pallast des Fürsten Biseari wohnend, mit vier von Neapel mitgebrachten Modellirern beschäftigt war, für die preußische Regierung die besten Stücke unter den Antiken abformen zu lassen. Dieß hatte der Fürst früher nie erlauben wollen, so dringende Bitten auch von den höchsten Personen, ja von der englischen und französischen Regierung selbst, deßhalb an ihn ergangen waren. Einem Privatmann ist geglückt, was jenen mißlungen war, worüber man sich in Catania nicht genug wundern konnte; jedoch originell wie der Fürst ist, scheint es blos son-

derbar, ohne es zu seyn. Er versagte der Zudringlichkeit der Mächtigen, was er dem bescheidenen Ansuchen des Künstlers gewährte.

Das Museum, das schon sein Großvater angelegt, ist nicht sowohl durch die Anzahl als durch die Auserlesenheit der Stücke das bedeutendste in Sizilien; ja man kann behaupten, daß kein Privatmuseum überhaupt ihm den Rang streitig macht.

Da ich kein Alterthumskenner bin, so beschränke ich mich darauf, mit einigen Worten die Stücke anzugeben, deren Abgüsse man in dem Museum zu Berlin sehen wird. Ein Torso, von allen Kunstkennern für schöner als der Vatikanische gehalten, ist leider nur der verstümmelte Ueberrest einer der schönsten Statüen des Alterthums. Man kommt jetzt, namentlich auch Zahn, zu der früher bestrittenen Idee zurück, daß es ein Jupiter gewesen. Der einzige Einwurf dagegen, daß in diesem Fall noch der untere Theil des Bartes da seyn müßte, scheint nicht entscheidend zu seyn.

Den vorzüglichsten Schatz dieses Museums machen die Bronzen aus. Bekanntlich ist das Museum von Neapel hierin das reichste; aber der Fürst Biseari besitzt einige obgleich kleine bronzene Bilder von einer Schönheit, wie sie jenes Museum nicht aufweisen kann. Hierunter gehört ein Faun, auch merkwürdig durch die Binde am Munde zur Doppelflöte, wodurch diese kleine Figur, selbst abgesehen von ihrer hohen Schönheit, für den Antiquar eine große Wichtigkeit erhält, indem man jene Binde bei keiner andern antreffen soll. — Für einen Nichtkenner, wie ich, erschien indeß Bacchus, und vorzüglich Mercur noch viel reizender. Es ist unmöglich, die Grazie zu beschreiben, die überall aus ihnen hervorleuchtet. Ein bemalter Ziegelstein soll unter die größten Seltenheiten gehören.

Universität und Akademie.

Catania ist der Sitz der ersten Universität der Insel. Vor nicht langer Zeit war es die einzige, bis Palermo nach und nach alle Rechte einer solchen erhielt. Sie wurde 1444 vom Könige Alphons gegründet. Die um die Naturgeschichte des Aetna so verdienten Brüder Don Mario und Don Carlo Gemellaro sind eine Zierde dieser Universität. Mit dieser Akademie hängt auch ein literarisches Kabinet zusammen, welches unten in dem großen Universitätsgebäude sich befindet. Hier sieht man nicht ohne Theilnahme alle Abend um Ave Maria die Gelehrten Cataniens vor der Thür im Kreise herumsitzen und sich über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten. Freilich sind auch Schlacken unter diesem Golde, und als ein Curiosum will ich Folgendes erzählen. Als ich eines Abends sehr ermüdet nach Hause gekommen, tritt ein Geistlicher, in Begleitung eines meiner Bekannten, in meine Stube. Dieser letztere, meine Liebhaberei für Astronomie kennend, mußte ihm, Gott weiß was, von mir gesagt haben; kurz er begrüßt mich als seinen Geistesverwandten, verehrt mir nicht nur seine Opera omnia, sondern fängt auf der Stelle an, mir sein System auseinander zu setzen.

Es war ein Professor der Philosophie der Universität, der Kanonikus M., welcher 1820 drei Bände einer Gran Teoria della Conservazione herausgegeben hat, denen 1829 ein Band: Gran Teoria del Universo gefolgt ist. In diesen Werken erklärt er ganz zusammenhängend und umständlich die Entstehung der Welt, indem er von der Dreieinigkeit ausgeht und sich mit Moses beruhigt; aber trotz seiner Orthodoxie, hat ihm die Censur viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Er bleibt die Antwort auf keine der großen Fragen schuldig, welche die Philosophen aller Zeiten beschäftigt ha-

ben. Da aber seine Gran Teoria sich leider mit dem Gesetz der Schwere nicht vertragen kann, so könnte es als ein Unglück für ihn angesehen werden, daß er genöthigt ist, allem zu widersprechen, was Newton und Laplace bewiesen haben. Doch das ficht ihn wenig an; mehr scheint es ihn verdrossen zu haben, daß sein Confrater Piazzi sich in Schriften gegen seine Lehren erklärt; dieß hat ihn aber keineswegs abgehalten, immer fort, wie man sieht, an seiner Gran Teoria zu arbeiten, die er für das einzig richtige System hält, wodurch der Ursprung und der Fortgang, die Ursache und die Wirkung alles Daseyns auf das Genügendste erklärt und so das große Räthsel endlich gelöst wird, welches die Menschheit seit ihrer Entstehung gequält hat. Mit dieser Ueberzeugung ist dieser Mann (übrigens ein guter, harmloser Greis von 75 Jahren) ohne Zweifel einer der glücklichsten Menschen, die es geben kann, ganz in seiner Gran Teoria lebend und webend.

Die Marine.

Nur ein Wort über die Marine, von der ich zuletzt spreche, so wie ich sie auch am liebsten erst am Ende des Tages besucht habe.

Wenn man aus der Porta Stesicorea heraustritt, so kommt man gleich in einige schattenreiche Alleen, die den Hintergrund des kleinen Hafens einnehmen. Links sieht man den großen, aber jetzt beinahe verfallenden Pallast Biseari nebst einem Kloster liegen, und verfolgt an beiden vorbei und um eine alte Bastion herum das Ufer bis da, wo der Corso darauf stößt. Rechts erscheint zwischen den Alleen der Fluß Amenano oder Giudicello, (der bis dorthin gezwungen worden, unterirdisch durch das Gebiet der Stadt zu fließen) unter der Stadtmauer hervorkommend und sich in den Hafen mündend. — Hier die frische Abendkühle einzuathmen, gewährt einen Ge-

nuß, der nur selten in so heißen Ländern in vollem Maaße zu Theil wird. Während die Vornehmen in ihren Kutschen die lange Straße Etnea auf- und abfahren und auf dem Platz der Kathedrale viertelstundenlang stille halten, ergötzen sich hier besonders die niedern Klassen, und ich beobachtete sie immer mit vielem Vergnügen. Einmal sah ich eine große Menge Menschen, auf dem Erdboden kauernd oder herumstehend, die gegen alle Erwartung höchst still waren und keinen Laut vernehmen ließen. Dieß reizte meine Neugierde, und als ich hinzutrat, sah ich, daß sie eine sogenannte Tombola spielten, welche dem gesellschaftlichen Lotteriespiele bei uns gleicht. Die Leidenschaft, welche überall in Italien für dieses verderbliche Spiel herrscht, ist grenzenlos.

Hier sah ich auch zum erstenmal eine Frucht, die ein Mann ausbot, Quaranta, quaranta! rufend. Es waren Garcioffi di spina, eine Art kleiner Artischocken, nicht größer als Kirschen. Er gab nämlich vierzig Stück für einen sizilianischen Gran, d. h. für einen halben Kreuzer.

Keine Reise auf den Aetna.

Ich belustige mich jetzt im Geist über die bedenklichen Gesichter, die ich an meinen Lesern zu bemerken glaube, weil sie, inne werdend, daß es mit Catania zu Ende geht, im Ernst besorgen müssen, daß ich mich nun zu einer Besteigung des Aetna rüste und ihnen dieses abgedroschene Thema wieder auftischen werde. Sie können sich beruhigen. Weiter als bis Nicolosi und Monti rossi sollen sie mir nicht folgen, denn weiter kam ich auch nicht. Non cuivis homini contigit adire Corinthum. Ich will nichts weiter zu meiner Vertheidigung anführen, als daß man jung und von einer guten Constitution seyn muß, um ohne Nachtheil für die Gesundheit eine Nacht in der Casa inglese auf Stroh, bei einigen Graden Kälte zuzubringen, nachdem man unmit-

telbar vorher eine Hitze von 25 Grad ausgehalten hat. Und es geschieht leider auch oft, daß man sich diesem Ungemach ganz umsonst aussetzt; denn wenn der Berg umwölkt ist, so hat man alle Mühe verloren. Aber wenigstens bis Nicolosi, dem letzten bewohnten Orte am Aetna, wo man ihm schon ziemlich nahe ist, so daß man ihn vollkommen übersieht, und bis zu den merkwürdigen Monti rossi muß man immerhin gehen. Schon der Weg dahin, inmitten einer Kultur, die selbst in Sizilien berühmt ist, lohnt diese Mühe.

Eine kleine Viertelstunde hinter Nicolosi, etwas links hinauf, liegen die beiden Berge, die durch den fürchterlichen Ausbruch von 1669 entstanden sind. Sie haben ein röthliches Ansehen, daher man sie Monti rossi genannt hat. Trotz dieser so sehr in die Augen fallenden Ableitung will Stollberg sie schlechterdings Monti grossi genannt wissen, was gar nicht paßt, da sie rundum die kleinsten sind. Man sieht, daß es bloßer Eigensinn von ihm ist, denn er weiß recht gut, daß man sie Monte rossi nennt; aber bleibt mit einer unbegreiflichen Hartnäckigkeit dabei, dieß sey ein Irrthum und sie müßten Monti grossi heißen; es komme daher, meint er, weil, man höre den Grund, ein anderer Berg, die Montagnola, auch Monte rosso heißt. Es ist ihm bei dieser Kleinigkeit dasselbe begegnet, wie manchmal auch bei wichtigeren Dingen. — Diesen Bergen geht es überhaupt sonderbar; nicht nur ihr Name, sondern auch ihre Beschaffenheit ist entstellt worden. So versichern Andere mit ebensoviel Bestimmtheit als Uebertreibung, sie seyen so groß und so hoch, als der Vesuv. Die Wahrheit aber ist, daß sie ohne Vergleich kleiner und niedriger sind, selbst wenn man die hohe Lage ihrer Basis über dem Meere, die mehr als 2000 Fuß beträgt, mit in Anschlag bringt. Nicolosi schon liegt 2100 Fuß hoch und darüber (der

Aetna, Gemellaro zufolge, 10,484 Fuß über dem Meere). — Gleich hinter den Monti rossi ist die sogenannte Fossa oder Grube, aus welcher die Eruption von 1669 wie aus einer Quelle strömte. Von oben herab bis hieher war die Lava unter der Erde geflossen. In der Tiefe der Grube ist eine Art von Schacht, in welchen man sich an Seilen hinunterlassen und tief unter die Erde eindringen kann. Jeder Ausbruch des Aetna hat einen solchen Berg hervorgebracht, deren man jetzt 79 zählt. Am höchsten liegt die Montagnola, welche durch die Eruption von 1763 entstanden ist.

D. Mario Gemellaro, welchem, nebst seinem Bruder D. Carlo, die Naturgeschichte dieses Berges so viel verdankt, wohnt in Nicolosi und nimmt alle Fremden, wie ich selbst erfuhr, sehr zuvorkommend auf, diejenigen, die den Aetna besteigen, auf das Bereitwilligste mit seinem Rathe unterstützend.

(Schluß folgt.)

Räthselscherz.

Schreiben an den Redakteur einer deutschen Zeitschrift.

Mein Herr! Ich weiß zwar, daß Sie ein deutsches Blatt redigiren, und folglich nicht leicht in die Lage kommen werden, mich, ein französisches Wort, unter die Presse legen zu lassen. Da es Ihnen aber doch einmal einfallen könnte, von mir Gebrauch zu machen, da ich dergestalt geeignet bin, die Neugierde der Leser zu erregen, daß eine französische Zeitung immer mit mir anfängt, so glaube ich Sie deßwegen vorläufig warnen zu müssen, weil ich in diesem Falle mich unter den Händen des Setzers, kraft einer todten Sprache in etwas Lebendiges verwandeln, den Weg aus der Druckerei finden, und eine Lücke in Ihrem Blatte veranlassen würde.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 9tes Stück.

Sizilianische Skizzen.

(Schluß.)

Reise nach Syrakus.

In Catania hört das Fahren auf. Blos nach Palermo führt jetzt eine fahrbare Straße durch das Innere der Insel, und sie muß sehr gut seyn, da man den beinahe 200 sizilianische Miglien (vierzig deutsche Meilen) betragenden Weg in drei und einem halben Tage macht. Wenn man also nicht zur See nach Syrakus reisen will, so bleibt nichts übrig, als zu reiten, oder eine Lettica zu miethen. Da man nun die Tour schlechterdings in einem Tage machen muß, weil unterwegs kein Unterkommen, und neun deutsche Meilen in einem Zuge weg zu reiten, besonders bei der Hitze beschwerlich ist, so thut man weit besser, eine Lettica zu wählen, die auch, wenn sich zwei zusammengesellen, nicht theurer kommt, als ein Pferd oder Maulthier. Wir gaben für die drei Tage sieben Piaster, und es dünkte uns nicht zu viel, denn es ist wirklich ein wahres Vergnügen, auf diese Art zu reisen. Kein Reisewagen kann bequemer seyn, und man mag zu Lande reisen wie man

will, nirgends kann man sich so ruhig mit einem Freunde unterhalten, wie in einer Lettica.

Da gewiß viele meiner Leser keinen deutlichen Begriff von einer solchen Maschine haben, so will ich sie so genau als möglich zu beschreiben suchen. Die Lettica selbst gleicht völlig den schmalen, ganz bedeckten, noch hin und wieder zum Vorschein kommenden Kutschen, die man Vis-à-vis nennt, und ist wie diese vorne und rückwärts nur für eine Person eingerichtet; indessen sind die Plätze ganz geräumig. Diese Lettica wird nun an zwei sehr langen Stangen, die auf beiden Seiten in zwei starke Riemen, welche von dem Sattel jedes Maulthiers herab hängen, gesteckt, vorne und hinten den Maulthieren aufgepackt, welches große, starke Hengste sind. Oben an dieser Art von Sattel, welcher Bardone heißt und sehr hoch ist, so daß die Stangen fast dem Rücken des Thiers gleich liegen, hängen eine Menge beständig rasselnder Schellen, die vielleicht dazu dienen sollen, die Maulthiere munter zu erhalten. Ist nun die Lettica gehörig befestigt, so halten die beiden Mulattieri ein Brett vor der Thüre, auf welches tretend, man bequem hineinsteigt. Außer den beiden Maulthieren, welche die Sänfte tragen, ist noch ein drittes nöthig, welches nebenbei dazu dient, die Bagage fortzubringen. Dieses heißt Capo reitna, denn es geht voran und der darauf reitende Maulthiertreiber zieht den Zügel des vordersten Maulthiers an der Lettica nach sich. Der andere geht mit einem zehn Fuß langen Stabe nebenher und treibt die Thiere an. Alle Stunden ohngefähr oder früher, je nachdem sie müde sind, wechseln sie in diesen Verrichtungen ab. So kamen wir schon gegen sechs Uhr Abends in Syrakus an, und hatte also beinahe eine deutsche Meile in der Stunde gemacht. Es war den 22sten Juni, und obgleich die Sonne am Mittag nur 13½ Grad vom

Scheitelpunkt entfernt war, machte eine frische Seeluft das Wetter sehr angenehm. Die Waizenerndte, die nahe an Catania eben begonnen hatte, war weiterhin nach Syrakus zu schon vollendet. Wo die Frucht noch stand, war sie allerdings sehr schön; doch erinnere ich mich nirgends, eine Menge Unkraut damit vermischt gesehen zu haben, was mir an einem Orte bei Catania auffiel.

Zwei deutsche Meilen hinter Catania kommt man über die Giarretta, den Symäthus der Alten, den größten Fluß Siziliens, welcher hier bei seiner Mündung dem Main nicht viel nachgiebt und den man auf einer Fähre passirt. Von da an wird die Gegend sehr wüste. Man ersteigt mehrere felsigte, tief ins Land sich erstreckende Anhöhen und folgt dann meilenweit dem Meeresstrande, bis man an die letzte felsigte Anhöhe gelangt, von der links die Stadt Agosta auf einer Erdzunge in einem Meerbusen liegt, und uvm die Steinhaufen von Syrakus, denn Trümmer kann man es nicht nennen, vor sich hat. So wüste aber auch dieser Weg ist, so stößt man doch von Zeit zu Zeit, nämlich da, wo Bäche eine befeuchtende Fruchtbarkeit unterhalten, auf wahrhaft paradiesische Stellen, die wie Oasen in der Wüste liegen, und in der That mir im Kleinen ein treues Bild der egyptischen zu seyn schienen. Man befindet sich nämlich auf einmal in nicht sehr ausgedehnten, aber herrlichen Gebüschen von gigantischen Myrthen, Orleandern, Granaten- Mandel- und Feigenbäumen, die durch den Kontrast mit der übrigen Landschaft noch mehr entzücken, und dem Wanderer ihren köstlichen Schatten bieten.

Nachdem man auf dem ganzen Wege nur hie und da einzelne Häuser (Casale), aber weder Stadt, noch Dorf angetroffen, ersteigt man endlich die Höhe, auf welcher Syrakus lag, und durchschreitet die ganze Breite der ehemaligen Tyche und Achradine, um bei Archi-

medes Grab vorbei, Neapolis und Epipole zur Rechten lassend, in die neue Stadt zu gelangen, die blos die Insel Ortygia einnimmt.

Syrakus.

Ueber vier bis fünf Brücken, und durch die vielen und allem Anschein nach in sehr gutem Zustand sich befindenden Festungswerke, gelangt man endlich in die Stadt, welche auf einem kleinen Umfange 15 bis 20,000 Einwohner enthält und daher ziemlich bevölkert erscheint. Die heutige Stadt ist schlecht gebaut. Sie enthält eigentlich auch wenig Merkwürdigkeiten, sowohl aus der ältesten als der neuern Zeit. Unter die erstern gehört die Kathedrale, ehemals ein Tempel der Minerva, unter die letztern das Museum. Von der berühmten Quelle der Arethusa will ich lieber schweigen, denn sie ist jetzt nichts anders als eine schmutzige Pfütze, in welcher die gemeinen Leute ihre Lumpen zu waschen pflegen.

Sechzehn bis zwanzig der schönsten Säulen des ehemaligen Tempels machen die Kathedrale zu einem sehr merkwürdigen Ueberbleibsel des höchsten Alterthums. — Obgleich hier der wahre Ort zu Anlegung eines Museums zu seyn scheint, so muß man doch keines wie das Bisearische zu Catania erwarten. Mit dem hiesigen wird man bald fertig. Es enthält nämlich eine schöne Venus und einen Aesculap von guter, doch nicht vorzüglicher Arbeit, so wie mehrere verstümmelte Statuen, die aber durch ihre unvergleichlichen Draperien sehr merkwürdig sind. Von den so seltenen bemalten Terra-cotten sind auch einige hier. Dieß ist aber auch alles, was dieses Museum Bedeutendes aufzuweisen hat.

Des andern Tags rüsteten wir uns am frühen Morgen, um Alles zu sehen, was es in und bei der alten Stadt noch Bemerkenswerthes gibt. Ich werde mich aber bei Aufzählung desselben um so kürzer fassen dür-

fen, als so viele gelehrte Männer, wie Münter, Stollberg u. s. w., so ziemlich Alles erschöpft haben, was sich hierüber sagen läßt. —

Wir schifften zuerst in einem Boote durch die Breite des Hafens in den Anapus. Dieser Hafen ist einer der größten, schönsten und sichersten in der Welt. Das Letztere geht schon daraus hervor, daß ihn die Griechen mit einer Kette verschließen konnten. Die Amerikaner, die sich gewiß auf Häfen verstehen, wissen dieß wohl und würden für die Erlangung desselben bereit seyn, die größten Opfer zu bringen. Man sagt sogar, sie haben mehrere Versuche gemacht, ihn zu erwerben. Man ist daher nicht wenig erstaunt, bei Münter zu lesen: daß die Ursache, weßhalb der Handel in Syrakus so unbedeutend sey, in der schlechten Beschaffenheit des Hafens liege. Wahrlich, man sollte glauben, Münter sey gar nicht hier gewesen, indem ein einziger Blick auf diesen Hafen hinreicht, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Man kann auch nicht zu seiner Entschuldigung anführen, daß er von dem großen Hafen geschwiegen und blos den kleinen, sogenannten Marmorhafen gemeint habe; denn dieser ist gar nicht mehr im Gebrauch, da er nur einige Zoll tief ist, so daß selbst die kleinen Speronaren nicht hineinkommen können. Als Syrakus noch blühte, hatte er 24 Fuß Tiefe. Man bleibt also über die Ursache dieses großen Irrthums gänzlich im Dunkeln. Daß der sizilianische Uebersetzer von Münter hierüber schweigt und ihn in keiner Note — mit denen er sonst nicht karg ist — widerlegt, ist minder unerklärlich.

Im vorigen Winter 1831 — 32 lag hier die amerikanische Eskadre, bestehend aus einer großen Fregatte und vier Korvetten, mehrere Monate lang. Ein Offizier von einem dieser Schiffe starb hier und wurde als Protestant in dem Garten des Cavalier Landolina in Achra-

dine begraben. Dieser hat die bekannte und oft gerühm= te Urbanität seines Vaters gegen alle Fremden geerbt, und auf die uneigennützigste Weise den Protestanten ei= nen Begräbnißort in diesem seinen Garten angewiesen.

Doch ich komme nach dieser Abschweifung über den Hafen, über welchen wir zu den Anapus schifften, wieder auf diesen zurück. Wir verfolgten dieses Flüßchen von seiner Mündung bis an seine Quelle, was, wegen des üppigen Pflanzenwuchses an seinen Ufern, ziemlich schwie= rig ist. Eine besondere Zierde derselben sind die hier zu einer großen Höhe gedeihenden Papyrusstauden, die aber besonders bei der Quelle am häufigsten wachsen. Von hier aus machten wir auf Maulthieren die Runde der verschiedenen Stadttheile des alten Syrakus, von denen die Insel Ortygia, auf die sich das neue beschränkt, bei weitem der kleinste war. Leider aber kann man dem, was man hier sieht, kaum den Namen von Trümmern beilegen. Alles ist nichts mehr als ein verworrener Stein= haufen, in welchem man kaum die Spuren der Stadt= mauer von den Felsen unterscheidet, und nur hie und da die Grundlage eines Gebäudes mehr erräth, als deutlich bemerkt. Die verschiedenen Latomien oder großen Stein= brüche sind, mit den Catacomben, unter Allem das Merk= würdigste, vorzüglich das sogenannte Ohr des Dionysius und der Steinbrüche der Kapuziner.

Münter hat, wenn ich nicht irre, zuerst die Lächer= lichkeit der Fabel von jenem Ohr gezeigt und diese auf ihren Ursprung zurückgeführt, und da auch der siziliani= sche Uebersetzer in seinen Noten Einiges hinzufügt, so wiederhole ich um so mehr das dort Gesagte, als man einen lange und weit verbreiteten Irrthum, der sich auf eine gebräuchlich gewordene falsche Benennung stützt, nicht oft genug bekämpfen kann, und überdieß jene bündige Widerlegung die abgeschmackte Fabel noch nicht hat ver=

tilgen können. — Münter erzählt also: der berühmte Maler Michel Ang. Caravaggio habe in Gesellschaft von Mirabella, welcher späterhin eine Beschreibung ven Sizilien, oder blos von Syrakus herausgab, diese Latomie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts besucht. Der Maler nannte diese Latomie, als er das außerordentliche Echo vernahm und den gekrümmten Gang des Steinbruchs gewahr wurde, mit einem lebendigen Bilde, ein Ohr. Die Fabel von Dionysius, der, von einer jetzt unzugänglichen Stelle (wohin man sich in einem Korbe winden lassen muß) die Gefangenen, denn daß diese damals hier eingesperrt waren, ist ausgemacht, behorcht habe, lag nun zu nahe, als daß entweder jener Maler selbst, oder andere, von dem nun einmal angenommenen Namen: das Ohr, geleitet, sie nicht hätten in Umlauf bringen sollen. Der Uebersetzer bemerkt freilich gegen Münter, daß, dem Forbin zufolge, der Maler Caravaggio nie in Sizilien gewesen sey. Doch sey es dieser oder ein anderer, welcher Mirabella auf diesen Gedanken gebracht hat, oder habe dieser selbst ihn gehabt, immer bleibt die Art der Entstehung dieser Fabel, die jetzt noch, und nicht blos von Ununterrichteten, wie eine Thatsache betrachtet wird, dieselbe. Münter setzt noch hinzu, und ich selbst habe mich von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugen können, daß man in einem Winkel dieser Latomie Spuren finde, die beweisen, daß man Anfangs den Gang noch verlängern wollte, wodurch die ganze akustische Erscheinnng, an die man also gar nicht dachte, verschwunden seyn würde.

Neben diesem physischen Beweise, der die Erdichtung zu Boden schlägt, ließe sich vielleicht noch ein moralischer anführen. Man könnte nämlich sagen, daß ein Tyrann wohl ein Interesse haben könne, Leute zu behorchen, die ihm verdächtig und noch nicht in seiner

Gewalt sind; aber wenn sie einmal seine Gefangenen geworden, und zwar wie hier, in den Latomien, ohne alle Hoffnung, zu entkommen, so brauche er sie nicht erst zu behorchen, um zu wissen, daß ihre Gespräche eben nicht Lobsprüche auf ihn enthalten werden.

Aber wenn man auch kein absichtlich bewerkstelligtes Kunststück der Akustik hier zu suchen hat, so ist es doch wahrscheinlich das bewunderungswürdigste aller Echos, die es gibt. Die leisesten Laute, z. B. das Knistern eines Papiers, das man kaum vernimmt, wenn man es am Eingange hervorbringt, wird hinten durch das Echo ohne Vergleich lauter und deutlicher wiederholt, und so die Scala der Töne durchgehend, bringt ein abgeschossener Böller den fürchterlichsten, lange nachhallenden Donner hervor, der geraume Zeit nachher erst gänzlich verhallt. Uebrigens werden in den Nebengängen dieser Latomie mancherlei Handthierungen getrieben.

Die Latomien des Kapuzinerklosters sind bei weitem die schönsten, weil diese Mönche Zeit und Muse genug gehabt haben, diese weitläufigen Räume in Gärten umzuschaffen. Auch hier verfolgt einen die alberne Fabel von Dionysius Ohr, indem man versichert, eine ähnliche krumme Wölbung sey das erste Ohr gewesen, das jener Tyrann hier anlegen lassen, aber wegen der Beschaffenheit des Steins wieder habe aufgeben müssen.

Ich schweige von Epipole und seiner Burg, den Catacomben und Allem andern so oft beschriebenen, und erwähne nur noch des Theaters, welches sehr groß gewesen seyn muß, aber jetzt durch mehrere Mühlen, die darin angelegt sind, gänzlich entstellt ist. — Wenn das Grabmal, welches man für das des Archimedes ausgiebt, wirklich die Ueberreste dieses großen Genius aufbewahrt hat, so müßte man es für eine wunderbare Fügung halten, daß gerade das am allerbesten erhaltene das seinige

ist. Wie stimmt dieß aber damit zusammen, daß Cicero vor 1900 Jahren es so lange suchen mußte und beinahe nicht gefunden? Dieses liegt so offen am Wege, daß es jedem in die Augen fallen muß.

Von dem Hauptmerkmale, an dem es zu erkennen wäre, und an dem es Cicero erkannte, von der in einen Cylinder beschriebenen Kugel, ist nichts zu sehen. Doch ist dieß gerade kein Gegenbeweis, weil vom obern Theil dieses Grabmals vieles fehlt.

Ehe ich von Syrakus scheide, muß ich noch des schönen Anblicks erwähnen, welchen der Aetna von hier aus gewährt. In der Entfernung von zehn bis zwölf deutschen Meilen nimmt er sich noch majestätischer aus, als selbst ganz nahe in Catania oder Nicolosi. Dort verwirren die vielen kleinen und großen Ausgeburten desselben und stören den Anblick des Ganzen; in Syrakus hingegen erscheint er als eine einzige großartige und imposante Masse. *) (Morgenblatt.)

Der nächtliche Forellenfang.

Reiseskizze nach Alex. Dümas.

Mit Einbruche der Nacht langten wir in Bex an, einem der schönsten Schweizerdörfer im Canton Waadt, und stiegen in einem der niedlichen Wirthshäuser ab, wie sie ihres Gleichen nur in der Schweiz finden. Der Tisch war schon gedeckt, wir nahmen Platz, und da uns der

---

*) Da es viele Leser vielleicht ebenso wie mich irre gemacht hat, wenn sie Syrakus auf den Landkarten bald über bald unter der Parallele von 37° verzeichnet finden, so setze ich hier die Breite der Kathedrale von Syrakus her, wie sie der französische Schiffskapitän Gauthier, der mit der Aufnahme der Küsten des mittelländischen Meeres beauftragt war, angegeben hat: 37° 3′ 40″ N.

Fisch außerordentlich wohlschmeckte, so bestellten wir davon zum Frühstücke. Kaum war dieß geschehen, als die Wirthin einen stämmigen Burschen von 18 Jahren herbeirief, der zu ihrem Adjutanten für Küche, Keller u. s. w. zugehören schien, und ihm befahl, einige Forellen zu fangen, da wir dergleichen bestellt hätten. Der arme Junge sah ziemlich schlaftrunken aus, gähnte sehr ausdrucksvoll, wagte jedoch nicht, die geringste Einwendung zu machen, und sah nur die fischhungerigen Reisenden mit vorwurfsvoller Miene an. Dieß bewog mich, zu äußern, wenn das verlangte Gericht etwa zu viele Mühe mache, wollten wir darauf verzichten. „Nichts weniger," — entgegnete die Wirthin; — „es sind nur zwei Schritte bis zum Bache, und in Zeit von einer Stunde ist Alles abgemacht. — Immer spute Dich, Moritz," — fuhr sie zu dem auf Wiederruf des erhaltenen Befehles harrenden Burschen fort: „suche Deine Laterne und Deine Hippe und geh."

Ich traute meinen Ohren nicht; mit Laterne und Hippe auf den Fischfang gehen, schien mir etwas so Außerordentliches, daß ich sogleich beschloß, Moritz zu begleiten, der nunmehr, da keine Dispensation von dem ihm verdrießlichen Geschäfte zu erwarten war, in der Küche seine Zurüstungen traf. Er nahm in der That ein gekrümmtes Messer und eine Laterne zur Hand, die aber ganz eingenthümlicher Gestalt war. Sie bestand nämlich aus einer Halbkugel von Horn, an welche ein drei Fuß langer Hals von Blech befestigt war, der nur oben einige Oeffnungen hatte, welche der in der Hornlaterne brennenden Flamme die nöthige Luft zuführten.

„Sie wollen also mitkommen?" — fragte Moritz, indem ich ihm in die Küche folgte. — „Ja wohl, diese Art Fischerei ist mir etwas ganz Neues." — „Wollen Sie nicht auch eine Laterne und eine Hippe mitneh-

men?" fragte er weiter, aber ein barsches: „Bist Du noch nicht fort, Maulaffe! das aus der Gaststube hereinscholl und die Annäherung der Wirthin verkündigte, trieb ihn über Hals und Kopf zur Küche hinaus und auf die Straße. Ich klagte nur mit wenig Worten mich als Ursache seiner Zögerung an und eilte ihm dann nach.

Moritz hatte die Thür hinter sich zugeschlagen, denn zwei Zoll Fichtenholz zwischen sich und dem Zorne seiner Gebieterin erschien ihm wahrscheinlich als eine große Beruhigung. Anstatt aber draußen auf mich zu warten, war er spornstreichs fortgerannt, und ich sah seine Laterne nur noch von weitem blinken. Um ihn einzuholen, setzte ich mich alsbald in Trab, das Auge immer auf das fliehende Lichtchen gerichtet. Allein kaum hatte ich zehn Schritte gemacht, als ich mich in den Ketten eines vor der Thür stehenden Wagens verwirrte und mit vielem Lärm zu Boden stürzte. Bei diesem Geräusche schien Moritz nur noch mehr Fersengeld zu geben, und er war mir fast ganz aus dem Gesichte verschwunden, als ihn, nachdem ich mit beschundener Nase und schmerzendem Knien aufgestanden war, mein unmuthiger Ruf zum Stehen brachte. Ich näherte mich ihm nun vorsichtiger und machte ihm bei meiner Ankunft Vorwürfe, daß er mich nicht erwartet und nicht einmal auf den Lärm bei meinem Falle geachtet habe, indem ich die Belege meines Unglücks, ein blutiges Gesicht und zerrissene Beinkleider, aufwies und ein Dutzend kleine Kiesel, welche sich mosaikartig in das Innere meiner Hände eingedrückt hatten, daraus zu verdrängen suchte.

„Ja, ja, das kommt davon, wenn man noch mitten in der Nacht fischen geht," meinte mein trockener Führer, indem er seinen Weg fortsetzte, bis wir nach etwa 10 Minuten den Rand einer Schlucht erreichten, in der

ich einen Bach rieseln hörte, welcher auf der Ostseite des Mont Cheville entsprang und sich in die kaum 200 Schritt von uns entfernte Rhone ergoß. Hier wurde Halt gemacht, Moritz entkleidete sich seiner Kleider bis zum Gürtel und lud mich ein, seinem Beispiele zu folgen, wenn ich ihm helfen wolle. „Da watest also ins Wasser?“ — fragte ich nicht ohne Verwunderung. — „Wo sollten denn die Forellen herkommen, wenn ich sie nicht herausholte?“ war die Antwort. Darauf fieng er an, barfuß in die steile und steinige Schlucht hinabzusteigen, wo der Fischfang vor sich gehen sollte. Mich auf ihn stützend, folgte ich mit unsichern Schritten. Als er aber sah, wie schwer mir's wurde, gab er mir die Laterne zu tragen und faßte mich mit der frei gewordenen Hand so kräftig unter dem Arme, daß ich den 30 Fuß tiefen Abhang neben ihm wie an einem Geländer hinabwandelte. Mein Erstes war jetzt, die Hand ins Wasser zu tauchen; es war kalt wie Eis. „Da willst du hinein, Moritz?“ — „Ja wohl, war seine Antwort, indem er die Laterne ergriff und mit einem Fuß in den Bach trat.

„Das Wasser ist ja eiskalt.“

„Es kommt eine halbe Stunde von hier aus dem Schnee,“ — meinte Moritz, ohne den Sinn meiner Aeußerung zu verstehen. Ich wollte ihn jetzt alles Ernstes zurückhalten und versprach ihm, die Wirthin zu besänftigen, da ich nicht wollte, daß er sich meinetwegen eine Brustentzündung oder ein Fieber zuziehe, allein Moritz blieb dabei, das ginge nicht an. „Es gibt mehrere Leute, die Forellen wollen, ja alle Fremde verlangen das schlechte kräthige Zeug zu essen, und da ich einmal hier bin, will ich nicht leer nach Hause gehen. Das ist eben so wie mit den Gemsen. Da heißts auch mitunter: wenn wir morgen von der Saline wiederkehren, möchten wir gern Gemsbraten essen, schwarzes elendes Fleisch, sie müß-

ten mir noch Geld dazu geben. Flugs ruft die Wirthin Peter, wie vorhin Moritz, denn das ist der Jäger und ich der Fischer, und sagt zu ihm: ich brauch' eine Gemse, wie vorhin: ich brauche Forellen. Peter macht sich dann des Morgens um 2 Uhr mit seinem Stutzen auf den Weg, und nachdem er Felsen und Gletscher bestiegen, auf denen Sie zwanzig mal den Hals brechen würden, nach Ihrer Kletterei von vorhin zu urtheilen, kommt er Abends um 4 Uhr mit einem Braten am Halse wieder nach Hause, bis er endlich einmal wegbleibt."

„Wie meinst Du das?" — „Je nun, Johann, Peters Vorgänger, hat sich todt gefallen, und Joseph, mein Vorgänger, ist just an so einer Krankheit gestorben, wie Sie vorhin nannten. Deswegen fische ich aber meine Forellen immer fort, und Peter hört nicht auf, seine Gemsen zu jagen."

„Ich habe mir sagen lassen, daß beide Geschäfte denen, die sich damit abgeben, zum unabweislichen Bedürfnisse würden, ja daß es ihr höchstes Vergnügen sey, die Gefahren derselben zu theilen, und daß sie auf den Bergen übernachteten und am Flußufer schliefen, um nur mit Tagesanbruch die Jagd beginnen und die Angel auswerfen zu können."

„Ach ja," — versetzte Moritz mit einem Seufzer, „es gibt wohl solche Leute."

„Und welche sind es?"

„Die *nur für sich* jagen und fischen."

Während ich mich einigen Betrachtungen hingab, welche diese Antwort anregte, stand Moritz bis an den Leib im Wasser und fieng Forellen. Die Laterne diente nämlich dazu, den Grund des Wassers zu erhellen, indem sie mittelst des langen Halses unter die Oberfläche desselben versenkt wurde. Sobald aber der ausgewählte

Fisch dahin gelockt war, erhielt er von der mit der Hippe bewaffneten rechten Hand des Fischers einen Hieb in den Kopf, von dem er sogleich zu Boden sank, um einige Augenblicke nachher blutend und todt wieder aufzusteigen und in den Sack zu spazieren, den sein Feind wie eine kleine Jagdtasche um den Hals trug.

Da stand ich mit all' meiner Intelligenz, auf die ich mir vor wenig Minuten noch so viel einbildete und gestand mir, daß ich, auf eine öde Insel verschlagen, ohne andere Nahrung als einen Bach voller Forellen, und andere Mittel als eine Laterne und Hippe, um sie zu fangen, unbezweifelt ein Opfer des Hungers geworden wäre.

Nachdem ich noch eine Weile zugesehen hatte, wie Moritz unter deu Bewohnern des Wassers wählte, als befänden sie sich in einem Fischkasten, hielt ich mich nicht länger. Ich entkleidete mich und watete trotz der Kälte des Wassers und der spitzigen Steine auf seinem Grunde, in den Bach, nahm Laterne und Messer, als gerade eine prächtige Forelle in den lichten Zauberkreis gerieth, lockte sie glücklich an die Oberfläche und führte hier aus Leibeskräften und, um nicht zu fehlen, nach der Mitte des Körpers einen Streich, der unfehlbar ein Holzscheit gespalten hätte. Sie sank und kam bald in zwei Hälften wieder zum Vorscheine, die Moritz auffing, betrachtete und wieder ins Wasser warf, indem er äußerte: das sey ein schimpfirter Fisch.

„Mir gleichviel" — rief ich, die beiden Stücke hastig zusammenraffend; „ich will gerade diesen verzehren." — Sofort kehrte ich mit meiner Beute nach dem Ufer zurück, denn ich zitterte bereits an allen Gliedern, und meine Zähne klapperten. Moritz folgte, denn er hatte in weniger als einer Stunde 8 Fische gefangen, und wir eilten nun Beide nach dem Wirthshause zurück. Ich dachte dabei recht lebhaft an einen Schemel, wel=

chen ich vorhin dicht neben dem Küchenfeuer bemerkt hatte, und wobei wenigstens bey 45 Grad Hitze eine Katze schlief, deren Platz ich unverzüglich einzunehmen gedachte. Einstweilen hatte ich mich der Laterne bemächtigt, um mir wenigstens die Hände wärmen zu können, und kaum hatte uns die Wirthin selbst die bereits verschlossene Hausthür geöffnet, als ich wie ein Schatten an ihr vorüber und durch den Speisesaal weiter nach der Küche eilte und — das Feuer verloschen fand.

Die Frau war mir eben so schnell gefolgt, und ich hörte, wie sie Moritz befragte, was mir widerfahren sey, der ihr denn das Räthsel durch die Aeußerung löste: ich werde wohl frieren. Zehn Minuten später befand ich mich in einem ausgewärmten Bette, eine Bowle Glühwein war im Bereiche meiner Hand, und ich kam für dieß Mal mit einem tüchtigen Schnupfen davon. Dafür hatte ich aber auch einer der seltsamsten Fischereien beigewohnt. — (Ausland.)

Handwerks-Eifersucht und Brodneid.

Vor dem Lord Mayor erschienen jüngst in dem Mansion-House der Capitän Hillier und sein Sohn, um einen Fiaker zu verklagen, einen Menschen von gewaltiger Stärke, der wegen seiner Boxergeschicklichkeit in nicht geringem Rufe steht, und dem jüngern Hillier davon empfindliche Proben gegeben hatte. Die Ursache des Streites und der darauf erfolgten thätlichen Mißhandlungen des jungen Gentleman war — Handwerks-Eifersucht und Brodneid. Der Sohn des Capitäns hatte es sich nämlich vor einiger Zeit, ungeachtet der guten Erziehung, die er genossen, in den Kopf gesetzt,

ein Kutscher zu werden, und allen Einwendungen und Abmahnungen seines Vaters entgegen, schaffte er sich ein Fuhrwerk an und begann seine neue Laufbahn mit besten Eifer. Natürlich hatte der elegante Fiaker alle erdenklichen Anfechtungen von seinen Gewerbsgenossen zu bestehen, die weit entfernt, die Ehre, einen so vornehmen Peitschen-Dilettanten in ihrer Reihe zu sehen, nach Gebühr zu würdigen, ihn vielmehr unbarmherzig mit Spott und Verfolgung kränkten. Sogar so weit vergaßen sie sich, Damen, die in die Kutsche des jungen Gentelemann steigen wollten, mit Peitschenhieben wegzutreiben, und der als Faustkämpfer berühmte Fiaker begnügte sich damit noch nicht, sondern boxte auch den verhaßten Nebenmenbuhler zu Boden und würgte ihn an der Kehle. Der Lord Mayor entgegnete auf die vorgebrachte Klage, ein Gentleman, der auf den sonderbaren Geschmack verfalle, Kutscher zu werden, könne nicht wohl eine andere Behandlung erwarten, als die erlittene. „Es gebe also jetzt,“ — fügte er zu großer Erheiterung der Zuhörer bey, — „für einen Gentleman vier Lebenswege, unter denen er die Wahl habe: Arzneikunde, Gottesgelahrtheit, Jurisprudenz und die Fiaker-Kutsche. Nach einigen andern witzigen Bemerkungen, die von Seite des edlen Lord Mayors sowohl, als auch des Klägers und Beklagten vorfielen, wurde endlich Letzterer verurtheilt, Bürgschaft zu leisten, sich vor der nächsten Gerichtssession zu stellen. Capitän Hillier sagte am Ende, er habe seinen Sohn zum Rechtsgelehrten erziehen lassen, allein die Peitsche sey ihm stets lieber gewesen, als die Studirstube. Ueberhaupt habe wohl Niemand von seiner Familie je daran gedacht, daß ein Mitglied derselben in die Fiaker-Brüderschaft der Straße von Clapham übertreten, oder mit einer Person in Händel gerathen würde, die so tief unter einem Gentleman stehe. Mit diesen Worten verließ er sammt seinem Sohne, der ein furchtbar blaues Auge hatte, den Gerichtssaal.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 10tes Stück.

Ein Mittagsmahl beim Kolokotroni.
(Aus dem Tagbuche eines genuesischen Schiffskapitäns.)

Es war im Sommer 1827, als ich in Sizilien, als Superkargo einer genuesischen Brigg, mit einer Ladung Salz und Kriegsbedürfnisse für die Griechen auslief. Das sizilianische Salz wird als das feinste in der Welt betrachtet, und hat in Griechenland um so höhern Werth, als das dort erzeugte mehr grobem schmutzigem Salpeter als dieser unentbehrlichen Würze unserer Speisen gleicht. Da man mir die unbeschränkte Verfügung über meine Ladung gelassen hatte, und ich nicht wollte, daß sie in die Hände eines einzelnen Privatmannes fallen sollte, so vermied ich die vielbesuchten Häfen von Hydra und Spezzia, nur gar zu wohl wissend, wie stark das Organ der Erwerbslust an diesen Inselbewohnern ausgebildet ist; so landete ich also in Castri, dem alten Hermione, das auf der südlichen Küste von Arglis liegt. Hermione ist jetzt ein elendes Dorf von zwei oder drey Dutzend armseligen Hütten, die bloß von Bauern und Schafhirten bewohnt sind. Meine Ankunft fiel gerade in die Zeit kurz vor dem Zusammentritt der Syneleusis oder Nationalversammlung, und das ganze Land

lag damals im Streit über die große Frage, ob Damala oder Castri für die Sitzungen der Abgeordneten gewählt werden sollte. Die Bewohner des Archipels beharrten steif und fest darauf, daß sie nirgend wo anders als in Damala sich versammeln würden, und die von der Halbinsel, um Jenen in einer so löblichen Hartnäckigkeit nichts nachzugeben, behaupteten, nur Castri habe auf diese ausgezeichnete Ehre Anspruch. Da die bestehende Regierung im Einverständnisse mit den Insulanern sich für Damala erklärt hatte, so war Kolokotroni, der mit einer Art Toryblut in den Adern, gegen jede Regierung Opposition bildet, an der er nicht Theil hat oder die nicht im Stand ist, die unersättlichen Forderungen seiner Habgier zu befriedigen, auf die Seite der Bewohner der Halbinsel getreten; des festen Vorsatzes, die Nationalversammlung in Castri oder gar keine halten zu lassen, hatte er hier, von dem halb türkischen halb griechischen Herrn der Weingeläde von Gastuni, dem alten Sessini, dem Taleyrand des Peloponeses begleitet, mit 4 oder 500 Moreoten ein Feldlager bezogen.

Kaum hatten wir zwischen den Ruinen des alten Hafens von Hermione Anker geworfen, als wir von einem Boote begrüßt wurden, aus welchem ein Tschaus *) an Bord kam, der nach den herkömmlichen Begrüßungen fragte: „Wie heißt das Schiff?" — „San Lorenzo" — „Englisch?" — „Nein, genuesisch." — „Woher?" — „Von Palermo." — „Wohin?" — „Weiß es nicht." — „Was für Ladung?" — „Verschiedene, hauptsächlich Salz." — „Laßt mich einiges sehen." Ich befahl einen Korb voll davon heraufzuholen, und der Tschaus, nach-

*) Tschaus ist ein wie so viele andere aus der türkischen Sprache entlehntes Wort und bedeutet ungefähr so viel als Lieutnant, obgleich selten mehr als zehn oder zwölf Mann unter dem Befehl eines Tschaus stehen.

dem er behutsam ein wenig davon gekostet hatte, brach in einen Ruf der Ueberraschung und des Entzückens aus: „Ma to Theon! Ti paraxeno pragma!“ — Heiliger Gott, was für ein wunderbar Ding! Es ist kein Salz, es ist Schnee! Was für ein herrlich Ding ist es um fränkisches Salz!“ — Nun bat er mich, ihm den Korb voll für die Küche Sr. Excellenz zu überlassen. „Was für eine Excellenz?“ — fragte ich. „Ey, wie! — rief er aus — „so wißt ihr also nicht, daß Se. Excellenz, der General Kolokotroni, der Oberbefehlshaber der polopon- nesischen Truppen, sich in Castri gelagert hat, um die Nationalversammlung zu erwarten?“ — „Wie kann ich alles dieß wissen“ — war meine Antwort — da ich geraden Wegs aus Sizilien komme?“ — Sehr wahr“ — — erwiederte er. „Aber — Ouk echite Rumi — habt Ihr keinen Rum an Bord?“ — „O ja, Vera Fabrica de Jamaica *) — „O herrlich! Gebt uns eine Flasche davon.“ —

Da ich nicht merken lassen wollte, daß ich die griechische Sprache verstand, so wurde die Unterredung in der Lingua Franca, einem Gemisch aus allen Sprachen, vorzüglich aus Italienischem und Französischem, geführt. Nur die Ausrufe, die der Tschaus vor Freude oder Verwunderung ausstieß, waren in seiner Muttersprache. Die Flasche Rumi wurde gebracht, und nachdem er ein Glas davon gekostet hatte, leckte er sich die Lippen und schmunzelte: „Forza! Spirito! — Panagiotaki Kerata“ **) — fügte er zu einem seiner Begleiter

*) Der Rum Vera Fabrica de Jamaica, der in der Levante so hoch geschätzt wird, ist nichts mehr und nichts minder als ein Dreiviertheil mit Wasser gemischter und wohl versüßter Grog, der die Flasche zu vier Pence verkauft wird.

**) Keratas, was die Italiener mit Cornuto, die Franzo-

gewendet in griechischer Sprache bei: „Geh' zum General und sag' ihm, daß ein fränkischer Hund hier, dessen Schiff mit Salz beladen, das weißer ist als der Geist des Urgroßvaters aller Franken — und Rumi, sag' ihm, Vera Fabrica de Jamaica! — Geh' Dumpkopf!" —

Panagiotaki zog sich hinweg mit der Behendigkeit und der duckmäusigen Art eines verscheuchten Affen, und der Tschaus, nachdem er noch einen zweiten Schluck von dem „Spirito" genommen hatte, vertheilte das Uebrige unter seine Leute. „Signor Capitano," — hub er endlich wieder an, — „Se. Excellenz der General-Oberfeldherr der peloponesischen Truppen liebt den Rum sehr; außerdem ist es auch gebräulich, daß jedes ankommende fränkische Schiff dem Megalopsekos, der großen Seele des Platzes, d. h. wenn sich ein solcher dort befindet, ein Geschenk macht, wie auch seinen Offizieren." — „Ich werde Sr. Excellenz ein Dutzend Flaschen schicken und Ihr werdet mir die Ehre erweisen, ein Paar für euch anzunehmen." — „Meta Kakes — Mit Freuden — Mögt ihr tausend Jahre blühen! Habt ihr kein Baruti — Schießpulver?" *) — „Nein, aber Kohlen" — erwiederte ich. —

---

sen mit Cocu und die Deuschen mit Hahnrey übersetzen, ist ein Schimpfwort, das von den Griechen im Aerger angewendet wird, wobei sie zwei Finger an die Stirn halten; doch wer sich dieser sprechenden Pantomie bedient, darf Leib und Leben in Acht nehmen, denn so wenig der Grieche aus sonstigen Ehrenkränkungen sich etwas zu machen pflegt, so sehr dieß Wort den Unverheiratheten als den Verheiratheten beleidigt. Indeß wird dieß Wort doch auch in Freundschaft und Vertraulichkeit angewendet, und das Diminutive Keratopolo ist sogar in Zärtlichkeit häufig zwischen Kindern und Eltern gebräulich.

*) Die Griechen lieben ungemein das feine Büchsenpulver, dessen sie sich nur als Zündkraut bedienen, da das ihrige so grob ist, daß es dazu wenig taugt. Man kann einem Griechen keine größere Freude machen, als wenn man ihm einige Loth feines Schießpulver zum Geschenke macht — Geld jedesmal nur ausgenommen.

„O Kaimeno! Ich bin verbrannt! Kein Schießpulver, aber Kohlen! Was ist das?“ *) —

Ich befahl einem meiner Leute, einen Korb voll Kohlen herauf zu bringen, und suchte in der Zwischenzeit dem Tschaus ihren Gebrauch begreiflich zu machen. — „Ha“ — sagte er — „ich verstehe, es sind Holzkohlen.“ — Der Korb wurde zu seinen Füßen gestellt, und da er nicht den mindesten Zweifel hegte, daß er Holzkohlen vor sich habe, so wollte er mit einer leichten Anstrengung die schweren Klumpen aufheben, kam aber dabei so aus dem Gleichgewicht, daß er beinahe kopfüber in den Korb gefallen wäre. Voll Heftigkeit sprang er auf, betheuerte mit einem Fluch, daß meine Mutter ein unreines Weib sey, daß er mit meinem Worte Dieß und Jenes thun wolle, daß die Franken insgesammt Lügner seyen, und daß er nicht so dumm sey, um sich weiß machen zu lassen, dem Teufel selbst könnte es beifallen, mit Steinen Feuer zu schüren. Mit diesen Worten zog er ein Pistol aus dem Gurte, um es in die Kohlen abzuschießen, allein es versagte und nur das Zündkraut brannte ab, wie es griechischen Pistolen häufig geht. Ich besänftigte endlich seinen Eifer, indem ich ihn in die Schiffsküche führte, wo er die Kohlen brennen sehen konnte. Nun nahm er ein brennendes Stückchen davon, legte es auf seine Pfeife; da er es aber nicht vom angenehmsten Geschmacke fand, so beroch und beleckte er ein noch unangezündetes Stück, wickelte es dann sorgfältig in ein Papier und schob es in die Tasche.

Die Entdeckung, daß die Franken mit schwarzen Steinen Feuer schüren, brachte den Verstand des armen

---

*) Bis zur Ankunft der ersten Pomport oder Dampfboote hatten die Griechen keinen Begriff von Steinkohlen, und die erste Ladung von solchen, die zu Napoli gelandet wurde, erregte das größte Aufsehen.

Tschaus ganz aus den Fugen, und wenn er stolz wie ein Padischah an Bord gekommen war, so verließ er jetzt die Brigg niedergeschlagen und verwirrt, wie ein ausgescholtener Hund. Einer unserer Leute, der an der Schiffstreppe stand, schielte abscheulich auf dem linken Auge. Der Tschaus wurde auch kaum seiner ansichtig, als er zurückprallte, als sey ihm ein Basilisk über den Weg gelaufen; doch sogleich fiel ihm der Gegenzauber ein; aus Leibeskräften spuckte er zuerst über die rechte, dann über die linke Schulter, blies dem Mann mit dem Unglücksauge, im Vorbeigehen, ins Gesicht und stieg dann in den Bott hinab, das mittlerweile wieder vom Ufer zurückgekehrt war. Finster blickend ließ er sich auf der Spiegelduft (Sitz im Hintertheil des Bootes) nieder und fieng an, ein Kreuz über das andere zu schlagen, was bei den Griechen auf folgende Weise geschieht: Sie legen den Daumen und die zwei ersten Finger, was an die Dreifaltigkeit erinnern soll, zusammen, thun dann, als ob sie damit Staub vom Boden aufheben wollten, berühren die Stirne, den Nabel, die linke und dann die rechte Brust, was der Tschaus so lange fortsetzte, als er uns im Gesichte blieb. Es gibt unter den Griechen eine Secte, die das Kreuz von der Rechten zur Linken macht, aber von den orthodoxen Kreuzschlägern verabscheut wird.

Inzwischen hatte ich ein Boot mit meinen Bakschisch*) an Se. Excell. abgefertigt, die mich dafür zum Mittagessen einlud; eine Einladung, die ich um so lieber annahm, als ich die erwünschte Gelegenheit fand, die Bekanntschaft eines ebenso berühmten als berüchtigten Mannes wie Kolokotroni zu machen; zugleich aber zu erfahren

---

*) Ein türkisches Wort, was Geschenk bedeutet.

hoffte, wie ich meine Ladung am vortheilhaftesten an Mann bringen könnte.

Gegen 6 Uhr Abends gieng ich ans Land, und nachdem ich eine halbe Stunde weit über gepflügtes Feld hingeschritten, das hier und dort mit Trümmern von Bildhauerarbeit bestreut war, gelangte ich zu dem Feldlager des Moreotenhäuptlings und seiner getreuen Palikaren. Nirgends war ein Zelt oder sonstiges Obdach aufgeschlagen zu sehen; als solches dienten ihm und seinen Leuten ihre guten Kapuzenmäntel oder ein einzeln stehender Oelbaum. Eine Menge Feuer brannten und die meisten Palikaren waren äußerst rührig mit der Zubereitung ihrer Mahlzeit beschäftigt. Besonders fiel mir ein Thier ins Auge, das etwas größer als ein ausgewachsener Hase an einem Ladstocke stack, der quer über zwei Steine gelegt war, zwischen denen ein helles Feuer von Fichtenzweigen loderte; als Bratenwender saß in der Schneiderstellung mit untergeschlagenen Beinen ein schmutziger Junge daneben. Die Eingeweide und die noch rauchende Haut *) lagen neben ihm, und nach ihr zu schließen, war der Braten am Ladstocke ein junges Lamm. Ein Mann, dessen bluttriefende Fustinella seinen Beruf ankündigte, war beschäftigt, das leckere Ingeräusche auseinander zu klauben, das übrigens nicht sonderlich reinlich gewaschen war, und von ihm, in sechs bis acht Zoll lange Stücke zerschnitten, auf heiße Asche gelegt wurde.

---

*) Die Griechen lassen die geschlachteten Thiere nicht erst aufgehangen, bevor sie daraus eine Mahlzeit bereiten. Gewöhnlich wird das geschlachtete Thier noch warm an den Spieß gesteckt, der meist aus einem Ladstocke oder Pfahl besteht. Das so zubereitete Fleisch ist jederzeit sehr zart und würde unübertrefflich seyn, wenn es nicht überbraten wäre; ich spreche hier bloß von den Lämmern und Zicklein; Schafe und Ziegen werden selten geschlachtet, und dann nur von den Armen gegessen.

Die Leber des Lammes wurde unter dessen Vorderfuß gesteckt, wie bei uns dem Huhne unter den Flügel.

Sobald mich mein Freund, der Tschaus, erblickte, eilte er auf mich zu, umschlang mich mit seinen Armen und versetzte mir auf beide Wangen einen höchst saftigen Kuß, den ich ihm gern geschenkt hätte; dann erst ließ er sich herab, mich auf fränkische Art zu grüßen, indem er mir die Hand schüttelte und hinzufügte: „Se. Excellenz sey voll Ungeduld, mich zu sehen.“ Sofort führte er mich ohne alle weiteren Umstände zu seinem Gebieter. Kolotroni erhob sich von seinem Sitze, als ich mich näherte, streckte mir seine rechte Hand entgegen, während er mit der linken sein Fes vom Kopfe zog, eine Höflichkeit, die ein Grieche nie dem andern und nur einem Franken erweist, dem er einen schlechten Streich spielen will. „Kale spera sas! — Willen und guten Abend! Die freundschaftlich gesinnten Franken sind stets einem armen Klephten willkommene Gäste.“

„Eure Excellenz gibt mit Unrecht dem General Kolokotroni, dessen Heerden jeden Hügel von Argolis bedecken, einen solchen Namen.“

„Der Signor Kapitan ist schon früher in Hellas gewesen,“ — war die Antwort. „Aber wenn ich fette Schafe habe, so habe ich auch hungerige Männer, und so hebt es sich auf. Doch was gibt es Neues? Milordos O Konkran! Wo ist der? Warum kommt er nicht zu uns?“

„Als ich Palermo verließ,“ — erwiederte ich, — „war Lord Cochran, wie ich hörte, von Marseille ausgelaufen, und ich hatte gehofft, ihn bei meiner Ankunft hier zu treffen.“

„Wollte Gott, er wäre gekommen! Er würde bald allen Ottomanen die Bärte versengt haben.“

„Es ist zu hoffen, daß er ihnen auch nicht ein einziges Haar auf dem Kopf lassen wird, an dem sie der Engel in's Paradies führen könnte.“

„Er wird aus ihren Müttern Huren machen. Aber wir Peloponesier, haben wir nicht auch etwas gethan? Wir sind von Patras bis nach Kalamatta gezogen, ohne daß eine Türke sich blicken zu lassen wagte.“

„Euer Excellenz ist sehr tapfer, und die Moreoten sind unüberwindlich, aber der arabische Hund, Ibrahim, schließt sich in die Festungen ein, und griechisches Bley, und griechischer Muth, kann nicht immer einen steinernen Wall durchbohren.“

„Ha, ha,“ lachte der Palikarenfürst — er denke an Tripolitza zurück und zittere.“

„Eure Excellenz haben die Stadt eingenommen und das Herzeleid, das Griechenland von seinem grausamen Feinde widerfahren, in dem Blute aller Männer und Weiber und Kinder gerächt. Eure Excellenz ist ein Türkenfresser und trinkt das ottomanische Blut wie Wasser.“

„Kommt,“ — unterbrach er mich hier, — „das Essen steht bereit. Doch muß ich euch dem weisen Sissini, dem Präsidenten der Nationalversammlung, vorstellen.“

Ich machte eine tiefe Verbeugung gegen den Präsidenten der Nationalversammlung, dessen Gesicht ausser dem Blicke der Verschlagenheit, die es auch mit tausend Runzeln durchfurcht hatte, durch keinen besondern Ausdruck auffiel. Kolokotroni hat auch ein noch merkwürdigeres Aussehen, als man sich aus dem, was man von ihm gehört hat, vorstellen mag. Er ist von mittlerer Größe, stark und wohlgebaut; hat eine Adlernase und ein dunkles unruhiges Auge. Seine Kleidung ist meistentheils ebenso schmutzig und bei weitem nicht so von Zierrathen glänzend als die seiner gemeinsten Leute. Sein Benehmen ist das eines Barbaren, der zu befehlen gewohnt

ist. Kolokotroni stammt aus einer moreotischen Familie und brachte seine Jugend als Räuber im Gebirge zu. Da er aber auf dieser Laufbahn wenig Glück machte, so begab er sich nach Zante, wo er mehrere Jahre lang ruhig das Schlächterhandwerk getrieben haben soll, bis er bei dem Aufstande der albanesischen Regimenter, unter General Sir Richard Church eine Stelle zu erhalten suchte und dem Gefecht von Parga beiwohnte.

Der Palikarenhäuptling nahm seinen Sitz an einem kleinen runden Tische von sechs Zoll Höhe, der, wie man mir zu verstehen gab, dem Franken zu Ehren aus dem Dorfe herbeigeschafft worden war. Ich durfte an seiner rechten Seite Platz nehmen, der Präsident an seiner linken. Der übrige Raum wurde von den angesehendsten Häuptlingen seiner Schaar eingenommen, während andere von geringerem Range, etwa zwanzig bis dreißig an der Zahl, in verschiedenen Gruppen um uns her lagerten. Von Tischtuch, Messern, Gabeln, Löffeln, Schüsseln, Tellern und andern bei einer abendländischen Mahlzeit unentbehrlichen Geräthschaften war nichts zu sehen. In der Mitte des Tisches stand eine ungeheure hölzerne Schüssel von ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, mit „Salata“ gefüllt, ich sollte lieber sagen: mit „Salmigundi;“ denn er bestand aus einer Mischung von Sardellen, einer Art Anschovis, Dragon, Kressen, Lattich, Lauch, schwarzen Oliven und übermäßig viel Zwiebeln; Alles zusammen war mit einem Ueberguß von Knoblauch, Oel, Weinessig, Wein und Salz, das in einem Mörser zu einer Kreme gestoßen wird, angemacht. Hier und dort lag ein Stück Kaschkavahl, ein Käse von Ziegenmilch, der in Anatolien bereitet wird und im Durchmesser von drei bis vier Fuß in der Dicke von einem Viertels bis zum einem ganzen Zoll wechselt. Dazwischen erblickt man Brocken von einem groben schwarzen Brod und ei-

nigen Schiffszwieback. Die Mahlzeit begann, indem wir einander in einem sehr kleinen Schlückchen Raki oder Annisbranntwein, Gesundheit zutranken. Dieß ist in der ganzen Levante üblich, und soll die Eßlust reizen.

„Eh Viva! Signor Capitano," sagte der General, als er seinen Schluck genommen hatte, — „beliebt euch nicht von dem Salate zu essen?"

Ich nickte bejahend, knauserte aber an einem Stück Zwieback herum, um zu sehen, wie meine Tischgenossen zulangten, um keinen Mißgriff zu begehen, der mich in ihrer Achtung sehr herabgesetzt haben würde. Ich brauchte nicht lange zu warten; der General fuhr mit der Hand in die Schüssel, nahm einen tüchtigen Griff, so viel er fassen konnt, tunkte es weidlich in die Brühe und stopfte es dann in den Mund, wobei, was nicht hin ein gehen wollte, über sein Kinn und seine nackte Brust herabtropfte; dann holte er eine Sardelle heraus, schälte ihr Fleisch mit den Nägeln geschickt von Gräten los, steckte die eine Hälfte in seinen Mund und die andere zu meinem größten Mißbehagen in den meinigen, indem er hinzufügte: „bono per lo stomacho" — gut für den Magen — eine ausgesuchte italienische Redensart, die er während der Mahlzeit noch öfters wiederholte. Mit einem verzweifeltem Schluck würgte er die Sardelle hinunter, und bat um etwas Wein. Ein schönes schwarzaugiges Mädchen, das, wie ich nachher erfuhr, gezwungen worden war, den Dienst einer Hebe zu verrichten, bot mir eine Chytza, ein roh gearbeitetes flachrundes Gefäß, das ungefähr drei Quart hält und woraus sich nicht sehr bequem trinken läßt. Wenn ich sagte, sie wurde gezwungen, die Hebe zu machen, so muß ich noch hinzufügen, daß die zügellosen Palikarenbanden, wenn sie in ein Dorf kommen, die Bauern durch Schläge mit dem Ladstocke zwingen, unentgeltlich Lebensmittel herbeizu=

schaffen, während sie die Töchter derselben nöthigten, ihnen bei ihren Trinkgeladen aufzuwarten. Ich vergaß nicht, bevor ich die Chytza an die Lippen setzte, mit der Hand mein Kinn und meine Stirne zu berühren und sie dann auf mein Herz zu legen, sprechend: „Tin Hygeian sas.“ — Auf Deine Gesundheit! —

Der Salat war schnell verschwunden, als sich der blutbefleckte Schlächter mit seinen heillosen gerösteten Eingeweiden nahte, und die Erscheinung alle Magennerven in Aufruhr brachte. Die versammelte Gesellschaft schien sein verwünschtes Gericht mit dem größtem Appetit zu verzehren, allein ich konnte durchaus nicht dazu gebracht werden, davon zu kosten. Hierauf wurde auch das Lamm aufgetragen, d. h. es wurde noch vom Ladstocke durchbohrt auf den Tisch gelegt. Kolokotroni zog seinen Yatagan heraus, machte mehrere Einschnitte in den Braten und wies mir mit dem Finger das Stück, das er mir zugedacht hatte, mit zwei oder drei Schnitten fiel es mir fast in die Hand. Es bestand aus drei oder vier Rippen (das Lamm war kaum vierzehn Tag alt geschlachtet worden), und aller meiner europäischen Vorurtheile ungeachtet, und so sehr mir die Art der Zubereitung die Eßlust verleidet hatte, so muß ich doch gestehen, daß ich alle meine Lebtage nie einen so leckern, zarten und köstlichen Bissen über meine Lippen brachte.

Nachdem der General auch sich und dem Präsidenten vorgelegt hatte, überließ er, was noch sein Yatagan verschont hatte, seinen übrigen Tischgenossen, indem er ihnen nachdrücklich und wie mir schien, sehr unnöthiger Weise einschärfte, den Kopf unangetastet zu lassen. Nicht ohne düstere Ahnung sah ich bald darauf das Caput mortuum zu ihm zurückkehren, nachdem es zuvor entzwei gehackt worden war. Der Palikarenhäuptling begann nun seine Vorschneidekunst von Neuem damit, daß er die

die Zunge herauslöste und sie in drei Theile zerschnitt; zwei davon vertheilt er mit den Fingern zwischen mir und Sissini, den dritten Theil behielt er für sich. Mit Freuden sah ich ihn das Gehirn verschlingen, von dem ich nicht ohne heimliche Furcht einem Antheil entgegen sah. Dafür blieb mir ein Auge des Lammschädels aufbehalten, — der Präsident wurde mit dem andern beehrt — ein vollständiges Auge mit Hornhaut, Pupille, Krystalllinse, Traubennetz und allem andern Zugehör, das mir Kolokotroni an der entsetzlichen Spitze seines Yatagans überreichte.

Sobald die Ueberbleibsel weggeräumt waren, bedeckte sich der Tisch mit getrockneten Feigen, Mandeln, Datteln, gedörrten Trauben und eingemachten Früchten. Die Chytza wurde von Neuem gefüllt, Fackeln wurden angezündet, und Wasser, Seife und Handtücher von dem aufwartenden Mädchen herumgereicht. Eine eigenthümliche Sitte einer griechischen Mahlzeit habe ich zu erwähnen vergessen, nämlich daß jeder Gast am Ende derselben seinen Gürtel aufschnallt, und je häufiger Einer Laute von sich gibt, die bei uns sehr anstößig, dort aber nur aufstößig sind, desto mehr hält sich der Wirth geehrt, der nie ermangelt, diesen sehr zweideutigen Ausbruch des Dankes mit dem gewöhnlichen Zeichen der Begrüßung zu erwiedern und ein „Wohl bekomm' es" zu wünschen. Mancher Franke, der sich nicht dazu verstehen konnte, die Ueberschwenglichkeit seiner Bewirthung auf diese Weise zu bezeugen, hat sich schon in das üble Licht geringer Dankbarkeit gestellt. „Es hat euch nicht geschmeckt, — wird der Grieche sagen. „Ihr rülpset nicht."

„Das Essen ist zu Ende," — sagte nun der General, „beliebt dem Effendi Taback zu rauchen?" — „Ja wohl." — „Bring dem Effendi einen Tschibuck." — Ein wohl vier Fuß langes Weichselrohr wurde mir von einem

Palikaren gebracht, der die Pfeife so lange anrauchte, bis sie in vollem Zuge war, dann das Mundstück von Bernstein mit der Hand abwischte, diese auf das Herz legte und mir den Tschibuck mit den Worten: „Oriste, Tschibuki, Effendi!“ — die Pfeife, wenn es beliebt, Herr! — überreichte.

Da der edle Wein fröhlich in der Runde herumging, stieg die Lust bald zu lärmender Freude. Wir tranken auf die Gesundheit aller Mächte von Europa, die wir der griechischen Unabhängigkeit zugethan glaubten, auf den Untergang der Oesterreicher und die Vernichtung der Türken; selbst der alte Sissini gerieth in Feuer und wünschte Soldat zu seyn, „solamente“ — wie er sagte — „per bevere del' sangue Austriaco.“ — Zuletzt gab man uns die Romaica, den Urenkel des pyrrhinischen Tanzes, und Helden-, Hirten- und Liebeslieder zum Besten. Nichts störte die allgemeine Fröhlichkeit als ein Zank zweier Häuptlinge, der mir große Unterhaltung gewährte. Sie schalten einander Lügner, Diebe, Schurken, Memmen, Alles — nur nicht Kertades. Kolokotroni machte aber diesem Streit bald ein Ende, indem er ein Pistol aus dem Gürtel zog, es spannte und mit einem fürchterlichen Fluche betheuerte, er werde dem Ersten, der noch ein Wort zu reden wage, eine Kugel durch den Kopf jagen.

Es war tief in der Nacht, als ich dem „armen Klephten“ — für seine Gastfreundschaft dankte, und ich hatte es mehr der menschenfreundlichen Beihülfe meines Freundes, des Tschaus, als der Zuverlässigkeit meiner Beine zu danken, daß ich wohlbehalten an Bord des San Lorenzo anlangte. (Ausland.)

Altes Volksfest in Dublin.

Ehedem hielten die Zünfte und Gilden in Dublin bei der Einsetzung eines neuen Mayors (jedoch nur jedes dritte Jahr) festliche Aufzüge. Die Meister, Altgesellen und Vorsteher mietheten Pferde, die übrigen Theilnehmer gingen zu Fuß. Jede Gilde hatte ihren eigenen unförmlichen Wagen, mit Himmel und großer Bühne, von Gold, Bändern, Behängen und allerlei Flitterkram glitzernd. Acht reich verzierte Pferde zogen ihn, Fahnen und Fähnchen flatterten. Auf diesen Bühnen wurde gearbeitet, und während des Zuges, der öfters Stunden lang dauerte, irgend ein Beweis der geschickten Arbeit der Zunft gefertigt. Die Weber webten Bänder, die sie unter die Zuschauer warfen, Andere spendeten ziemlich große Abschnitte von den Zeugen, die ihre Fabrik lieferte, die Buchdrucker druckten Loblieder auf den Lord-Mayor und vertheilten sie. Der Wagen der Schmiede war ein hoher Phaeton, mit Blumen, vergoldeten Sternen und bunten Büscheln aufgeputzt. Die schönste Frau, die sie nur auftreiben konnten, saß davor als Venus, im blauen Gewande, mit silbernen Tauben gestickt; fünf kleine Amorinen, scheinbar nackt, mit Flügeln an den Schultern, zielten nach den Zuschauerinnen in den Fenstern, oder spielten zu den Füßen der Venus. Auf dem stärksten Gaul, der zu haben war, ritt ein vierschrötiger Kerl, den Vulkan vorstellend, von Kopf bis zu Fuß rabenschwarz gewaffnet und einen unmäßig großen Schmiede-Hammer schwingend, gleich als wäre es ein leichtes Spielzeug. Auf der andern Seite liebeäugelte Mars im glänzenden Waffen- und Helmschmucke von Roßhaaren und Federn mit der reizenden Göttin, schwenkte auch sein acht Fuß langes, zweischneidiges Schwert

gar künstlich. Hinter dem Wagen ritt Argus mit einem ungeheuren Pfauenschweife, dann folgten eine Menge von Göttern, Göttinnen und Heilige in Wagen mit Wolken bemalt, Teufel und Satyre, deren Fuhrwerke mit Flammen umgeben schienen.

Die Gerber waren in gefärbte Schaf- und Ziegenfelle gekleidet, die Fleischer hatten Thierhäute um sich geschlagen, an denen noch die Hörner sich befanden, sie schlugen mit ihren gewichtigen Messern auf Markbeine, und konnten Schwachnervigen leichtlich einen blinden Schauer erregen. Die Apotheker drehten auf ihren Bühnen Pillen und mörselten nach dem Takte, so daß es wie ein Glockenspiel klang. Jede Innung hatte ihre Musik und Fahne, der Dubliner Pöbel, stolz auf die Züge, welche er seine Frinches (franchises, Freiheiten) nannte, betrug sich an diesem Tage ganz ehrbar.

Die lustige Person bei dem Aufzuge war die Schneiderher-Gilde, wohl an 200 Köpfe stark, welche die Pferd ihrer Kunden lieh, die Rosse auf's Bunteste beflitterte, gewöhnlich ihrer nicht Herr werden konnte, trotz dem, daß stämmige Lehrbursche sie führten, häufig herabgeworfen wurden und durch ihre Capriolen den Zuschauern viele Freude machten. Auch heilige Schutzpatrone gesellten sich den Arbeitern zu, da es gab: St. Crispin mit dem Leisten, St. Andreas mit dem Kreuze, St. Lukas mit dem Pinsel, dem der Magistrat mit vollem Ornate sich anschloß. Die Krämer Innung, unter dem besondern Schutze der heiligen Dreieinigkeit, hatte das Abzeichen, wodurch St. Patrik die heilige Dreieinigkeit begreiflich machte und die Iren bekehrte, nämlich ein Kleeblatt, welches nachher das National-Wappen wurde. Die Kaufleute führten außer diesem riesigen Kleeblatte noch ein Schiff auf Rädern, das von wirklichen Matrosen gezogen wurde, und von ihnen bemannt war.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 11tes Stück.

Die heilige Elisabeth.

Wach' auf! Wach' auf, wie ungeschickt die Hände auf deiner
Saiten Labirynth auch gleiten,
Wach' auf, o du, der Vorzeit Harfe! sende ein schwaches
Echo von vergangnen Zeiten.

W. Scott.

Es war ein kühler Herbstabend, der Regen floß strömend nieder, nur ein schnell vorübergehender Lichtpunkt zeigte hin und wieder die Stelle an, wo der Mond hinter Wolkenschichten schwebte. Zwei Reiter, Herr und Diener, ritten rasch durch die dämmernde Gegend, der Ritter hatte den weiten Waffenrock eng um sich gezogen, und spornte sein Thier lebhaft an, dem Wetter zu entfliehen; er triefte schwer vom Regen, den verwachsene Baumzweige doppelt auf ihn niedergossen, und als jetzt unvermuthet ein glänzender Blitz zackig durch die Wolkenmasse fuhr, sprang sein Pferd scheuend zur Seite, daß der Ast einer Tanne des Reiters Stirne verletzte. Er faßte den Zügel fester, und hielt das Pferd unbeweglich, bis sein Knappe herbeikam, der, des unfreundlichen Rittes schon lange müde, von der nahen Wohnung des

Klausner Ambrosius sprach, und den Vorschlag, bei ihm zu rasten, mit mancherlei guten Gründen unterstützte. —

„Wenn Ihr auch mit Wind und Wetter kämpfen wollt, Herr! um früher zur Stelle zu seyn,“ fuhr er leiser fort, „so gibt es doch etwas, womit kein Christenmensch es aufnehmen mag. Meint Ihr denn wirklich, Euer edles kluges Thier werde sich so ungeberdig stellen, bloß, weil ein Blitz durch die Wolken leuchtet? O! es hat wohl was anderes gesehen, denn, wo es unheimlich ist, wissen's Roß und Hund früher, als wir Menschen. Der Wald hier hat manches Wunderliche beherbergt, bevor Landgraf Ludwig, dem Gott Ruhe schenkte, die Wartburg erbaute, und wenn ich es räthlich fände, hier zu reden, könnt ich Euch von einem Spuck sagen, der ihn noch heut bewohnt. Viele haben's gesehen, klagend und händeringend, wenn dem Hause Thüringen ein Leid gedroht hat, und wohl hundertmal ist davon erzählt worden, in der Waffenhalle beim Becher, wo sich so was freilich besser anhört, als im dunkeln Walde.“

„Niemand mag läugnen, was dem Menschengeiste zu hoch ist,“ sagte der Ritter, „und gar vieles glaubt ein guter Christ, ohne es zu ergründen. Doch ist soviel gewiß, mein Roß scheute vor dem Blitze, und ich würde nimmermehr vor jenem Spucke weichen, sondern eine Ave beten, und fürbaß ziehen. Weißt du aber von hieraus die Klause zu finden, so mögen wir wohl ein Stündchen oder zwei dort rasten. Mich erquickt es, den Mann Gottes wieder zu sehen, das Wetter wird schier arg, und das Blut fließt mir von der Schmare ins Gesicht.

Der Knappe wandte rüstig sein Pferd, und leitete den Ritter erst tiefer ins Gebüsch, dann durch einen freieren Waldweg zu der kleinen schilfgedeckten Klause des Vaters Ambrosius. Ehe sie das Ziel erreichten, grüßten sie die hohen Mauern der Wartburg, die im Dämmerscheine des unsichtbaren Mondes, wie Riesenschatten, her-

niederblickten. Ein Zug an dem Glöckchen brachte sogleich den Mönch herbei, ein großer zottiger Hund folgte ihm, der die Fremden forschend und prüfend umkreißte. „Habt Ihr Obdach für müde Reisende, frommer Vater!“ sagte der Ritter, „und ein Plätzchen im Trocknen für die Thiere, so laßt uns ein. Wir folgten dem Kreuze nach Preußen, und lohnen Euch Eure Gastlichkeit mit der Kunde, wie es uns dort gelungen ist, das heilige Wort zu pflanzen.“ —

„Nur herein in St. Bernhards Namen,“ erwiederte der Einsiedler; der Ritter trat gebückt durch die Thür, während der Knappe die Pferde unter ein Schirmdach hinter der Siedelei in Sicherheit brachte. Eine kleine Lampe erleuchtete den engen Raum, der des Klausners geringes Bett, einen rohen Tisch und einen plumpen Stuhl zeigte, eine zweite Abtheilung war nur durch den matten Wiederschein erhellt, aber der Ritter erkannte dennoch den ungeschmückten Altar im Hintergrunde; auch war ihm die Wohnung nicht unbekannt, er war ehedem oft ein Gast des frommen Alten gewesen, und von ihm mit geistiger und leiblicher Speise gelabt worden. Als er aber jetzt den hohen Helm vom Haupte schnallte, und den Waffenrock von sich warf, stand Ambrosius erstaunt vor ihm, und schaute verwundert das braune männliche Gesicht, die schwarzen treuen Augen, den anmuthig lächelnden Mund an. „Herr, Gott!“ sagte er, „täuschen mich meine alten Augen nicht, so steht ja wohl gar Ritter Herold von Hochstaden vor mir? Aber Herr Ritter, Ihr blutet?“

„Nur ein leichter Riß, Vater!“ antwortete Herold; „habe andere Wunden empfangen, draußen bei den wilden Preußen. Nun bin ich wieder hier, und beim heiligen Kreuz, mir wird zwischen diesen Wänden zu Sinne, als wäre ich nimmer von der Heimath geschieden;

zwei Jahre zerfließen vor mir, wie ein wüster Traum. Vater, wißt Ihr noch, wie der Jüngling auf seinen Zügen zu ihr, immer bei Euch einsprach, und wie Ihr geduldig mein irdisches Grämen anhörtet, wie meine Gewissenszweifel? Habt Ihr Kunde von der Ravensburg?"

„Also noch immer dasselbe Feuer?" fragte Ambrosius, „noch immer dieselbe Anbetung, und — laßt es mich sagen — dieselbe Verblendung!"

„Noch immer," antwortete Herold finster, „mein Herz kennt keinen Wandel, und ich baue auf Sigismundas Werth, ihren kleinen Schwächen zum Trotz. Sie wird mir den Lohn ausharrender Liebe nicht länger weigern, da ich die bedungene Prüfung bestanden habe. Seht das mattrothe Band, das von meinem Helme flattert, sie überließ es mir an eben dem Abend, wo sie mir gebot, dem Grafen Rupert nach Preußen zu folgen. Es hat seine Farbe verloren, und zeigt von den Tagen und Monden, die ich fern von ihr verlebte; es war das einzige Pfand der Hoffnung, der Treue, und nun bringe ich es ihr zurück, um einen unvergänglichen Bund damit zu knüpfen." —

„Gott segne den Bund!" sagte der Mönch feierlich: der Knappe trat ein, das Gespräch wandte sich auf den Kreuzzug. Herold erzählte nun von den Thaten der deutschen Ritter, von dem muthigen Widerstande der Preußen, von der heldenmüthigen Aufopferung gottergebener Ordensleute, die den Ungläubigen das Wort gebracht hatten, ohne Tod und Marter zu scheuen. Mit einer Begeisterung, die nur noch in schwachen Anklängen aus jener frühern Zeit in die unsrige herüberdringt, malte er einzelne Züge gelungener Bekehrungen, feierte er die Palme des Martyrerthums, die er von gläubigen Bekennern erringen sah. — Da fiel sein Blick auf die düstere Oeffnung des anstoßenden Raumes, und eine zarte weibliche

Gestalt erschien ihm in neblicher Dämmerung mit erhobnen Augen, und gefalteten Händen, wie eine betende Heilige. Herold sah einen Augenblick zweifelnd nach ihr hin, dann machte ein unbedachter Ausruf, daß die Erscheinung verschwand, einem Zauber gleich, der, von frevelndem Laut verscheucht, in nächtliche Schatten zurückweicht. —

„Wisset Herr Ritter," sagte Ambrosius flüsternd, „Ihr seyd nicht der einzige Gast in meiner Hütte, und hättet sie wohl nicht verlassen, ohne die Uebrigen zu sehen. Als ich Euch erkannte, wollte es mich gleich bedünken, als habe der Herr selbst Euch hergesandt, zum Schutz und Schirm für die Verlassenen, aber ich wollte erst forschen, prüfen und klügeln, wie der arme Mensch so oft will. Nun hat Eure Erzählung die frömmste Seele so stark gerührt, daß sie ihrer Verborgenheit vergaß, und das ist wohl Gottes Fingerzeug, ich soll Euch die Wittwe und ihre Waisen übergeben. Darf ich Eurem Knechte trauen?"

„Mein Ritterwort für ihn!" rief Herold rasch, „sein langes Leben hat kein Unrecht befleckt!" —

„Wohlan, so hört," fuhr der Mönch fort. „Landgraf Ludwig ist in Syrien gestorben, und Heinrich Raspe, uneingedenk seiner Pflicht, will den unmündigen Kindern des Bruders ihr Erbe entreißen. Elisabeth, die fromme demüthige Frau, war durch Mutterliebe stark genug, mit ihm zu rechten, und sprach kräftig für ihre Kleinen. Da vertrieb er sie von der Wartburg, und ließ überall bekannt machen: es möge Niemand wagen, die Flüchtige aufzunehmen. Sie wanderte nach Eisenach, und suchte Obdach in einer Kirche, weil kein Haus ihre seine Pforten aufthat; Kälte und Mangel trug sie geduldig; nur der Kinder Klagen brach ihr Herz. Am zweiten Tage gab ihr der Herr den Gedanken ein, in meine Einsamkeit zu fliehen, ein altes Weib höhnte sie auf offener

Straße, sie ging still weiter, und dankte Gott für die Prüfung. So kam sie in dunkler Nacht zu mir, der zarte Körper war erschöpft, aber die reine Seele hatte die Kraft heiliger Engel.

Sie ist ohne alle Unruhe, ich aber sorge für sie, wie der Hirt für das Lamm, wie die Mutter für das Kind! — Sie ist hier nicht sicher, darum gebe ich sie in Euren Schutz. Führt die erlauchte Wittwe mit Euch nach Ravensburg, und berathet mit Siegismundes Bruder, ob sie bleiben, oder zu ihrem Oheim nach Bamberg fliehen soll. Setzt Eure Macht zusammen, Ihr Ritter! und vertretet die Unschuld, wie Ihr geschworen habt, so wird die Gewalt vor Euch niederliegen, wie der Drache den St. Georg bekämpfte.“ —

Herold versprach willig, was Ambrosius forderte, und legte seine Rechte gelobend in des Greises Hand, worauf Jener ihn verließ, um die Landgräfin zu benachrichtigen. Der Ritter trat indessen vor die Klause, er sah den Himmel über sich heiterer, und die schwarzen Wolken im Fliehen, ein frischer Wind jagte sie auseinander, daß des Mondes Licht, wie ein grüßendes Auge, aus den Räumen blicken konnte. Als Herold wieder durch die niedrige Thür ging, saß Elisabeth am Tische, und der Mönch trug eben ein kleines Mahl auf. Die Landgräfin erhob sich, grüßte den Ritter mit freundlicher Würde, sah einen Augenblick fest auf ihn, und da er ihr seine Dienste, sein Blut und Leben bot, antwortete sie mit leiser Flötenstimme: „Ich vertraue Euch, Herr Ritter, und weiß, daß ich Euch vertrauen darf! Führt mich, wohin es Gott gefällt, mich durch Euch zu bringen, denn Ihr seyd sein Bote.“

Während beide Fremdlinge schweigend einige Bissen Brod genossen, und sich durch einen Trunk stärkten, betrachtete Herold aus ehrfurchtsvoller Entfernung, die

fromme Landgräfin. Ihre zarte Gestalt hüllte ein weites dunkles Gewand, wie ein faltenreicher Mantel ganz ein, nur die feinen Hände sahen aus den weiten Ermeln hervor. Ihr jugendliches Gesicht war nicht schön, obgleich jeder Zug regelmäßig war, Marmorblässe lag auf der Stirne und den Wangen, nur höchst selten röthete ein schneller Schimmer, gleich dem letzten Blick des Abendroths die zarte Haut. Große hellblaue Augen, klar wie der Himmel, trugen einen Ausdruck, der nicht dieser Welt angehörte, und wenn man sie schön nennen wollte, so war es eine überirdische Schönheit, kein irdisch gewinnender Reiz. Alles, was an Frauen dem Auge gefällt: die Blüthe der Jugend, das Feuer des Blicks, die Rosenfarbe der Gesundheit, der schüchterne Wunsch, zu gefallen, Schalkheit und Munterkeit, Freude und Liebe, wenn sie wechselnd die lebenvollen Züge beseelen, und durch ihren Zauber immer neu gestalten — alles fehlte dem ernsten bleichen Gesicht Elisabeths. Sie glich dem stillen Bilde einer schon Verklärten, und nur ein Zug schmerzlicher Trauer um den kleinen Mund zeigte, daß sie lebte, liebte, und litt.

— Die Pferde wurden nun vorgeführt, die schlafenden Kinder geweckt, Alles war reisefertig; Ambrosius trat mit seinen Gästen vor die Klause, reine kalte Luft wehte ihnen entgegen, aber der Himmel war hell mit funkelnden Lichtern besät, und der siegreiche Mond schwamm unverschleiert über dem Walde. In geringer Ferne stieg die Wartburg zu den Wolken auf, das Mondlicht spiegelte sich in den glänzenden Bleidächern, daß sie weithin strahlten. Elisabeth richtete noch einmal ihren Blick dorthin, und mahnte leise ihre Kleinen, ein Gleiches zu thun.

„Schaut um, nach dem Hause Eurer Väter, Kinder!“ sagte sie, „ehe Ihr tiefer hinab steigt, man sagt: es kehrt der Wanderer nimmer wieder, der dieß verabsäumt, und

Ihr sollt, geliebt es Gott, einst wieder einziehen in die Burg Ludwigs, Eures Ahnherrn, denn der Herr prüft die Seinen, aber er verläßt sie nicht.“

„Aber warum sind wir herunter gegangen, Mutter?“ fragte der kleine Hermann, „wir allein, ohne Knechte und Rosse?“

„Dein Vater war ein Pilger mein Kind,“ sagte Elisabeth, „pilgernd opferte er sein Leben. Wir können nicht nach Palästina wandern, deßwegen laß uns eine andere Pilgerschaft antreten zur Demuth und Geduld. Das Auge Gottes sieht auf uns, wie wir ein kleines Ungemach ertragen werden.“

Herold sagte indessen dem Vater Ambrosius Lebewohl und verhieß ihm baldige Kunde von seiner Schutzbefohlenen. „Gehet mit Gott, mein Sohn,“ antwortete der Alte, „ich will für Euch beten. Mögt Ihr das Gute vollenden und den Lohn empfangen, auf den Ihr hofft. Aber ich sorge für Euch. Eurem arglosen Herzen wird eine Wunde geschlagen werden, die niemals verharrscht. Stolz und Hoffarth veröden die Brust, wo sie wohnen, und eitle Gefallsucht ist ein Unkraut, neben welchen die Liebe nicht blühet. Ein tugendsam Weib soll kein ander Verlangen kennen, als Gott zu gefallen, und Treue mit Treue zu vergelten.“

Elisabeth nahte sich bei diesen Worten, und ersparte dem fast erzürnten Jünglinge die Antwort. Sie beugte sich tief vor dem Ordensmann und bat um seinen Segen. Er legte die Hand auf ihr Haupt, und bezeichnete andächtig die Kleinen mit dem Kreuze. „Der Herr sey mit Euch!“ rief er feierlich in die Nacht hinaus, sein silbergekränztes Angesicht verklärte sich im Mondlicht so herrlich, daß Herold seinen Unmuth bereute, und sich demüthig neben die Landgräfin niederbeugte. Dann hob er sie auf sein edles Thier, und setzte die Prinzessin Ger-

traud zu ihr, er selbst ritt mit Hermann des Knappen Roß, während dieser die kleine Sophia nebenher trug. So entfernte sich der Zug langsam, und kam in kurzem dem nachschauenden Einsiedler aus den Augen.

Mitternacht war nahe, als sie die Ravensburg vor sich auf einem mäßigen Hügel erblickten. Die hohen, spitzigen Fenster schimmerten und flammten ins Thal nieder; alles war erleuchet, selbst die kleinen unregelmäßigen Erkerfenster der alten Thürme zeigten ein Licht, das bald aufloderte, bald verschwand, wie geschäftige Diener es mit sich trugen, wenn sie die Wendelstiege herankamen, oder sich in die weiten Gänge des Innern vertheilten. Rauschende Musik trug der Wind auf seinen Flügeln den Reisenden entgegen, und hinter der Fallbrücke glänzte der Hof und die Mauern von Fackelschein. Herolds Herz schlug stärker, er sah unruhig nach den Schatten, die an den Fenstern vorüberglitten, denn ihm bangte, wie er es droben finden werde, nach zweijähriger Abwesenheit, aber die Landgräfin hielt ihr Roß an, und sagte sanft: „Laßt euch bitten, Herr Ritter, Ihr wollet mich nicht dort hinauf führen in das Gewühl der Lust und des Tanzes. Ich bin eine traurige Wittwe, wie Ihr wohl wißt, und hat mein Sinn nie nach den Freuden der Welt gestanden, wie sollte ich jetzt einen Wohlgeschmack daran finden. Ein einsames Kämmerlein ist alles, was ich begehre.“

„Das soll Euch werden, edle Frau!“ antwortete Herold, indem er abstieg, und ihr Pferd am Zügel in den taghellen Hof leitete. Eine Dienerschaft kam ihm entgegen, Trompetenstöße empfingen schmetternd die neuen Gäste. Der Ritter ward alsbald von einem bejahrten Haushofmeister erkannt, und es ward ihm leicht, ein stilles Gemach für seine Reisegefährten zu erhalten. Erst nachdem er sie selber dahin geleitet hatte, überließ er sich

den gutmüthigen Freudenbezeugungen seines alten Bekannten.

„Wollt Ihr irgend eine Mummerei wählen, Herr Ritter," fragte dieser endlich, „oder in eigner Gestalt hinaufgehen? Die meisten Gäste sind vermummt, und hier in der kleinen runden Halle findet Ihr mancherlei Gewande, wenn es Euch beliebt, eines anzuthun. Mönche und Pilger, Saracenen, Juden und Templer, heidnische Götter, Teufel und Thiergebilde. Das ist sämmtlich zu Eisenach verfertigt von einem ausländischen Künstler, und der kleine Mann sitzt mitten in seinen Herrlichkeiten, und hilft Euch, die fremde Haut anlegen, als ob es Eure eigne wäre." —

„So will ich denn ein Pilgerkleid nehmen," sagte Herold nach einigem Nachdenken, und wenig Minuten später ging er die erleuchtete Stiege hinauf, und trat in den Saal. Sein Muschelhut war tief herabgebeugt, und der Mantel verhüllte ihn bis an die Zähne, so schlich er, fast ohne bemerkt zu werden, durch das Gewühl vermummter und unverkleideter Gäste, zu einem der tiefsten Fenstersitze, von wo aus er die Augen spähend umherwarf, die Gestalt zu suchen, die er zwei Jahre lang, nur im Spiegel treuer Erinnerung sah. Während die Musik ihn rauschend umtönte, und Bild an Bild rasch neben ihm hinzog, konnte er den schnellen Wechsel kaum fassen, der ihn aus dem stillen Bethause, aus der lautlosen feierlichen Natur, von der Seite der frommen Elisabeth, in die üppige Lust eines schwärmenden Tanzsaales geführt hatte. Jetzt fand sein Blick den Grafen Ravensberg auf, er flog am Arme eines schönen Fräuleins durch die Reihen, ein Bekannter nach dem andern zeigte sich, nur Sigismundas strahlende Schönheit hüllte vielleicht eine neidische Verkleidung ein. Er schaute angestrengter umher, und es überraschte ihn ungemein, als er sich anreden

hörte, und einen Narren mit klingender Schellenkappe auf dem nächsten Platz erblickte. „Heiliger Pilger," sagte er, „kann Deine Frömmigkeit meine ermüdete Narrheit an ihrer Seite dulden?"

„Freund", antwortete Herold mürrisch, „diese Welt, die uns umgiebt, gehört Dir, Du bist ihr Herrscher und Leute meines Gleichen dürfen nur unter Deinem Schutz hier erscheinen." —

„Herold von Hochstaden!" rief Jener verwundert; Herold blickte ihm in's Gesicht, es war ein alter Edelmann aus der Nachbarschaft, ein guter Gesell, bei Jagd und Becher. — Er hieß mit freudiger Treuherzigkeit den Jüngling willkommen, fragte ihn gar viel, gab aber dann auch arglos jede Kunde, die Jener wünschen mochte. „So wie Ihr es hier seht," sagte er, „geht es oft Wochenlang, herrlich und in Freuden; Fürsten und Bischof mögen keinen glänzenderen Hof halten, als unser Freund. Das Fräulein an seinem Arm und die reizende Sigismunda, sind die Sonnen, um die sich alles dreht; Ihr wißt, was zwei junge Damen erdenken können, um an Vergnügen nicht Mangel zu leiden. Das heutige Mummenspiel ist auch Sigismundas Einfall, sie hat sich schon zweimal in wechselnder Tracht gezeigt, und eben ist sie verschwunden; ich wette, sie sinnt auf eine neue Ueberraschung. Gebt acht, wenn sie erscheint, wie alle Männeraugen an der Angel hängen bleiben, gleich bethörten Fischlein, und sie kaum zu achten scheint, und doch jedem in der Stille sein Körnchen Hoffnung zuwirft, so groß und größer, als es eben soll. Trau einer den Weibern, sie sind alle Even, diese führt eine ganze Schaar an seidnen Fädlein hinter sich her. Seht dort den stattlichen Ritter in schwarzem Sammet, das ist der Graf Florenz von Holland, und Jener schmucke Herr, mit den schwankenden Federn, dem weißen knappen Wamms,

und den Schuhen von Goldbrokat, der Graf Clermont. Beide werben jetzt um sie, Jeder glaubt, der Begünstigte zu seyn, sie lockt sie, wie die Saracenen den Feind, durch verstellte Flucht, sendet dann spottend ihre Pfeile aus, lockt und lächelt wieder, und flieht von Neuem.“

Hier that sich eine Flügelthür ihnen gegenüber auf, und Sigismunda erschien im Gewande der Jagdgöttin; ein Gefolge von jugendlichen Nymphen folgte ihr auf dem Fuße. Sie war so schön, daß Herold die Anklagen seines Nachbars vergaß, und eine leise Stimme in seiner Brust überhörte, die die prächtige Kleidung Dianens zu üppig für ein züchtiges deutsches Fräulein nannte. Sein Herz schlug hoch bei dem langersehnten Anblick der Geliebten, und ihre glänzenden Augen übten die frühere Gewalt über ihn aus. Als aber die beiden Grafen, mit denen ihn sein Nachbar bekannt gemacht hatte, ihren Platz verließen, um sich an Sigismundas Gefolge zu reihen, mußte er, so ungern er wollte, an das Körnlein Hoffnung denken, mit welchem sie einen nach dem andern nährte, denn solche Blicke hatten ja auch ihn einst beseligt; auf solche Huld bauete er ja sein ganzes Erdenglück. Muth und Verzweiflung, Glauben und Zweifel wogten schmerzlich in ihm; das leise lachende Flüstern seines Gefährten ward' ihm unerträglich, er stand auf, und floh vor der lustigen Schellenkappe, deren Geklingel ihm noch lange nahe blieb. —

Sigismunda ging indessen ihren siegenden Weg, berauscht von Freude und Lust, glücklich im Gefühl der allgemeinen Bewunderung, die sie in jedem Auge las. Auf dem Gipfel der Macht über die Herzen — einer viel schöneren Macht, als die Gewalt der Herrscher dieser Erde — konnte sie dem heitern Sinne keine Härte über ihre Vasallen abzwingen; sie theilte die Gaben, mit welchen sie so viel Glück geben konnte, süße Blicke und

halbe Worte, verschwenderisch aus, sie gab sie heimlich, verstohlen, einem Jeden gleich, und gab sie in einer Münze, die nur so lange Werth behielt, als sie selbst ihn anerkannte. Wenn sie nach Etwas umschaute, waren zwanzig Augen auf ihren Wink bereit, aber sie wählte Einen Glücklichen, ihr den Dienst zu leisten, und kaum hatte er Zeit, das Luftgebäude der Hoffnung auf diesen Grund zu bauen, als schon sein Nebenbuhler die gleiche Gunst genoß. Sie scherzte mit dem gewandten Clermont so muthwillig, daß der ernste Graf von Holland sich in bitterm Unmuth, von der Leichtigkeit des Halbfranzosen überwunden glaubte; aber gleich darauf wandte sie sich schmeichelnd zu ihm, den Genuß einer stillen Sammlung mitten im Gewühl zu rühmen. Wie ein Künstler sein Werk lieber gewinnt, je mehr er die Sicherheit der Kunst fühlt, so ergötzte sich Sigismunda leichtsinnig an der Wirkung ihrer Reize, die zwei muthige, tapfere Männer willenlos zu ihren Sklaven machten. Sie liebte Beide nicht und mochte ihre Liebe nicht lohnen, aber eben so wenig wollte ihr frohes Herz täuschen, betrügen, verrathen. — Eitelkeit und Weltlust spannten ein goldenes Netz um sie her, blendende Strahlen der Jugendlust schlossen ihr Auge vor dem Labirynth, das ihr Fuß betrat, bis jede heilige Mahnung im Gedränge der Freude verklang, und der Rückweg verloren war.

„Vergönnt mir zwei Worte Fräulein,“ sagte eine flüsternde Stimme, dicht neben Sigismunden, als eben irgend ein Ritterdienst ihre Begleiter entfernt hatte, „nicht länger als einige Augenblicke will ich Euch der Freude entziehen.“ Sie sah einen dicht verhüllten Pilger neben sich stehen; freundlich winkend ging sie ihm voran, in ein kleines rundes Gemach, das an den Tanzsaal stieß, er folgte ihr mit klopfendem Herzen. Hier war es einsam, die Kerzen brannten düstrer, Musik und Gewühl scholl

entfernter herüber, zum erstenmale; seit er die Burg betrat, hatte Herold ein Gefühl von Glück.

„Es ist eine Hülfsbedürftige in diesen Mauern," begann er, mit absichtlich gedämpftem Tone, „ich möchte sie Eurer Huld empfehlen. Vor der frechen Gewalt ihres Schwähers, hat die Landgräfin Elisabeth vor wenig Tagen fliehen müssen, und, zur Schande unsers Landes, wagt es Niemand, sie anzunehmen. Ich brachte sie um Mitternacht hieher, in Eures Bruders Schutz, und Eure milde Pflege. Der alte Balduin hat ihr ein stilles Gemach angewiesen, dort schlummert sie mit ihren Kindern, wie Engel schlafen, in Gottes Obhut. Aber nur die Dame des Schlosses kann Anordnungen treffen, wie sie der Stand und die zarte Gesundheit der Fürstin fordert, darum ward Euch diese Nachricht. Das Uebrige muß ich mit dem Grafen, Eurem Bruder, erwägen." —

„O, ich wußte schon von Elisabeths Schicksal," sagte Sigismunda, indem ihre lieblichen Züge den Ausdruck, der Fröhlichkeit mit einem schönen Ernst vertauschten; — „wenn sie unter unserm Dache ist, soll sie kein Unheil treffen. Aber sprecht nicht mit meinem Bruder, überlaßt Alles mir, theilt Euer Geheimniß Niemanden mit. Euer Kleid, frommer Pilger, heischt Vertrauen, doch es ist nur eine Mummerei; meine Zunge wagt nicht, frei zu reden, bevor ich den Namen Dessen weiß, der die Landgräfin in unsere Burg brachte." —

„Ich nenne Euch einen bewährten Namen, und zeige Euch ein heiliges Pfand," erwiederte der Pilger. „Vater Ambrosius, der Einsiedler, sendet Euch die Flüchtlinge nebst diesem Bande, das einst Euren Busen zierte. Um des Freundes willen, der es von Euch erhielt, sprach der Mönch, sollt Ihr Elisabeths Freundin seyn."

„Ihr wollt mir seinen Tod melden!" rief Sigismunda erblassend." Er legte großen Werth auf die ge-

ringe Gabe; — daß ich sie in meiner Hand halte, bedeutet etwas Schreckliches!"

„Werdet Ihr ihm eine Thräne schenken Fräulein," sagte der Pilger, „wenn er sein Ziel im wilden Preußenlande fand? Er hat nie etwas Höheres gewünscht, als von Euch beweint zu sterben."

„Verlaßt mich," sagte Sigismunda in der höchsten Bewegung, „bei allem, was Euch heilig ist. Aber geht nicht aus dem Schlosse, es werden Stunden kommen, wo ich Euch Vieles fragen werde, was ich jetzt nicht hören könnte."

„Sigismunda!" rief Herold mit unverstellter Stimme, „gelobt sey Gott, es ist noch ein Andenken an die Vergangenheit in Eurer Brust. Gebt mir das verblichene Band zurück, es hat mich überall begleitet, und soll immer mein Helmschmuck seyn."

Er nahm bei diesen Worten den breiten Schirmhut vom Haupte, und zeigte Sigismunden sein Gesicht, das von der Freude des Wiedersehens glühte. Seine ganze Seele ergab sich der Hoffnung und Liebe, während sie nur einige Augenblicke bedurfte, um sich zu sammeln, und aus der früheren verrätherischen Wallung, zu einem sanft freundlichen Willkommen überzugehn. Geschickt benutzte sie die Angelegenheit der Landgräfin, um entscheidende Fragen an ihr Herz zu verhindern; sie gestand dem alten Freunde nicht ohne Kummer, wie sie es rathsam fände, ihrem Bruder das Hierseyn der Dame zu verschweigen. „Er ist ein zu treuer Diener und Genoß Heinrich Raspens," sagte sie, „wir müssen ihm keine Wahl geben, wo er vielleicht Unrecht thun könnte. Mag der alte Balduin allein unser Geheimniß theilen, und wenn der Morgen kommt, finden wir uns bei Elisabeth, um mit ihr einen Entschluß zu fassen."

Nach diesen Verabredungen entfernte sich Herold, ohne den Tanzsaal wieder zu betreten; das laute Geräusch verscheuchte die mancherlei Bilder seiner bewegten Seele, er eilte in die Einsamkeit, um sie zu hegen, zu sondern, und näher anzuschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

---

1. Fünf Zeichen nennen eine Höhe,
Gar wunderherrlich aufgeschmückt;
Von der es sich viel stolzer blickt
Als von des Chimborasso Scheitel.
Doch, Alles in der Welt ist eitel,
Wie manches neue Beispiel zeigt,
Und tiefer sinkt, wer zu hoch steigt. —
Noch Manches liegt in mir verborgen:
2. Wie man den Unverständ'gen schilt, —
3. Wie jene heißt, die, unter Sorgen,
Für unsern besten Lehrer gilt; —
4. Was man an jedem Hause findet,
Und an den meisten Städten auch; —
5. Ein alter Gott im Heidenbrauch —
6. Was lieblich lautend, schnell verschwindet —
7. 8. Ein Glied und auch ein Instrument. —
9. Und wie man tadelnd Jenen nennt,
Der nicht die feinern Sitten kennt —
10. 11. 12. Ein Raum — ein Ausruf — eine Farbe —
13. Dann eine Waffe, von Natur
Verlieh'n zur Wehr den Thieren nur —
14. Was einst des größten Bildners Hand
Zum Meisterstück der Schöpfung machte —
15. Was oft an der Verzweiflung Rand
Noch rettend, der Verlaßne fand.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 12tes Stück.

Die heilige Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen begab sich Sigismunda in das abgelegene Gemach der Landgräfin, wo, wie sie glaubte, manche Bequemlichkeit, manche Zierde fehlen werde, und der Mangel einer passenden Dienerschaft weibliche Hülfe nicht unwillkommen machen mußte. Sie fand Elisabeth völlig gekleidet, mit einem Gebethbuche in der Hand, aus welchen sie ihren Kindern vorgelesen hatte; ihr ganzes Wesen zeigte einen so ruhigen Frieden, als ob diese fremde Umgebung ihr gewohnter Sitz gewesen wäre, auch lehnte sie Alles sanft, aber dringend ab, was Sigismundens Gastfreundlichkeit verbessern wollte, nur die Gesellschaft ihrer jungen Wirthin nahm sie für einige Stunden in Anspruch, und es schien dieser jetzt nicht allzuschwer, auf das Vergnügen der Jagd Verzicht zu leisten, die bis zum Mittag ihre Gäste unterhalten sollte. Die Neuheit einer Unterredung, wie Elisabeth sie anknüpfte, das Geschwäz der lieblichen Kinder, die Erwartung, den langentbehrten Freund hier wieder zu sehen, das Geheimniß,

das sie mit ihm theilte, gab diesen Stunden einen eignen Reiz, und ihr Herz klopfte nur ein klein wenig, als sie das Horn der Jäger hörte, und die Pferde über die Brücke sprengten. Einige Augenblicke später trat Herold ein. Er glaubte nun erst die Geliebte wieder zu sehen. Ihr phantastisches Kleid hatte sie ihm gestern entfremdet, wenn es auch ihre Reize unendlich erhob, heute trug sie ein sittiges Gewand und war nicht minder schön; sie saß niedriger als Elisabeth, fast zu ihren Füßen, und die Kinder spielten mit ihren reichen blonden Haaren, während sie einige Näschereien auf ihrem Schooß für die kleinen Gäste theilte. Hohe Purpurglut überflog ihr reizendes Gesicht, als Herolds Auge in das ihrige schaute, aber die Landgräfin stand freundlich auf, bot dem Ritter die Hand, und dankte ihm für das Gute, das sie ihm schuldig sey. —

„Ich weiß jetzt“ sagte sie, „was ich beschließen muß, und welchen Weg mein Fuß wandeln soll. Nach Bamberg zu meinem Ohm soll ich mich wenden; ehe ich noch dahin gelange, steht eine süß schauerliche Stunde bevor. Solcher Rath ward mir, und ich will ihm folgen. Nehmt denn zu tausendmalen meinen Dank! ich will noch eine Nacht hier ruhen, und dann weiter ziehen, unter Gottes Geleit.“

„O nicht so bald,“ rief Sigismunda, „was Ihr gelitten habt, hohe Frau, fordert lange Ruhe; auch dünket mich, Ihr seyd am sichersten in dieser Verborgenheit.“

„Es ist eine Hand über mir, die mich schützt“ erwiederte Elisabeth. „Der Herr spricht: wenn du durchs Feuer gehst, will ich bei dir seyn, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Morgen mit Tagesanbruch trete ich den Weg an.“

„Dann wird Herold von Hochstaden Euch geleiten“ sagte Sigismunda, „bis Ihr sicher in der Hofburg des

Bischofs angelangt seyd. Unsere versuchtesten Knechte ziehen mit ihm aus, sie gehorchen alle meinem Worte. Jeder Ritter wird ihm das Glück neiden, seine fürstliche Frau zu schützen, und das Mädchen, dessen Farbe er trägt, wird eben so stolz seyn, ihr flatterndes Band zum Panier für Euch erhoben zu sehen, als sie einstmals war, da es ihn zum Kampf gegen die Ungläubigen begeisterte."

„Vergleicht nicht Irdisches mit den Pflichten gegen Gott, mein Kind," sagte Elisabeth. „Uns könnte höchstens leiblicher Tod treffen, und er wäre Segen für mich, und diese reinen Kinderseelen; dort galt es ewiges Heil, Rettung aus der Macht des Verderbens. — Und weil wir diese köstlichen Morgenstunden ungestört haben, so müßt Ihr uns von solchem Sieg über die Finsterniß erzählen, edler Ritter! Mich hat sehr erquickt, was ich gestern in der Klause erlauschte. O! wie wird der Herr sich freuen über Jedes dieser Gewonnenen an dem großen Morgen."

In jener Zeit, wo nichts so verdienstlich war, als ein Heldenschwert für die Ausbreitung des Glaubens geführt zu haben, lauschte dem zurückgekehrten Kreuzfahrer jedes Ohr, Spiel und Sang schwiegen, wo er erzählte, er war ein geheiligtes Rüstzeug des höchsten Willens, größer als alle, die sich mit irdischem Ruhme schmückten. Herolds Zuhörer waren indessen vor allen andern geeignet, den Redner zu feuriger Schilderung seiner Züge zu begeistern, — eine Frau, deren Seele sich nur mit höheren Gedanken nährte, die der Welt fast keinen Blick mehr gönnte, als nur, um in ihr die rauhe Stufe zum Himmel zu sehen, drei Kinder, klug genug, die Bedeutung des Gehörten zu fassen, und fromm, wie ihre Brüder die Engel, und eine Jungfrau, die in jeder bestandenen Gefahr, das Opfer der treusten, gehorsamsten Liebe finden mußte, welche je-

mals ein Ritter seiner Dame weihte. — Der Morgen verstrich, die Sonne stieg höher, das Horn der Jäger erscholl von Neuem im Schloßhofe, ehe man es erwartete. Sigismunda und ihr Ritter letzten sich mit ihrem hohen Gaste, und während Herold den Grafen Ravensberg aufsuchte, ging das Fräulein an den Putztisch, den sie noch nie so lang vergessen hatte.

Die Pracht des heutigen Festes überbot noch das gestrige, denn der verschwenderische Glanz von Ravensbergs Hofhaltung stieg in eben dem Grade, als seine Liebe für die Schönheit wuchs, an deren Seite ihn Herold im Tanze sah. Sigismunda gedachte Anfangs, Elisabeth noch vor Abends aufs Neue heimzusuchen, aber der Strom des Vergnügens faßte sie, als sie sich ihm hingab, mit dem gewohnten Zauber, und sie überredete sich von der Unmöglichkeit, unbemerkt entschlüpfen zu können, bis die Nacht herabsank, und Schlaf und Ruhe für Elisabeth brachte, während in den vordern Sälen Tanz und Saitenspiel wachte. — Nun kam der Morgen in Osten hervor, das erste schüchterne Tageslicht lauschte an den Fenstern, das Fräulein trat mit Clermont aus den Reihen, sah die Dämmerung schimmern, blickte vergebens nach Hochstaden um sich, und erinnerte sich nicht ohne Beschämung, daß der Augenblick nahe sey, wo die Reisende das Schloß verlassen wollte. Sie entkam mit Mühe der Aufmerksamkeit der Liebe, und eilte die langen einsamen Gänge hin, zu Elisabeths Wohnung. Kaum ließ ein grauer Schimmer die Gegenstände umher aus der Finsterniß hervortreten; sie stand jetzt vor dem Gemach der Landgräfin, neben ihr lehnte eine düstre Gestalt an einer Säule. „Hochstaden!“ flüsterte sie fast unhörbar. „Er ists!“ — der Eure, so lang er athmet,“ antwortete die bekannte Stimme.

„Soll ich an die Thür klopfen?“ fragte Sigismunda von Neuem.

„Ich that es schon,“ sagte Herold, „sie verlangte noch einen ruhigen Augenblick. — Sigismunda! ich verlasse Euch abermals auf Euren Befehl, — habt Ihr einen Lohn für mich, wenn ich wiederkehre? Wenn Euer Herz für einen andern Mann spricht, laßt es mich jetzt wissen, wir haben uns dann zum letztenmale gesehen.“

„Geleitet Elisabeth und kehrt zu mir zurück,“ erwiederte sie, „ich werde der treusten Liebe ihren Lohn nicht versagen.“

„Ich muß an Euch glauben,“ sagte der Ritter, ihre Hände ehrerbietig fassend, „selbst wenn Alles mir Zweifel gäbe. Ihr fühlt jetzt, was Ihr aussprecht, — aber es ist Nacht und Stille um uns, wir stehen vor der Wohnung einer lebenden Heiligen, die wohl auf ihren Knieen liegt, und zu Gott fleht. Wenn Ihr zurückkehrt in den schimmernden Saal, in die üppigen Reihen der Tänzer, wenn jeder Blick Eurer Schönheit huldigt, wird mein Blick untergehen, und Euer Gelübde vergessen seyn.

„Ihr thut mir Unrecht Herold,“ sagte Sigismunda traurig. „Kann unschuldige Freude nicht bei der Liebe wohnen? Muß der Mann, der mir das Theuerste ist, mein Herz verkennen, weil ich noch der Jugend und dem Leben gehöre? Ihr wißt Hochstaden, meine Kindheit verfloß an dem Hofe der Gräfin von Savoyen, wo ich unter Festen erwuchs, und die Freude zur Gespielin hatte; Elisabeth ward Gattin, ehe sie die Kinderjahre verließ, ihre Mutter raubte ihr der Stahl eines Mörders, und den Gemahl der Gifthauch fremder Zone. Muß ich treulos seyn, weil das Schicksal mich froh und glücklich seyn ließ? Ach Herold! wenn Ihr mich weniger liebt, weil ich keine Heilige bin, so wird der Traum meines Glücks schnell genug verschwinden.“

Der entzückte Jüngling wollte die süße Rede beantworten, aber die Thür öffnete sich, und Elisabeth trat, gehüllt in ihren Reisemantel, mit ihren Kindern heraus. Die Frauen begrüßten sich herzlich, und schritten mit einander die Gänge entlang, zu der kleinen steilen Treppe, die in einen Nebenhof führte, wo das Gefolge der Reisenden wartete. Hier wollte die Fürstin Sigismunden Lebewohl sagen, als das Geräusch polternder Schritte, und die lauten Stimmen trunkener Gäste sie von einander scheuchte. Sigismunda floh in die Gemächer ihrer Dienerinnen; und Herold eilte mit seinen Schützlingen zu den Rossen. Bald hatte der Frühnebel ihren Augen die Ravensburg entzogen. — —

In schweigender Eile hatten die Reisenden wohl eine Stunde Wegs zurückgelegt. Da saß ein armes Weib an der Straße, und rief um eine milde Spende. Sogleich stieg Elisabeth vom Rosse, nahm den weiten Mantel von ihren Schultern, und bedeckte die Schlechtbekleidete, zog dann ein Säcklein, und reichte ihre Gabe mit frommen Segensworten. Darauf entfaltete sie den dichten Schleier, der früher nur ihre Locken gedeckt hatte, um sich seiner statt des Mantels zu bedienen, und bestieg ihr Roß wieder, indem sie oft nach der laut dankenden Armen zurückschaute. Während dieser geringen Unterbrechung der Reise gelang es einem kleinen Reitertrupp, Herolds Häuflein einzuholen, der Ritter unterschied drei Gestalten, die sich jetzt so eilig näherten, daß nur der Nebel sie noch undeutlich machte. Aber wie groß war sein Erstaunen, als sie hart am Thor einer ländlichen Herberge im schnellen Fluge heransprengten, und er Sigismunden mit zweien ihrer Dirnen erkannte. Sie trug ein halb männliches Kleid, und einen hoch wehenden Federbusch auf dem kleinen schwarzen Hut, ihre Wangen

waren von der frischen Luft höher geröthet, und Liebe und Freude sahen offen aus ihren schönen Augen.

„Ich wollte nicht ohne Lebewohl von Euch scheiden,“ sagte sie zu der Landgräfin, „darum unternahm ich den abenteuerlichen Zug.“ — Ein unaussprechlich süßer Blick traf bei diesen Worten den Ritter; die Sonne, die eben aufstieg, lachte der erwachenden Welt nicht schöner, als ihm dieser Strahl der Liebe. Die kurze Rast in einem Gärtchen, das mit mancherlei herbstlichen Blumen reich geschmückt war, war für die Liebenden voll unvergeßlicher Freuden, und als die Pferde wieder vorgeführt wurden, gab es keinen Zweifel mehr in Herolds Brust. Jetzt schaute Elisabeth umher, und entdeckte eine verspätete Rose, sie pflückte sie, und reichte sie Sigismunden. „Ich habe nichts, Euch zu schenken, liebes Fräulein, als diese Blume,“ sagte sie freundlich. „Sie ist ein Bild Eurer Jugend, und Eurer Freuden. Dornen und Thautropfen deuten wohl auf Leiden und Thränen, aber die sind ja unser größtes Heil, und schützen und nähren die Liebe, wie die Rose. Blumen welken, und Erdenlust stirbt, doch die Liebe hat nicht Anfang noch Ende, und was verwelkt ist, wird einst wieder blühen.“

Die Gedanken der Landgräfin waren bei diesen Worten, wie bei allem, was sie sprach, hoch über die Erde erhoben, und deuteten mit ihren Bildern auf die höhere Welt, in welcher sie schon lange in schwärmerischer Seligkeit heimisch war. Aber wie derselbe Same in verschiedener Erde, eine andere Pflanze treibt, so ward das, was sie sagte irdisch, so bald es Sigismundens Ohr erreichte. Das junge Mädchen fühlte in diesem Augenblicke die heißeste Liebe für den langgeprüften Freund, und sie empfing die Rose als ein Andenken an das geheime Einverständniß, welches diese Stunde fester geknüpft hatte. Sie drückte sie an ihre Lippen, und gelob=

te, sie zu bewahren, selbst wenn ihre Blätter so bleich wären, wie das Band auf Hochstadens Helm. Man bestieg die Rosse, und als die Wege sich trennten, sprengte Sigismunda auf ihrem kleinen muthigen Thiere pfeilschnell der Heimath zu.

Herold und seine Reisegefährten hatten ihr Ziel fast erreicht, als sie einst in der Abenddämmerung bei einem Minoritenkloster vorüberkamen. Das Glöckchen auf dem heiligen Hause scholl klagend durch die Luft, die Pforten waren geöffnet, und viel Volk strömte aus und ein. Auf Elisabeths Wangen erschien die feine Röthe, welche selten ihre weiße Haut färbte, und sie verlangte, in die Kirche zu treten. Sogleich willigte Herold in ihr Begehren, aber als er ehrerbietig ihre Hand faßte, sie zu führen, fühlte er, wie ihre zarten Glieder ein leises Zittern durchzuckte. Die Kirche war sparsam erleuchtet, nur auf dem Altare brannten hohe Kerzen, und beschienen einen metallnen Sarg, den viele Ritter umstanden, während das Volk in der Ferne verweilte. Der Gesang unsichtbarer Stimmen zog in feierlichen Tönen durch das Gewölbe, und ein Mönch stand zum Haupte des Leichnams, mit erhobenem Kreuze, weihend und betend. In demüthiger Stellung harrte Elisabeth, bis das Gebeth geendet war, dann trat sie näher, warf sich vor dem Kreuze zu Boden, und erhob sich nur, um neben dem Sarge nieder zu knien. Der kleine Hermann und die Prinzessin Gertraud waren dicht bei ihr, sie erkannten ihren Vater, aber klug genug, einen lauten Schmerz zu unterdrücken, weinten sie still auf die gefalteten Hände. Alle Augen richteten sich nun auf die fremde Frau; es ist die Landgräfin, flüsterten einige Stimmen, Jedermann wich zurück, den heiligen Gram der Wittwe nicht zu stören. Herold hatte sich indessen zu den thüringischen Rittern gesellt, die ihres Herrn Gebein aus dem fremden Lande

nach Reinhardsbrunnen führten, und während Elisabeth im langen Gebethe an der Seite des Verblichenen ruhte, erfuhren ihre treuen Lehnsleute durch Herolds Bericht, was sie aus der Wartburg vertrieben hatte.

Es kann kein ergreifenderes Schauspiel gedacht werden, als das hier beschriebene, in der melancholischen Abendbeleuchtung, und dem kleinen ungeschmückten Gotteshause, aber als Elisabeth nun aufstand, verstärkte ihr Anblick den Eindruck nur bei denen, die eine außerordentliche Erscheinung zu fassen vermochten. Kein trostloser Jammer, eine selige Ruhe wohnte auf ihren Zügen, und ihre thränenschweren Augen schienen von Bildern des Himmels gefesselt zu seyn. Langsam nahten sich die thüringischen Herrn, Rudolph von Vargula, der Schenk, trat tiefgebeugt zu der Landgräfin, und wenig treuherzige Worte sprachen sein Gefühl aus.

„Meine Harfe ist eine Klage worden,“ sagte Elisabeth, „aber — treuer Freund — weine nicht darob! Der Christ ist im Unglück sicher, wie in fester Burg, und Thränen sind für ihn, wie der Spatregen, der das Land feuchtet. Gelobt sey Gott, wenn er nimmt, was ein Band für diese Erde war!“ — Ohne diese Rede zu beantworten, berührte der Schenk die letzten Ereignisse, und schwur mit lauter Stimme, das gute Recht seines jungen Herrn zu vertreten, mit Leib und Blut, und der fürstlichen Wittwe jedwede Genugthuung zu schaffen, die ihr gebühre. Er rief den Schatten des Verblichenen zum Zeugen des Schwurs, den alle Ritter wiederholten, und legte seine Hände auf das Kreuz. Ein lauter Wiederhall ging schauerlich an den Wänden hin, gleichsam als eine Antwort des beschworenen Geistes, die festen Männer fühlten einen leichten Schauer, und die Kinder drängten sich weinend an ihre Mutter. Nur Elisabeth blieb stark, sie bat alle, sich zu entfernen, und ihr die Nachtwache bei

dem Entseelten allein zu überlassen. Niemand wagte, ihrem Willen zu wiederstreben, und nachdem sie sich auf die Stufen des Altares niedergesetzt hatte, sah sie Einen nach dem Andern langsam durch die düstre Kirche gehen, ihre Kinder an Vergulas Hand noch oft zurückblickend, und war bald allein mit der Andacht und dem Tode.

Beide Züge setzten früh am Morgen ihren Weg fort, Elisabeth ohne fürder ein Wort zu sprechen, bis sie in Bamberg auf der Burg ihres Oheims anlangte, Rudolph von Vargula, eingedenk seines Schwurs, mit dem beschäftigt, was ihm zu thun oblag. Auch hatte er kaum die Ueberreste des Landgrafen im Kloster Reinhardsbrunnen zur Ruhe gebracht, als er so kräftig für seine Wittwe sprach, daß Heinrich Raspe in sich ging, und voll Reue sein Unrecht erkannte. Er eilte zu Elisabeth, die ihn freundlich empfing, aber von allen Erbietungen für sich selbst nichts annahm, als ein Leibgedinge, und die Stadt Marburg, die ihr Heinrich zum Wittwensitz anwies, wohin sie sich nach einigen Monaten mit ihren Kindern begab. Auch eine treue Dienerin, Gisela von Tresbach, fand sich in Bamberg zu ihr, eine Frau, die Muttergefühle für die junge Fürstin hegte, und mit lebhaftem Schmerz, das allmählige Absterben alles Irdischen, das Hinwelken der Jugendblüthe, und die zunehmende Strenge gegen sich selbst bemerkte, die Elisabeth, wenige Jahre später, zur Heiligen erhoben. Die kurze Zeit, in welcher Gisela sie nicht sah, hatte ihren Geist unendlich höher gespannt, und in eben dem Verhältniß den zarten Körper geschwächt; sie schien nur ein Schatten, aber ein freundlicher holder Schatten, über welchen schon die Palme des ewigen Friedens schwebte. Ihr ganzes Thun nahm jetzt den Weg der härtesten Selbstverläugnung, und so nachgebend sie immer war, duldete sie keine Erleichterung der schweren Pflichten, die sie sich auferlegt

hätte. Ein Krankenhaus stieg schnell in Marburg empor; ehe es noch halb vollendet war, füllten sich schon die Räume mit Leidenden, und Elisabeth war ihre vornehmste Wärterin. Kein Uebel, so abschreckend es seyn mochte, entbehrte die Hülfe ihrer zart gewöhnten Hand, ihr Vermögen floß in diesen Strom, und wo es nicht hinreichte, sammelte sie, demüthig bittend, Almosen ein. Sie trug ein schlechtes dunkles Gewand; und spann grobe Wolle, zur Kleidung für die Armen. Gisela war ihre treue Gefährtin in allen diesen Geschäften und Entbehrungen, aber sie konnte sich nicht verhehlen daß sie für Elisabeth that, was diese in frommer Begeisterung, als Opfer für den Himmel vollbrachte.

Eines Morgens, als eben die Landgräfin sich zum Besuche ihres Hospitals anschickte, trat ein Ordensgeistlicher bei ihr ein, den sie mit ehrfurchtsvoller Freude empfieng. Es war ihr Beichtiger, der Predigermönch Konrad von Marburg, mit eisernen Zügen, und stechenden Augen, über welchen schwere Falten wie drohende Wolken sich breiteten.

„Der Herr hat Dir Kreuz gesandt, seit wir uns nicht sahen, meine Tochter," sprach er, „Du bist flüchtig und verfolgt gewesen, zu Boden getreten, geschmähet und verachtet. Wohl Dir, so Du es recht zu nützen wußtest. Heil dem Zermalmten, dem Zerdrückten!"

„Ich habe, hoffe ich, allen Ueberfluß von mir gethan Vater," antwortete Elisabeth, „und mich des Kreuzes gefreut, das ich trug. Aber die Zweifel, die Angst meiner Seele sind groß, kein Fasten und Beten überwindet sie, ich sehne mich lange schon, sie Euch zu enthüllen. Als Heinrich mein Schwäher mich ausstieß, fand ich Zuflucht in einer Kirche. Ich lag am Altare, und weinte, ob des Elends meiner Kinder, und meine bange Seele flehte zu Gott für sie. So war ich entschlafen,

und kaum schwand die äußere Welt vor den Bildern des Traums, da sah ich den Engel Michael vor mir stehen, den leuchtenden Kranz der Verklärung um das schimmernde Haupt. Er winkte mir, und schritt mir voran, einen wohlbekannten Pfad, bis zu der Zelle Ambrosius des Einsiedlers, hob dann die Hand, und deutete auf einen Mann in Waffen, dessen Züge sich wunderbar einprägten. Und die erhobene Hand des Engels ward lichter und lichter, wie eine Flamme, und sie schrieb in die dunkle Luft, daß ich die Worte las: dieser wird dich schützen. — Ich that, nachdem ich erwacht war, den Willen des heiligen Gesichts, ich fand den Ritter, und erkannte ihn Augenblicks. Darauf erschien die nämliche Gestalt mir abermals im Traume, gebietend: ich solle gen Bamberg ziehen, zu meinem Ohm, und ich gehorchte ihr, auch ward mir Kunde von dem Orte, wo ich den Leichnam meines Herrn sehen, und mit meinen Thränen waschen würde. —

Dieß alles nun, hochwürdiger Vater, erfüllte mich mit einer Freude, vor welcher mein Herz zittert, und meine Seele bebt. Der Scherbe von Thon überhebt sich, wie ich fürchte, der Gnade, die ihm wiederfuhr, und in der Sicherheit gleitet der Fuß von dem schmalen Wege der Demuth. Ernste stille Betrachtungen haben den furchtbaren Zweifel in mir geweckt: ob nicht die Versuchung das Kleid des Lichts borgen könne, um ein Herz zu verlocken; denn auf dem Wege, den jenes Gesicht für mich wählte, zeigten sich so viele Gemächlichkeiten, so manche Freuden, und mehr als einmal schwamm meine Seele im Gefühl irdischer Ruhe und weltlicher Behaglichkeit. Auch erinnere ich mich, wie ich an jenem Abend, da mein Schlaf den schönen Traum hatte, um Irdisches für meine Kinder gebetet habe, und wie sollte solches Thun der Gnade werth seyn, die kein Neugeborner ver-

dienen mag. O beruhigt mich, Vater, oder straft mich! tröstet meine zagende Seele, denn das Gesicht verläßt mich nicht, und zitternd bekenne ich Euch: daß es mich entzückt, und beseligt."

„Verdopple die Büßungen, dich ich Dir rieth," antwortete Konrad finster, „laß dem Feinde keinen Augenblick, über Dich zu siegen. Siehe, er kommt wie ein Löwe vom stolzen Jordan her, gegen die feste Hütte." Beim Fortgehen bat Elisabeth den Priester, um ungestörter Gott dienen zu können, ihre Kinder mitzunehmen.

Konrad erbot sich, die Prinzessin selbst zu der Aebtissin nach Kitzingen, ihrer Base zu bringen, und den jungen Hermann dem Bischof von Bamberg zu übergeben. „Ich gehe an den Rhein," sagte er, „in Vollmacht des heiligen Vaters, ein Hammer, und eine Kriegswaffe, gegen die Ketzerei, die ihr Haupt, gleich einer Schlange, in unserem Vaterlande erhebt. Und wie man eines Töpfers Gefäß zerbricht, will ich dies Volk zerbrechen, und will sie zerstreuen, daß der Wind sie wegführe und der Wirbel verwehe. Mit eisernem Griffel und spitzigem Demant soll ihre Schuld geschrieben werden, daß der ketzerische Löwe darob aufschrecke aus seiner Sicherheit! Bete, faste, wache und geißle Dich für diese Elenden, fromme Tochter! denn ihr Elend ist größer als der Aussatz und die Schmerzen, die Du in jenem Hause der Barmherzigkeit heilest."

Gewohnt den Aussprüchen Konrads zu folgen, wie das Kind der Stimme der Mutter folgt, fühlte sich Elisabeth sehr erleichtert, als sie das große Opfer vollbracht hatte, und übte mit verdoppelter Kraft ein schweres Tagwerk, um so mehr, da der Mönch ihr heute zur Seite stand, mit geistigen Mitteln ihre irdische Sorgfalt unterstützend. Nach wenigen Stunden Schlaf auf ihrem rauhen Bette, stand sie mit der Morgenröthe auf, ihren

Kindern Lebewohl zu sagen, aber wenn auch neue Arbeit, Geboth und Betrachtung den Kampf mit der allmächtigen Natur unterstützten, glaubte Gisela doch zu sehen, daß er die Kräfte eines schwachen Lebens aufzehren würde. Deßhalb verweinte die treue Dienerin manche Nacht an dem niedrigen Lager ihrer Frau, während leichter Schlummer das Auge Elisabeths deckte, und ihr Mund dem Engel zulächelte, der ihr, an seiner Hand, den abgeschiedenen Gemahl und die Kinder zuführte.

Indessen umrauschte Sigismunden der üppige Strom ausgesuchter Genüsse, und nie gab es ein Gemüth, mehr geeignet, die Freude zu genießen, zu verdoppeln, als das ihrige, ja sie kannte nur diese Eine Begleiterin auf der Wallfahrt des Lebens. Der kerzenvolle Saal, die prächtige Gallerie um die Rennbahn, der Wald, den das laute Getöse der Jagd durchzog, alle Schauplätze des Vergnügens, welches ihre Zeit bot, gaben ihr gleichen Genuß; wo sie erschien, war sie die Königin, erndtete sie den reichen Triumph einer gefeierten Schönheit; und wie ein Trunk aus dem Becher des Ruhmes den Mann zu immer neuen Zügen lockt, so mehrte sich in ihr der Durst nach dem berauschenden Quell der Schmeichelei und Bewunderung. Herold hatte, bald nachdem er von Bamberg zurückkehrte, den Grafen Konrad, Heinrich Raspes Bruder, auf einem Zuge gegen den Erzbischof von Mainz begleitet; Florenz von Holland unterstützte die jungen Markgrafen von Brandenburg, in der Fehde mit Albert, dem Bischof von Magdeburg. Beide sahen sich dann auf einem Versammlungstage der Fürsten, und gewannen Freundschaft und Vertrauen zu einander, ohne durch Eifersucht gestört zu werden. Herold hatte in Geheim zu viel theure Beweise der Liebe empfangen, um etwas anderes als Mitleid für seinen Nebenbuhler zu fühlen, der Andere aber war weit entfernt, jenen für den Glückli-

chen zu halten, sein heftiges stolzes Gemüth glühte nur in Haß und Neid gegen Clermont. Dieser blieb Sigismunden zur Seite. Er jagte mit ihr, er pflegte ihre Falken, er ersann neue ausländische Feste, sie zu erfreuen, er sang ihr Lob und seine Liebe, und begleitete seine Lieder mit kunstreichem Saitenspiel, er folgte jedem ihrer Schritte, wie ein demüthiger Diener, belagerte ihr Ohr mit Liebesklagen, und drohte, zu sterben, wenn sie ihn verstieße. Sigismunda fühlte die höchste Befriedigung in solcher Vergötterung, sie liebte nur Herold, und wollte ihm Treue halten, aber es entzückte sie, sich von dem geistvollen lebhaftem Clermont, von dem stolzen tapfern Holland angebethet zu sehen. Darum gab sie diesem, ehe er schied, eine leise Hoffnung mit, und erhielt die Flamme in Clermonts Busen mit spärlicher Nahrung, unbesorgt um den Erfolg, der schon, einem drohenden Gespenste gleich, neben ihr lauschte. —

(Fortsetzung folgt.)

Heuschrecken in Marokko.

Die Heuschrecken, die im Reiche Marokko oft alle Hoffnungen des Ackerbaues zunichte machen, werden von den Mauren Dscherad genannt, und sind größer als unsere gewöhnlichen Grashüpfer. Einige haben die Flügel braungefleckt und den Leib schön gelb; die rothen aber sind die schlimmsten unter ihnen. Rasch und kräftig, wie die Bewohner der Wüste, von wo sie kommen, beginnen sie Ende Mai's zu erscheinen, und dehnen sich über die Ebene aus, um ihre Eier zu legen, die sich zu etwa 700,000 für jedes trächtige Weibchen berechnen lassen. Im Monat darauf erscheinen die Jungen, El Merdus, d. h. harte Verzehrerinnen, genannt; und kaum geboren, schaaren sie sich in ungeheurer Anzahl zusammen und bilden eine dichte Masse, welche mehrere Morgen Landes füllt und sich oft 3—4 Fuß hoch über den Boden erhebt. Hierauf immer in gerader Linie ihren Weg einschlagend, fallen sie über Felder, Pflanzungen, Gärten her, verzehren alles Laub, und bisweilen sogar die Schößlinge und die Rinde der Bäume. Nachdem sie so einen andern Monat zugebracht, erreichen die schreckenvollen Myriaden ihre natürliche Größe. Sich hierauf

an Sträucher und Steine heftend und sich mit einer, der Raupen ähnlichen Bewegung fortschiebend, streifen sie ihre Haut ab, um eine neue anzunehmen; sieben bis acht Minuten reichen zur Verwandlung hin, worauf sie in einem Zustande von Ermattung bleiben. Aber sobald Luft und Sonne ihre Flügel gestärkt haben und die Feuchtigkeit verschwunden ist, bemächtigt sich ihrer von Neuem der gefräßige Instinkt, und frischer und kräftiger denn je beginnen sie einen neuen Ueberfall. Dann erheben sie sich im Fluge, bilden Wolken, welche die Sonne verfinstern, und schon von fern vernimmt man das Schlagen der Flügel und das dumpfe Gemurmel dieser lustigen Heere. Wehe dann dem Lande, wo sie sich niederlassen! In einer Stunde ist alles zerstört; kein Blatt, kein Halm, kein Zeichen von Vegetation ist übrig gelassen. Indeß bleiben sie kurze Zeit und bisweilen stürzen sie, ihren zerstörenden Lauf verfolgend, in's Meer; bisweilen tödtet ein plötzlicher kalter Wind sie millionenweise; Felder und Küsten sind mit ihren Körpern bedeckt, die verwesend die Luft verderben und ansteckende Krankheiten erzeugen. Sobald die Mauren ihre Felder mit diesen Insekten angefüllt sehen, rennen sie hin und her mit Geschrei, Feuer und Stöcken, woran sie Tücher binden, indem sie damit die Feinde zu schrecken und zu verjagen, oder wenigstens in gewissen Grenzen zu halten suchen; wenn sie aber den geringen Erfolg dieser Versuche bemerken, so hören sie auf, sich weiter zu quälen und zu betrüben, und nehmen als weise Leute nicht nur ihr Schicksal mit Geduld an, sondern ziehen auch noch Vortheil von ihrem Unglücke. Sie beginnen, an die Bäume zu schlagen, auf denen die Heuschrecken genistet, und nachdem dieselben heruntergefallen, füllen sie mit ihnen Säcke an, besprengen sie mit Salz, und kochen sie entweder einfach im Ofen oder heißem Wasser, in welchem letztern Falle sie selbe sodann auf dem Dache trocknen und hierauf in der Pfanne schmoren oder auf dem Roste braten, und auf solche Weise ein paar Monate davon leben. Auf diese Art ist bei ihnen ein Sprichwort entstanden: „daß die Heuschrecken das Fleisch wohlfeil machen,“ um zu sagen, daß viel Waare den Preis sinken macht. Wir selbst haben zu Tanger diese im Ofen gebratenen und in Oel geschmorten Heuschrecken gekostet und sie kamen uns nicht schlecht vor; ihr Geschmack war dem eines Gemisches von Krebs und Sardelle ähnlich. (Graberg.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 13tes Stück.

Die heilige Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Drei Theile eines Jahres mochten verflossen seyn, seit Herold von Hochstaden die Landgräfin bei dem Klausner fand, als ein großes Turnier zu Nordhausen, viele Fürsten und Herren mit ihrem Gefolge, die Blume der deutschen Ritterschaft, und die schönsten Frauen, weit umher versammelte. Sigismunda erschien mit ihrem Bruder, an der Spitze einer zahlreichen Dienerschaft, von Clermont begleitet. Herold und Florenz von Holland waren schon früher angekommen. Clermont nannte sich prahlerisch Sigismunden Ritter, trug öffentlich seine Hoffnungen auf ihre Gunst zur Schau, und ein seidener gewirkter Handschuh, mit einem rothen Bande an seinem Federhut befestigt, entflammte Wuth und Eifersucht in Hollands Brust. Herold dachte nicht ohne Schmerz an die Warnungen des Einsiedlers, und die losen Scherze der Narrenkappe, aber als der erste Tag des Kampfes, und eine unter Tanz und Schmaus verjubelte Nacht vorüber waren, beglückte ihn eine geheime Zusammenkunft, auf dem Söller ihrer Wohnung, und löschte jede trüben

Ahnung aus. Die Schranken öffneten sich wieder, die reichbehangenen, bekränzten Gallerien füllten sich mit reizenden Mädchen und Frauen. In kostbare Seide gekleidet, mit goldenen Spangen und Ketten geschmückt, golddurchwirkte Bänder im lockigen Haar, strahlend von Freude und Lust, erschien Sigismunda, ihren Bewerbern ein glänzender Stern. Finster blickte der Graf von Holland zu ihr auf, triumphirend der leichtsinnige Clermont. Ein heftiger Streit hatte in der vergangenen Nacht beide schwer gereizt, jeder schwur, ehe das Leben, als die Hoffnungen zu lassen, die er dem schönsten Munde verdanke. —

Nun schmetterten die Trompeten, die Rosse bebten vor Kampfeslust unter den muthigen Männern, Schaar an Schaar traf prasselnd aneinander, daß die schweren Rüstungen dröhnten, und die Waffen klirrten. Hollands scharfes Auge suchte Clermont in der Reihe der Kämpfer, feurig kam dieser seinem Wunsche entgegen. „Für sie!„ rief Clermont, indem er seine Lanze vor Sigismunden neigte, und den seidnen Handschuh berührte; „laß sehen, ob dein Arm so gewandt ist, als deine Zunge,“ antwortete sein Gegner, und ihre Speere stießen zusammen. Des Fräuleins blitzendes Auge schaute auf den Kampf nieder, es ergötzte sie, ihre Streiter sich messen zu sehen; keiner wankte vor dem Stoß des Andern, sie blieben unbesiegt und sieglos, bis ihre Lanzen zersplittert waren, und sie, zu den Schwertern greifend, mitten im Schimpfspiel, den ernsten Kampf um Tod und Leben begannen. Er war geendet, ehe die Kampfrichter ihrem Machtwort zur Verhütung blutigen Ausgangs Gehör schaffen konnten. Clermont blutete aus vielen Wunden, und der Graf von Holland lag zu Boden, ohne Zeichen des Lebens. Sigismunden hielten zwei Frauen halbentseelt in den Armen; ein allgemeiner Aufruhr setzte der

Freude wie dem Streite ein Ziel. Man trug den Todten aus den Schranken, und leistete dem sinkenden Obsieger gleiche Hülfe; ein alter jüdischer Arzt drängte sich herzu, kniete neben Florenz nieder, seine Wunde zu untersuchen, und goß einige Tropfen eines belebenden Elixiers auf einen Schwamm, ihm Mund und Schläfe anzufeuchten. Während die Umstehenden diesem Beginnen stumm zusahen, trat ein Dominikaner-Mönch in den Kreis, seine finstern Augen blickten strenge umher, unwillkührlich machte man ihm Platz, und er stand allein neben dem Verwundeten und seinem Helfer. Es war Konrad von Marburg.

„Jude," sagte er mit dem Tone der tiefsten Verachtung, „laß deine Hände von dem Todten, und befreie die Lebenden von deiner Nähe."

„Der Gott Abrahams kann Wunder wirken durch seinen niedrigsten Knecht," erwiederte der Arzt demüthig, „aber was ich dem Christen schenken könnte, wäre nur noch ein Augenblick, darum will ich meine Kunst zum Besten seines Gegners anwenden." Er stand bei diesen Worten auf, und verlor sich unter den Umstehenden.

„Sie leben oder sterben, so sind sie verloren!" rief Konrad von Marburg. „Der Herr sprach zu Kain: verflucht seyst du auf der Erde, die ihren Mund aufgethan hat, deines Bruders Blut zu empfangen, eben so spreche ich zu Euch, im Namen des heiligen Vaters, dem Eure rohen Spiele ein Abscheu sind, und ein Gräuel! Euch ist nicht verholen, wie solcher Tod Euch des Trostes der Kirche, des Beistandes ihrer Diener, ja der Ruhe in geweihtem Boden beraubt, und den Mörder mit Verwünschungen belastet, aber Eure freche Kampflust gleicht dem Feuer aus Bergeschlünden, das friedliche Städte zerstört, und den Wellen des Meeres, die das Schifflein verschlingen; denn ein Mohr wird seine Haut nicht wan-

deln, noch ein Parder seine Flecken. Machet die Stätte des heillosen Kampfes eben, dämpfet die Stimme der Trompete, zerbrecht die blutigen Waffen! Bringet den Verwundeten hinweg, und kein heiliger Gebrauch weihe das letzte Bett des Todten! ich gebiete es Euch, und fordere Gehorsam."

Er wandte sich langsam und feierlich, die Reihen des Volkes zu durchschreiten, eine heilige Scheu umschwebte ihn, und goß Schauer in die Seelen der erschrockenen Menge. Nur die Ritter zunächst dem Leichname schienen mehr mit diesem, als mit der Aufmerksamkeit auf den eifernden Prediger beschäftigt. In Herolds Armen ruhte das blasse Haupt des Grafen, er athmete noch, und gleichsam, als hätte die donnernde Rede des Mönchs, seinen letzten Augenblick nicht beunruhigen sollen, schlug er die Augen noch einmal auf, als jener aus dem Kreise verschwunden war. Er sah Herold lange an, und schien ihn zu erkennen. „Meinem Gegner herzliche Vergebung," stammelte er matt, „sage ihm, daß ich versöhnt sterbe, und meinen Haß bereue. Mit dem Blute, das mir entfließt, schwindet die Leidenschaft, der Tod macht alles klar. Wir erlagen der Schlangenlist eines herzlosen Weibes, und sind ihre Opfer geworden."

Er schwieg, aber seine Augen blieben auf Hochstaden geheftet. „Hüte Dich vor gleicher Gefahr, Hochstaden!" sagte er endlich: „fliehe ihre Nähe; sie hat kein Herz, und kann nur betrügen!" —

Herolds Brust durchfuhr ein giftiger Pfeil bei diesen mühsam herborgebrachten Worten; sie waren die letzten Laute des Sterbenden, und deshalb von unauslöschlichem Eindruck. Wenig Minuten später war der schwache Lebensfunke erloschen, der stolze Graf, der muthige Ritter, lag ruhig am Boden, und sein tapferer Arm war für immer entwaffnet. Herold trug Sorge, daß der Bann des Pre-

digermönchs nicht an seinen Resten vollzogen ward. Ein mitleidiger Mönch weihte sein Grab, und versprach Gebete und Seelmessen für den hingeschiedenen Geist. Auch sein Vermächtniß war dem schwermüthigen Freunde heilig; um es zu vollziehen, begab er sich Abends in das Haus, wo Clermont mit seinem Arzte Zuflucht gefunden hatte. Er fand den jungen Grafen im heftigsten Fieber, aber in schönen Phantasien. Er redete mit Sigismunden, beschwor sie, ihre Verheißungen zu erfüllen, und rief ihr alle Stunden der Liebe und des Glücks zurück, die ihm an ihrer Seite verflossen waren. Er glaubte, sich für sie zu schmücken, sah alle Augen neidisch auf sich gerichtet, und sprach von dem Handschuh, dem Pfande ihrer Treue, der neben Diamanten seinen Hut zieren sollte. Herold wandte sich mit bitterm Schmerz von diesem Anblick. „Hofft Ihr noch?“ fragte er den Arzt.

„Nein Herr,“ antwortete dieser. „Ehe es wieder Abend wird, ist er zu seinen Vätern gegangen. Salben und Kräuter sind ohnmächtig gegen solche Wunden. Herr! mich jammert des jungen Blutes, das in seiner Thorheit hinfährt für ein falsches Weib, wäre es auch so schön wie Ester, und klug wie Judith.“

Herold warf noch einen Blick auf Clermont, und eilte fort, als könne er dem Gefühle seines Busens entfliehen. Er neidete den Todten um seine Ruhe, und den Sterbenden um seine Träume. Wiedersehen wollte er Sigismunden nicht, aber wohin sollte er gehen, ihr Bild zu vertilgen. Sie zu vergessen war vergebliches Mühen, eben so wenig konnte er eine unedle Seele in schöner Hülle lieben. Ihrer Blicke Zauber, den sie gebraucht hatte, drei treue Herzen zu betrügen, sollte niemals mehr seine Seele verwirren; die warnende Stimme des Grafen von Holland, und die schwärmerische Liebeswonne des armen Clermont, tönten unvertilgbar in seinem Gehör;

aber kein Laut erhob sich für die Angeklagte, und wohin sein gequälter Geist flüchtete, fand er Zeugen ihrer Schuld.

Indessen war Sigismunda drei Tage fast bewußtlos, und bemerkte es kaum, daß man sie am vierten in einen verschloßenen Wagen brachte, um nach der Ravensburg zurückzukehren. Eine ihrer Frauen pflegte sie während der Reise, mitleidig, aber ohne Liebe, denn sie fühlte einen Schauer vor der Mörderin des fröhlichen Clermont und des ritterlichen Holland. Auf dem Wege war Sigismunda stumm, hüllte oft ihre Augen in Tücher und Schleier, weinte aber nie, denn das Uebermaß des Elends vertrocknete den tröstenden Thränenquell; die unverständige Dirne wußte das nicht, und hielt diese schreckliche Dürre für das Zeichen eines bösen verstockten Gemüths. Auf der Ravensburg mochte Sigismunda in keinem Gemach verweilen, mit unruhiger Angst flüchtete sie jede Stunde in ein anderes, bis sie das entlegene Zimmer betrat, wo die Landgräfin Elisabeth einstmals übernachtete. Hier warf sie sich auf dasselbe Lager, und genoß, nach vielen Tagen, den ersten Schlummer. Als sie erwachte, forderte sie eins ihrer Schmuckkästchen, öffnete es behutsam, und sah den Inhalt lange an, bis eine Fluth von Thränen ihren Augen entstürzte. Brigitte blickte über ihre Schulter; neben manchem blitzenden Stein lag eine verwelkte gelbliche Rose, sorgsam in Seide gehüllt.

„Brigitte!“ sagte Sigismunda, „ich will nun mein ganzes Unglück wissen. Der Graf von Holland ist todt, und ich fürchte, auch Clermont! Doch, was frage ich noch! ach, ich weiß es ja nur zu gewiß.“ —

„Beide todt! erwiederte das Mädchen. „O der junge Held hätte besseren Lohn verdient für so viel Liebe. Hier, diesen Handschuh, den Ihr ihm gabt, brachte sein Arzt, am Morgen, nachdem er gestorben war, nebst tau-

send Grüßen. Nehmet ihn hin, — er ängstigte mich, seit ich ihn besaß, aber ich mochte nicht reden, bevor Ihr selbst mich auffordertet."

„Ich gab ihm kein Liebeszeichen," sagte Sigismunda, „er nahm den Handschuh, der mir der Hand entfiel. — Das soll mich nicht rechtfertigen; mein Leichtsinn, mein Uebermuth hat Beide gemordet! Sey die Strafe noch so hart, sie ist gerecht. — Nun noch eine Frage, Brigitte, hörtest du nichts von Herold von Hochstaden?"

„Er sendete Euch ein ewiges Lebewohl, indem er sein Vaterland verließ," antwortete das Mädchen. „Wohin er ging, weiß ich nicht; vielleicht zu den Ungläubigen, die er schon einmal bekämpfte. Sein Anblick zerriß mein Herz, ich mag ihn Euch nicht schildern!"

Sigismunda starrte mit gefaltenen Händen vor sich hin, und reichlicher Thränenthau überströmte die welke Rose. Ihr ganzes Glück war nun, wie diese Blume, verblüht. Sie rief sich die Stunde zurück, in welcher sie sie empfing, und ihr krankes Herz fand in den Worten der Landgräfin einen schwachen Hoffnungsschimmer. Was verwelkt ist, wird wieder blühen, sagte sie leise, und Liebe hat nicht Anfang noch Ende.

So verstrichen Wochen einsamen Grams, in welchen Sigismunde nicht zu bewegen war, das enge Gemach, wo sie wohnte, zu verlassen. Indessen kam ihr Bruder heim, und da er seine Schwester zärtlich liebte, auch lieber fröhliche als traurige Menschen um sich sah, ging ihm ihr Zustand sehr zu Herzen. Er urtheilte nicht unrichtig, daß der Aufenthalt auf der Ravensburg die Erinnerungen schärfen müsse, die sie verfolgten; was er von Brigitten hörte, verstärkte diese Meinung, und er glaubte eine Veränderung der Wohnung, einen Besuch auf dem Schlosse seiner Verlobten, am besten geeignet, die

Schatten aus Sigismundens Seele zu verwischen. Das Schloß lag in einer lachenden Gegend, seine Gärten waren kunstvoll erhalten, Jagdgewühl und Gastfreundschaft belebte die Einsamkeit, und die Fräulein waren Sigismundens liebste Gespielinnen. Aber er fand den heftigsten Widerstand, als er der traurigen Büßerin diesen Plan vorlegte. Anfangs weigerte sie sich nur, die Schwelle ihres Zimmers zu überschreiten, ohne einen Grund anzugeben; als der Graf in sie drang, fiel sie weinend an seine Brust, und beschwor ihn, sie zu lassen, wo allein Ruhe für sie wäre; denn seit sie auf der traurigen Fahrt, von Nordhausen hieher, zum Bewußtseyn erwacht sey, wären die Gestalten der Ermordeten an ihrer Seite sichtbar gewesen, sie habe schaudernd die Augen verhüllt, aber jeder Blick, den sie zagend gewagt, sey auf die wohlbekannten Züge des armen Clermont, oder des zornigen Holland gefallen. Kein Zimmer in der Burg, wohin nicht diese Erscheinungen ihr gefolgt wären, kein Plätzchen zur Ruhe im Schlafe, bis ihr wankender Fuß sie in dies Gemach getragen habe, wo der Schrecken nicht mit ihr eingetreten sey. Und darum, fuhr sie fort, soll mich nichts von hier verlocken, denn hier hat das Entsetzliche keine Macht! —

Es lag nicht im Geist jener Zeit, oder es würde ein Frevel gewesen seyn, die Möglichkeit des Erzählten zu leugnen, aber je mehr sich Ravensbergs Haar emporsträubte, wenn er sie zugab, je sehnlicher wünschte er, die Gewalt der Zerstreuungen, die sonst so viel über Sigismunden vermochten, möchten das Außerordentliche in ein bloßes Hirngespinnst verwandeln. Deswegen bestand er, mit mehr als gewöhnlicher Hartnäckigkeit, auf seinem Willen, und das arme Mädchen hatte keine Waffen als Thränen; ja sie ergab sich endlich in ihr Geschick, in der Ueberzeugung, der Engel der Rache treibe die Unwürdige

aus dem Raume, welchen die Spuren einer Heiligen geweiht hatten! — Man trat also die Reise an, doch kaum sah sich Sigismunda außer den schützenden Wänden, als sie von Neuem jenes räthselhafte Entsetzen zeigte, welches Brigitte früher an ihr bemerkt hatte. Sie schauderte, wenn ihr Auge sich zur Seite wandte, und wagte bald nicht mehr, die Blicke vom Boden zu erheben. Das Schmuckkästchen war in ihren Händen, für nichts weiter hatte sie Sorge getragen; Brigitte und Einer der Reisigen, welche sie geleiteten, sahen, wie sie es zuweilen öffnete, und im Anschaun des Inhalts sichtbar ruhiger ward; denn sie wähnte, nicht ganz von Hochstaden getrennt zu seyn, so lange sie die Rose bewahrte.

„Was mag darin seyn?" fragte der alte Knecht das Mädchen, während sie langsam hinter ihr her ritten.

„Diamanten genug," entgegnete jene, „an denen sonst ihr Herz hing; jetzt achtet sie sie nicht mehr, als Ihr und ich den Staub zu unsern Füßen. Aber eine Rose liegt dabei, die Wunderkräfte haben muß, wenn ich die Wirkung bedenke, die sie bei ihr hervorbringt. Doch ist es nur eine gemeine Rose, — ich stand nicht fern, als die Landgräfin Elisabeth sie pflückte, und dem Fräulein verehrte."

„Habt Ihr nie gehört, wie die fromme Fürstin schon auf der Wartburg die Nahrungsmittel, die sie heimlich trug, in Blumen verwandelte, und wiederum die Blumen in Speise? Sie führt jetzt zu Marburg das Leben einer Heiligen, und wenn ihr Geschenk seltne Kräfte hat, mag das nicht das größte ihrer Wunder seyn?" sagte der Kriegsmann.

Sigismunda achtete weder auf diese Unterhandlungen ihrer Dienerschaft, noch auf den Weg, den sie zogen. An dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, zeigte sie die qualvollste Unruhe, floh von den Zerstreuungen,

in die man sie verflechten wollte, in die Einsamkeit, und aus der Einsamkeit mit namenloser Angst zu den Menschen. Sie wanderte in der Nacht durch Zimmer und Gallerien, kein Schlaf schloß ihr Auge, ihre Haare hingen schmucklos um das blasse Gesicht, ihre Kleidung war ohne Sorgfalt angelegt, aber das kleine, schwarze Kästchen hing an schwerer goldner Kette um ihren Nacken, und sie ließ es weder Tag noch Nacht von sich. Nur drei Tage war sie indessen unter der Pflege ihrer Gespielinnen gewesen, als sie eines Abends Brigitten fragte, ob sie ihr treu genug gewesen sey, eine Wallfahrt mit ihr anzutreten, von welcher sie Ruhe hoffe. „Ich habe große Sehnsucht nach der Landgräfin Elisabeth,“ fuhr sie fort, „und denke, meine Strafe wird bei ihr enden. Willst du mich in Pilgerkleidern nach Marburg begleiten?“

„Heilige Jungfrau, wie dürfte ich das!“ erwiederte das Mädchen. „Der Graf, Euer Bruder, hat mir geboten, ihm jeden Schritt, den Ihr thut, zu berichten. Wartet, bis er kommt, er wird Euch mit reisigem Zuge geleiten lassen, so Ihr nicht anders wollt.“

„Nicht olso,“ sagte Sigismunda, „als Pilgerin muß ich erscheinen, meine Füße müssen mich hintragen; bleibe denn, wenn dich mein Jammer nicht rührt, aber verbirg mein Geheimniß. Ich werde nicht unbegleitet gehen,“ setzte sie zitternd hinzu, „doch deine Nähe würde mir wohlthun. Kann Lohn dich reizen, so nimm diesen Stein, du hast ihn oft in meine Locken geflochten, nimm ihn, er wird dein Glück machen.“

Brigitte nahm den blitzenden Stein, und versprach alles, was das Fräulein begehrte. In rauhe Pilgerkleider gehüllt traten sie die Reise an, ehe die Bewohner des Schlosses erwacht waren. Sigismundens angstvolle Hast mehrte sich mit jeder Meile, es trieb sie ohne Ru-

he vorwärts, obleich ein Fieber in ihren Adern brannte, und sie den ungewohnten Anstrengungen fast erlag. In der letzten Herberge vor Marburg kam sie bis zum Tode erschöpft an. Brigitte bereitete ihr ein Lager und einen kühlenden Trank, und setzte sich zu ihr, ängstlich bemüht, sie zu einer kurzen Ruhe zu vermögen, während die Leidende, mit dem festen Willen der Verzweiflung, den kleinen Rest des Weges zurückzulegen begehrte. Das Gemach, welches man ihnen gegeben hatte, war geräumig, aber finster; in den düstern Winkeln, die das niedrige Dach bildete, lagen mancherlei Geräthschaften aufgethürmt, und bildeten seltsame Schatten; das schwache Licht der eisernen Lampe in der Mitte, vermochte nicht, sich bis dahin zu verbreiten, und ein leises Seufzen schien zuweilen dicht an Brigittens Ohr vorüber zu ziehen. Abergläubiger Schrecken bemächtigte sich des furchtsamen Mädchens, sie zitterte, und rückte näher an ihre Dame, die mit geschlossenen Augen lag; sie bereute schmerzlich, ihr gefolgt zu seyn, selbst der Diamant, den sie in eine Falte ihres Kleides eingenäht hatte, und den sie jetzt zu ihrem Troste durch seine Hülle fühlte, konnte ihr für so schreckliche Augenblicke keinen Ersatz geben. Da erhob Sigismunda ihre blasse, matte Gestalt, ihre Augen sahen mit Entsetzen starr in die leere Finsterniß, und ihre Hand faßte Brigittens Hand. „Wir müssen fort! rief sie aus, „so nahe waren sie mir noch nie! Siehst du sie auch, Brigitte?“

„Ich sehe nichts, aber ich bin halb todt vor Angst,“ sagte das Mädchen. „Heilige Jungfrau beschütze mich, wenn ich es sehe, bin ich des Todes!“ —

„Clermont und Holland!“ fuhr Sigismunda fort, „die Beiden, die alle meine Schritte begleiten. Dort, — dort! Siehst du sie? — Glückliche, du siehst sie nicht,

du hast sie nicht getödtet. — O verlaßt mich, verschwindet nur auf Stunden, nur auf Augenblicke!"

Kalter Schauer goß sich durch Brigittens Gebein, sie zog ihre Rechte aus Sigismundens Hand, und rückte weit von dem Lager. Ohne Mitleid sah sie, wie die Arme zurückfiel, und ein Schlaf, der mehr Ohnmacht als Ruhe war, nach und nach auf sie herabsank. Das einsame Mädchen ergriff den Rosenkranz, ihre bebenden Händen rollten die Kügelchen, ihre Lippen murmelten ein Gebeth, das jedoch die Furcht nicht bezwang. Das leise Stöhnen in ihrer Nähe begann wieder, und setzte ihre Einbildungskraft in Flammen, sie glaubte nun selbst, hinter einer Säule, die dem Dache zur Stütze diente, Sigismundens furchtbare Verfolger lauschen zu sehen; es schien ihr mehr als menschliches Beginnen, bei einer Gebieterin auszuharren, die von solchen Schrecknissen umlagert war. Leise stahl sie sich zur Thüre hinaus, schlich, ohne umzuschauen, die Treppe herunter, und trat in die erleuchtete Gaststube. Hier, von dem lärmenden Geschrei zechender Männer empfangen, gesellte sie sich zu der Wirthin hinter den Herd, ihre Blicke an den Bildern regen Lebens weidend, die alle Furcht verbannten, und, nachdem versteckte Fragen sie belehrt hatten, wie neben Sigismundens Kammer ein kranker Knabe liege, der jeden Tag von der Landgräfin, oder einer ihrer Frauen besucht werde, erklärte sie sich die Klagetöne genugsam, um wieder zu einiger Ruhe zu gelangen. Die Gegenwart der Menschen, das helle Licht, das Gespräch mit der geschwätzigen Wirthin, gaben dem Schlage ihres Herzens in kurzem seinen gemäßigten Takt wieder, sie fieng an, die Ermüdung einer langen Tagreise zu fühlen, das Gelächter der Trinkenden scholl verworrener in ihr Ohr, sie lehnte den Kopf an die Wand, und entschlief. — Als Brigitte erwachte, war es fast Morgen, die nächtlichen

Bilder waren weggewischt, und sie erinnerte sich ihrer Pflicht gegen die verlaßne Sigismunda. Eilig zu ihr zurückkehrend, tritt sie in das Gemach, schleicht ans Lager, und findet es leer, — ihr Geschrei erweckt das Haus, man sucht nahe und entfernter, ohne die Verlorne zu finden. So verfließt der Morgen, um Mittag tritt Brigitte den Weg nach Marburg an, um in der Wohnung der Landgräfin nach ihrem Fräulein zu forschen. Eine alte ehrwürdige Frau nimmt sie gütig auf, aber von der Verschwundenen findet sich keine Spur.

Jetzt wandte Brigitte alles an, den lauten Vorwurf ihres Gewissens zu betäuben; in diesem Bemühen ging der letzte Schatten von Treue für ihre Herrin unter. Sie vergrößerte ihr Vergehen, zweifelte, daß ihr jemals wieder Ruhe geworden wäre, und fand nichts glücklicher für sie, als wenn der Bach neben der Herberge — wie die Wirthin andeutete — in der Dunkelheit ihr Grab geworden wäre. Mit solchen Gedanken ließ sie die Stadt eilig hinter sich, fest entschlossen, die Ravensburg nicht wieder zu sehen, und einen Theil ihres Reichthums zu Seelmessen für das Fräulein anzuwenden.

An demselben Tage erwartete Gisela einen lieben Besuch, die Kinder der Landgräfin. Sie beobachtete ihre Fürstin mit dem Auge der Liebe, es konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß die Uebung fast übermenschlicher Strenge gegen sich selbst, ihr Leben bedrohte. Elisabeths Nächte vergingen jetzt meist ohne Schlaf, in anhaltenden Gebethen, die Tage widmete sie den Kranken, ohne Ansteckung, Ermüdung, und eigne Schwäche zu scheuen. Ihr Gesicht ward mit jeder Woche blässer, ihre Gestalt feiner, ihre Stimme leiser, aber eine stille Heiterkeit schimmerte in den Augen, und verbreitete sich über alle ihre Züge, wenn der Schlaf sie in ihrem Lehnstuhl beschlich.

Gisela ließ dann die Spindel in den Schooß sinken, faltete die Hände, und sah sie mit Ahnung an: sie werde sie nun nicht lange mehr sehen. Sie kämpfte immer mit dem Wunsche, das sinkende Leben aufzurichten; ihre tiefe Gottesfurcht entbehrte jenen hohen schwärmerischen Schwung, der Elisabeth auf seinen Flügeln zum Himmelſ trug, sie konnte noch über Erdenschmerzen weinen, und weinte heiße Thränen über die hinwelkende Jugend ihrer Frau. Deshalb hatte sie vor einiger Zeit eine Botschaft an Elisabeths Vater, den König von Ungarn abgesandt, um ihm das harte Leben seiner Tochter zu schildern, und deshalb ergingen ihre Bitten an die Aebtissin von Kitzingen, und den Bischof von Bamberg, der frommen Mutter ihre Kinder zuzusenden, damit einmal eine Freude in ihr düsteres Daseyn herein scheinen möge. Wie sie nun den Tag der Ankunft wußte, und die Landgräfin früh aus ihrem Gemach trat, küßte Gisela ihre Hand, und berichtete schüchtern, was sie gethan hatte, und wie heute noch, der Prinz und die jungen Fräulein das Haus beleben würden. Elisabeth lächelte ihr gütig zu, und schien keinen ihrer gewöhnlichen Zweifel zu hegen, ja sie äußerte, es werde ihr wohl jetzt vergönnt seyn, sich an dem Anblick ihrer Kinder zu laben, der zarPflanzen, deren eine vielleicht früh im Garten Gottes blühen werde. —

Wie immer ging sie dann in das Hospital, und die Mittagszeit war längst vorüber, als sie zu ihrem ärmlichen Mahl, und ihrer rauhen Spinnerei zurückkehrte. Der Tag war ungewöhnlich heiß, die ermattete Natur forderte einen Zoll von dem hochgesinnten angespannten Geiste. Elisabeths Hände ließen den Faden los, ihr Auge schloß sich, ohne daß sie den Uebergang vom Wachen zum Schlummer wahrnahm. Ihre alte Dienerin freute sich der süßen Ruhe, mied jedes Geräusch, und schlich auf

den Zehen zum Fenster, die Lichtstreifen zu bedecken, die die niedersinkende Sonne hereinschickte. Als aber ein halbes Stündchen verstrichen war, nahm sie behutsam Schleier und Mantel, nebst einem Kästchen mit Kräutern, denn sie wollte den kranken Knaben in der Küche besuchen, und gern bald zurück seyn, da die jungen Herrschaften jeden Augenblick kommen konnten.

„Geh nicht ohne mich, Gisela," sagte die Landgräfin, sich ermunternd, „ich soll unverzüglich den Weg antreten, und bin bereit."

„Bleibet heute daheim," bat die alte Frau. „Ihr seyd sehr erschöpft, und ich verstehe, den wunden Fuß zu behandeln. Ehe die Dämmerung einbricht, bin ich wieder hier, indessen genießt Ihr einmal eine Freude, denn Eure Kinder können nicht lange mehr säumen."

„Gott verhüte, daß ich deßhalb bliebe," rief Elisabeth. „Wenn meiner Augen Lust, und meines Herzens Verlangen die bessere Stimme zum Schweigen brächte, wäre mein Ewiges in Gefahr! ich soll mit dir hinausgehen, ich soll den Weg durch den dichtesten Wald nehmen, und an der alten Eiche, bei dem Marienbilde, beten. Der es geboten hat, hat mich noch immer gut geführt." —

Gisela widersprach nicht länger, sie gingen eilig die Straße hinab, in die freie, herrlich beleuchtete Landschaft. Ein Wald, dessen Stämme nun längst gefallen sind, Staub, wie die Menschen, die sich seines Schattens freuten, nahm sie unfern der Stadt in seine Dunkelheit auf. Elisabeth schritt rüstig in einen dicht verwachsenen Weg, bis zu dem Baume, unter dessen weit schattenden Aesten ein steinernes Muttergottesbild stand, der Ort, den sie zu ihrer Andacht gewählt hatte. Sie betete lange und inbrünstig, auch Gisela hatte sich niedergeworfen; als sie wieder aufschauten, war das Bild — vorher düster und

grau — von einem hellen Blick der glühenden Sonne erleuchtet. Erhoben von diesem Gnadenzeichen, richtete die Landgräfin sich auf, weiter zu gehen, siehe, da lag im niedern Gebüsch, wenige Schritte von dem Steinbilde, ein weiblicher Körper, dem Anscheine nach ohne Leben. Während die frommen Frauen Hand anlegten, vielleicht einige Hülfe zu gewähren, warf Elisabeth einen dankenden Blick gen Himmel, den Gisela wohl verstand, denn es wollte ihr oft dünken, als führe eine höhere Hand die anspruchlose Dulderin gewöhnlich dahin, wo ein gutes Werk, eine fromme Pflicht sie erwartete. Auch fand sich, nachdem sie die Leblose näher betrachtet hatten, ein schwacher Pulsschlag, so schwach und unterbrochen, daß die Landgräfin zitterte, ihn im nächsten Augenblick still stehen zu sehn.

„Warum habe ich doch nichts zur Stärkung!“ rief sie aus. „Der sterbliche Verstand ist zu dunkel, die Weisungen der höchsten Güte zu verstehen. Laß uns mit deinen Salben ihre Schläfe reiben, ob vielleicht das Leben erwacht. Ein Tropfen Wasser würde mehr thun, doch hier ist ringsum kein Quell; denn das Gras zu unsern Füßen schmachtet nach Labung in der Dürre.“

Gisela wandte indessen ihre Mittel vergebens an, und that den Vorschlag, nach der Herberge zu eilen, um Hülfe zu schaffen. Elisabeth gab ihr Beifall. „Gott gebe deinen Füßen Flügel,“ sagte sie, „denn ich fürchte, ihre Lampe erlischt, ehe du wiederkehrst. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, so sah ich diese geschlossenen Augen einstmals heiter glänzen, und das blasse Gesicht von Jugendlust schimmern. O, wie ist alles ein Hauch und ein Rauch auf der neblichen Erde!“

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 14tes Stück.

Die heilige Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Gisela war während dieser Bemerkung schon hinweg geeilt, die Landgräfin blieb allein bei der unglücklichen Sigismunda. Sie hielt in ihren Armen das sterbende Haupt, dessen Züge sich mehr und mehr verdüsterten, und in dem abendlichen Schatten des Waldes immer starrer und lebloser schienen. Minuten wurden der einsamen Fürstin zu Stunden, sie stand mehr als einmal auf, an einer lichteren Stelle, ihren Helfern entgegen zu blicken, doch diese konnten noch nicht kommen. — Vater! sagte sie leise, es muß Dein Wille seyn, daß dies junge Leben ohne geistlichen Trost scheidet! Ein wenig Wasser könnte sie beleben, ein Tröpfchen aus der Fülle Deines Vorraths, wenn es die Adern dieser kargen Erde durchbräche! —

Ein Geräusch traf ihr Ohr, sie wähnte die Schritte der Kommenden zu hören, sie drang tiefer ins Gebüsch, bis ein großer Vogel vor ihr aufflatterte; er war es gewesen, der sie verlockt hatte. Aber wie sie nun die Augen von der Eiche, auf welcher er sich wiegte, niedersenkte, ward sie ein frisches Brünnlein gewahr, das sie hier

noch nimmer gesehen hatte. Es trägt noch jetzt ihren Namen, und seine Entdeckung ist eins der vielen Wunder, denen sie ihre Heiligsprechung dankt.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, beschloß die Landgräfin das schwere Beginnen, den starren Körper Sigismundens zu der Quelle zu tragen. Es waren nur wenig Schritte, doch blieb es ein Riesenwerk, der starke Wille mußte hier allein die Kraft geben. Als es vollbracht war, schien es vergebens, und der Tod Sieger über das kämpfende Leben zu seyn. Elisabeth flößte den dürren Lippen die klaren Perlen des Quells ein, und wusch unter heißen Gebethen die geschlossenen Augen. Sie hob den Blick zum Himmel, Thränen mischten sich mit kühler Fluth. Herr, mein Gott! seufzte sie, mit den Worten des Propheten: laß die Seele dieses Kindes wieder zu ihm kommen! Und immer wiederholend bot sie Sigismunden den stärkenden Trank, und die Lippen der Ohnmächtigen regten sich, ihn einzusaugen, ihr Herz fing wieder an, zu schlagen, und der stockende Puls hob sich unter den prüfenden Fingern der heilkundigen Fürstin. Wie Gisela mehr Hülfe brachte, verstärkte sich die Hoffnung; zwei Männer, die mit ihr kamen, trugen Sigismunden nach Marburg ins Hospital, und die Landgräfin durchwachte die Nacht an ihrem Bette, nachdem sie ihren Kindern nur einen Augenblick geschenkt hatte.

Lange schwebte Sigismunda zwischen Tod und Leben, sie zeigte kein Bewußtseyn, aber die namenlose Unruhe, die sie in jener Nacht aus der Herbe getrieben hatte, war von ihr gewichen. Still lag sie in den Banden der Krankheit, wie eine verwelkte Blume, die ihre Schönheit der Luft und der Erde wieder gibt, ohne es zu fühlen. Endlich wich das zerstörende Fieber, der Nebel wich von ihren Sinnen, sie sah sich zuerst mit Bewußseyn in dem kleinen gewölbten Zimmer um, wo sie

lag. Sie sind nicht mehr bei mir, flüsterte sie — sie sind verschwunden! Heilige Ursula, habe Dank, ich bin wieder allein!

„Ihr seyd nicht allein,“ sagte Gisela, „schaut zur Seite, Ihr werdet eine wohlbekannte Gestalt sehen.“ Sigismundens Blick fiel jetzt auf die Landgräfin, sie hob die Hände hoch empor, und schmiegte sich an das rauhe Gewand der hohen Frau, als wolle sie sie nicht wieder lassen. Von nun an wandte sich ihre Seele mit unaussprechlicher Liebe ihrer Retterin zu; — mit dem festen Glauben, die Nähe der Heiligen habe jene irrenden Geister gebannt, vermählte sich die Sehnsucht, in ihren Schooß das Bekenntniß ihres Leichtsinns, ihrer Schuld, niederzulegen. Ehe sie daher die kleine Zelle verlassen konnte, empfieng Elisabeth ihre Beichte, und die Reine sprach ein mildes Urtheil aus, so fremd ihr immer das Vergehen seyn mochte. Sie ermuthigte Sigismunden, indem sie sie glücklich pries, aus den Armen der Weltlust, in den Hafen des Unglücks gerettet, und durch eine große Schuld niedergebeugt zu seyn. Eben so mild willigte sie in die Bitte des Fräuleins, ungetrennt in ihrer Nähe bleiben, alle ihre frühern Verbindungen vergessen zu dürfen, als wäre sie wirklich in jenem Walde einsam gestorben. Aber für die Liebe, die noch laut und schmerzlich in ihrer Brust lebte, hatte Elisabeth keinen Trost. Sie kannte nur Entsagung, Verleugnung, die Hoffnung war für sie nur jenseits des Grabes heimisch, und der Verlust ein Triumph des Ewigen. Die Thränen, die dem verlornen Glücke galten, mußte die Arme einsam weinen, und sie flossen reichlicher, seit sie, von jenen Schrecknissen befreit, die liebe Gestalt ihres Jugendfreundes wieder in ihrer Seele fand,

Sigismunda legte nun ein Kleid an, wie die Landgräfin und Gisela es trugen, und begleitete Beide auf

ihren wohlthätigen Wegen. Aber Schauer und Entsetzen machten der üppig erzogenen Jungfrau die Wartung der Kranken zur schweren Büßung, während Gewohnheit Giselas Muth stärkte, und Elisabeth sich mit begeisterter Freude den härtesten Mühen unterzog. — „Was entsetzt Euch?“ fragte sie lächelnd, wenn Sigismundens Gesicht Mitleid und Angst zeigte, „der Aussatz und die Krankheit des Körpers ist nichts, eine kranke Seele verunziert die schönste Hülle. Wohl den Elenden, sie werden überschwenglich getröstet werden.“ — Gisela trat dann unbemerkt hinzu, nahm Sigismunden mitleidig die Pflege der schwersten Kranken ab, und wies sie zu den leichter Befallenen, oder Genesenden. Sie suchte mit mütterlicher Freundlichkeit den Schmerz und die finstere Buße des armen Mädchens zu lindern, wohl erkennend: daß hier ein Kampf, mit menschlichem Wunsch nach Wohlseyn, statt fand, der Elisabeths Weg zum Himmel nicht aufhielt. Sie brachte die Kinder in des Fräuleins unmittelbare Aufsicht, um durch ihre unschuldige Fröhlichkeit ihr Herz zu trösten, und wußte nach und nach ihren Mund zu öffnen, daß die Freuden und Leiden der Vergangenheit aus dem Dunkel hervorgingen. So stand Sigismunda zwischen zwei Engeln, deren Einer zum Himmel wies, während der Andere die rauhe Erdenbahn mit milder Hand ebnete. Ihre Seele gewann einen Theil ihres Friedens wieder, ja einen Frieden, den sie früher nicht gekannt hatte, aber, es würde unnatürlich seyn, zu glauben, daß keine Sehnsucht nach verlornem Liebesglück, kein Rückblick auf den glanzvollen Stunden, die dahin waren, ihn getrübt hätte. Wenn sie das Kästchen aufthat, in welchem die Rose lag, fiel wohl auch ihr Auge auf die Steine, mit welchen sie sich einst schmückte, und ein Seufzer entfloh ihrer Brust, wenn der kleine

stählerne Spiegel im Deckel ihr das Bild zeigte, das sonst von manchem Liede gepriesen ward, dessen Schönheit auf manchem Turnier zum Wettkampf begeisterte. Jetzt kannte sie es selbst nicht mehr. Die blonden Locken waren verschwunden, und das Feuer der Augen ausgelöscht, kein Roth schmückte das blasse gramvolle Gesicht, der lachende Zug des Mundes hatte einem schmerzlichen Platz gemacht. Sie bedeckte die Augen und weinte, und schalt sich ob der Thränen, weil sie dem Vergänglichen flossen. Aber öfter sah sie nur die Rose an, dachte der Stunde, wo sie im Herbergsgarten an Herolds Seite stand, und die Gewißheit wechselseitiger Liebe und Treue an die Blume knüpfte. So konnte sie unbeweglich vor dem Kästchen sitzen, sich grämen, sich anklagen, und eine Hoffnung nähren, deren Quelle sie nicht kannte.

„Wirst Du immer weinen, Sigismunda?" sagte die Landgräfin eines Tages, als sie sie so fand. „Kennt Ihr die Rose, edle Frau?" erwiederte Sigismunda, „ich nahm sie einstmals aus Eurer Hand. Damals blüheten meine Hoffnungen wie sie, nun sind sie auf ewig hin. Was verwelkt ist, kann niemals wieder blühen!"

„Der Himmel zürnt nicht ewig," antwortete Elisabeth, „ist Dein Glaube so schwach? Wisse, selbst die Rose kann wieder erblühen, wenn ihr neues Leben eine zweifelnde Seele erheben soll. Nichts ist unmöglich, aber die Demuth heischt kein Wunder."

Der Tag war wie alle andern vergangen, am Abend begab sich die Landgräfin in ihr einsames Gemach, und Sigismunda brachte die Prinzessinnen zur Ruhe, während Gisela ein Gebet las. Die kleine Sophie schlief bald ein, Gertraud hingegen blieb ungewöhnlich lange wach, und sah mit ihren hellen Augen Sigismundens

Bewegungen zu, die sich entkleidete, und dann noch einen Blick in ihr Kästchen warf. — Ein Schauer der Wonne durchbebte sie, die Rose blühte in üppiger Pracht, ihre grünen Blätter, vorher trocken und zusammen geschmiegt, verhüllten die Diamanten.

„Gisela! unsere Frau ist eine Heilige!“ rief sie aus. „Vor ihr ist der Tod gewichen, und die Geister sind in ihr Grab zurückgekehrt; von ihrem Gebeth that sich die Erde auf, um Segen zu spenden; auf ihr Wort kleidet sich die verwelkte Blume in frischen Purpur. O, es gibt nichts mehr, was ich nicht hoffen möchte, seit ich dieses Wunder sah. Das Verlorne kann wieder erscheinen, und die Liebe hat weder Anfang noch Ende!“

Gisela betrachtete die Rose voll Erstaunen, Sigismunda wagte nicht, sie zu berühren. Sie genoß eines augenblicklichen Entzückens, das ihr die Lebhaftigkeit ihrer glücklichen Tage zurückbrachte, und der alten Frau eine schwache Ahnung von Zauber gab, den ihre Fröhlichkeit einst gehabt haben mußte. Es war schon tief in der Nacht, als Gisela einschlief, das Fräulein wachte noch, wie der Morgen graute, und schlief länger als gewöhnlich; deshalb übernahm ihre alte Freundin den Dienst bei den Prinzessinnen. Freundlich lächelnd sah Gertraud sie an, wie sie ihr die Haare in das schwarze Häubchen strich, und ein goldenes Kreuz, das letzte Stück des Anzugs, um den Hals band. „Höre Gisela,“ hob sie flüsternd an, „ich will Dir gestehen, daß ich gestern die rothe Rose, statt der verwelkten, in des armen Fräuleins Schmuckkästchen gelegt habe. Ich wollte nicht lügen, sondern alles gleich bekennen, wenn sie fragte, aber sie freut sich so sehr über das Wunder! Hast Du gesehen, wie glücklich sie aussehen kann? Ich denke, sie würde wieder sehr traurig werden, wenn sie wüßte, ein Kind hätte das Wunder gethan. — Muß ich es entdecken?“

Eine schwere Frage, mein Kind," antwortete die Alte. „Wahrheit geht über Alles, im Greises- und Kindesmunde. Doch wäre es vielleicht diesmal erlaubt, zu schweigen, denn hat Euer gutmüthiger Einfall so wohlthätig auf ein krankes Herz gewirkt, so ist das ja in Wahrheit ein Wunder. Seit sie bei uns ist, hat sie nicht so ruhig geschlafen." —

Sigismunda erwachte mit dem heitern Nachgefühl eines beglückenden Traums, den sie nicht zurückrufen konnte, aber seinen Einfluß genoß, wie man die linde Wärme eines schon erloschenen Feuers noch genießt, oder den Ton einer fernen Musik, die der Wind in geheimnißvollen Klängen mit sich hinführt. — Es war ihr heute Alles leichter, ihre Hand war noch sanfter als sonst, indem sie Wunden verband, ihre Stimme noch weicher, indem sie tröstete, und ihr Trost glaubenvoller. Zwar sank diese schöne Aufregung nach menschlicher Schwäche wieder, denn die Wärme des Feuers verglüht, und die Klänge wehen vorüber, doch ward sie gewahr, daß von dem reichen Schatz des Frohsinns, mit welchem die Natur sie begabte, noch einige Fünkchen in ihrer Seele schliefen, die uns das stille Leben aufopfernder Pflichterfüllung erhellten, während die Flamme, zu welcher sie früher gehörten, ihr Glück zerstört hatte. Liebe und Verehrung fesselte sie an die Landgräfin, kindliches Vertrauen an Gisela, sie selbst gewann die jungen Herzen der Kinder immer mehr, denn schon in der Ravensburg fanden diese Wohlgefallen an der Erscheinung des schönen freundlichen Mädchens, und hatten sie nimmer vergessen. Deswegen war der Abschied herbe, wie die Klosterboten von Kitzingen ankamen, die Fräulein zurückzuführen, und bald nachher auch der junge Hermann schied. Elisabeth, eifersüchtig auf jedes Gefühl, das von der Erde stammte, wollte sich nicht länger die Nähe der geliebten Kinder

vergönnen. Sie schloß sie, Eins nach dem Andern, an die Brust, und legte segnend die Hände auf ihre Scheitel, aber Hermann und Gertraud entließ sie freudiger als Sophien; sie zog diese noch einmal an sich, nachdem das Lebewohl schon ausgesprochen war, und aus ihrem klaren Auge fiel eine Thräne auf das goldene Haar des Kindes. „Jene werd' ich früher wiedersehen,“ sagte sie zu Gisela, „Sophie bleibt am längsten hier, in dem Thale des Todes und der Gefahr.“ —

An einem rauhen Wintertage stiegen zwei stattliche Herren, mit großem Gefolge, vor der Thür des vornehmsten Herberghauses ab, und nachdem sie einige Stunden, von dem Ritt in Wind und Schneegestöber, geruht hatten, begehrten sie einen Führer zu der Landgräfin. Es war der Eine ein freundlicher Greis, in schwarzem Sammet zierlich gekleidet, und mit Gnadenknetten reich geschmückt, der Andere ein junger Ritter, halb gerüstet mit Helm und Federbusch; kostbar gekleidete Diener hielten sich in einer kleinen Entfernung hinter Beiden. Wie sie durch die Stadt gingen, folgten ihnen die Augen der Bürger, wer ihnen begegnete zog Hut oder Mütze ehrerbietig ab, lauschte auch wohl von weitem, bis der Zug vor der einfachen Wohnung Elisabeths ankam. Die Züge des heitern Greises trübten sich indessen, je mehr er von den Umgebungen der Fürstin erkannte: die Schmucklosigkeit ihres Hauses, die Aermlichkeit des Geräths schien ihm weh zu thun, er blickte in dem leeren hohen Gemach, welches eine Dienerin ihm öffnete, finster umher, und fragte seinen Begleiter: ob es möglich sey, in solchen ärmlichen Wänden, bei solchem Mangel, eine Königstochter zu suchen! Nur diese wenigen Worte konnten sein Gefühl ausdrücken, denn hier durfte man nicht, wie an glänzenderen Höfen, lange im Vorzimmer harren, eine

Nebenthür ging auf, und Gisela begrüßte die Fremden, bescheiden nach ihren Namen forschend.

„Heilige Jungfrau! Graf Panyas, seyd Ihr es?“ rief sie freudig erstaunt. „O, Euer Angesicht bringt das Gedächtniß besserer Tage mit. Verzeiht, ich habe lange nicht vor Freude geweint.“

„Eure Botschaft, Frau von Tresbach! führt uns her,“ sagt der Graf. „König Andreas ladet seine Tochter durch unsern Mund ein, ins Vaterhaus zurückzukehren. — Ich erstaune, edle Frau, ob der unwürdigen Umgebung der Landgräfin; Ihr habt geglaubt, uns darauf vorzubreiten, aber wahrlich, nicht also habe ich mir es gedacht.“

„O, was Ihr seht ist nichts!“ antwortete Gisela mit ausbrechenden Thränen, „möchte sie in finsteren Mauern wohnen, den kleinsten Reiz der Kunst, allen Glanz ihres hohen Standes verschmähen; aber sie gräbt ihr Grab mit jeder Stunde tiefer, ich sehe sie der Erde entschweben, möchte sie halten, und möchte es auch nicht. Ihre Speise würde kaum ein Vögelein ernähren; wenn alle Creaturen der Schlaf erquickt, betet sie, und zwingt die hinfällige Natur zur Wachsamkeit. Sie selbst hat keine Sünden zu büßen, so büßt sie die Schuld der Unglücklichen, der aus dem Schooß der Kirche Verirrten; sie selbst gönnt sich keine Erholung, aber fremde Schmerzen erleichtert ihre zarte Hand, und weil der Geist übermenschlichen Willen hat, fühlt das Fleisch seine Schwäche nicht.“

„Es soll anders werden, Frau von Tresbach!“ sagte der Graf. „Alle Anstalten sind getroffen, wir geleiten Euch nach Ungarn, wo nichts ihre Frömmigkeit beunruhigen, aber Umgang und Gewohnheit ihre hochgespannte Einbildungskraft zur Erde niederziehen wird. Ich bin ein guter Christ, edle Frau, aber ich meine,

Gott will nicht, daß sein Geschöpf die unschuldigen Freuden dieser Welt verwerfe. Kann ich sie sehen?"

„Sie erwartet Euch," antwortete Gisela. „Ach, Graf, Ihr kennet sie nicht mehr. Sie war dreizehn Jahr alt, als Ihr sie zuletzt sahet. Damals brachtet Ihr die Geschenke und den Glückwunsch zu ihrer Vermählung! Damals glänzten die Zimmer der Wartburg, und ich schmückte die Königstochter zur Trauung. Geht hinein, und seht, was wenige Jahre gewandelt haben." —

Gisela öffnete die Thür, und die Gesandten traten über die Schwelle, während sie ihrer Gebieterin den Namen des Grafen nannte. Es war ein großes Zimmer, mit spitzigen schmalen Fenstern, an den Wänden zeigte sich dunkles Schnitzwerk, Bilder von Heiligen und Martyrern. Im Hintergrunde war ein Altar, dessen reicher Umhang von den strohgedeckten plumpen Stühlen und Tischen, deren sich die Bewohner bedienten, seltsam abstach. Zwei große Kerzen brannteu hier, ein schlichtes Marienbild erhellend, das winterliche Tageslicht stritt mit ihnen um die Herrschaft. In der Mitte des Gemachs saß Elisabeth bei ihrem Gespinnst. Ihr dunkles grobes Kleid war nach Art eines geistlichen Ordensgewandes geschnitten, um ihr Gesicht schloß sich eine Kappe von demselben Stoffe, wie ihr Kleid. Weiter entfernt in der Tiefe des Fensters, war Sigismunda am Webstuhl beschäftigt, ihr Anzug glich genau dem der Landgräfin. Als die Herren eintraten, stand Elisabeth auf, und ging ihnen mit Würde entgegen; hier, wo nichts Königliches war, ging ein Schimmer der Hoheit von ihr selbst aus, und adelte ihre geringe Umgebung. Graf Panyas nnd sein Begleiter wollten sich auf die Kniee niederlassen, sie wehrte ihnen sanft. —

„Beugt Eure Kniee nicht vor dem Staube," sagte sie, „mein theurer Landsmann! Eure ehrwürdigen Züge sind mir noch ganz gegenwärtig, wenn gleich Ihr mich nicht mehr erkennen mögt. Da ich in meinem dritten Jahre aus Ungarn schied, und sehr weinte, den Arm meiner Wärterin zu verlassen, nahmt Ihr mich auf den Euren, und tröstetet mich mit Liebkosungen und Geschenken, denn der arme Mensch wird durch die Sinne beherrscht, von der Wiege bis ins Grab. Dann sah ich Euch in Thüringen wieder, an dem Tage, der ein irdisches Band knüpfte, das sich droben zum himmlischen verklären wird. Auch Euer Begleiter ist mir nicht fremd, er steht vor mir, wie ein liebes Traumgesicht. Einst, als meine Seele allen Trost entbehrte, und eine öde Dürre, von der Gluth weltlicher Sorgen erzeugt, mich niederdrückte, sprach sein Mund von hohen christlichen Thaten, und göttlicher Begeisterung, und mein Herz ward frisch, wie ein Baum am Wasser gepflanzt, und am Bache gewurzelt."

„Wohl mir, gnädigste Frau! daß Ihr meiner noch gedenkt," antwortete der junge Ritter. „Ich war stolz darauf, von Eurem hohen Vater, dem Grafen meinem Ohm zugesellt zu werden, um Euch zu dienen. Ist dieses schöne Geschäft vollbracht, dann denke ich in den Orden der deutschen Ritter zu treten, und bei ihren rühmlichen mein Leben zu lassen."

„Gott segne diesen Entschluß," sagte Elisabeth. „Die Kämpfer des Herrn werden einst herrlich glänzen, der Lobgesang der erretteten Seelen wird ein Strom von Harmonien seyn, und jeder Tropfen vergossenen Blutes ein Licht in ihrer Krone! — Aber wir sind noch hier im Dunkel, wir dürfen den sehnenden Blick nicht zu jener Herrlichkeit wenden. Lieber Graf, was gebietet der König, mein theurer Vater!" —

„König Andreas befahl mir, Euch seinen väterlichen Gruß zu bringen,“ erwiederte Graf Panyas, „und sein Begehren, es möge Euch gefallen nach Ungarn zurückzukehren, sintemal das Thüringerland nun keine Bande mehr habe, Euch zu halten; Eure fürstlichen Kinder ausgenommen, die wir auf sein Geheiß eben so feierlich als Euch selbst einladen. Alles ist bereit, uns begleiten Reisige und Diener; Reisegeräth, dem hohen Range unsers Königs gemäß, wird in wenigen Tagen hier eintreffen. Genehmigt dann den Wunsch seiner Hoheit, Eures Herrn Vaters, und unsere demüthige Bitte, und bestimmt selbst Tag und Stunde, um Marburg zu verlassen.“

„Ich danke dem König, meinem lieben Vater, mit Thränen,“ sagte Elisabeth, ich „danke auch Euch Herr Graf, und Euch Herold von Hochstaden! Aber ich kann nicht mit Euch ziehen; hier will ich bleiben, und das himmlische Reich erwarten. Es winkt mir ein Zion, wo die Strahlen irdischer Liebe sich zu einem reinen Feuer sammeln werden, das nicht mehr vom Erdenstoffe genährt wird. Dort werden wir alle der Anschauung dessen genießen, was wir im Staube nur ahnen!“

Der Graf wollte Bitten und Vorstellungen erneuern, aber Elisabeth gebot ihm freundlich Stillschweigen; fragte dann viel nach ihrem Vater, und mit großer Huld nach Panyas Kindern und Enkeln. Wie die Herrn sich endlich beurlaubten, und um eine Abschiedsaudienz ansuchten, gewährte sie sie mild lächelnd, bestimmte die Stunde, und verhieß ein Andenken bereit zu halten, das den König an seine Tochter erinnern möge. Der alte Graf küßte stumm ihre Hand, Thränen rollten in seinen grauen Bart, Thränen sah er in Gisela's Augen. Er ging, ohne ein Wort über die verschwundene Hoffnung zu sprechen, an seines Begleiters Seite den Weg zurück,

nicht beachtend, wie auch in diesem vergangene Schmerzen erwacht waren.

Elisabeth hatte indessen die weinende Gisela umfaßt; sie sagte nichts, aber es war der alten Frau, als lese sie liebevollen Dank in ihren Augen, und Abbitte, daß sie ihr weh thun mußte. Sigismundens Kopf lag auf dem Webestuhl, was die Andern empfanden verglich sich nicht mit ihren Gefühlen. Sie hatte ihn wieder gesehen! Der größte Wunsch ihres Herzens war erfüllt. Um seinen Helm schlang sich noch das Band, das Zeichen der Liebe. Alles, was sie noch gehofft hatte, was das neue Erblühen ihrer Rose ihr deuten sollte, hatte das Schicksal gewährt. Ihn zu besitzen fühlte sie sich unwerth, die Hoffnungen auf Liebesglück mußte sie den Todten opfern, ein heiliges, wenn gleich unausgesprochenes Gelübde band sie, sich dem strengen Loose zu weihen, das sie jetzt mit Elisabeth theilte. Aber ein Stern schimmerte noch, an welchem das müdegeweinte Auge sehnend hing. Möchte er wissen, wie sehr er geliebt war! möchte er milder die Unglückliche richten, die sie selbst verdammte, möchte er sie, auf dem frommen Wege, den er gewählt hat, als eine reuige Todte betrauern!

O (Schluß folgt.)

Ein chinesisches Mittagsmahl.

Wie splendid und cermoniös es bei einem solchen zugehe, schildert ein reisender Engländer in folgenden Zügen:

Die Einladungen zu einem festlichen Mahle geschehen mehrere Tage vorher, und zwar schriftlich, in dreifacher Expedition.

Die erste Zuschrift wird auf einem großen Blatte rothen Papiers geschrieben, sorgfältig zusammen gelegt und gesiegelt, und wenigstens 8 Tage vor dem Fest-Mahle übersendet.

Die zweite, auf rosenfarbigem Papier, ist von kleinerer Dimension, und wird am Vorabend des Festes überschickt. Die dritte, auf grauem Papier, mit einem seidnen Bändchen umschlungen, erhalten die Gäste am Abend des Mahles selbst. Die Gesellschaft versammelt sich anfangs in einem großen Ansprachzimmer, welches die Neuangekommenen zu umkreisen gehalten sind, indem sie jedem bereits anwesenden Gaste nach Verhältniß seines Ranges oder Titels eine mehr oder minder ehrfurchtsvolle Verbeugung machen. Nach dieser Ceremonie ist es erlaubt, sich zu setzen, und mit leiser Stimme einige Worte an seinen Nachbarn zu richten. Uebrigens beobachtet die ganze Gesellschaft in der Regel das tiefste Stillschweigen. Zur angezeigten Stunde begeben sich alle Gäste in den Speisesaal, wo nun der Herr vom Hause sein Talent und seinen Luxus zu entwickeln hat. Jeder Gast soll in der Regel seinen eigenen Tisch haben, dessen Platz seinem Stande und Range entsprechen muß, was allein schon von Seiten des Wirthes ein besonderes Studium erfordert. Wenn jedoch sein Vermögen, oder die Dimension des Speisesaals dieses nicht erlauben, muß er wenigstens bedacht seyn, die Gäste gehörig zu assortiren; wobei aber, nach der Etiquette, nie mehr als drei Personen an den nämlichen Tisch gesetzt werden dürfen.

Bei der — den Chinesen eigenen Empfindlichkeit, und den fast unmerklichen Schattirungen, welche tausenderlei Abstufungen in der geselligen Hierarchie des himmlischen Reiches bilden, ist es beinahe unmöglich, hie und da nicht anzustoßen, weßhalb auch die Sorgen des

Wirthes sich nach Verhältniß der Umstände oft sehr komplizieren. Man muß ein Chinese seyn, um sich über alle Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen, denen bei ähnlichen Gelegenheiten, in Peking oder Canton, der Herr des Hauses ausgesetzt ist. — Erst dann fühlt er sich wieder im Stande, frei zu athmen, wenn endlich nach vielen Verbeugungen, unzähligen Komplimenten und andern wechselseitigen Entschuldigungen, Jedermann Platz genommen hat, und die homogenen Theile der Gesellschaft vereinigt sind. Gleich darauf rückt ein Phalanx von Dienern an, deren zahlreiche Menge zur unumgänglichen Bedingung eines solchen Festmahles gehört, weil alle Tische zugleich servirt werden müssen. Sie stellen jedem Gaste eine Tasse warmer Mandelmilch vor, was den Appetit reizen soll, wie dieses in Polen durch ein Glas Kirschenwasser oder Wermuthliquer bezweckt wird. Hierauf folgen gewöhnlich die Speisen in drei verschiedenen Trachten:

Die erste besteht aus marinirten Fischen, kaltem Schinken, Lebern und Kröpfen von Geflügel, eingesalzenen Enten und Zuckerrohrwürmern, welche von den chinesischen Leckermäulern als etwas köstliches gepriesen werden. Sobald diese Speisen aufgetragen sind, erhebt sich der Herr vom Hause und trinkt die Gesundheit seiner Gäste, welche sich ihrerseits beeilen, den Toast in Corpore zu erwiedern. — Die Tische werdeu nicht, wie in Europa, mit Tischtüchern gedeckt, sondern sie sind mit doppelten Platten versehen, wovon die oberste jedesmal sammt allen Schüsseln abgetragen wird. Zwischen der ersten und zweiten Tracht werden eine Menge kleiner Beiessen (Entremets) servirt, welche die Gäste während des Spazierengehens im Saale genießen, und wobei sich eine Conversation anspinnt, welche meistens im Aufgeben und Errathen von Räthseln oder andern subtilen Fragen

besteht. Sobald aber der Cermonienmeister die zweite Tracht ankündigt, welche aus der berühmten Suppe von Vogelnestern besteht, setzt sich Alles wieder, und erwartet in stillem Entzücken den Augenblick, sich diese delikate Speise schmecken zu lassen. Es ist bekannt, daß die Nester, welche hiezu dienen, jene der Seeschwalbe, Salangane (hirundo esculanta) sind, deren innerer Theil aus einer sulzartigen Substanz besteht, welche zu einem flüssigen Schleime aufgelöst, und mit dem Zusatze von mehreren Gewürzen, dann dem Gelben von Tauben- und Brachvogel-Eiern, zubereitet wird. Um sich einen Begriff von der hohen Wichtigkeit zu machen, welche auf diese Speise gelegt wird, braucht man nur die ernste und feierliche Miene, womit die Bedienten diese kostbare Lust auftragen, so wie die voll süßer Begierde schielenden Blicke der Gäste wahrzunehmen, mit welchen sie das hochgepriesene Gerücht erwarten. Nur der Pinsel des Malers ist im Stande, das groteske und abwechselnde Spiel aller dieser Physiognomien getreulich wieder zu geben. Nach aufgehobener zweiter Tracht werden dem Hausherrn vielfältige Toaste gebracht, wobei seine Tugenden, sein Prachtaufwand, seine Gastfreundlichkeit in weitschweifigen Redensarten aufgezählt und herausgestrichen werden. Die dritte Tracht besteht in 5 oder 6 Schüsseln mit gedünsteten Fischen, gehackten Elephantenschweifen, gebratenen Vögeln und einer Menge Saucen. Mitten unter diesen Speisen erhebt sich eine dampfende Bowle mit Reiß, in Wasser gekocht und gewürzt, womit jeder Gast nach Belieben seine Speisen vermengt. Es wird überflüssig seyn, zu bemerken, daß die verschiedenartigsten Weine und Liqeure bei diesen Feierlichkeiten ebenfalls eine große Rolle spielen. Der Nachtisch besteht in Früchten, Gelee und Backwerk, und wird stehend eingenommen, bis der Thee servirt ist.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 15tes Stück.

Hulda von Rauhenstein.

Wie ist es so lustig auf Rauhenstein,
Da gibt es ein Rennen und Reiten,
Blüht oben ein rosiges Mägdelein,
Die möchte wohl mancher erbeuten;
Drum reiten hochadlige, stattliche Gäste
Im blinkenden Waffenschimmer zur Veste.

Sie blüht wie ein frischer hellrosiger Mai —
Mit züchtigem zartem Gemüthe;
Doch bliebe das Mägdlein noch gerne frei,
Daß Keiner als Herr ihr gebiete.
Möcht frei wie die Wolken auf luftigen Höhen,
Wie Wellen im Thale sich lustig ergehen.

„Ihr Herren und Ritter! ach, laßt das Frein,
Bin viel zu jung noch an Jahren,
Ihr würdet übel berathen seyn,
Bin noch in wenig erfahren,
Weiß wenig von Pflichten der Hausfrau zur Stunde,
Euch ginge Hof und Gesinde zu Grunde.

„„Du liebliche Rose von Rauhenstein!
Und wenn du verstehst nur das Minnen,
So werden wir trefflich berathen seyn,
In Hof und Haus und innen.
Drum forsche und prüf' unsre Treue,
Daß Einem dein liebendes Herz sich weihe!““

„Ich fühl' mich im Herzen gar tief geehrt,
Daß Solche zum Weibe mich bitten —
Und dünkt, ihr Herrn! mir alle gleich werth,
Durch Kraft und adlige Sitten;
Doch kann ich nur Einem das Herz wohl schenken,
Und möchte keinen der Herrn doch kränken!"

„Drum, wer aus dem heiligen Morgenland
Mir bringet die köstlichste Gabe,
Dem reich' ich dann frei die Hand,
Dem sey auch zu eigen mein Habe."
Und freudig ziehen die Ritter von hinnen
Glaubt jeder, das liebliche Kind zu gewinnen.

Und eh' noch ein volles Jahr entflohen,
Da nahen die Ritter der Veste;
Wohl auf den süßem innigen Lohn
Hofft jeder der stattlichen Gäste.
Das Fräulein empfängt sie mit züchtigem Neigen,
Und Einer der Ritter bricht das Schweigen.

„Du liebliche Rose von Rauhenstein!
Du wirst mir wohl gewogen,
Ich bring einen Demant von hellstem Schein
Mit farbigem Regenbogen."
Den reicht er ihr dar mit stolzem Gesichte,
Und läßt ihn schielen im Sonnenlichte.

„Ei, edler Ritter! ihr vergleicht
Demanten oft meine Augen;
Die glänzen ja im schönsten Licht,
Was soll mir der Eure nun taugen?
Und wollt ihr ein jugendlich Lieb euch gewinnen,
So müßt ihr auf bessere Gabe wohl sinnen."

Dem zweiten treten zehn Knappen vor
Mit goldenen Vasen und Krügen,
Und unter luftigen Rosenflor
Mag manches Schönere noch liegen.
„Hab goldnes Geschirr selbst eigen, Herr Ritter!
Mögt Andre gewinnen mit solchem Flitter!"

Da naht Herr Walter von Merkenstein
Der lieblichen Jungfrau bescheiden:

„Nicht bring ich euch Gold und funkelnden Schein,
Daran sich das Auge mag weiden;
Nur eine verwelkte, dunkle Blüthe,
Doch freundliche Labe dem Gemüthe!“

„Da, als ich zog durch's heilige Land,
Gelangt' ich zu einem Grabe,
Das wird das Rauhensteinergrab genannt,
Dort pflückt' ich die Blum' euch zur Gabe.“
Die Jungfrau empfängt sie mit dankbarem Herzen,
Sie weckt ihr im Busen verklungene Schmerzen.

Ihr brachtet das Beste aus heil'gem Gebiet,
Die Blüthe von Vaters Grabe;
Wer Wonne und Wehmuth bringt dem Gemüth,
Der bringt die köstlichste Gabe!
Und ist es euch Ernst mit dem Liebeswerben,
Treu will euch lieben bis zum Sterben!“

Wie ist es so lustig auf Rauhenstein,
Da giebt es ein Rennen und Reiten,
Musik ertönet, glänzt Fackelschein,
Es wimmelt von Hochzeitleuten.
Den Mirthenkranz im goldenen Haare
Führt Walter sein rosiges Lieb zum Altare.

L. A. Frankl.

Die heilige Elisabeth.

(Schluß.)

Der Abend kam heran, mit ihm die Stunde, wo die Gesandten wieder erscheinen sollten. Gisela empfing sie im Vorzimmer, wo ein einfacher Imbiß, und ein Abschiedstrunk ihrer wartete. „Wir werden sie also nicht mehr sehen!“ sagte Panyas ahnend.

„Sie wünscht Euch Heil und Segen,“ erwiederte Gisela, „es ist die Stunde ihres Gebets. Hier diese Reliquie sendet sie dem Könige, sie hat bis heut auf ihrer Brust geruht. Auch für euch empfing ich ein frommes

Andenken; Kostbarkeiten hat sie nicht zu spenden. Ach Graf Panyas, unsere Hoffnungen waren eitel."

„Bei der Hand meines Vaters, Frau Gisela," sagte der Graf, „ich habe die Hoffnungen vergessen, mit welchen ich kam. Wenn man sie sieht, kann man nicht für sie wünschen, wie für andere Menschen, sie hat meine Seele umgewandelt. Ich denke, liebe Frau von Tresbach, wir haben Unrecht, über die Bedürfnisse der Seelen nach unsern Gedanken zu urteln, und ich schäme mich, daß ich über diese kahlen Wände und armen Geräthschaften trauern konnte!" — „Solchen Eindruck macht ihre Erscheinung auf Jeglichen, der in ihre Nähe kommt," sagte Herold. „Ich werde nie die Stunde vergessen, wo ich sie in Ambrosius Zelle fand, noch ihre Andacht am Grabe des Gemahls. Als bald nachher ein Weh mich betraf, das mir fast zu groß schien, habe ich mich an ihrer Kraft aufgerichtet, an ihrer Ergebung erbaut. Aber ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, der Mann glaube nicht mehr zu vermögen als das schwache Weib. David überwand Goliath, und Elisabeth beherrschte den Schmerz, dem ich schier erlag." —

Sie sprachen noch mancherlei in traulicher Eintracht, die Dämmerung wuchs, da nahmen die Herren den letzten Abschied von Gisela. Unten an der Pforte hielt ein Knabe den jungen Ritter mit der Frage auf, ob er Herold von Hochstaden sey, und ihm in die Hospitalkirche folgen wolle, wo Jemand mit wichtiger Botschaft seiner harre. Herold bedachte sich nicht lange, er verließ seinen Begleiter, und schritt dem Knaben durch die Dämmerung nach, nicht ohne Verwunderung, was für ein Abentheuer ihm bevorstehen werde. An der Thür der Kirche verschwand sein Führer, er sah statt seiner eine weibliche Gestalt im düstern Ordenskleide, an der Säule einer Kapelle sitzen, sie mußte ihn beschieden haben, denn au-

ßer ihr und Ihm war Niemand in dem weiten Gewölbe. Die Dunkelheit des Orts, nur von dem letzten Schein des Tages erhellt, der durch die hohen Fenster hereinfiel, und von einer ewigen Lampe, die einem Heiligen zu Ehren in der Entfernung glimmte, verhinderte Herold, mehr als unbestimmte Umrisse von der Unbekannten zu sehen, er hielt sie für eine Nonne, und nahete ihr mit bescheidener Ehrfurcht.

„Seyd Ihr Herold von Hochstaden?“ fragte eine zitternde, ganz gedämpfte Stimme.

„Ich bin's, ehrwürdige Frau,“ antwortete er. — „So setzt Euch auf jenen Stein,“ fuhr die Nonne fort, „und hört mich an. Eine Stimme aus dem Grabe redet durch mich.“

Der Ritter setzte sich nieder, seine Seele fühlte ahnenden Schauer. Die Gräber unter seinen Füßen, die Bilderwerke umher, die düstern Schatten der Säulen, und das sterbende Schimmern des Lämpchens ergriffen ihn wunderbar.

„Ich bin eine Wärterin aus dem Hospital,“ sagte die Nonne. „Vor nicht gar langer Zeit brachte die Landgräfin, unsere Frau, eine sterbende Pilgerin in unsere Pflege, ich ward an ihr Lager gestellt. Herr! es war ehemals eine Blume gewesen, reich an Reizen durch Gottes Geschenk, jetzt von heißen Sonnenstrahlen gesengt, eine Beute des winterlichen Todes. Jugendlicher Uebermuth, Weltlust, Schmeichelei, ein Herz voll Eitelkeit, ein Meer von sinnlichen Freuden, drängend wie die Wellen im Ozean, siehe da die Sonnenstrahlen, die die Knospe verbrannten, ehe sie sich freudig entfalten konnte. Ein Verbrechen, ihretwillen begangen, ein schrecklicher Wechselmord riß den Schleier von ihren Augen. Sie war nicht unschuldig daran, aber man wähnte ihre Schuld noch größer. Der Mann, den sie liebte, verließ sie im

Zorn, und die Schatten der Gemordeten folgten ihr auf dem Wege zur Buße."

„Bei allen Heiligen, fromme Frau!" rief Herold aus, „sprecht Ihr von Sigismunden von Ravensberg? Ich beschwöre Euch, sagt mir schnell, was ich nicht fragen kann!"

„Senke Deine Augen nieder, Fremdling, Du siehst auf ihr Grab. Nacht umgibt uns, die Erde geht schlafen, die Mächte der Finsterniß erwachen! Wohin unser Fuß tritt, stört er den Schlummer eines Todten, wohin unser Blick eilt, begegnen ihm Spuren der Vergänglichkeit. Welche Zunge wäre kühn genug, hier falsches Zeugniß zu reden? — Deßhalb wirst Du mir glauben, wenn ich schwöre: Sigismunde ist Dir treu geblieben, bis sie die Welt verließ; was auch ihr Leichtsinn verbrach, sie hat Dich immer geliebt! So vollziehe ich ihr Vermächtniß, so erfüllt sich ihr letzter Wunsch; wie eine schwere Buße sie rein gewaschen hat von der Blutschuld, steht sie nun rein in Deinem Andenken, und Du darfst sie betrauern!" —

Die Nonne stand auf, Herold wollte sie zurückhalten. „Ich muß Euch verlassen," sagte sie, „Ihr hört das Glöcklein, das mich ruft, auch habe ich nichts mehr zu sagen. Gott sey mit Euch." — Sie ging langsamen Schrittes in den Hintergrund der Kirche, wo sie durch eine Thüre dem Nachschauenden verschwand. Herold blieb noch einige Minuten unbeweglich an demselben Platz, dann verließ er den heiligen Ort, und nach einer schlaflosen Nacht verließ er die Stadt, ehe der Morgen graute. Sigismunde schlief eben so wenig; der Gedanke, zum letztenmale seine Stimme gehört zu haben, vor ihm erschienen zu seyn, als die Abgesandte einer Todten, der Gedanke, für ihn und die Liebe nun todt zu seyn, verscheuchte die Ruhe. Was sie gethan hatte, vertraute sie

selbst Gisela nicht, und kein Auge sah ihren schmerzlichen Kampf! —

Still vergingen einige Wochen; da blieb die Landgräfin eines Morgens in ihrem Lehnstuhl, statt zu den Kranken zu gehen, und gab nur mit freundlichem Blick ihre Weisungen an Gisela und Sigismunda. Sie ließ die Arbeit, las in den Schriften des heiligen Augustin, und theilte ihren Gefährtinen daraus mit, so viel ihre schwache Stimme vermochte. Gisela sah wohl, daß nur das Gefühl des Unvermögens die aufopfernde Thätigkeit ihrer Fürstin lähmen konnte, sie hielt sie für tödtlich krank, obschon nichts an ihr von Krankheit zeigte. Elisabeth war nur 24 Jahre alt, aber ihr Leben war ein Hauch; längst schon hatten sich die Bande gelöst, die den freien Geist fesselten, er streifte sie nun schnell ab, ohne Schmerz und Kampf. Immer heiterer war die sehnende Seele, immer weniger Sclavin der sinkenden Hülle, die beiden Frauen sahen ihr Scheiden, aber sie wagten nicht, dies freundliche Ende Tod zu nennen. Zwei Nonnen theilten die Wartung mit Gisela und Sigismunden, ihre Gebete tönten Tag und Nacht an dem Krankenlager.

„Siehst du den Jüngling mit den glänzenden Flügeln, Gisela?“ sagte Elisabeth in der letzten Stunde. „Er steht nun wachend vor mir, der mir oft im Traume erschien! O unaussprechlicher Anblick! so licht, so strahlend sah ich ihn nie! Er winkt mir, und meine Seele jauchzt, ihm zu folgen. — Nur noch einen Blick auf die dunkle Welt unter mir! Du Gisela wirst hier verweilen, und meinen Pfleglingen ein Schutzgeist seyn, du bleibst lange hienieden, ich zähle Jahr an Jahr, und finde dich noch an meinem Grabe. Du Sigismunda kehrst in die Welt zurück — gelobe nichts — es ist des Himmels Wille! Wenn du mich wiedergesehen hast, dann denke, daß dein Schicksal ruft, und folge ihm. Meinen

Kindern den letzten Segen. — Eins davon steht an des Engels Hand, und bedarf keines Wunsches mehr. — Heinrich, meinem Schwäher, Gruß und Lebewohl. Es schwebt eine Krone über seinem Haupte, er soll die Hand nicht darnach strecken; ihre Hoheit ist ihm nicht beschieden, ihr Glanz lockt zum unrühmlichen Tode. — Mein Gut gehört den Armen. Die theure Reliquie, die meinen Altar schmückte, sendet dem König Ludwig von Frankreich, als ein Geschenk der Ehrfurcht. Mich dünkt, ich sehe ihn in schmachvoller Sclaverei, in den Händen der Ungläubigen, ihr Spott und ihre Beute — aber die höchste Kraft ist mächtig in ihm, der Glaube hilft ihm siegen. Konrad von Marburg soll für die Seele der Sünderin beten! Noch einen kurzen Augenblick, und er ist der Märtyrer Einer, angereiht der langen Zahl heiliger Dulder, die die Leiter zwischen uns und den höhern Geistern füllen. — Genug! die Erde wird dunkler, die Gesichte schwinden, der Engel winkt, und schwimmt im Lichte!" —

Nach diesen Worten schwieg Elisabeth auf immer. Leiser beteten die Nonnen über dem Leichnam, und die beiden treuen Dienerinen sahen mit schauerlicher Wehmuth die Freudigkeit, die sich auf den Zügen ihrer Frau verbreitete. Sie umarmten einander lange, gelobten, sich nicht zu trennen, und den wohlthätigen Weg der Hingeschiedenen zu verfolgen, als ob sie selbst noch mit ihnen wäre. —

Es war im Mai 1236, als Pabst Gregor der Neunte die Landgräfin heilig sprach, nachdem viele Prälaten ihre Wunder bezeigt hatten, und ihr Grab in der Hospitalkirche zum Ziel mancher frommen Wanderung geworden war. Eine Versammlung der höchsten Fürsten fand sich in Marburg ein, Kaiser Friedrich der Zweite, und Isa=

bella, seine Gemahlin, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Bremen, der Landgraf Heinrich von Thüringen, der Deutschmeister Hermann von Salza, viele Bischöfe und Edle, und das Volk der ganzen Gegend. Auch die beiden Kinder Elisabeths, Hermann und Sophie waren zugegen, Gertrud hatte ihre Mutter nur einige Wochen überlebt. Der Kaiser, im höchsten Glanze, hob selbst den Stein vom Grabe. Man kleidete die Demüthigste der Frauen in prachtvolle Gewänder, zierte sie mit einer Krone, und gab ihr einen prächtigen Ruheplatz. Alles drängte sich herzu, sie zu sehen, man fand, daß ein Wohlgeruch aus ihrer Schlummerhöhle dringe, das damals anerkannte Zeichen, wie hier eine heilige schlafe; die Menge rang um den kleinsten Theil ihrer Gewänder und Hüllen. Kranke, denen sie wohlthat, die sie heilte, priesen laut ihr Gedächtniß, Unheilbare naheten sich mühsam, sie zu berühren, und gingen voll Hoffnung. Sigismunda und Gisela standen Hand in Hand neben dem schönen kalten Bilde ihrer Herrin, und während die alte Frau mit leiser Stimme das Glück erhob, sie in diesem Leben noch einmal wiederzusehen, erwachte in Sigismunden die Erinnerung an jene Worte, welche ihr diesen Augenblick geweissagt hatten. Aber sie hatte jetzt keine Gedanken für ihr Geschick, ein feierlicher Gottesdienst folgte der geendeten Zeremonie, Chöre unsichtbarer Stimmen durchzogen das dämmernde Gewölbe, jedes Herz mit heiligem Schauer füllend, und der Erzbischof von Mainz hielt das Hochamt. — Spät erst verhallten die Töne, die das große Fest verherrlicht hatten, die ehrwürdige Versammluug verließ die Kirche, nur einzelne Pilger kamen noch, an dem Grabe zu beten, so daß der Platz nicht ganz leer ward, bis tief in die Nacht.

In einer der späten Abendstunden schritt ein Gewappneter durch die Kirche nach dem Grabe hin, an dessen

Stufen mehrere Menschen knieten. Er nahm den Helm vom Haupte, warf sich zur Erde nieder, und blieb lange in dieser demüthigen Stellung liegen. Als er sich aufrichtete, fiel sein Blick auf eine alte Frau, ihm zur Seite, das Licht der Kerzen an dem Grabmahl erhellte ihre eingefallenen Züge. „Frau Gisela von Tresbach!“ rief er aus, „wir sehen uns bei einer rührenden Feier wieder. Ich trage besondere Andacht zu dieser Heiligen, und habe ihr eben einen unheilbaren Schmerz geopfert.“ —

„Möge sie ihn heilen!“ sagte Gisela, Herold von Hochstaden erkennend — „ihre sanfte Hand hat auf Erden manche Wunde verbunden, nun steht sie vorbittend am Throne des Ewigen. Seht, alle die hier beten, hoffen auf sie, Eltern flehen für ihre Kinder, Kinder für ihre Eltern. Was nirgend Hoffnung findet, hat sich hierher geflüchtet.“

„Waren ihre Kinder hier?“ fragte Herold.

„Sie sind noch hier,“ erwiederte Gisela. „Dort im Schatten seht ihr sie, die kleine Sophie entschlief während der Gebete.“

Herold blickte nach der Stelle, wo die Kinder saßen, es schien ihm die Nämliche, wo er einst die Nonne sah, und eine ähnliche Gestalt hielt jetzt die Prinzessin Sophie in ihren Armen. „Frau Gisela,“ sagte er, „Ihr könnt mir wohl das Grab des Fräuleins Sigismunde von Ravensberg zeigen, daß ich auch über ihren Gebeinen ein letztes Gebet spreche. Eurem mütterlichen Herzen mag ich nicht verhehlen, daß ich sie sehr geliebt habe, und bis zum Tode lieben werde.“

„Heilige Jungfrau!“ sagte Gisela, „die Worte Elisabeths gehen in Erfüllung! Herold von Hochstaden! Sigismunda lebt, Ihr findet sie in dem Schutze unserer Heiligen, an ihrem Grabe wieder, und findet

sie, einer standhaften Liebe würdig: Gesegnet sey diese Nacht!" —

Sie faßte Herolds Hand, und führte ihn, zitternd vor Freude, zu Sigismunden. In ihrem Arm begegneten sich die Langgetrennten, an derselben Stelle, wo Sigismunda einst zu Herold sprach. Der Gram langer Jahre fand hier sein Ziel. Herold war gekommen, um von dem Deutschmeister, Herrmann von Salza, die Aufnahme in seinen Orden zu begehren, — jetzt hielt er sein Glück, in dem frommen Glauben seiner Zeit, für ein Geschenk der hülfreichen Heiligen, die es in ihren letzten Stunden geweissagt hatte. Sigismunde kehrte an seiner Hand in die Welt zurück, und ward, wie vormals, ihr Schmuck und ihre Zier; aber die Freuden, die sie kindlich genoß, berauschten sie nicht mehr, denn Demuth und Frömmigkeit, zwei Diamanten aus Elisabeths Krone, waren ihr Erbtheil geworden, nur daß ihre fröhliche Jugend sie mit den Rosen des Lebens durchflocht.

Friederike Lohmann.

Die Leipziger Schlacht.

Aus den „Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten."

Gern erinnere ich mich noch, am Heerde sitzend, der Leipziger Schlacht — und doch war der Himmel am 16. October 1813 düster, naß und kalt.

Aber es waren dort auch großartige Scenen zu sehen.

Die Erde war mit demontirten Kanonen, mit zertrümmerten Pulverkarren, mit Todten und mit Sterbenden bedeckt.

Dazu denke man sich die in Flammen stehenden Schlösser und Lusthäuser, und was mir am wehesten that,

auch die Hütten der Armen. Was will dagegen eine Emeute sagen! Man wähle sich die hübscheste darunter, etwa die von St. Germain, l'Auxerrois; man statte sie in Gedanken und in der Einbildung auf's reichste aus; man gebe ihr die hageren Gestalten, die verzerrten, die fahlen Gesichter, in welchen sich all' das Elend ausspricht, das Paris in sich schließt — es ist Alles nichts gegen Leipzig. Ein Melodramen-Autor hätte vor Wonne über all' diese Gräuel verrückt werden können. Welch einen Fund an reichen Begeisterungen würde er gemacht haben, wenn er, persönlich gut aufgehoben, und nur durch den süßen Laut des Bratenwenders gestört, diesem Drama des Gemetzels und der Verwüstung behaglich hätte zusehen können!

Wie kommt es, daß man sich der Augenblicke des Lebens, die einem die schmerzlichsten gewesen sind, wo die Heimsuchung des Schicksals so peinlich war, daß man vor der Zeit Falten im Gesichte und graue Haare auf dem Haupte bekam, eher und öfter erinnert, als der heitersten und lieblichsten Scenen aus der Jugendzeit? — Warum wendet sich dem Kinde, welches bei seiner Geburt am schwächlichsten war, und bei dessen Wiege die zärtliche Mutter so manche kummervolle und beängstigende Nacht durchwacht hat, vorzugsweise deren Liebe und Anhänglichkeit zu?

Das sind Fragen, deren Lösung man mir, der ich schon in dem Alter, wo man noch unter der Ruthe des Collegiums steht, in der Kriegsschule war, wo ich höchstens nur sterben lernen konnte — und es gab damals eine reiche Zeit an solchen guten Beispielen — nicht zumuthen darf.

O Leipzig! Gedenkst Du, jetzt ruhig und seit einer Generation in Frieden schlummernd, noch des Tages, wo

400 französische Kanonen um Dich her donnerten, um die Annäherung zu Deinen Mauern zu verhindern?

Fern von mir sey der Gedanke, mich auf eine Beschreibung der strategischen Bewegungen dieses Tages einlassen zu wollen; nur will ich erwähnen, daß die fünf Bataillons, aus welchen mein Corps, das erste Regiment der Marine-Artillerie, bestand, und die des Mittags noch in einer langen Schlachtlinie nach der Seite der Straße von Düben aufgestellt waren, wenige Stunden später noch 90 Mann und einige Offiziere zählten; der Rest war gefangen genommen oder getödtet worden .... Friede sey mit ihnen! es waren wackere Soldaten.

Am folgenden Tage, den 17. October, pausirten die Acteurs auf beiden Seiten beinahe gänzlich.

Der 18. war für die französische Armee ein glänzender Tag, obgleich der Ruhm nicht, wie sonst, die Adler über unsern Fahnen, die bis dahin noch keine Niederlage erlebt hatten, mit seinem Nimbus umgab.

Man denke sich einen Koloß von herkulischer Gestalt, auf den der Tod es abgesehen hat; man denke sich, wie seine Jugend, seine männliche Kraft gegen das ihm drohende Grab anringt; seine lange Agonie, sein furchtbares Sträuben, sein schauderhaftes Röcheln, und man wird immer nur einen schwachen Begriff von dem Kampfe an diesem Tage haben.

Wir armen Schiffbrüchigen waren einer Brigade zugetheilt worden, die nicht die unsrige war, und bei der wir ungefähr die Wirkung hatten, wie einige Centimen, die dem Budget zugefügt werden. Wir machten einen Angriff auf Schönfeld, bis zu diesem Tage ein reizendes Dorf, groß, volkreich und gesegnet mit den Produkten des Landes. Wer erinnert sich nicht noch seines bescheidenen Kirchthurms, der eine Beute der Kugeln und der Feuersbrunst ward? Wer erinnert sich nicht der prächti-

gen Allee, die zu dem Feudal-Schlosse führte, und auch der schönen Mühle links, deren ausgespannte Flügel erbebten, wenn ihnen irgend ein Wurfgeschütz vorbeisauste? — und deren gab es, das weiß Gott, in Menge. — Hier war es, wo der General Compans verwundet, die Generale Friedrich und Cohorne tödtlich getroffen wurden. Beide waren Männer, die wegen ihrer Tapferkeit berühmt waren, der Letztere aber war besonders wegen seines rauhen Wesens in der Sprache und in den Formen bekannt. Wenn Einer fiel, so duldete er es nur ungern, daß zwei Soldaten aus dem Gliede traten, um den unglücklichen Verwundeten fortzutragen, und vor weiterer Gefahr in Sicherheit zu bringen. Als nun auch die Reihe an ihn gekommen war, und eine Kugel ihm die Schenkel zerschmettert hatte, da rief er, eben so hart gegen sich selbst, als er es gegen Andere gewesen war, denen, die ihm beizustehen herbeisprangen zu: „Bleibt auf Eur'm Posten, und laßt mich hier sterben!

Ein alter Marinier-Kanonier ward von einem Büchsenschuß in die Brust getroffen und stürzte; sein Auge war geschlossen, um, wie man glauben mußte, sich nie wieder dem Lichte des Tages zu öffnen; als ihm aber sein Nachbar, dessen Gewehr gesprungen war, das Seinige aus der Hand nehmen wollte, da sagte er zu ihm: „warte noch ein Bischen, Kamerad, bis ich erst todt bin."

Endlich, gegen Abend, erhielten wir den Befehl, uns bis Leipzig zurückzuziehen, wo wir dann am 19. des Morgens einrückten.

Das Fuhrwerk des Lazareths, der Generale und der Marketender; die Artillerie zu Fuß und zu Pferde mit ihren Kanonen und Pulverkarren; die Cavallerie und Infanterie, Alles drängte sich hier unter wildem Schelten und Fluchen durch- und aufeinander. Erschöpft von den Strapazen und Entbehrungen eines dreitägigen Kampfes

und halbverhungert gingen diese Menschen, mit ihren hohlen, von Pulverdampf und dem Qualm der Bivouaks-feuer geschwärzten Gesichtern, nun noch einander mit dem Säbel und dem Bajonette, auf den Leib, um zuerst zu der Brücke über die Elster zu gelangen, als ob Frankreich, unser schönes Vaterland, jenseits, und Siberien mit seinen Wüsteneien diesseits dieses Flusses gelegen hätte.

So standen die Sachen, als plötzlich im Rücken russische Truppen mit vier Kanonen erschienen, deren Feuer unter den gedrängten Massen furchtbar wüthete. Auch die guten Einwohner Leipzigs schickten uns, wohl wissend, daß sie es ungeahndet thun konnten, Flintenschüsse aus ihren Fenstern nach.

Die, der Wegnahme bedrohte Brücke sprang in die Luft; wir sahen, wie ihre Trümmer im Gemisch mit den zuckenden Gliedmassen derer, die sich kurz zuvor so glücklich geschätzt hatten, sie erreicht zu haben, durcheinanderflogen. In einem Schrey des Entsetzens, das von allen Seiten erscholl, sprach sich der herzzerreißende Abschied vom Vaterlande und von Allem, was man liebte, aus. Poniatowsky, der tapfere Poniatowsky, schwang sich mit seinem schönen Schimmel in den Strom, hatte aber kaum dessen Mitte erreicht, als er, verwundet, in den kühlen Fluthen sein Grab fand.

Räthsel-Scherze.

Gekochte Charade. „Nun kommt eine Speise für Sie, lieber J...“ — sagte die Frau vom Hause zu einem ihrer Gäste, nachdem bereits einige Gerichte genossen waren. — „Für mich, gnädige Frau?“ — erwiederte der Gast. — „Ja für Sie, der Alles verschmäht; aber eine Charade, denke ich, soll Ihnen wohl behagen. Ich suchte Ihren Geschmack zu errathen, errathen Sie jetzt meine

Speise. Ich will die Aufgabe so leicht als möglich machen, damit Sie eher fertig werden, als meine Köchin. Das Eine wiegt immer — nach Aussage meines Mannes, denn woher sollte ich es sonst wissen — $29\frac{1}{3}$ Wiener Pfund. Das Zweite dient dazu, um Alles zu nennen, was man nicht nennen kann. Das Ganze endlich" — „Ist" — rief der Gast beinahe in demselben Augenblicke, als der Bediente damit hereintrat, ...

Scherz-Charade. Ein französischer Bauer: Wenn ich die erste Hälfte nicht hätte, wär' ich ein armer Narr. Die zweite ist nichts, und ich brauche sie nur um das Ganze zu bekommen, denn sonst würde mir die erste Hälfte wenig nützen. Das Ganze ist mir unentbehrlich, obschon ich es sehr oft entbehre, denn es läuft mir alle Tage, oder eigentlich nicht alle Tage davon, oder, wie Leute sagen, die es besser wissen wollen, ich laufe ihm davon: doch kehrt es, Gott sey Dank, immer wieder zurück, oder, wie jene gewissen Leute behaupten, ich kehre immer wieder zu ihm zurück; dann läßt es sich freilich häufig nicht sehen, aber ich weiß doch, daß es da ist, wenn es sich auch noch so gut versteckt. Ich wüßte noch Mehreres davon zu sagen, aber ich will mir den Kopf nicht warm machen.

Ein Spanier: Die erste Hälfte ist für mich, was das Ganze für ihn ist.

Ein Lateiner: Für mich auch.

Ein Italiener. Auch für mich, poetisch gesprochen; denn prosaisch brauche ich zwei Drittel seines Ganzen, um ein Ganzes zu erhalten; will ich es aber noch bestimmter haben, so setze ich das letzte Drittel den beiden ersten voran.

Charade.

Du fragest, was mein Erstes sey?
Ein wesenloses Ding, doch immer dir getreu.
Wenn du mein Zweites bist, magst du dich glücklich preisen,
Und Mancher achtet dich mehr, als die sieben Weisen;
Sobald du wirst mein Erstes seyn,
So gehst du in mein Ganzes ein.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 16tes Stück.

Der büßende Jude.

Wie glänzt dort in der Häuser Reihe
Ein Einzelnes so blank heraus!
Das roth geziegelte und neue,
Das ist des reichen Juden Haus. —
Erbaut von redlichem Gewinne
Erblüht ihm drin manch schönes Glück,
Drin waltet fromm mit mildem Sinne
Der Hausfrau liebevoller Blick.
Und Mädchen blüh'n im holden Schimmer
Dem Juden, der sie liebt und herzt,
Ein Knabe keck und fröhlich immer,
Mit dem die Mutter tändelt, scherzt.
Und Ordnung herrscht in den Gemächern,
Und von Gefäßen hell und blank,
Von Silberschüsseln schwer und Bechern
Erglänzt auf dem Gesims der Schrank.

Streng müht er sich von Tag zu Tage,
Und freut sich, wenn es Sabbath wird,
Todt ist ihm plötzlich jede Plage,
Wenn hell das erste Sternchen flirrt.
Die Hausfrau deckt den Tisch mit Linnen
Und rückt den Stuhl dem Herrn heran,
Und zündet still, mit frommen Sinnen
Die blanke Messinglampe an.
Der Jude betet — und den Kleinen
Spricht ein Gebet die Mutter vor,

Dann müssen sie vor ihm erscheinen,
Segnend hebt er die Hand empor:
„Der ew'ge Gott im Himmel lasse
Fromm werden und zu Greisen euch,
Und so, wie Ephraim und Menasse
An schönen Lebensgütern reich!"
Und offen für des Mitleids Regen
War auch des Juden warme Brust,
Nur seines Jähzorn Flammen pflegen
Zu stören seines Hauses Lust.
Und es versammeln sich die Armen
Vor Sabbath Abend um sein Haus;
Er theilt mit freundlichem Erbarmen
An Christ und Juden Gaben aus.

So sind sie wieder einst gekommen,
Und unter ihnen war ein Weib,
Dem Spendendeu naht sie beklommen,
Gesegnet ist ihr kranker Leib.
Sonst blühte sie in Jugendfülle,
Im Glücke lebend, so, wie er;
Doch trägt sie nun die Bettlerhülle
Und trägt durch Schuld sie doppelt schwer.
Doch reicht er zweifach ihr, sie weigert
Zu nehmen es mit keckem Sinn;
Er reicht das Doppelte gesteigert,
Sie wirft verwünschend ihm es hin.
Da wird der Zorn des Juden Meister,
Er schlagt das undankbare Weib.
Sie sinkt — beschwörend Rachegeister,
Gebärend stirbt ihr kranker Leib.
Und ihn ergreift ein zitternd Grauen,
Blaß steht er vor der blut'gen That,
Die thränenlosen Augen schauen
Auf seiner Menschlichkeit Verrath.

Er spricht kein Wort, von Qual durchschüttert,
Dem Aug entstürzt ein Thränenguß,
In seinem Antlitz zuckt und zittert
Ein furchtbar gräßlicher Entschluß.
Und er zerreißt sein Kleid von Seide,
Hüllt sich in schlechtes Linnen ein,
Küßt Weib und Kind, die letzte Freude
In seinem wild zerstörten Seyn.

Die Gattin weint, von Schmerz zerrissen,
Von Thränen heiß das Aug genetzt:
„Soll ich den theuern Gatten missen,
Sprich, wer ist unser Vater jetzt?"
„„Gott schützt euch, Gott wird euch bewahren,
Mich treibt der Wahnsinn jetzt hinaus.
Lebt wohl, in zweimal sieben Jahren
Führt Gott mich wieder in mein Haus.
Kein Ort soll einen Tag mich halten,
Wie Kain zieh ich unstätt fort.
Wenn betend sich die Hände falten,
Umfange mich kein heil'ger Ort.
Und betteln will ich vor den Thüren:
Erbarmet eines Büßers euch!
Im Herzen dankbar triumphiren,
Trifft statt Almosen mich ein Streich.
Lebt wohl, Lebt Alle wohl! Was klammert
Ihr an dem Gottvergessenen doch!"" —
„Gib ihnen deinen Segen! — jammert
Die Mutter, gib den Segen noch!"
„„Den Segen, ja. Ja, ja den Segen.
Ihr, Kinder, gebt den Segen mir!
Müßt mir auf's Haupt die Händchen legen —
Ich bin verflucht. — Kommt, segnet ihr! —
So, so! — und betet für mich, Kinder!
Du Weib, sey mild, wenn Armuth fleht;
Gib reich, und ist er gleich ein Sünder,
Der, so wie ich, im Elend geht.""
Und reißt sich los bei diesem Worte,
Die Seinen bleiben jammernd stehn;
Küßt die Masusah an der Pforte,
Geht sühnen blutiges Vergehn.

Der Jude irrt unstätt und flüchtig
Im Bettlerkleid von Land zu Land,
Wirft jede Lust von sich als nichtig,
Im Innern nur des Schmerzes Brand.
Es führt ihn durch die wilde Weite
Sein finstrer fluchbeladner Gang;
Er irrt, des eignen Willens Beute,
Irrt Wochen, Monden, Jahre lang.
Und sieben Jahre sind vergangen,
Da hält er es nicht länger aus.

Ihn faßt ein glühendes Verlangen
Nach Weib und Kind, nach Hof und Haus.
Er muß der Buße Zeit verkürzen,
Heim kehrt er nun mit flücht'gem Fuß.
Und sollt' es ihn aus Eden stürzen,
Die Sehnsucht treibt ihn an, — er muß.

Die Wangen blaß und eingesunken
Umflattert ein zerrißner Bart,
Die schwarzen Augen scheu, voll Funken,
Und das gebeugte Haupt enthaart, —
So kehrt er heim am Wanderstabe,
So sieht der stille Wahnsinn aus.
Ein schwarzer, krausgelockter Knabe
Steht vor des Juden schönem Haus.
Der Büßer faltet dürre Hände,
Dem holden Knaben graut es schier.
„Erbarme dich mit einer Spende!"
„„Ich sag's der Mutter, weile hier.""
Der Jude steht gebeugt, erschüttert,
Der Knabe bringt ihm Brod und Wein,
Der Alte nimmt's, und bebt und zittert, —
Der Silberbecher war einst sein.
„Was ist dir, Mann, du machst mir bange,
Ich eil' hinein, und bring dir mehr.
Die Mutter gibt dir Geld auf lange,
Sie liebt die lieben Armen sehr."

Es hüpft davon der muntre Knabe
Und kommt mit freundlich hellem Blick,
Und bringt dem Büßer reichre Gabe,
Der zwingt die Thräne nicht zurück.
„Ich fürchte mich vor deinem Weinen.
Auch Mutter weint, — es ist ihr Brauch,
Wenn Bettler vor der Thür erscheinen,
Denn ach, der Vater bettelt auch!
Ist sieben Jahre fort, und eben
So lang bleibt er noch bettelnd fern.
Was kommt er nicht zu uns? wir geben
Den lieben Armen gar so gern!"

Da zuckt es in des Juden Herzen,
Nur des Gefühles sich bewußt
Reißt er das Kind mit süßen Schmerzen
An die bewegte Vaterbrust.

„Ich bin dein Vater!“ und am Stabe
Hält zitternd er die Glieder fest.
Da kommt gehüpft ein zweiter Knabe,
Der „Bruder“ sich anrufen läßt.
„Der Vater kam, eil' und verkünde
Der Mutter es, eil schnell zu ihr!“
Da blickt der Jude nach dem Kinde:
„Mein Kind, wen nennst du Bruder hier?“
„„Er ist nicht unser; doch wir lieben
Ich und die Schwesterchen ihn sehr.
Er ist statt deiner uns geblieben,
Du liebst ihn sicher auch noch mehr.““

Der Jude ahnt, wen er im Kinde
Gepflegt in seinem Hause sieht;
Da schlägt die furchtbar schwere Sünde
Ihm blutig wieder durch's Gemüth.
Und des Gelübdes heil'ge Worte
Durchglühen seine fromme Brust,
Er sieht in halbverschloßner Pforte
Sein Weib, die Töchter kosend just;
Und reißt sich los, daß er die Buße
Von sieben Jahren noch erfüllt,
Und stürzt hinaus mit flücht'gem Fuße,
Hinaus, — des Wahnsinns Bruderbild.

Er irrt' in gottesfürcht'ger Demuth
Des heil'gen Schwures Sklav umher. —
Verzehrt von Sehnsucht und von Wehmuth
Kehrt er zur Heimath niemals mehr.

Die Tulpenzwiebel.

Bekanntlich haben sich die Holländer von jeher durch einen mitunter etwas bizarren Kunstgeschmack ausgezeichnet. Den Beweis hierüber geben ihre steifen, verschnörkelten Gartenanlagen, die auch in Deutschland lange nachgeahmt wurden. Es möchte jedoch schwer zu erklären seyn, wie dieses Volk sich hier so ganz in das Un=

natürliche verlieren konnte, während es, zu gleicher Zeit, sich an den ländlichen Darstellungen eines Tuisdael, Berghem, Potter, Waterlo ꝛc. vergnügte, bei denen die Natur in der liebenswürdigsten Einfalt und Wahrheit erscheint. Ein ähnlicher Widerspruch zeigt sich in der ehemaligen Blumenliebhaberei der Holländer; hier ging die Neigung nicht auf schöne Formen und eine sanfte, harmonische Abstufung der Farben; die Form mußte sich einer künstlichen nähern, und die Farbe schreiend und so zu sagen vom keckem Auftrage seyn, wenn sie gefallen wollten. So entstand die große Vorliebe für Tulpen, die besonders in den Jahren 1634 bis 1637 den höchsten Grad erreicht hatte, und bis zur Narrheit ging. Die Zwiebeln wurden nach dem Gewichte verkauft; 400 Aß vom Admiral Lieffen (der Name einer Tulpe) kosteten 4400 Gulden, und 200 Aß von Semper Augustus 5500 Gulden. Es entstanden oft wichtige Prozesse darüber, und die Staaten von Holland und Westfriesland mußten zuletzt mit einem Gesetze dazwischen treten.

Um diese Zeit lebte in Holland ein reicher Kaufmann, Claas van Aelst, der äußerst sparsam war, aber doch kein Geld schonte, wenn es darauf ankam, etwas Seltenes und Seltsames zu besitzen. Lange gieng er darauf aus, einen Admiral Lieffen zu erhaschen, und es glückte ihm endlich, eine solche Zwiebel, die ihre Benennung von dem Admiral hatte, der sie zuerst nach Holland gebracht, für einen außerordentlich hohen Preis zu erhalten.

Er hatte eben den Handel abgeschlossen, und legte die Zwiebel auf einen Tisch, als ein Diener mit einem Briefe hereintrat. Van Aelst erkannte sogleich die Hand seines Freundes Orley in Surinam, der ihm seinen Sohn empfahl.

„Wer hat den Brief gebracht?“ fragte er den Diener.

„Ein junger Mensch, der draußen wartet; 's scheint ein Seemann.“

Van Aelst ließ den jungen Mann eintreten, und empfing ihn mit der ganzen Herzlichkeit, deren er fähig war. „Ich muß einen Augenblick auf mein Comptoir,“ sagte er; „ich werde Ihnen unterdessen ein Frühstück bringen lassen, und Sie dann meiner Frau und meiner Tochter vorstellen.“

Ernst van Orley gehörte zu den glücklichen Naturen, die durch sich selbst gehoben und getragen werden. Er besaß eine edle, einnehmende Gestalt, aber etwas Ungelenkes und Ungefüges in seinen Manieren, was jedoch gemildert ward durch den Ausdruck von Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, die sich in seinem offenen, etwas sonneverbrannten Gesichte ankündigten.

Während er im Zimmer hin und her ging, und einige Stillleben betrachtete, die in reichen goldenen Rahmen an der Wand hiengen, brachte ein Diener das Frühstück. Es bestand aus Häringen, Wein, und Bier. Der junge Seemann hatte einen tüchtigen Appetit mitgebracht, und setzte sich sogleich daran. Zum Unglück erblickte er jetzt die kostbare Tulpenzwiebel, die noch auf dem Tische lag. Ohne etwas Arges zu ahnden, schälte und zerschnitt er die Zwiebel, und verzehrte sie mit den Häringen.

Bald darauf trat der Kaufmann wieder herein, und ohne das Unglück zu bemerken, welches sein Gast in aller Unschuld des Herzens angerichtet hatte, führte er denselben zu seiner Frau und Tochter.

Jene, eine Creolin, welche noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, erkundigte sich mit der freudigen Theilnahme, die der Anblick eines Landsmanns einflößt, nach Surinam und ihren dortigen Verwandten, so wie nach

den Reisebegebenheiten des jungen Mannes. Ihre Tochter Dina, ein hübsches, lebhaftes Mädchen von achtzehn Jahren, hörte den Erzählungen des Fremden aufmerksam zu, und schien bisweilen eine Frage, die ihr hatte entschlüpfen wollen, bescheiden zu unterdrücken. Die ungeschminkte, naive Art des jungen Orley gefiel ihr ungemein, und sie konnte sich zuletzt nicht mehr enthalten, an dem Gespräche Theil zu nehmen, um, wie sie sich selbst sagte, nicht vor dem Fremden linkisch und unwissend zu erscheinen.

Orleys Vater hatte in dem Briefe an van Aelst den Wunsch und die Hoffnung geäußert, daß aus seinem Sohne und der Tochter seines Freundes ein Pärchen werden möchte. Van Aelst hatte gegen den Vorschlag nichts einzuwenden, und er schien mit Vergnügen zu bemerken, daß auch seine Dina dem jungen Manne Aufmerksamkeit beweise. Beim Abschiede drückte er ihm die Hand und entließ ihn mit der Versicherung: „es werde an seinem Tische jeden Tag für ihn gedeckt seyn.“

Kaum hatte sich Orley entfernt, als van Aelst seines Admirals Liefken gedachte, und nach dem Zimmer eilte, wo die Zwiebel gelegen hatte. Aber wer schildert seinen Schreck, als er nur noch die Schale fand, welche neben den Gräten der Häringe lag. Es wurde ihm klar, was geschehen sey, und mit einer Heftigkeit, die man sonst nie an ihm gewahr worden, schlug er sich vor die Stirne, und rief erboßter, als wenn ihm ein Schiff mit reicher Ladung verunglückt wäre: „das ist ein Seeungeheuer, ein mehr als Menschenfresser, er hat mir meinen herrrlichen Admiral Liefken wie einen schlechten Häring gefressen.“

Das hörte der Diener, der sich um die Tulpen und ihre Namen nie bekümmert hatte, aber wohl wußte, daß ein Admiral Liefken auf der holländischen Flotte diene,

und lief spornstracks auf's nahe Kaffeehaus, die gräßliche Geschichte zu erzählen. Unter den Zuhörern befand sich ein Polizeibeamter, der es für seine Schuldigkeit hielt, der Sache alsbald auf den Grund zu kommen. Er verfügte sich auf der Stelle zu van Aelst, und fragte, ob das Gerücht von dem Vorfalle mit dem Admiral Lieffken kein bloßer Scherz sey.

„Es ist baarer Ernst," schrie der Kaufmann, der sich über seinen Verlust noch immer nicht beruhigen konnte; „er hat ihn gefressen."

„Gefressen?" stammelte der Polizeimann, „und wer, wie?"

„Der junge Bengel aus Surinam, der Orley," erwiederte van Aelst, und schlug dem Beamten die Thüre vor der Nase zu.

Der Polizeibeamte, dessen Diensteifer größer war, als sein Verstand, und dem die Neuheit und Abscheulichkeit des Verbrechens den Kopf eingenommen, machte sogleich bei der höheren Behörde die Anzeige, die denn auch auf der Stelle Befehl gab, den armen Orley zu verhaften.

Als Frau van Aelst und ihre Tochter sich wieder allein befanden, fiel das Gespräch sogleich auf den jungen Fremden. „Wie gefällt Dir dieser Orley?" fragte die Mutter.

„Je nun," antwortete Dina, halb scherzend, halb verlegen, „ich habe manchen jungen Mann in unserem Hause gesehen, der mir weniger gefiel."

„Mir kommt vor, als sey es bei diesem Besuche auf Deine Hand abgesehen."

Das Mädchen wurde nachdenkend. „Ich kenne ihn nicht, er kennt mich nicht, und der Weg ist lang, den wir mit einander gehen sollen."

„Irre ich nicht," nahm die Mutter nach einigem Stillschweigen das Wort, „so gehört der junge Mann zu denen, die eine gläserne Brust haben, und mir scheint es das erste Erforderniß zu einer glücklichen Ehe, daß man klar in einander hineinschauen könne."

Die Unterredung wurde durch van Aelst unterbrochen, der zornig und scheltend hereintrat. Er erzählte, in abgebrochenen Worten, die Geschichte mit der Tulpenzwiebel, und schritt dabei, die Hände in die Seiten gestemmt, im Zimmer auf und ab, was bei ihm ein schlimmes Zeichen war. Dina konnte das Lachen nicht ganz unterdrücken, obgleich sie der Vorfall doch etwas beunruhigte. Die Mutter kam nicht aus der Fassung; sie suchte den Aufgebrachten mit dem Sprichworte zu trösten, daß ein kleines Unglück oft ein größeres abhalte. Van Aelst wurde durch die Gleichgültigkeit seiner Frau und seiner Tochter nur noch mehr aufgereizt.

„Es ist unerhört," schrie er; „so ein Dummbart frißt den göttlichen Admiral statt einer gemeinen Küchenzwiebel. Hat der Tölpel denn keine Augen und keinen Geschmack? — 's mag freilich ein köstlicher Bissen seyn, aber die Perle der Kleopatra war eine wohlfeilere Leckerei, als dieser Häring mit seiner Zurichtung."

Frau van Aelst und ihre Tochter versuchten Gründe und Liebkosungen, ihn zu beschwichtigen. Aber nichts von beiden wollte gelingen. „Mich ärgert nur," brummte van Aelst, daß ich den Kanibalen zu Tische geladen. Bei jedem Bissen, den er in den Mund steckt, wird mir meine Tulpe einfallen. Ich sah sie schon im Geiste blühen, und mein wackerer Gevatter, de Heem, hatte mir versprochen sie zu malen."

Die Herzensergießungen des Alten hätten sobald noch nicht ihr Ziel gefunden, wäre der Faden derselben nicht durch das hastige Eintreten des Buchhalters abge-

rissen worden. Der gute Mann sah ganz bestürzt aus, und hatte Mühe, die Nachricht hervorzustottern: „Herr Orley aus Surinam, der diesen Morgen den Empfehlungsbrief abgegeben, sey verhaftet worden, weil er — was unglaublich scheine — den Admiral Lieffken umgebracht, und, als ein wahrer Menschenfresser, aufgespeist habe.“

„Dummer Schnickschnack,“ versetzte van Aelst, „der am Fenster stand; der Admiral kommt so eben dort die Straße herab.“ In sichtbarer Verlegenheit gab er dem Buchhalter ein Zeichen, sich zu entfernen, und heftete die Blicke stumm auf den Boden. Frau van Aelst errieth leicht die Ursache des seltsamen Mißverständnisses. „Ich fürchte,“ sagte sie, „diese Geschichte macht uns zum Gelächter von ganz Amsterdam.“ Dina seufzte, und der Vater rieb sich die Stirne, und murmelte einige Flüche zwischen den Zähnen. Endlich hieß er die Tochter auf ihr Zimmer gehen, und sagte dann zu seiner Frau:

„Hör, ich wollte noch einen Admiral und einen Semper Augustus dazugeben, wenn ich mit Ehren aus diesem Handel käme.

Sie besann sich eine Weile. „Der alte Orlei wünscht eine Verbindung seines Sohnes mit unserer Tochter?“

„Freilich,“ antwortete van Aelst.

„Eine Heirath,“ fuhr sie fort, „würde den Witz der boshaften Zungen schnell niederschlagen.“

„Im Handel,“ fiel van Aelst ein, „und beim Heirathen, was doch auch wieder eine Art Handel ist, gebe ich nichts auf die Freundschaft. Indessen schreibt mir ein anderer Korrespondent aus Surinam, dieser junge Orley sey ein so wackerer Geselle, als je einer auf einem holländischen Schiffe gedient, und dieses Zeugniß giebt

den Ausschlag. Nur können wir ihm den Antrag nicht machen."

In diesem Augenblicke wurde Orley gemeldet. „Ich überlasse Dir die Einleitung," flüsterte van Aelst seiner Frau zu, und entfernte sich durch eine Seitenthüre.

Orley trat ein in sichtbarer Aufregung. Die Frau vom Hause äußerte ihr Bedauern über den Unfall, der ihn betroffen.

„Ich weiß nicht," erwiederte der junge Seemann „ob die Leute in Europa toll sind, oder ob irgend ein schlechter Spaßmacher mir einen dummen Streich hat spielen wollen; vor ein paar Stunden sperrte man mich ein als einen Verbrecher, und jetzt gibt man mich los mit Lachen und einer kalten Entschuldigung. Es wird am besten seyn, ich kehre alsbald wieder nach meiner Heimath zurück, wo man wenigstens nur einmal im Jahr sich verrückt stellt, nämlich zur Faschingszeit."

„Ist denn die Absicht Eurer Reise nach Europa schon erreicht?" lenkte Frau van Aelst mit Feinheit ein.

Der junge Mann gerieth in Verlegenheit. „Der Brief meines Vaters," stammelte er, „enthält seine Wünsche."

„Nun, und die Ihrigen?"

Orley erröthete. „Sie würden keine günstige Meinung von mir fassen, wenn ich es wagen wollte, sie jetzt schon auszusprechen, da ich Ihnen und Ihrem ganzen Hause noch fremd bin."

„So entziehen Sie uns wenigstens die Gelegenheit nicht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen," entgegnete Frau van Aelst. „Wir wollen einige Wochen auf's Land gehen, und Sie begleiten uns dahin."

Orley nahm den Antrag mit sichtbarer Freude an. In dem zwanglosen Umgange auf dem Lande näherten sich Dina und der junge Mann einander immer mehr

und mehr, und auch der alte van Aelst vergaß nach und nach über den guten Eigenschaften seines Gastes des durch ihn erlittenen Verlustes. Die jungen Leute wurden ein Paar, und erst am Hochzeittage erfuhr Orley, was es mit der Ermordung des Admirals Lieffen für eine Bewandtniß gehabt habe.

Orley lachte. „Jetzt," sagte er, „bin ich nur noch Schiffslieutenant, aber ich will Alles daran setzen, um Ihnen für den verlornen Admiral einen anderen in meiner Person zu verschaffen."

Der Wallfischfang.

In früheren Zeiten gab es Wallfische in allen Theilen des Oceans; aber seit ihnen so sehr nachgestellt worden ist, haben sie sich nach den Theilen des Meeres zurückgezogen, die am wenigsten von Schiffen befahren werden, und obgleich man deren noch in einiger Entferuung von den Küsten von Brasilien, Chili und Peru in ziemlicher Menge antrifft, bemerkt man doch, wie sie in beiden Hemisphären sich den Polar-Regionen zu nähern suchen. Schon werden sie in unserer nördlichen Hemisphäre nur noch in der Nähe der Küsten von Grönland und von Island gefunden, und wenn ihrer in der andern Erdhälfte in den milderen Meeren noch genug angetroffen werden, um zu ihrer Aufsuchung zu reizen, so bemerkt man doch, daß ihre Zahl mehr und mehr abnimmt, und es ist die Zeit abzusehen, wo ihr Fang nur in den Meeren ergiebig seyn wird, die dem Südpolarkreise am nächsten liegen.

Schiffe von 250 bis 400 Tonnen Gehalt sind die paßlichsten für Expeditionen dieser Art; man bemannt

sie mit 25 bis 35 Köpfen und armirt sie, je nachdem die Umstände auf Frieden oder Krieg deuten, mit sechs bis achtzehn Kanonen. Diese Fahrzeuge werden mit Allem, was zur Fischerei nothwendig ist, mit tüchtigen Tonnen, großen kupfernen Kufen, eisernen Pfannen, Böten eigener Form, wie diese Art des Fischfangs es erheischt ꝛc., versehen. Sie werden reichlich mit Proviant jeder Art und von bester Qualität, mit Wein und geistigen Getränken, so auch mit Kleidungsstücken für die Mannschaft, die auf anderthalb bis zwei Jahre ausreichen, ausgestattet.

Mit der Abfahrt eines Wallfischfängers aus Europa wird es so eingerichtet, daß er im Laufe des Monats Januar oder spätestens im Februar das Cap Horn umsegeln kann. Sobald er das stille Meer erreicht hat, steuert er auf die Insel Mocha zu, die im 38. Breitengrad und ungefähr vierzig Lieues von den Küsten von Chili gelegen ist. Hier beginnt er seine Jagd. Zuweilen gibt es schon hier so viele Fische, daß ein Schiff volle Ladung bekommen kann. Mocha ist eine unbewohnte Insel, auf welcher man wilde Pferde und Schweine findet. Die Wallfischjäger legen dort häufig an, um neuen Vorrath an Wasser und Holz einzunehmen. Die Gewässer von Mocha sind häufigen Stürmen unterworfen, und die Vorsicht erheischt, sich dort nicht lange aufzuhalten. Der Wallfischfänger nähert sich dem Aequator, indem er die Wallfische in diesem Theile des Meeres in einer Entfernung von 20 bis 80 Lieues von den Küsten von Chili und Peru aufsucht. Zum öftern hält er sich Angesichts des Landes des Continents, und so das Meer befahrend, trifft es sich wohl selten, daß er nicht finden sollte, was er suchte, d. h. die Gattung Wallfische, welche die fette und weißliche Materie enthalten, der man den Namen Spermaceti gegeben hat, auf den man wahrscheinlich deßhalb verfallen ist, um glauben zu machen, daß es eine

seltnere und kostbarere Materie sey, als in der That der Fall ist: der Wallfisch, von dem man sie gewinnt, wird zur Unterscheidung Caschelot oder Pottfisch genannt. Der Kopf dieser Gattung ist länglichter, als der der andern Wallfische, und seine Augen sind nicht größer, als die eines Ochsen. Die Substanz, aus welcher das Spermaceti genommen wird, befindet sich in einer dreieckichten Höhlung von ungefähr anderthalb Metres Tiefe und drei, vier Metres Länge, die einen großen Raum des Kopfes einnimmt, obwohl jene Substanz mit dem Gehirn des Thieres nichts gemein zu haben scheint.

Man sollte meinen, es müßte schwer halten, im Meere selbst einen Caschelot von dem Wallfische zu unterscheiden; doch ist dieses nicht der Fall, und die Jäger, die schon einige Erfahrung haben, irren sich nie darin. Die gewöhnlichen Wallfische strömen das Wasser in einer bedeutenden Höhe und immer senkrecht über ihrem Kopfe aus; der Caschelot hingegen sprudelt es vor sich hin, so daß es nur auf einige Fuß Weite eine Art schäumender Wasser bildet. Auch unterscheidet sich sein Gang, der langsam und regelmäßig ist, außer, wenn er verfolgt wird. Wenn er sich von der Harpune getroffen fühlt, so wird er wüthend, und ist dann gefährlicher, als alle die andern Wallfischarten. Man hat es oft erlebt, daß er die Böte der Wallfischfänger angegriffen und zerschmettert hat.

Ist ein Caschelot harpunirt, und überwältigt worden, so legt man ihn längs des Schiffes hin, es wird ihm zuvörderst der Kopf abgehauen und diesem die gesammte Substanz, welche das Spermaceti liefert, ausgezogen; dann wird der Rumpf zergliedert und alle die fetten Theile kommen in die Kessel, um ausgebraten zu werden; diese Fettsubstanz wird hernach in Kufen gethan, um abzukühlen, und dann auf Fässer gezogen, die oft nachgesehen werden müssen, ob sie nicht leck sind.

Wenn ein Wallfischfänger bis zum 14. Breitengrade gekommen ist, so stellt er einen Kreuzzug an, den er, ohne sich weit von dieser Parallele zu entfernen, bis auf vierzig Lieues von der Küste ausdehnt, der er sich zum öftern nähert, weil die Wallfische gern in deren Nähe weilen; nicht selten werden sie auf weniger als zwei Stunden Entfernung vom Lande gefangen. Er nähert sich mehr und mehr dem Aequator, und wenn er bis zum 5. Breitengrade gekommen ist, hält er sich von der Küste des

Continents ab und nimmt seinen Cours nach einer Inselgruppe, die unter dem Namen Galopagis-Inseln bekannt ist, und etwa 100 Lieues weit von der Küste von Peru entfernt liegt, in deren Nähe häufig Wallfische gefunden werden. Im Allgemeinen ist es vom Monat Mai bis Ende Juli, daß die Wallfischfänger nach diesen Inseln fahren. Sie sind öde, und bieten den Seeleuten, die sie besuchen, nur eine einzige, jedoch sehr kostbare Hülfsquelle dar, nämlich eine Menge Schildkröten, die ihnen um so willkommener sind, als sie fast alle in diesem Himmelsstriche vom Scorbut befallen werden. Leider haben diese Inseln keine Wasserquellen, welcher Artikel knapp am Bord werden muß, indem die Schiffe 9 bis 10 Wochen lang in der Nähe dieser Inseln bleiben müssen, ehe sie sich zur Erneuerung ihres Proviants nach der Küste von Peru begeben können.

In der Regel nehmen die Wallfischjäger zu Tumbez, im Golf von Guayaquil, ihren neuen Wasservorrath ein, und versorgen sich dort auch mit den andern Gegenständen, die sie eben brauchen; dann eröffnen sie einen neuen Kreuzzug, streifen zwischen Westen und Süden bis zur Höhe der Insel Juan Fernandez, wenden sich wieder nach der Insel Mocha, und spüren die Gewässer noch einmal durch, in welchen sie schon gewesen sind.

Wenn man die Küsten von Chili und Peru entlang fährt, so nimmt man in dem Meere oft Stellen wahr, die langen farbigen Streifen ähnlich sehen: in der Nähe dieser Streifen scheinen die Wallfische aber am liebsten zu weilen, doch auch nur an den Stellen, wo die gewöhnlichen Sonden nicht bis auf den Grund reichen.

Wenn die Tonnen der Wallfischjäger gefüllt sind, und der Fang gut ausgefallen ist, so werden noch alle andern Gefäße und Utensilien, die sich am Bord befinden, gefüllt. Häufig hat dieser Ueberschuß, auf den man nicht gerechnet, hingereicht, um alle die Kosten zu decken, die das Schiff im Laufe seiner Reise gemacht hatte. Der Thran in den Tonnen ist dann reiner Gewinn für den Rheder.

Die Expeditionen nach dem Südmeere sind bisher fast ausschließlich von den Engländern und Amerikanern gemacht worden. Eine Reise währt gewöhnlich zwei Jahre, und die englischen Schiffe, welche den Rhedern zwischen 250,000 bis 350,000 Franken kosten, kehren mit Ladungen zum Werthe von 800,000 Franken, ja zuweilen noch darüber, zurück.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 17tes Stück.

Die Spinnerin.

Novelle von A. Schreiber.

Auf seinem italienischen Zuge verweilte Heinrich der Vierte einige Wochen in Padua. An seinem Hoflager befand sich ein junger, deutscher Ritter, Emich Vollrath, den der Kaiser seiner Treue und Klugheit wegen sehr liebte. Er stammte aus einem alten, nicht sonderlich begüterten Geschlechte am Rhein, und war genöthiget, als jüngerer Sohn, sein Glück durch den Chorrock oder das Schwert zu machen. Vollrath wählte das Waffenhandwerk, welches seinem Sinne mehr zusagte; auch besaß er große Neigung, fremde Länder und Völker zu sehen. Besonders hatten die Erzählungen seines Vaters von dem schönen Italien frühe schon eine Sehnsucht nach diesem herrlichen Lande in seiner Seele geweckt; Padua zog ihn mächtig an, ohne Zweifel durch jene geheime Sympathie, die uns oft an Menschen und Gegenden auf eine unerklärliche Weise kettet. Wenn er an stillen Abenden unter den Pinien und Zypressen am Ufer der Brenta hinwandelte, und den Gesängen der Gondelfahrer zuhörte, oder den zärtlichen Tönen einer Laute, die da und dort aus Myrtengebüschen und Pomeranzenhainen hervorklangen, so war es ihm, als müsse er hier seine Heimath finden.

Eines Tages wollte er einen Ausflug nach den warmen Quellen von Albano machen, welche zwei Stunden von Padua in einem anmuthigen Thale entspringen. Unterwegs überfiel ihn ein heftiges Gewitter, der Sturm jagte Staubwolken vor ihm auf, sein Pferd scheute vor den Blitzen, und fing an, sich zu bäumen; große Regentropfen, mit Hagel vermischt, fielen nieder, und Vollrath sah sich genöthigt, in dem nahen Dörfchen Montagna eine Zuflucht zu suchen. Er hielt an einem einladenden Bauernhause, dessen Vorderseite von einem Rebdache beschattet wurde, unter welchem einige Sitze angebracht waren. Ein bejahrter, freundlicher Mann trat aus der Thüre, als er den Fremden bemerkte, grüßte ihn, und brachte sein Pferd unter einen Schuppen. Hierauf führte er seinen Gast in eine reinliche, heitre Stube, um deren Fenster die Blätter des Weinstocks spielten. Ein wunderliebliches Mädchen und ein alter Eremit, auf dessen Antlitz die Geschichte eines unglücklichen Lebens verzeichnet stand, saßen bei einigen Früchten an einem Tische, und die Ankunft des Fremden schien eben ihr Gespräch unterbrochen zu haben. Giacomo, so hieß der Besitzer des Hauses, bot dem neuen Gaste einen Sitz auf der Bank neben dem Einsiedler an, und gab der Tochter einen Wink. „Bertha, einen Krug Wein!“ — „Unser Bruder Benedetta trinkt keinen,“ setzte er hinzu, um nicht in dem Ritter die Meinung aufkommen zu lassen, als sey er weniger gastfrei gegen einen armen Klausner, als gegen einen Kriegsmann, dessen Aeußeres einen höhern Stand verrieth. Bertha begrüßte den Ritter mit einem anmuthigen Kopfnicken, und sprang aus der Thüre so leicht und gewandt, daß Vollrath ihr mit Wohlgefallen nachblickte. Sie kam bald zurück mit einem steinernen Deckelkruge von gar niedlicher Form, den sie ihrem Vater reichte. Dieser that einen tüchtigen Zug, und gab

den Krug dem Gaste mit den Worten: „mögt Ihr überall ein Dach finden, an welchem die Schwalbe baut!“

Vollrath folgte dem Beispiele seines Wirths, indem er zugleich den Gruß desselben mit den Worten erwiederte: „Glück diesem Hause!“

„Ihr seyd ohne Zweifel vom Gefolge des Kaisers?“ fing jetzt Giacomo das Gespräch an.

Der Ritter bejahte.

„Und aus welchem Lande?“

„Meine Heimath ist jenseits der Alpen, am Rheine, nicht weit von der berühmten Stadt Kölln.“

„Das ist da, wo die heiligen drei Könige begraben liegen,“ rief Giacomo ganz erstaunt. „Es soll eine herrliche Handelsstadt seyn, mit vielen Kirchen und Klöstern.“

„Ihr seyd also mein Landsmann?“ fiel der Eremit ein, der jetzt seine Augen mit Aufmerksamkeit auf den Fremden heftete. „Ich bin am Bodensee, in der reichen Stadt Konstanz geboren, die Euch wohl bekannt seyn wird.“

„Wohl ist mir diese Stadt bekannt und lieb. Ich wurde dort von unserm guten Kaiser Heinrich zum Ritter geschlagen.“

„Und was bringt Ihr aus Deutschland?“ fragte der Einsiedler.

„Wenig, was Euch erfreuen könnte,“ antwortete der Ritter. „Es ist das Land der Zwietracht geworden; die Fürsten sind gegen den Kaiser, der Adel ist gegen die Fürsten, die Städte sind gegen den Adel, und Gott mag wissen, wohin das führt.“

„In unserm Italien ist's um nichts besser,“ nahm Giacomo das Wort. „Jede Stadt will frei seyn, und die Freiheit der Nachbarn unterdrücken. Da ist das übermüthige Venedig, die Tochter von Padua, die jetzt in ihrer Hoffart der Mutter spottet, und sie zu ihrem

Gesinde setzen möchte. Hätten nur die Pfeile der Sarazenen nicht so unbarmherzig in meinem Fleische gewüthet, ich stellte mich noch einmal unter die Fahnen gegen die Lagunenjungfer."

„Habt Ihr früher Kriegsdienste gethan?" fragte der Ritter, gegen Giacomo gewendet.

„Ja, bei den braven Pisanern, als sie den Sarazenen Sardinien und Korsika wegnahmen. Es gab da gute Beute, und die Ungläubigen plündern ist keine Sünde." „Auch die Ungläubigen sind Menschen," sagte der Einsiedler. „Ja, aber keine Christen," versetzte Giacomo.

Der Einsiedler seufzte, und hob die Augen gen Himmel empor.

Das Gewitter hatte jetzt nachgelassen, aber die Brenta tobte noch furchtbar, und ihre Wellen wälzten sich schäumend über das Ufer.

„Der Fluß geht noch unruhig," bemerkte Bertha. „Es ist heute das Fest der sieben Schläfer, und da will er ein Opfer haben. Ihr werdet wohl thun, die Nacht bei uns zuzubringen, Bruder Benedetto."

„Es ist mancher Sturm über mein Haupt hingegangen," antwortete der Klausner, „aber die Tage des Menschen sind gezählt, wie die Haare seines Hauptes. Ich besorge nur, es werde kein Schiffer fahren wollen."

„Wohnt Ihr weit von hier?"

„Eine Stunde jenseits des Flusses, Herr Landsmann. Ihr könnt von hier aus das weiße Kreuz sehen, welches auf dem Felsen steht, in den meine Zelle eingebaut ist."

„Wenn es Euch nicht zuwider ist, so spreche ich einmal bei Euch vor," sagte Vollrath, und nahm jetzt Abschied. Er reichte jedem Anwesenden die Hand; der schönen Bertha kam es vor, als ob er die ihre länger und stärker gedrückt habe, worüber sie jedoch kein Mißver-

gnügen zeigte. Langsam ritt er nach Padua zurück, allein seine Gedanken waren noch immer in der freundlichen Hütte zu Montagna, und als er sich Nachts auf das Lager warf, stahl sich das Bild der schönen Bertha in seine Träume.

Des andern Tags kam dem Ritter der Gedanke, den Einsiedler zu besuchen. Da er aber den Weg zu der Klause nicht genau wußte, so glaubte er, bei Giacomo oder seiner Tochter am sichersten Auskunft zu erhalten. Es war einige Stunden vor Mittag, als er nach Montagna ritt, nicht ohne einige Verlegenheit, denn Giacomo konnte ja leicht auf den Argwohn gerathen, es gelte mehr der hübschen Tochter, als dem alten Eremiten. Doch ein junger Ritter, dessen Herz Feuer gefangen, setzt sich bald über solche Bedenklichkeiten weg.

Berthas Busen hob sich stärker, als sie das Pferdegetrappel vernahm, sie warf einen hastigen Blick durch das Fenster, setzte sich aber sogleich wieder an den Spinnrocken, und schlug die Augen nicht auf, bis Vollrath vor ihr stand, und sie grüßte. Er fragte nach ihrem Vater.

„Der läßt sich nicht in der Stube halten, wenn er auch zu seinen Bienen und Bäumen hinken muß,“ antwortete das Mädchen, „jetzt ist er drüben bei den Oliven, wird aber bald zurückkommen.“

„Ihr spinnt da einen hübschen Faden, so viel ich davon verstehe,“ fing der Ritter wieder an, obgleich seine Augen bisher blos auf die Spinnerin und nicht auf ihre Spindel gerichtet gewesen.

„Das wollte ich meinen. Im Spinnen nehm ich's mit jeder Dirne auf, zehn Meilen in der Runde.“

„Es giebt wohl Euer Brauthemd?“

Bertha schüttelte den Kopf. „Fehlgeschossen, Herr Ritter, dieses Garn trage ich auf den Markt nach Pa-

dua, und das Geld, welches ich dafür erhalte, wird in meine Sparbüchse gelegt. Die Jugend muß auf das Alter denken, die Zeiten sind schlimm."

„Ihr wollt Euch eine Morgengabe zusammensparen," fuhr Vollrath fort, „und die jungen Bursche in Eurem Dorfe haben ohne Zweifel Augen."

„Sehr gute Augen, um eine Blechmünze von einem Goldstück zu unterscheiden.

Die Erscheinung Giacomo's nöthigte den Ritter, sich um den Weg zu der Zelle des Bruders Benedetto zu zu erkundigen.

„Der Fahrmann wird sogleich mit einem Pilger überfahren," antwortete Giacomo, „und vom andern Ufer zeigt er Euch den Pfad, der nicht zu verfehlen ist, aber Euer Pferd müßt Ihr bei uns lassen. Die leichte Gondel ist nur für Menschen, nicht für Lastthiere."

Er befahl hierauf seiner Tochter, den Ritter durch den Garten zu führen, aus welchem eine grünbelaubte Pforte nach der Brenta ging, die kaum fünfzig Schritte entfernt war. Eben wollte der Schiffer vom Lande stossen, da rief ihm das Mädchen zu warten. Vollrath hatte beim ersten Gang ihre Hand ergriffen, die sie auch nicht zurückzog, bis er sie etwas zu lebhaft gedrückt hatte. Als Bertha des Pilgers ansichtig wurde, der eben in den Kahn stieg, machte sie gegen den Ritter ein Zeichen mit den Augen und der Hand, welches ihn warnen sollte, und blieb dann am Ufer stehen, bis der Schiffer jenseits landete, und Vollrath ihr noch ein Lebewohl zuwinkte. Der Pilger, der mit ihm abgefahren, war ein Mann in mittlerem Alter, von stämmigem Körperbau, mit einem krausen schwarzen Bart, und funkelnden, lauernden Augen. Sein Gesicht glich einem verschlossenen Buche, welches schlimme Geheimnisse enthält. „Ihr seyd fremd in

diesem Lande," fragte er den Ritter, indem sie nebeneinander auf dem Pfade gegen die Berge hinwandelten.

Ein einsylbiges Ja war die Antwort.

„Der Kaiser wird noch einige Zeit in Padua verweilen?" hub jener, nach einer Pause, von neuem an.

„Das ist mir unbekannt. Ich gehöre nicht zu seinem Gefolge," erwiederte Vollrath, eingedenk der erhaltenen Warnung.

„Ich dachte, Ihr wäret von seinem Hoflager?"

„Ich diene dem Herzog Rudolph von Schwaben," entgegnete der Ritter schnell besonnen, „und komme in seinen Geschäften von Canossa."

Der Pilger schien überrascht, und heftete einige forschende Blicke auf seinen Begleiter. „Ihr habt dort wohl den heiligen Vater gesehen?" begann er nach einer Weile.

Vollrath bejahte es mit einem Tone, als wäre es ihm unangenehm, über diesen Gegenstand Rede zu geben.

Ich rathe euch, nicht nach Padua zu gehen, und Ihr thut überhaupt nicht wohl, Euch in dieser Kleidung zu zeigen, der Kaiser hat überall seine Augen und Ohren.

„Und doch muß ich an das Hoflager, ich habe einen Freund dort und wichtige Botschaft für ihn."

„Da müßt Ihr Euch Nachts einschleichen, wie ich auch thun werde."

Vollrath ahnte immer mehr ein schlimmes Geheimniß, und faßte den Vorsatz, dasselbe um jeden Preis zu gewinnen. „Die Sachen stehen schlecht, der Pabst hat ihn zum zweitenmal in den Bann gethan, und ihn sogar des Lebens verlustig erklärt."

„Der Herr hat seiner Kirche die Macht gegeben, zu binden und zu lösen," erwiederte der Pilger, „und das deutsche Reich ist ein Lehen des heiligen Stuhls, wie es

alle christlichen Reiche sind. Den meineidigen Vasallen trifft die Strafe des Treubruchs."

„So sollte es überall seyn," sagte der Ritter, der mit Mühe seines Zornes Meister ward.

„Ich denke, dieser Heinrich soll nie mehr die Alpen hinter sich sehen," begann der Pilger nach einer Pause, „die italienischen Städte sind fast alle gegen ihn, und die Deutschen selbst fangen an, den Gebannten zu verlassen."

„Ich höre, Graf Eberhard und Ulrich von Costheim sollen noch bei ihm ausharren, aber in Deutschland sind Welf der Bayer, Berthold von Zähringen, und dessen Eidam Rudolph von Rheinfelden öffentlich gegen ihn aufgetreten. Mein Herr wird ohne Zweifel bald die Kaiserkrone tragen."

Die letzten Worte machten den Pilger ganz kirre. „Ich habe da ein Brieflein," sagte er, indem er sich vorsichtig umsah, und ein in Seide gewickeltes Pergament aus dem Busen zog. „Könnt Ihr die Aufschrift lesen?"

„Ich kann nicht lesen," versetze der Ritter.

„Es ist an den Podesta in Padua," fuhr jener fort. „Es wird hier bald lebendig werden." Bei diesen Worten wollte er den Brief wieder einstecken, aber Vollrath entriß ihm denselben, und verbarg ihn schnell unter seinen gemsledernen Koller.

„Was macht Ihr da," rief der Pilger mit flammenden Augen, und zog einen Dolch hervor, aber in demselben Augenblicke sauste Vollraths Schwert um seinen Kopf, und er stürzte mit einem Schrei zu Boden. Der Hieb war tief in die linke Schulter gedrungen, und das Blut floß in Strömen umher.

Vollrath eilte in die Klause des Einsiedlers, welche kaum fünfzig Schritte entfernt lag. „Bruder Benedetto," sagte er, „ich war eben auf dem Wege zu Euch, ohne

zu ahnen, daß es ein glücklicher, wenn auch blutiger Gang seyn werde. Draußen liegt ein Verwundeter, verbindet ihn, und gönnet ihm bis diesen Abend ein Plätzchen in Eurer Zelle; stirbt er, so mag sich die Hölle freuen."

Der Bruder sah ihn erstaunt an. „Ihr sollt mehr erfahren, wenn ich wieder komme, jetzt muß ich nach Padua."

Mit diesen Worten eilte Emich nach Montagna zurück; wo er sein Pferd gelassen. Bertha war verwundert, ob seiner schnellen Wiederkunft.

„Ihr habt mir ein Zeichen gegeben, schöne Bertha, und es war ein Gotteszeichen. Kanntet Ihr den Pilger?"

„Wohl erkannte ich ihn auf den ersten Blick. Es ist der Seeräuber Negro, der im vorigen Jahre in Padua ertränkt werden sollte. Ich sah ihn, wie ihm das Urtheil vorgelesen wurde, aber er erhielt Gnade durch die Fürsprache des Stadthauptmannes und eines reichen Kaufmanns, der, wie man sagt, vom Gewerbe des Seeräubers Vortheil gezogen, und einige verschlossene Herzen mit goldenem Schlüssel öffnete. Seitdem soll dieser Negro das Geschäft eines Spions treiben. Ein gefährlicher Mensch ist er gewiß."

Vollrath nahm herzlichen Abschied von dem hübschen Mädchen, und sprengte nach Padua, wo er sich alsbald zu Ulrich von Costheim verfügte, dem eisenfesten und unverzagten Anhänger des unglücklichen Heinrichs.

Der Ritter erzählte ihm, was vorgefallen, und übergab ihm den Brief des Pilgers.

„Die Sache befremdet mich nicht," sagte Costheim, nachdem er das Pergament geöffnet und durchlesen. „Wir haben gestern Abend Nachricht erhalten, daß die Gräfin Mathilde ihre Truppen gegen uns schickt. Man hat Lust, den Kaiser gefangen zu nehmen, und der Podesta dieser Stadt, der dem deutschen Regiment immer abhold

gewesen, scheint seine Hand dazu bieten zu wollen. Bewahrt diese Geschichte noch als Geheimniß, es ist besser, die hochweisen Herrn erfahren noch nicht, daß sie verrathen sind."

„Habt ihr nichts Neues aus Deutschland?" fragte Vollrath.

„Neuigkeiten genug, nur keine tröstlichen. Die Feinde Heinrichs gehen ernstlich damit um, den Rheinfelder zum Kaiser zu wählen."

Der Ritter äußerte sein Befremden.

„Wundert Euch das?" sagte Costheim in heftiger Bewegung. „Jede Wahl ist ein Handel, wobei man zu gewinnen hofft. Der eine verlangt für seine Stimme einen Zoll, der andere die Anwartschaft auf ein Lehn, der dritte das Münzrecht, der vierte ein anderes Regal. Bricht eine Gefahr herein, so ist sie nicht mehr das Signal für die Lehensmänner, sich um das heilige Haupt ihres Oberherrn zu sammeln, sondern des eigenen Vortheils wahrzunehmen, und die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse zu berechnen. Hätten wir noch den alten Heerbann, wo jeder Freie auszog für Ehre und Eigenthum, während jetzt der Lehensmann seine Kräfte für sich selbst zu sparen sucht, dann stünde es besser um Deutschland! Nun kommt zu allem Schlimmen noch der traurige Kampf der Kirche mit der weltlichen Macht. Ich will den Kaiser nicht in allen Dingen entschuldigen; es gereicht ihm mit Recht zum Vorwurfe, daß er Bißthümer, und Abteien verkauft, Schmeichlern leicht sein Ohr geöffnet, und nicht immer dem Worte des Mannes treu geblieben, aber seine Feinde treibens noch schlimmer, jeder sucht seine schlechte Sache zur Sache Gottes zu machen, und für seine Nichtswürdigkeit einen Beweggrund in der Bibel zu finden."

Costheim begab sich jetzt zum Kaiser, um ihn mit der Verrätherei des Podesta bekannt zu machen. Der verwundete Negro sollte nach Padua gebracht und verhört werden, aber die Reisigen, welche in die Klause geschickt wurden, um ihn abzuholen, fanden nur noch seinen Leichnam. Er hatte sich verblutet.

Am Abend dieses Tages erhielt Vollrath den Auftrag, mit Anbruch des nächsten Morgens eine Botschaft nach Farenza und Forli zu bringen, welche auf die Rüstungen Bezug hatte, welche Heinrich gegen die Markgräfin Mathilde vorzunehmen sich genöthigt sah.

Zwei Tage waren seit der Abreise des Ritters verflossen, da wanderte Bertha am frühen Morgen auf den Markt nach Padua, um dort ihr Gespinnst zu verkaufen. Sie trug es in einem zierlichen Korbe, den ihr Vater geflochten hatte, und schritt frohen Sinnes, ein Liedchen trällernd, die Straße dahin. In der Stadt war viel Leben und Bewegung, denn die Anwesenheit des Kaisers zog eine Menge Menschen nach Padua. Auf dem Markte sah sich das Mädchen bald von Liebhabern umgeben, denen ihr Garn und sie selbst wohl gefiel, allein der Preis, den sie machte, schreckte die Frauen ab, und die Herren wußten mit der Waare nichts anzufangen. Eine Stunde um die andere ging vorüber, und das Garn der schönen Spinnerin hatte noch immer keinen Käufer gefunden; einige alte Weiber, die es mit Kenneraugen besahen, boten ihr, nachdem sie zwei und dreimal gegangen und wieder gekommen waren, die Hälfte des Geforderten, da wurde das Mädchen ärgerlich und sagte: „Nun ist mein Garn nicht mehr feil; dort sehe ich eben die gnädige Kaiserin herkommen, und der will ich es zum Geschenke machen.“

Mit einer anmuthigen Keckheit, die aber nichts von gemeiner Dreistigkeit hatte, schritt sie auf die Kaiserin zu, welche von Edelfrauen, Pagen und einigen bewaffneten Dienern begleitet aus der Kirche kam, und sagte mit der Grazie, welche Einfalt und Natürlichkeit geben:

„Gnädige Frau Kaiserin, seyd so gut, und nehmet mein Gespinnst zum Geschenk an. Einen so schönen, gleichen Faden habt Ihr in Deutschland schwerlich je gesehen.“

Die Kaiserin hatte ihre Freude an dem schönen naiven Landmädchen; sie lobte das Garn über alle Massen, und fragte die Spinnerin nach ihrem Namen, ihrem Wohnort und ihren häuslichen Umständen.

Das Mädchen gab freundlich Bescheid. „Ich bin aus dem Dörfchen Montagna, wo mein Vater ein Freisaße ist. Wir bauen ein kleines Feld. Grund und Boden gehören den Herren von Montagna, die jetzt ausgestorben sind.“

Jetzt kam auch der Kaiser herbei, und die Kaiserin zeigte ihm das Gespinnst. Heinrich mochte wenig davon verstehen, aber ihm gefiel die holde Spinnerin, und da er eben guter Laune war, nahm er das Garn und sagte:

„Wir wollen Dir ein Zeichen unserer kaiserlichen Gnade geben. Binde das eine Ende dieses Fadens an einen Baum oder Pfahl an, und umziehe damit des offenen Landes soviel, als der Faden umfaßt; es soll Dir zum Eigenthum und Heirathsgut verliehen seyn.“

„Ist das Euer Ernst, Herr Kaiser?“ fragte das erstaunte Mädchen.

„Ei freilich mein schönes Kind, wir geben Dir unser kaiserliches Wort darauf. Unser Kanzler soll Dir eine Urkunde darüber aufsetzen.“

„Er befahl hierauf einigen aus seinem Gefolge, nach Montagna zu gehen, und die Sache in Vollzug zu bringen.

Bertha eilte mit solcher Hast nach Hause, daß ihr beinahe der Athem fehlte, ihrem Vater die gute Neuigkeit zu erzählen. Giacomo zeigte wenig Freude darüber. „Da bekommen wir nun Wald und Ebene und Felsen und Hügel, und wer soll das viele Land bestellen? Bisher besaßen wir gerade so viel, um zufrieden zu seyn, das Mehr bringt Verdruß und Sorgen, und bei unsern Nachbarn werden wir künftig freundliche Worte, aber schlimme Gedanken finden."

Bertha schüttelte den Kopf. „Ich halte es mit dem Sprichwort, besser Neid als Mitleid."

„Bertha, jetzt mußt Du Dir einen Mann suchen," fing Giacomo nach einer Weile an, „ich bin alt, und das Besitzthum erfordert gute Augen und rührige Hände."

„Ei," versetzte das Mädchen, „hat der liebe Gott die Heerde gegeben, so" — hier stockte sie plötzlich.

„So wird er auch den Hirten schicken, meinst Du? ich wette, Du dachtest in diesem Augenblicke an Deinen Vetter Antonio?"

„Antonio ist ein Hasenfuß," sagte Bertha etwas schnippisch, „so oft er ins Feld ziehen sollte, wurde er krank."

„Aber Girolamo?" forschte der Alte weiter.

„Der runde Girolamo? gegen seine Dummheit hätte ich nichts einzuwenden, aber seine alberne Klugheit würde mich mit jedem Tag um ein Jahr älter machen."

„Meinst Du, es werde Einer für Dich vom Himmel herabfallen?"

„Wir sind alle vom Himmel herabgefallen, Vater! Einige kommen bei dem Fall auf die Nase zu liegen, an=

dere auf die Füße zu stehen, und unter diesen will ich mir einen Reisegefährten aussuchen."

„Dirne, wie kommst Du zu solchen Einfällen?"

„Was ich eben sagte, das hörte ich von dem Schalksnarren, der einmal bei den Dominikanern zu Padua auf die Kanzel stieg, und zu predigen anfing, als der Prediger plötzlich krank geworden war, und den man nachher ein Jahr lang einsperrte."

„Der arme Pietro!" seufzte Giacomo, „er starb, bevor er wieder das Tageslicht erblickte. Ich habe manche lustige Stunde in seiner Gesellschaft zugebracht. Er war klüger als der Podesta und die ganze Klerisei."

„Er hatte eine spitzige Zunge."

„Und die, welche er traf," brummte der Alte, „hatten meist eine so dicke Haut um ihr Gewissen, daß ich nicht begreife, wie ein Stich sie verletzen konnte."

Das Gespräch wurde durch einen jungen Landmann aus der Nachbarschaft unterbrochen. Das Gerücht von dem Geschenke des Kaisers hatte sich schnell verbreitet, und er kam, um Giacomo und seiner Tochter Glück zu wünschen, und wie es schien, bei dieser Gelegenheit auch sein eigenes Glück zu versuchen. Der Alte dankte ihm freundlich für seine Theilnahme, Bertha mit einem schelmischen Lächeln.

„Ihr seyd jetzt reich, Bertha! — nun der Himmel gibt's denen, die er liebt, im Schlafe, wie unser Pfarrer sagt; aber es ist eine schlimme Zeit."

„Die Zeit ist weder gut noch böse," versetzte Giacomo, „aber die Menschen machen sie nun einmal zum Sündenbock, dem sie alle ihre Schuld auflegen."

„Ihr mögt recht haben, Nachbar," erwiederte der junge Mann, „man pflegt aber so zu sagen, und ich meinte damit nichts als den Krieg, der sich bald bei uns zu Gaste bitten wird. Der Pabst zieht mit einer großen

Armee gegen den Kaiser heran, und da wird es unsere Haut kosten."

„Hm! wenn sie Trommeln daraus machen, so machen wir wenigstens Lärm in der Welt," erwiederte Giacomo.

„Ihr werdet doch mit dem Kaiser ziehen, Messer Anselm?" fragte Bertha.

„Daß ich ein Narr wäre," versetzte dieser. Wer soll denn das Te Deum in unserer Kirche singen, wenn wir uns vorher die Kehle abschneiden lassen?"

Verzeiht, Messer Anselm!" antwortete das Mädchen spöttisch, „ich hatte vergessen, daß Ihr bei der Messe im Chor mitsingt."

Im Verfolg des Gesprächs ließ der Landmann immer deutlicher merken, warum er eigentlich gekommen sey, und daß er sich für den Mann halte, ein Gut und eine Frau in Ordnung zu bringen.

„Messer Anselm!" unterbrach ihn Bertha mit angenommenem Ernste, „Ihr werdet einsehen, daß ich dem Kaiser, nachdem er mir die reiche Morgengabe geschenkt, auch um seine Einwilligung bitten muß. Wollt Ihr es in meinem Namen thun?"

„Was denkt Ihr, Bertha?" rief der junge Mann, fast außer sich ob solcher Zumuthung, „ich und der Kaiser! Das Wort würde mir auf der Zunge ersterben, und wie sollte ich Zutritt erhalten?"

„Da weiß ich Rath zu schaffen," sagte Bertha, „ich kenne einen Ritter aus dem Gefolge des Kaisers, dem bringt einen Gruß von mir, und bittet ihn um Dienst in dem Feldzug gegen den Pabst, und um die Erlaubniß, mit kaiserlicher Majestät zu reden."

Der Landmann merkte nun, daß ihn das Mädchen zum Besten habe, und entfernte sich mit wenig verhehltem Aerger.

(Schluß folgt.)

Anekdote.

(Für Sprachfreunde.)

Julius von C...., obwohl kaum in die Jünglingsjahre getreten, hatte doch schon einen so entschiedenen Hang zu allem Wissenschaftlichen, und eine solche Abneigung gegen Alles, was nur den Namen Vergnügung trug, daß sein schwächlicher Körper mehr als ein Mal dem unermüdlichen Geiste seine Dienste zu versagen drohte.

Da nahte sich eines Tages mit einem über diese Früchte seiner Bemühungen nicht leicht zu beschreibenden Wohlgefallen Julius Erzieher dessen würdigem Vater, und sprach: „Julius ist nun für immer auf der wahren Bahn zu einem höhern Zwecke. Festen Schrittes einer ernsten Bestimmung entgegengehend, ist er unempfänglich für Alles, was ihn auch nur auf Augenblicke davon entfernen könnte. Unterwerfen Sie ihn irgend einer Probe, und ich will kein Menschenkenner seyn, wenn Julius nicht meine Ansichten rechtfertigt." — „Die Probe soll Statt haben," — sagte der Vater, — „und es wird mich herzlich freuen, wenn Sie Recht haben." Nach einiger Zeit lud Julius Vater eine kleine, gut gewählte Gesellschaft, unter der sich auch ein Mädchen befand, von der er wußte, daß sie wenigstens ein Gegenstand der Aufmerksamkeit seines Sohnes war, zum Spiel, und veranstaltete zugleich, daß sein Sohn bis zum Eintreffen der Gäste so ununterbrochen beschäftigt wurde, daß ihm eine Stunde der Erholung erwünscht seyn mußte. Als nun die Gesellschaft versammelt war, begab er sich, ein Buch in der einen, ein Spiel Karten in der andern Hand, zu Julius, und redete ihn mit der zärtlichsten Stimme, deren er fähig war, folgendermaßen an: „Mein Julius! du hast heute mehr als genug gethan; Zerstreuung wäre dir nöthig, aber ich will sie dir nicht aufdringen. Einige Freunde, wovon einer dir dieses Buch schickt, und Fräulein F...., in deren Hände du diese Karten legen darfst, sind eben bei mir. Philosophire oder spiele —

Descartes ou des cartes."

„Descartes" — rief der Jüngling, mit Begeisterung nach dem Buche greifend — man denke von mir, was man wolle, ich leiste auf jede andere Gesellschaft Verzicht.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 18tes Stück.

Die Spinnerin.

(Schluß.)

Nach einer Abwesenheit von vier Tagen kehrte Vollrath von seiner Sendung zurück. Es war spät am Abend, als er in Padua anlangte, wo er dem Kaiser sogleich Bericht erstattete, und einige von Forenza und Forli mitgebrachte Schreiben einhändigte. Am andern Morgen in der Frühe ritt er nach Montagna, unwissend, was sich seitdem dort zugetragen. Seine Absicht war, den ehrlichen Giacomo auf die Ereignisse vorzubereiten, welche zu erwarten stunden, und ihm wohlgemeinten Rath zu geben. Er mochte eine halbe Stunde geritten seyn, als er einen jungen Landmann einholte, der den nämlichen Weg auf einem Esel machte. Der Ritter ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, aber sein Pferd schien sich nicht in der ungleichen Gesellschaft zu gefallen, es schlug aus gegen den Esel, der, über den unfreundlichen Gruß erschreckt, einen Seitensprung machte, den Reiter abwarf und das Weite suchte. Vollrath, obgleich er das Lachen kaum verbeißen konnte, sprang doch ohne Zaudern vom Pferde, um dem Landmanne wieder auf die Beine zu helfen; dieser unbekümmert um die Schmerzen, welche der Fall ihm verursachte, war einzig beschäftigt, seinen

Sonntagsanzug wieder in Ordnung zu bringen, wobei er einige Flüche und Seufzer ausstieß.

„Ihr habt doch keinen Schaden genommen?“ fragte der Ritter theilnehmend.

„Die Rippen schmerzen mich ein wenig,“ antwortete der junge Mann, dessen rundes, volles Gesicht nichts von bösen Zeiten zu wissen schien; „doch das will wenig bedeuten: aber daß mein sonst so sanftes und geduldiges Thier mich gerade in der Nähe von Montagna abwarf, ist von schlimmer Vorbedeutung.“

„Ihr geht wohl auf Freiers Füßen?“

Der Landmann kratzte sich in den Haaren. „Eigentlich war es nicht meine Absicht, auf die Freite zu gehen, sondern zu reiten. Ich bin ein Lehensmann der Kirche Della Croce, frei und ledig, und besitze ein hübsches Vermögen. Ihr habt wohl auch von der schönen Spinnerin in Montagna gehört, und von dem Geschenke, welches der Kaiser ihr gemacht?“

Vollrath verneinte; jener entschloß sich nun, da sein Grauthier nicht mehr einzuholen war, den Rest des Weges neben dem Ritter zu Fuße zu machen, und erzählte diesem in die Länge und Breite, was sich mit Bertha zugetragen. Vollrath äußerte seine Freude darüber, und sagte: „Der Kaiser ist ihr mehr Dank schuldig, als er noch weiß.“

Der Landmann starrte ihn verwundert an. „Kennt Ihr die Dirne?“

„Wohl kenne ich Sie.“

„Mir geht ein Licht auf,“ rief jener. „Wir stellen unser Netz nach einem edlen Wilde, aber man soll es dem Girolamo nicht nachsagen, daß er sein Jagdrecht nicht verstehe. Ich bin ein Lehensmann von Santa Croce, und Ihr müßt Euch mit mir schlagen. Wenn ich jetzt gleichwohl in einem Bauernrocke stecke, so hat dieser Kopf doch auch schon aus einer Pickelhaube hervorgeschaut.“

Vollrath lachte. „Ihr seyd ohne Schwert, aber ich will Euch einen Vorschlag machen: wir bedienen uns Beide des meinigen."

„Wie soll das zugehen?" fragte Girolamo kopfschüttelnd.

„Ich führe den ersten Streich, und Ihr den zweiten. Ihr werdet das billig finden, da ich der Eigner des Schwerts bin und der Geforderte."

„Mein Seel," rief Girolamo, „Ihr seyd ein lustiger Kumpan, wir wollen gute Freunde seyn. Auch war es nicht mein Ernst. Und warum sollte es auch? Ein Cavalier wie Ihr, sucht keine Vogelnester auf dem Lande. Aber seht, mein Grauthier hat sich eines bessern besonnen. Dort kommt es wieder hergetrabt. Reitet in Gottesnamen voran, Herr Ritter, ich will Euch folgen."

Bertha stand an der Thüre, als Vollrath angesprengt kam. Ihre Augen und ihre Gedanken hatten sich unwillkührlich auf den Weg von Padua geheftet, und ihr Herz pochte heftig, als sie des Ritters ansichtig wurde. Sie wollte ihm entgegeneilen, stand plötzlich stille, und ließ die Hand, die sie zum Empfang ausgestreckt hatte, schnell wieder sinken, bis er ihr die Seinige bot.

„Es ist schön, daß ihr noch an uns denkt," sagte sie.

„Meine Gedanken waren immer bei Euch," antwortete Vollrath, „und Ihr müßt wohl eine Ahnung davon gehabt haben?"

„Ich werde bald an Ahnungen glauben," erwiederte das Mädchen, „denn heute konnt' ich gar nicht zweifeln, daß Ihr kommen würdet."

„Ich melde Euch einen Freier an."

„Einen Freier?" fragte sie in sichtbarer Verlegenheit.

Der Ritter erzählte von Girolamo.

„Die Narren," rief Bertha, „sind unverschämter als die Fliegen, sie lassen sich nicht abwehren."

„Ihr müßt den Anker ihrer Hoffnungen abschneiden."

„Wie soll ich das anfangen, Herr Ritter?"

„Nichts ist leichter. Ihr wählt Euch selbst einen Mann."

„Wißt Ihr nicht, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden? Da bleibt einem armen Mädchen nichts übrig, als zu warten, bis es sich fügt, wie es das Schicksal beschlossen."

„Meint Ihr nicht, es sey eine Fügung, daß so verschiedene Wege uns zusammengeführt?" Bertha warf einen forschenden Blick auf den Ritter, und senkte das Auge zur Erde. Vollrath ergriff ihre Hand. „Ihr antwortet mir nicht?"

„Was soll ich antworten? Ich bin zwar eine Freie, aber doch nicht Eures Gleichen; Ihr seyd hochgeboren, ich niedrig."

Das Gespräch wurde hier durch einen neuen Gast unterbrochen. Antonio trat herein, ein langbeinigter Geselle von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, mit einem braungelben Gesichte, auf welchem sich Verdrossenheit und Argwohn malten. Er war mit Giacomo weitläufig verwandt, und hatte schon seit einiger Zeit seine Absicht auf Berthas Hand merken lassen."

„Ei sieh da, Vetter Antonio," rief sie ihm entgegen, etwas unwillig, daß sie in einer Unterredung gestört worden, die ihr so wichtig war. „Bringt Ihr noch etwas anders als Euch selbst?"

„Bin ich denn nicht genug?" fragte Antonio spitz, und warf einen mißtrauischen Blick auf Vollrath.

Bertha gerieth in einige Verlegenheit, zum Glück erschien jetzt Girolamo, und so wurde sie einer unangenehmen Antwort überhoben.

„Ich habe Euch bereits angekündigt," redete Vollrath den Eintretenden an, „und Ihr könnt Euern An=

trag ohne weitere Einleitung machen. Kömmt es zum Verlöbniß, so sind die Zeugen bei der Hand."

„Meiner Treue," antwortete der Lehensmann der Kirche, „Ihr habt als ein wackerer Ritter gehandelt, und da ich Euch gewissermassen als meinen Freiwerber bei der schönen Bertha betrachte" —

„Was Freiwerber," unterbrach ihn Antonio, „ein kluger Mann wirbt für sich selbst, und darum frage ich Euch, Bäschen Bertha, ob Ihr mit mir künftig Leid und Freud theilen wollt?"

„Ich frage nicht, schöne Bertha, Ihr kennt meine Wünsche durch diesen edlen Ritter," sprach Girolamo mit selbstgefälligem Lächeln.

„Ihr erzeigt mir große Ehre, meine Herren," nahm Bertha das Wort, „aber wer wird an eine Heirath denken, in diesem Augenblicke, da der Krieg vor der Thüre ist, und Ihr Beide jeden Augenblick zu den Waffen gerufen werden könnt? Ich bin die Tochter eines Soldaten, und fest entschlossen, nie einem Manne meine Hand zu geben, der seinen Muth nicht in der Schlacht bewiesen."

„Ist der Krieg wirklich so nahe?" fragte Girolamo den Ritter, der es bejahte.

„Ich bin ein Lehensmann der Kirche Della Croce," fuhr jener fort, „und muß ihr hold und gewärtig seyn. Die schöne Bertha hält auf Ehre, und ich werde ihre Gunst zu verdienen suchen."

Er nahm jetzt den Ritter bei Seite, und flüsterte diesem zu: „Ich habe ein weiches Herz," sagte er, „und Ihr könnt keinen bessern Mann finden zum Geleite der Verwundeten, die aus der Schlacht gebracht werden. Nehmt darauf Bedacht, Herr Ritter, daß man dieses fromme Geschäft den Gottesleuten unsrer Kirche anvertraue."

Vollrath versprach lächelnd, den Antrag in Ueberlegung zu nehmen. Antonio, der unterdessen nachdenkend dagestanden, fuhr jetzt plötzlich auf:

„Was geht mich dieser Krieg an; mögen der Kaiser und der heilige Vater ihren Span ausfechten, ich für meine Person bin fest entschlossen, mich zu verheirathen, noch bevor der Sturm losbricht.“

„Das ist ein kluger Vorsatz,“ sagte Vollrath, „indem das erste Aufgebot nur an unverheirathete Männer ergeht; auf diese Weise könnt Ihr Eurer Haut sicher seyn, wenn Euch kein böser Zufall in schlimme Hände wirft, die Euch das Fell am Leibe gerben.“

Antonio, der nicht auf diese Reden zu merken schien, ging jetzt auf Bertha zu und sagte:

„Da die Sache nun einmal so weit gekommen ist, so muß ich von Euch, schöne Bertha, ein blankes Ja oder Nein haben. Seyd Ihr es nicht, so ist's eine Andere. Bedenkt, daß in dieser gefährlichen Zeit einer schmucken Dirne ein Beschützer nützlich seyn kann.“

Bertha sah ihn schalkhaft an: „ich will Euch eine Fabel erzählen, Vetter Antonio, die ich vom Bruder Benedetto gehört. Es war ein Mann, der hatte ein Turteltäubchen, welches er sehr liebte. Nun stellte aber ein böser Geyer dem Täublein nach, und der Mann wußte nicht, wie er es gehörig schützen sollte; da bat er den Hasen, bei dem Täublein Wache zu halten, aber der Geyer kam und fraß beide.“

„Wie versteht Ihr das?“ fragte Antonio trotzig.

„Hört nur,“ fuhr das Mädchen fort, „ich bin noch nicht zu Ende. Bruder Benedetto sagte, die Fabel habe auch einen andern Schluß, der so lautet: Der Hase sey davongelaufen, als er den Geyer gesehen, und dieser habe nun das arme Turteltäublein gespeist.“

Antonio brummte einige unverständliche Worte und rannte aus der Thüre so hastig, daß er den alten Giacomo, der ihm eben in den Weg trat, beinahe umgeworfen hätte.

„Ist der Bursche toll geworden?“ fragte Giacomo.

Girolamo brach in ein unmäßiges Lachen aus. „Der Hahn flieht vor dem Jäger," rief er, „aber meiner Treu, ich will ihn einholen, und ihm die hübsche Fabel noch einmal erzählen; Gott befohlen, Meister Giacomo, lebt wohl, schöne Bertha, und was den Muth betrifft, den ich zum Frommen meiner Kirche und zum Ruhme unsers glorreichen Kaisers in diesem Kriege beweisen werde, so wird dieser edle Ritter mir seiner Zeit das Zeugniß darüber nicht versagen, dann, schöne Bertha, wollen wir sehen, wo die Myrten grünen."

„Sag' mir, Bertha, hast Du die Leute mit Tollwurz bewirthet?" fragte Giacomo, nachdem sich der Lehensmann auf sein Grauthier geschwungen hatte, und lachend davonritt.

„Auf die Fastnacht kommt die Aschermittwoche," entgegnete Bertha, „wo die Narren wieder gescheidt werden."

Vollrath trug jetzt dem Alten seine Besorgnisse vor wegen des bevorstehenden Kriegs. „Die Geschichte wird kurz seyn," sagte er, „und der Kaiser das Schlachtfeld schwerlich vor den Mauern von Padua wählen. Hoffentlich bleibt der Sieg dießmal der gerechten Sache treu. Doch vermag kein sterbliches Auge in die Zukunft zu dringen. Müssen wir uns zurückziehen, so ist dieses Land wilden, ungezügelten Horden Preis gegeben, die eher den Namen Räuber als Kriegsmänner verdienen, und jeder redliche Hausvater muß dann noch mehr zittern für das Loos seiner Kinder, als für sein eignes. Habt Ihr auf diesen Fall schon gedacht, wackerer Giacomo."

„Wohl waren meine Gedanken die ganze letzte Nacht, die ich schlaflos zubrachte, mit diesen Dingen beschäftigt. Wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so bleiben mir zwei Zufluchtsorte, einer in der Klause des Bruders Benedetto, der ein sicheres Versteck in einer verborgenen Felsenkammer hat, der andere in Padua bei

einem achtbaren Bürger, auf dessen theilnehmende Freundschaft ich rechnen darf."

„Ich kann keineswegs für Padua stimmen," entgegnete Vollrath, „aus Ursachen, die ich jetzt noch nicht angeben darf, weil dieß gegen meine, dem Kaiser schuldige Pflicht wäre. Bei Bruder Benedetto mögt Ihr sicherer seyn. Auf jeden Fall werdet Ihr wohl thun, einige Vorkehrungen zu treffen, vielleicht bin ich bis morgen im Stande, einen bessern Vorschlag zu machen."

„Zieht Ihr auch in's Feld?" fragte Bertha ängstlich.

„Das hängt von dem Willen meines Herrn, des Kaisers ab," antwortete Vollrath. „Auf jeden Fall wird eine Besatzung in Padua zurückbleiben, wo es nur zu viele Menschen gibt, die weder ihre Pflicht, noch ihren wahren Vortheil zu erkennen scheinen."

Giacomo war gerührt über die Theilnahme des Ritters, und Bertha flehte ihn mit einem Blick, der mehr Liebe, als Bekümmerniß für ihre Lage ausdrückte, vor dem Abzuge des Heeres noch einmal nach Montagna zu kommen, was er auch gern versprach.

In Padua hielt der Kaiser großen Rath, wobei, außer seinem Kanzler und seinem Feldobristen noch einige ihm ergebene italienische Herren aus Padua, Lucca und andern Städten sich gegenwärtig befanden. Es wurden die Maßregeln besprochen, welche der Anmarsch der päbstlichen Truppen, so wie die Ruhe von Padua vor allem andern nöthig machten. Mathilde, Markgräfin von Thuscien, hatte alles aufgeboten, um ein beträchtliches Heer zusammenzubringen, und das Ansehen des Kaisers, dem ihr Vater so treu gedient, mit einem Schlage in Italien zu vernichten. Diese Frau, von eben so viel Muth und Beharrlichkeit, als durchdringendem Verstande, doch nicht

ohne Beimischung frommer Schwärmerei, trug sich seit lange schon mit dem Gedanken, die Herrschaft der Kirche über die weltliche Macht fest zu gründen; und einzig dem Rathe und dem kräftigen Beistande eines Weibes verdankt Pabst Gregor, dem bei seinem eisernen Willen die erforderliche Selbstbeherrschung mangelte, das besonders für Deutschland so unheilbringende Gelingen seines ungeheuern Plans. Ohne die Markgräfin Mathilde wäre ohne Zweifel jener unselige, hartnäckige Partheikampf zwischen den Welfen und Ghibellinen nie entstanden, der halb Europa so lange erschütterte, und das edle Haus der Hohenstaufen dem Untergang entgegenführte. Nachdem die Rathversammlung in den Gemächern des Kaisers geendigt war, erhielt Vollrath den Befehl, sich zu demselben zu verfügen. Er fand ihn in ernster Unterredung mit Graf Eberhard und Ulrich von Coßheim.

Heinrich wendete sich zu dem Ritter und sagte: „Junger Mann, Ihr habt uns oft Beweise Eures Muthes, Eurer Klugheit und Treue gegeben; jetzt ist der Augenblick, diese rühmlichen Eigenschaften, welche wir so sehr an Euch schätzen, noch mehr zu bewähren. Morgen wird das Heer aufbrechen, um die Feinde unserer geheiligten Krone zu demüthigen. Die Kaiserin bleibt in Padua zurück, und ich übergebe sie Eurem Schutze."

„Ich gelobe vor Gott und seinen Heiligen," rief Vollrath in Begeisterung, „das Vertrauen kaiserlicher Majestät so zu rechtfertigen, wie einem deutschen Rittersmann ziemt."

„Wir sind Euch ohnedieß noch zu Dank verpflichtet," fuhr Heinrich fort, „weil Ihr uns den wichtigen Brief an den Podesta verschafft, der uns über die Gesinnungen und Absichten dieser Stadt so großes Licht gegeben.

„Kaiserliche Majestät," antwortete Vollrath, „dieser Dank gebührt nicht sowohl mir, als der schönen Spinne-

rin von Montagna, ohne deren Warnung ich dem Seeräuber und seinem Briefe schwerlich auf die Spur gekommen wäre."

„Ich fürchte," fiel Coßheim ein, „ich fürchte, unser wackerer Ritter vom Rheine habe bei diesem Funde sein Herz verloren, dessen wir jetzt so sehr bedürfen."

„Ist dem so, junger Mann?" fragte Heinrich mit Lächeln. „Nun, Ihr braucht darum nicht roth zu werden. Schönheit ist der Preis der Tapferkeit. Wir sind der Jungfrau für den Dienst, den sie uns durch ihre Warnung geleistet, eine Belohnung schuldig, und wollen ihr den Namen und das Wappen der Edlen von Montagna verleihen, deren Geschlecht kürzlich ausgestorben ist. Damit wird ein Hinderniß gehoben, welcher einer Anwerbung um die schöne Spinnerin im Wege stehen könnte. Jetzt geht, und vernehmt von unserm treuen Coßheim die weiteren Befehle."

Vollrath folgte jenem auf sein Gemach, wo er Dinge vernahm, die seine ganze Aufmerksamkeit erregten, und jeden Gedanken von Montagna abwendeten.

In Padua sollte ein Aufstand ausbrechen, in dem Augenblicke, da die Heere des Kaisers und des Pabstes sich gegenüber stehen würden. Auf solche Weise wollte man jenen den Rückzug abschneiden, und zugleich alle, welche von dem Gefolge in der Stadt zurückblieben, ermorden. Diese Umstände hatten sich aus dem von Vollrath dem Pilger abgenommenen Schreiben ergeben.

„Ihr sehet," fügte Coßheim dieser Nachricht hinzu, „wie nöthig es ist, auf unsrer Hut zu seyn, und eben so schnelle als strenge Maßregeln zu ergreifen. Mit Tagesanbruch werden unsre Hülfsvölker aus Pisa, Lukka, Forli und einigen andern Städten in Padua einrücken. Um Mitternacht bemächtigt Ihr Euch mit hinreichender Mannschaft des Palazza della ragione, wo die Waffen der Meu=

terer liegen, während zu gleicher Zeit der Podesta, welcher neben dem Stadthause wohnt, mit zwanzig der vornehmsten und reichsten Einwohner verhaftet wird. Die Gefangenen laßt Ihr sogleich in die festen, unterirdischen Kammern des Stadthauses bringen, und bei dem ersten Zeichen des Aufstandes in ihren Gefängnissen hinrichten. Ohne Zweifel wird jedoch die bloße Drohung hinreichen, die Empörer abzuschrecken, zumal wenn sie ihrer Häupter beraubt sind. Zu Eurer Verfügung bleiben sechshundert deutsche Lanzenknechte und Reiter, und zweihundert wackere Pisaner zurück. Es versteht sich, daß über alle diese Dinge das tiefste Stillschweigen beobachtet werden muß." —

Die Nachricht von dem bevorstehenden Auszuge der Deutschen verbreitete unter den meisten Einwohnern der Stadt Padua eine Freude, die sie nur mit Mühe verbergen konnten, denn sie hegten nicht den mindesten Zweifel an dem Untergange des kaiserlichen Heeres. Die Truppen wurden aufgestellt, gemustert und mit dem Nöthigen versehen. Zugleich traf Coßheim auch die übrigen Anordnungen mit der ihm eigenen Raschheit und Genauigkeit. Vollrath blieb eben so wenig unthätig. Als gegen Abend seine vorläufigen Geschäfte besorgt waren, fiel ihm das Versprechen ein, welches er Bertha gethan, und er benützte die erste freie Stunde zu einem Ritte nach Montagna. Die schöne Spinnerin saß unter der Weinlaube vor dem Hause, und schien ihn zu erwarten. „Schöne Bertha," sagte der Ritter, „ich komme nur im Flug, und darf nicht vom Pferd steigen, die Augenblicke sind kostbar. Morgen zieht das Heer aus, ich aber bleibe in Padua, und was da auch geschehen mag, rechnet auf mich. Meine Gedanken werden Euch bewachen. Der Kaiser hat gestern in meiner Gegenwart erklärt, daß er Euch zur Edlen von Montagna mache; Ihr habt nun das Recht, Namen und Wappen der alten Herren von Montagna zu führen."

Bertha schüttelte den Kopf. „Was soll ich damit?“

„Liebes Mädchen, Ihr wißt, daß die Menschen leider keinen so großen Unterschied zwischen Verstand und Dummheit, Tugend und Laster machen, als zwischen der Geburt. Ein Stand sollte nicht den andern gering halten, da jeder einen nothwendigen Ring bildet in der Kette der Gesellschaft. Bei Euch, schöne Bertha, hätte ich das alles vergessen, aber die Welt vergißt so etwas nicht. Reicht mir Eure Hand, aber nicht blos zum Abschied, sondern als Zeichen, daß Ihr mir einiges Recht darauf geben wollt.“

Die Jungfrau erröthete und erblaßte; schamhaft zögernd reichte sie die zitternde Rechte dem Ritter, der mit Blicken der Liebe auf ihr weilte. „Bertha!“ rief er, „bald scheiden wir nicht mehr.“

Mit diesen Worten sprengte er gen Padua zurück. Das Mädchen starrte ihn unverwandt an, so weit ihr Auge ihn erreichen konnte, und lange wußte sie nicht, ob das, was sie gesehen und gehört, eine schöne Wirklichkeit oder blos ein äffender Traum gewesen.

Um die zweite Stunde der Mitternacht bemerkte man große Bewegungen in verschiedenen Straßen von Padua; Haufen von Kriegern zogen so geräuschlos als möglich hin und her; Vollrath nahm mit einigen hundert Mann Besitz vom Stadthause, die Wohnungen des Podesta, so wie der angesehensten und reichsten Bürger wurden umstellt und beobachtet, und bald vernahm man Lärm und Geschrei, laute Drohungen der Soldaten, mit dem Wehklagen von Frauen und Kindern vermischt.

Der Anschlag war so geheim geblieben, und so rasch ausgeführt worden, daß keine der verdächtigen Personen entkam, und binnen einer halben Stunde sich alle in den Gefängnissen des Palazza della ragione befanden, wo Vollrath jetzt sein Quartier genommen hatte.

Mit Anbruch des Tages zogen die Verbündeten aus den italienischen Städten ein, mit dem donnernden Rufe: hier Ghibellinen! Der Kaiser begrüßte sie vom Balkon seiner Wohnung und hielt eine kurze Anrede, die mit einem allgemeinen jubelnden Zurufe und dem Schmettern der Trompeten beantwortet wurde. Nachdem die Ankömmlinge Erfrischungen zu sich genommen, die bereits für sie in Bereitschaft gestanden, setzten sie sich gegen Mantua in Marsch, wo man auf den Feind zu treffen hoffte. An die Italiener schlössen sich die Deutschen an, von Ulrich von Coßheim und Graf Eberhard geführt, eine Stunde später folgte ihnen der Kaiser, von seiner Leibwache begleitet.

Kaum hatte das Heer die Stadt verlassen, als man in allen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen heftig bewegte Gruppen sah, die sich leise und ängstlich unterredeten; Bauern, Mönche, Taglöhner, Knaben und alte Weiber waren bunt durch einander gemischt. Die Kunde von der Gefangenehmung des Podesta und der angesehensten Einwohner hatte sich allmählig verbreitet, und die Bestürzung, welche dieses Ereigniß hervorbrachte, war noch vermehrt worden durch die Ankunft so zahlreicher Hülfstruppen. Während nun jeder seine Meinung und Bedenklichkeiten äußerte, vernahm man plötzlich Trompetenklang; ein Herold erschien, von einem Haufen Reiter begleitet, und rief in allen Straßen aus: „bei dem geringsten Zeichen einer Meuterei in Padua würden die Gefangenen auf der Stelle in ihren Kerkern hingerichtet, und die Stadt an vier Ecken in Brand gesteckt werden. Bis zur Rückkehr der Truppen sey alle bürgerliche und militärische Gewalt in die Hände der kaiserlichen Befehlshaber gelegt, und jeder Widersetzlichkeit werde Todesstrafe unausbleiblich folgen.“

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Verwandten und Freunde der Verhafteten, welche den größten Einfluß auf die Menge besaßen, zitterten für das Le-

ben von Männern, an deren Erhaltung ihnen Alles gelegen war; andere fürchteten für ihr Eigenthum, wenn nun Feuer eingelegt würde, und ein großer Theil der Einwohner, die sich unbedachtsam der Aufregung des Augenblicks hingegeben, schlich verduzt in seine Wohnung zurück.

Es herrschte von jezt an in Padua eine dumpfe Stille. Einige kecke Bursche, die sich in verzweifelnden Unternehmungen gefielen, weil sie nichts zu verlieren hatten, als ein Leben ohne Werth, zerstreuten sich, da sie ihre Hoffnung in der Stadt vereitelt sahen, auf das Land, und trieben das Handwerk der Schnapphähne, was sie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ohne große Gefahr konnten. Vollrath, der bald von diesem Unfuge Nachricht erhielt, schickte von Stund an nach allen Seiten Streifwachen aus. Eine solche kam eben nach Montagna, als einige dieser Gesellen im Begriffe waren, das Haus des ehrlichen Giacomo zu stürmen. „Hier, Ghibellinen!" rief der Anführer der Deutschen, und streckte mit Einem Hieb einen der Räuber zu Boden; die übrigen suchten zu entfliehen, wurden aber von den Reisigen niedergeritten, und mit ihren Lanzen durchbohrt.

Vollrath hatte sich eben von der gewöhnlichen Runde auf sein Zimmer zurückgezogen, als ihm ein paar Landleute gemeldet wurden, die ihn zu sprechen verlangten. Es war Giacomo und seine Tochter. „Wir kommen, edler Ritter! Euch um eine Zuflucht anzusprechen," sagte der Alte. „Der Krieg hat nicht nur alle Raben und Wölfe, sondern auch alles Menschenvolk, was zu dieser Art gehört, aus den Schlupfwinkeln gelockt, und wir armen Leute auf dem Lande sind keinen Augenblick vor ihrem Heißhunger sicher."

Vollrath war höchlich erfreut, den Flüchtigen eine Freistätte in dem Stadthause anbieten zu können, wo sich noch einige Gemächer leer fanden. Er bewirthete

sie mit dem Besten, was sein Diener in der Eile anzuschaffen vermochte, und Bertha schien bald in der Nähe des Geliebten aller Angst und Sorgen zu vergessen. Doch war sie etwas schüchterner als gewöhnlich, und sprach selten, als wenn sie auf eine Frage zu antworten hatte. Ihr Vater war dagegen um so redseliger; der Wein hatte ihm das Herz geöffnet, und er konnte sich zuletzt nicht mehr enthalten, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, der ihm sehr nahe zu liegen schien.

„Meine Bertha hat mir eine närrische Geschichte erzählt. Der Kaiser will ihr einen andern Namen geben. Ist dem so, Herr Ritter?"

„Allerdings," antwortete Vollrath.

Der Alte fuhr schmunzelnd fort: „Sonst pflegen die Dirnen ihren Namen nur mit dem Stande zu ändern."

„Hat Eure Bertha Euch sonst nichts vertraut?"

„Doch! sie hat den Wunsch blicken lassen, einmal eine Reise über die Alpen zu machen, und das Grab der heiligen drei Könige zu besuchen, versteht sich in guter Gesellschaft."

„Das hab' ich nicht gesagt, Vater," fiel Bertha in holder Verwirrung ein.

„Auf die Worte kommt's nicht an," fuhr Giacomo fort. „Aber sagt mir, Herr Ritter! ob unsre Gewächse sich gut unter den deutschen Himmel verpflanzen lassen? Es soll sehr rauh seyn."

„Auch bei uns hat der Frühling Blüthen und Nachtigallen, und der Herbst Trauben und Winzerlieder," entgegnete Vollrath, „ja, wir haben sogar glückliche Versuche gemacht, Eure Lorbeern, Myrthen, Zitronen und Pomeranzen in unsre Gärten zu verpflanzen. Man muß sich nur auf ihre Pflege verstehen, und sie gegen Sturm und Frost zu schützen wissen."

Bertha blickte ihn mit einem Ausdruck an, der deutlich zu erkennen gab, daß sie die Bedeutung seiner Worte vollkommen verstehe.

„Laßt uns nicht auf Irrwegen zum Ziele kommen," fuhr der Ritter fort, „ich liebe Eure Tochter, wackerer Giacomo, werdet Ihr nein sagen, wenn ich um ihre Hand bitte?"

Der Alte stand auf, er ergriff die Hand seiner Tochter, und legte sie in die des Ritters.

„Ich segne Euch, meine Kinder, Vatersegen baut den Kindern Häuser!"

Vollrath drückte das holde Wesen, von dessen Antlitz die Gluth seliger Liebe strahlte, an seine Brust. „Ehre und Treue sind der Wahlspruch des deutschen Ritters," sagte er, indem er den ersten Kuß auf ihre brennenden Wangen drückte, „Ehre und Treue sollen auch die Hüter unseres häuslichen Glückes seyn!"

„Ehre und Treue habe ich immer an Deutschen rühmen hören," nahm Giacomo das Wort, indem er sich eine Thräne aus den Augen wischte.

„Hier in Italien, wo die Berge brennen, und die Wasser im Schooße der Erde kochen, ist das Blut zu heiß, und treibt den Menschen nicht selten über die Schranken hinaus, welche die Ruhe und das Glück des Lebens schirmen müssen. Darum mag es auch in Deutschland weniger traurige Ehen geben, als bei uns.

In diesem Augenblicke vernahm man die Töne einer Trompete von dem Stadthause. Ein Herold brachte die Nachricht von einem glänzenden Siege, welche der Kaiser über die päbstlichen Truppen davongetragen. Die Schlacht war in der Nähe von Mantua vorgefallen, und durch den Muth der Pisaner und den unwiderstehlichen Stoß der deutschen Reiter entschieden worden. Vollrath ertheilte augenblicklich den Befehl, das glückliche Ereigniß sogleich in allen Straßen von Padua zu verkündigen. Am nächsten Morgen ließ er ein Te Deum in der Kirche der heiligen Justina absingen, welchem auch viele Bürger der Stadt beiwohnten. Sie hielten es für gerathen, bei dieser Gelegenheit gute Gesinnungen für den Kaiser an den Tag zu legen.

Die weitern Schicksale des unglücklichen Heinrich gehören nicht in diese Erzählung. Vollrath wurde bald nach der Schlacht bei Mantua mit der schönen Spinnerin getraut, und führte sie später, als der Kaiser Italien verließ, auf seine Burg am Rhein, die ihm inzwischen durch den Tod des ältern Bruders zugefallen. Die schrecklichen Zerwürfnisse, welche fortwährend von den Römern in Deutschland herbeigeführt wurden, veranlaßten den Ritter, nach einigen Jahren seinen Sitz in Italien aufzuschlagen, wo er den Namen eines Herrn von Montagna annahm, und eine zahlreiche Nachkommenschaft an der Seite seiner Gemahlin heranblühen sah.

Noch ist in Italien das Sprichwort geblieben: „Die Zeit ist nicht mehr, wo die Bertha spann."

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 19tes Stück.

Mistreß Lee's Aufenthalt bei den Negern von Empoöngwa *).

Im Februar 1822 befand ich mich fünfzig (engl.) Meilen weit landeinwärts auf dem Gaboon, einem fünfzehn (engl.) Meilen breiten, rings von Bergen und Wäldern in unabsehbarer Weite eingefaßten Flusse in Afrika. Das Schiff, auf dem ich mich zur Heimfahrt nach England eingeschifft hatte, mußte in diesem Flusse eine Ladung rothes Sandelholz und Ebenholz einnehmen; und da das Verladen einen Zeitraum von neun Wochen wegnahm, so hatte ich überflüssig Muße, mit den Einwohnern von Empoöngwa — so hieß das Duodez-Königreich, bei dem wir angelegt hatten — bekannt zu werden.

Am ersten Morgen nach unserer Ankunft hörte ich die wenigen Kanonen, die wir führten, einen unregelmäßigen Gruß donnern, fuhr erschrocken auf, denn ich glaubte schon, es sey ein Gefecht mit einem der Seeräuber, die damals jene Weltgegend unsicher machten, erfuhr aber bald, daß das Ganze nur eine Salve zu Ehren des Negerhäuptlings „Tom Lawson" gewesen sey, der ohne diese

*) Aus dem englischen Taschenbuche Friendship's Offering 1833.

Ehrenbezeugung nie an Bord kam; und bei dieser Gelegenheit ruderten ihn dann seine Untergebenen, so rasch sie konnten, so lange rund um das Schiff, bis die Begrüßungsfeierlichkeiten zu Ende waren. Dann kam er zu uns an Bord, bekleidet mit einem langen, weiten, braunen Ueberrocke, einer weißen Weste, schwarzen Beinkleidern, einem unmäßig großen weißen Halstuche und einem ungeheuern aufgekrempten Hute. Sein gutmüthiges fettes Angesicht war mit den landesüblichen Abzeichen seiner Würde geziert — die Locken nämlich an den Schläfen und der Backenbart waren so geflochten, daß sie lange steife Hörner bildeten, die, mit den durchgezogenen Glaskügelchen, sehr weit über seine Nase hinaus vorstanden. Als er mich sah, blieb er zögernd stehen, denn ich war das erste weiße Frauenzimmer, das den Gaboon besuchte, wenn gleich die Weißen hier schon viele Jahre lang Handel getrieben hatten. Bald sich indessen wieder fassend — nahm Tom Lawson den Hut höflich ab, und versicherte mich, daß er sich glücklich schätze, mich zu sehen, und daß ich in ihm einen vollkommenen Engländer finden würde, denn „er esse mit Messer und Gabel, und sey ganz wie ein Engländer.“ Was nun das Essen betraf, so that er es hierin, die Quantität ausgenommen, wirklich meinen Landsleuten gleich; allein, wenn es an's Trinken ging, so verfiel er ganz wieder in seine angebornen Gewohnheiten, so daß — zu meiner unendlichen Ergötzung — in demselben Augenblicke, wo er einen langen tiefen Schluck Porterbier oder Grogg hinuntergoß, einer seiner Söhne den ersten heb- und tragbaren Gegenstand in die Höhe stellte, um seinen Vater vor jedem beobachtenden Auge zu verbergen, da es ganz wider die Regel lief, daß seine Untergebenen diese Handlung mit ansahen. Wenn er es endlich über sich gewinnen konnte, den Becher abzusetzen, was er aber nicht eher

that, als bis kein Tropfen mehr darin war, und er mich nun, was häufig geschah, von der andern Seite verstohlen nach ihm herübergucken sah, so pflegte er bloß halb lächelnd den Kopf zu schütteln, ohne meine Neugierde sonst übel zu nehmen. Er legte eine sehr ehrerbietige Bewunderung gegen mich an den Tag, und pflegte häufig, mit dem größten Anstand in Wort und Benehmen, zu erklären, daß er sein Leben in meinem Dienste zu lassen bereit sey.

Dieser Häuptling war der vermuthliche Thronerbe seines bettlägerigen ältern Bruders, des regierenden „Königs Georg" (King George), und durch seine Hände ging immer, und zwar fast allein, der größere Theil der Handelsgeschäfte, wodurch er sich denn ein sehr bedeutendes Vermögen gesammelt hatte; übrigens war er, bei all' seiner Genauigkeit und Gewinnsucht im Handel, ein gar gutmüthiger, wohlgesitteter, alter Mann. Die Neckerei und die muthwilligen Streiche, die ich ihm häufig spielte, vergab er mir schnell und gern, und vertrieb mir manche Stunde meines damaligen langweiligen Aufenthalts durch seine wohlangebrachten und verständigen Fragen und Erkundigungen über England.

Wiewohl die Eingebornen in Schaaren herbeikamen, um mich zu sehen, so waren wir doch beiderseits begierig, mehr von einander kennen zu lernen, als das Schiff hierzu Gelegenheit bot; ich nahm deshalb eine Einladung, ein paar Tage in der Hauptstadt Naángo zuzubringen, gern an, und brach dahin eines Morgens vor Sonnenaufgang auf. Nach einer Ruderfahrt von etwa sechs (engl.) Meilen in dem Schiffsboote liefen wir in eine romantische kleine Bucht, die ungeheure Wälder ringsum besäumten, ein. Der Eingang war zum Theil mit

Mangeln *) versperrt, die mit ihrem schwarzen glänzenden Laubwerk und ihren langen scharlachrothen Beeren, aus denen der Pflanzenkeim bei dem leisesten Winde zitternd in der Luft sich schwenkte, buschartig wie Myrtengesträuch aus dem Wasser aufsteigen, oder zu stattlichen Bäumen aufgeschossen waren. Da und dort hing ein abgestorbener Ast oder Baumsproß seine verwelkten Zweige, bedeckt mit kleinen Austern von köstlichem Geschmacke, weithin über den Strom. Wo nur die Mangeln Raum ließen, erblickten wir den Urwald im Hindergrunde zwischen ihnen heraus; das Laubgewölbe, das uns umdämmerte, die geraden, gewaltigen, fernhin sichtbaren Stämme, weiter zurück die düstere Stille der dunkeln Durchsichten — Alles vereinigte sich, das Bild eines mächtigen hehren Doms zu geben. Ueber uns war jedoch Alles Leben und Glanz: Vögel mit dem seltensten und schimmerndsten Gefieder flattern von Baum zu Baum; Papagayen kreischten und fochten auf den obersten Zweigen; blitzende Insecten schwirrten überall im Kreistanze umher; Affen kletterten, und sprangen, und schwatzten; und gelegen lich zog eine Schaar Pelikane oder Störche in feierlicher Reihe an den Uferrändern hinauf, um sich ihr Frühstück aus dem Strome unten herauszufischen, der klar genug war, um uns sehen zu lassen, daß auch er reich an glänzenden Bewohnern sey. Die Bucht etwas weiter hinauf nöthigte uns ein quer herüber gestürzter Riesenstamm, über ihn weg zu klettern, während unser Boot unter ihm durchging; die Einwohner kümmerten sich indessen so wenig um diesen Uebelstand, daß man

---

*) Rizophora mangle — der Manglebaum (englisch Mangrove), der in wasserreichem Boden so üppig gedeiht, daß einer schon zu einem kleinen Walde sich ausbreitet.

die Baumleiche dort liegen ließ, bis sie mit der Zeit von selbst verwesete.

Der Landungsplatz befand sich am Fuße eines Berges; hier kamen uns mit europäischen Anzügen bekleidete Abgesandte aus der Stadt entgegen. Man erwies mir die ehrfurchtsvollste Aufmerksamkeit, und würde mich, hätte ich nicht vorgezogen, zu Fuße zu gehen, auf den Schultern weiter getragen haben. Unser Weg führte durch den Wald, und bot bei jedem Schritte eine solche Fülle von nie gesehenen Herrlichkeiten, daß ich den ganzen Tag mit ihrer nähern Beschauung hätte zubringen mögen. Als wir auf die Höhe eines ansehnlichen Berges aus dem Waldschatten herauskamen, ergötzte ich mich besonders an dem Anblick eines stattlichen, weit hinauf mit den verschiedenfarbigsten Schlingpflanzen umwundenen Baumes. Ich werde ihn mein Leben lang nicht vergessen; denn als ich mich, meine Augen noch voll von seiner Schönheit, zufällig umdrehte, erblickte ich die scheußlichste und eckelhafteste Gestalt, die mir, obgleich ich an manche grausenhafte und abschreckende Erscheinung gewöhnt worden bin, noch je vorgekommen war. Es war ein sogenannter weißer Neger, mit allen den seiner Race eigenen Zügen — blauen Augen, hellgelbem Haar und einer blaßrothen runzeligen Haut. Meine Begleiter führten mich hurtig an ihm vorbei, und sagten, es sey ein Sclave aus dem innern Afrika. Am Ende einer breiten, aus hübschen Bambushäusern bestehenden Straße schieden sie von mir an der Thüre der Wohnung des Statthalters. Hatte mir schon Tom Lawson gefallen, so war dies noch mehr mit meinem Wirthe der Fall; sein ganzes Benehmen war äußerst sanft, ich möchte fast sagen, das eines feingebildeten Mannes; ich war von seinem freundlichen, wohlwollenden Betragen gegen sein Volk, seiner großen Gastfreundschaft, ohne die mindeste Hoff=

nung auf Vergeltung seiner Bereitwilligkeit, uns über Alles Auskunft zu geben, seinem eifrigen Wunsche, uns Unterhaltung zu verschaffen, und seinem richtigen Verstande wie bezaubert; und ich kann sagen, ich fühlte mich hier in den Wildnissen Afrika's, mit nur zweien oder dreien meiner Landsleute an der Seite, eben so sicher und ruhig, wie nur in einer der Straßen Londons.

Für eine Menge von Erfrischungen war überreichlich gesorgt, und sobald es kühl genug wurde, um ausgehen zu können, mußte ich Sr. Majestät meine Aufwartung machen. Schwach an Seele und Leib hatte „König Georg“ immer noch ein gutes Theil Habsucht; er beschenkte mich zwar mit einer schönen Matte, allein das Gegengeschenk, das ich ihm aus Höflichkeit machen mußte, kostete mich dreimal so viel. Ich war übrigens darauf gefaßt gewesen; denn er hatte tagtäglich sein Lieblingsweib zu uns auf's Schiff geschickt, wo sie dann nie mit leeren Händen heimkehrte. Sie trug einen Besatz von Messingschellen unten an ihrem Röckchen, und nie werde ich den Verdruß vergessen, den mir ihr Geklingel während eines Unwohlseyns, das mich befallen hatte, damals bereitete.

Ich kürzte meinen Besuch bei Sr. Majestät so viel als möglich ab, und sah mich dann weiter in der Stadt um, wo man mich überall mit einer Art Begeisterung empfing. Einige streuten einen Regen von Blumen über mich; Andere kamen näher und berührten mein Kleid; ein Paar, noch kühner, reichten mir die Hände, und hielten sie, wenn ich diese annahm, ihren Begleitern hin, um sie von diesen drücken zu lassen. Mehrere schritten rückwärts vor mir hin, sahen mir starr in's Gesicht, und wenn ich ihnen dann zunickte, brachen sie in ein Gelächter aus, in das ich gelegentlich unwillkührlich mit einstimmen mußte. Ich trat in mehrere der Häuser, die sehr reinlich gehalten waren; die Zwischenräume zwischen

den Bambusstangen waren mit trockenem Laub ausgefüllt; die Dächer mit Palmblätter bedeckt; die Thüren häufig mit plump geschnitzten und bemalten Figuren geziert; die Fenster hatten Läden und die Häuser selbst waren durch verschiedene Verschläge abgetheilt, von denen einer als Wohnzimmer und ein anderer als eine Art Vorrathsmagazin oder Speisekammer zur Aufbewahrung von Früchten und Obst diente. Die Bettstellen waren aus Bambus gemacht, und mit Matten oder Decken von gleichem Stoffe bedeckt. Es wurden mehrere Feste mir zu Ehren gegeben, und ich durfte bei keinem fehlen. Gewöhnlich wurde ein mit einem großen Stück Tuch belegter Armstuhl für mich hingestellt, und von diesem „Throne" aus sah ich dann dem Tanze, hörte ich dem unaufhörlich wiederholten Gesange zu, der auf die erste Ankunft der weißen Männer verfertigt worden war, und in welchem dieses wundervolle Ereigniß im Werthe dem Blatte ihres kostbaren Butterbaumes gleichgestellt wurde.

Nach langem Umherstreifen kehrte ich in die Wohnung meines freundlichen Wirthes zurück, wo man mich, nach dem Thee (mit dem wir uns vom Schiff aus versehen hatten), ersuchte, ein wenig Musik anzuhören. Ich schraubte meinen Muth hinauf, so hoch es sich thun ließ, um ja alle Arten von barbarischen Tönen gehörig aushalten zu können; allein zu meinem großen Erstaunen schlug eine schnelle und reine Folgereihe von Accorden einer lieblich tönenden Harfe an mein Ohr. Ich drehte mich nach dem Spielenden um, und erblickte — den weißen Neger. Sein Spiel überraschte und unterhielt mich so angenehm, daß ich darüber meinen Eckel vor dem abschreckenden Künstler bald vergaß. Seine Stimme — denn er begleitete sein Harfenspiel mit Gesang — war melodisch und kraftvoll wie sein Vortrag, und während des Spielens schien er Alles um sich her gänzlich zu ver-

gessen. Seine Harfe hatte oben einen gutgeschnitzten Figurenkopf, und ihre Saiten, nur acht an der Zahl, waren aus den Wurzelsprossen eines Baumes gemacht. Man sagte mir, er habe dieses Instrument aus dem Binnenlande, wo dergleichen häufig im Gebrauche seyen, mitgebracht; man halte ihn übrigens für verrückt, und schätze ihn nur wegen seiner musikalischen Talente.

Endlich wurde es Schlafenszeit, und ich zog mich in mein Gemach zurück, dessen erdener Estrich, um mir eine Ehre anzuthun, mit neben einander gelegten, schmalen Eisenstangen, wie solche im Handel gebräuchlich sind, überdeckt war, die, bei jedem Tritte über sie hin, dermaßen zusammenklappten, daß die ganze Stadt darüber hätte in Aufruhr kommen können. Kaum hatte ich mich fertig gemacht, zu Bette zu gehen, als ein Gewitter, das schon lange drohend herumgezogen war, mit einer fast nur in den Tropenländern herrschenden Wuth gerade über der Stadt ausbrach. Ich fing mir nachgerade zu überlegen an, daß mein eiserner Stubenboden nicht eben der sicherste Platz, um darauf zu stehen, sey, denn die elektrische Materie spielte blitzschnell schön überall auf und an ihm hin, und ich war deshalb im Begriffe, das Gemach zu verlassen, als ich einen großen altmodisch mit Seide überzogenen Armstuhl, wahrscheinlich eine Reliquie von einem französischen Schiffe, entdeckte. In ihm schmiegte ich mich auf's Beste zusammen, und freute mich schon über meinen Gewitterschutz, als sich eine neue und für mich weit furchtbarere Quelle zur Angst aufthat. Ein lautes Rascheln in dem Palmendache verrieth, daß die Regengüsse die Ratten aus ihren Verstecken getrieben hatten; und richtig fuhren sie auch in das Zimmer herab, und schossen hin und her, und kletterten pfeilgeschwind die Wände auf und ab. Das Einzige, was mir zur Hand seyn konnte, war ein Schuh, und da saß ich denn,

stets schlagfertig mit meiner Waffe, bis ich mir weitere Hülfe verschafft, und der Gewittersturm sich gelegt haben würde. Dann kroch ich in die Musquito-Ueberdecken von Bambusfasern, schlief aber zum Glück „auf meinen Waffen;“ denn in einer halben Stunde etwa weckte mich ein Kratzen an der Außenseite meiner Ueberdecken auf. Ich dachte mir gleich die Ursache, sprang hurtig auf, und schlug mit meinem Schuh den Schelm zu Boden. Fünfmal wurde ich auf dieselbe Weise in meiner Nachtruhe gestört, und erst das Tageslicht verschaffte mir wieder den vollen Besitz meiner Kammer.

Man darf übrigens nicht denken, als ob meine Gegenwart überall Freude erregt hätte; denn mehrere neue Sclavinnen aus dem Binnenlande erklärten mich geradezu für einen bösen Geist, und behaupteten, sie müßten auf der Stelle Todes sterben, wenn sie mich anblickten. Ich hatte nicht bedacht, daß sie nie einen Weißen auch nur gesehen hatten, und hielt deshalb ihre Angst mehr für bloßes Geziere. Ich versuchte, sie durch kleine Geschenke und Liebkosungen zu gewinnen, als aber meine Bemühungen ohne Erfolg blieben, schlich ich mich leise hinter eines der Mädchen, faßte es sachte bei den Ohren und drehte dann seinen Kopf hurtig und ganz nahe an dem meinigen herum. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, und fiel in Ohnmacht; jetzt, da ich mich überzeugt hatte, daß ihr Schrecken keine Verstellung war, that mir mein muthwilliger Streich recht leid, um so mehr, als das arme Ding den ganzen Tag über fortwährend sehr unwohl blieb. Zur gerechten Strafe sollte ich wenige Stunden darauf einen ähnlichen Schrecken zu bestehen haben. Ich saß — wie ich meinte — allein in dem Wohnzimmer, und ging auf die entgegengesetzte Seite hinüber, um meine Handschuhe zu holen, als plötzlich etwas mit einem furchtbaren Griff und Geheul von hinten

auf mich lossprang. Ich erwartete zum Wenigsten den offenen Rachen eines Löwen mich angähnen zu sehen, und war — glaube ich fast — nicht minder entsetzt, als ich in dem vermutheten Ungethüm den weißen Neger erkannte. Das gellende Geschrei, das ich ausstieß, brachte augenblickliche Hülfe herbei, und ich wurde sogleich aus den Klauen des Wahnsinnigen befreit. Wie es schien, hatte er mich wegen seines schwachen Gesichts *) nicht recht deutlich bis zu dem Augenblicke gesehen gehabt, und ihn dann sein Erstaunen über meinen Anblick in Raserei versetzt. Er wurde weggeschickt, und würde, hätte ich nicht um Verzeihung für ihn gebeten, hart gezüchtigt worden seyn; übrigens hielt man ihn während der noch übrigen Zeit meines Aufenthalts in Naángo sorgfältig von mir entfernt.

Bei meiner Rückkehr nach dem Schiffe fand ich einen hübschen kleinen Schooner nebenan liegen; er war mit Schwarzen bemannt, und sein Eigner oder Befehlshaber war ein schlanker portugiesischer Mulatte, dessen Kleidung von Gold starrte. Er blieb zwei Tage bei uns, indem er augenscheinlich jeden Winkel im Schiff ausspähte, und die Matrosen immer dies und jenes zu fragen hatte. Unser Capitän, ein argloser Mann, theilte ihm seine Plane mit, und ließ ihn nebstdem noch als seinen Schuldner absegeln. Bald nachdem er uns verlassen hatte, wurde der größere Theil der Schiffsmannschaft ein Stück Weges stromaufwärts geschickt, und fuhr mit den Booten in die Strombuchten, um die Ankunft der Ladung

---

*) Die Kakerlaken (Albinos, weiße Neger u. s. w.) können bekanntlich wegen des ihren Augen mangelnden schwarzen Pigments diese bei dem hellen Licht des Tages nicht ganz öffnen, während sie bei Nacht ziemlich gut sehen.

fördern zu lassen; und am Morgen darauf fanden sich ganz unerwartet mehrere mit einem neuen Schlag Menschen aus dem benachbarten Königreiche Kaylih angefüllte Kanoes an unserm Schiffe ein. Sie kamen, wie sie sagten, des Handels wegen an Bord, setzten sich aber ganz ruhig auf dem Verdecke fest. Diese Leute sind als Menschenfresser bekannt; ich war deshalb neugierig, sie zu sehen, und setzte mich, mit einem Buche in der Hand, oben hart an die Kajütentreppe. Ihre lauernden Blicke und ihr finsteres Aussehen ließen mich indessen bald wünschen, ihnen aus dem Gesicht zu kommen; am meisten aber machten sie mich um die Sicherheit eines kleinen Vetters besorgt, der unter meiner Obhut nach England reiste. Gegen das Ende des zweiten Tages hörte ich einen gewaltigen Lärmen über mir, und kurz darauf stürzte der Steuermann Hülfe rufend mit den Worten: „die Kaylihs und Empoóngwa's seyen scharf an einander,“ in die Kajüte. Das Kind war mir von der Seite gewischt, und ich flog nun in großer Angst die Treppe hinauf, und brachte es in Sicherheit. Ich wurde auf diese Art wider Willen Zeuge des Auftritts; das Verdeck schwamm in Blut, und Schwarze und Weiße waren allesammt im hitzigsten Gefecht; die Kaylihs handhabten ihre langen Messer äußerst rüstig und gewandt, die Officiere brauchten nicht minder eifrig ihre Degen und Pistolen, und die Matrosen hatten ihre Arbeitsgeräthschaften ergriffen. Nach einem verzweifelten Kampfe wurden die Kaylihs überwältigt, ihre Verwundeten in die Kanoes geworfen, und die unverletzt Gebliebenen fest zusammen und an verschiedene Theile des Schiffs angefesselt. Auf der Stelle wurden Boten nach unserer übrigen Schiffsmannschaft ausgeschickt, die dann auch mit einer bedeutenden Verstärkung von Empoóngwa's zurückkam. Den Kaylih's wurde jetzt freier Abschied vergönnt, und Tag und Nacht,

so lange wir noch in dem Flusse blieben, scharfe Wache gehalten. Wir kamen nachher dahinter, daß das Ganze ein von dem „gelben Gaston“ (so war der portugiesische Mulatte genannt) angezettelter Plan, unser Schiff zu nehmen, gewesen war, in welchem Falle wir dann insgesammt ermordet, das Schiff aber von allem Werthvollen geleert und dann versenkt worden seyn würde. Schon vor drei Jahren hatte dieser Mensch — schien es — mit Beihülfe der Kaylihs ein englisches Schiff sammt seiner Mannschaft, die zuvor durch Krankheit vermindert und geschwächt worden war, vernichtet.

Die Hitze wurde jetzt so heftig, daß ich trotz einer dreifachen und durchnäßten, über das Verdeck gespannten Sonnendecke auf diesem den Tag über nicht auszuhalten vermochte; die Gewitter wurden immer häufiger, und Alles verkündete den nahen Eintritt der Regenzeit. Auch unsere Leute wurden krank, und wenn wir gleich in Hoffnung auf eine bessere Ladung noch zögerten, so sah sich unser Kapitän doch genöthigt, Anstalt zur Abfahrt zu treffen. Unser Unterschiffer *), ein sehr geschickter Seemann und von äußerst gefälligem Benehmen, starb unter meinen pflegenden Händen; ein Matrose folgte ihm bald nach; unsern Schiffszimmermann befiel ein tödtliches Fieber, und unser vortrefflicher und thätiger Proviantmeister wurde bettlägerig. Nun mußten alle Hände an's Werk, um den durch einen Blitzstrahl zersplitterten Mast wieder auszubessern. Unsere Todten begruben wir auf einem freundlichen Eilande im Flusse; und da zudem in der Nacht ein spanischer Pirat neben uns Anker warf, so feuerten wir noch vor Tagesanbruch Tom Lawson unsern Abschiedsgruß, spannten alle Segel und waren, von

*) Mate — auf Kauffahrteischiffen der Nächste nach dem Kapitän.

Wind und Fluth begünstigt, um Mittag schon weit auf unserm Wege, „um die südöstlichen Passatwinde abzufangen.“ Am Morgen, wo wir bereits das Land aus dem Gesicht verloren hatten, mußten wir noch unsern armen Zimmermann dem Schoße des Meeres übergeben.

Die Folgen der Grausamkeit
oder
der Pflanzer von Paramaribo *).

Es war, so viel wir erfahren konnten, im Jahre 1772, einige Zeit vor der Expedition des Obristen Fourgeud gegen die rebellischen Neger von Surinam, als ein großes Schiff aus Amsterdam an der Küste von Paramaribo seine Reisenden an's Land setzte, unter denen sich ein junger Mann, Namens Jansen Houtwyn, befand. Arm, unbemittelt und ohne Aussicht in seinem Vaterlande hatte er dasselbe verlassen, um sein Glück zu suchen, mit dem festen Entschlusse, es zu finden. In jener guten Zeit, die, so Gott will, wohl auf immer und unwiederbringlich dahingegangen ist, war es kein schweres Wagestück, in den Colonieen sein Glück zu machen, und jeder Sohn einer guten Mutter, der den Muth in sich fühlte, „nach einem anderen Welttheile“ zu reisen, oder den eine kluge Familie dahinschickte, um seine Jugendfehler zu büßen, mußte ein großer Dummkopf seyn, wenn es ihm nicht früher oder später gelang, die Rolle eines reichen Vetters aus Mexico zu spielen. Heut' zu Tage geht es freilich ganz anders zu.

---

*) Aus dem Journal: Unser Planet. Jahrgang 1833.

Wer von diesem Augenblicke an Jansen Houtwyn nicht mehr sah, sondern erst zwölf Jahre später wieder traf, würde ihn schwerlich in dem reichen Plantagenbesitzer der Comewine, dem Eigenthümer von fünfzehnhundert Sclaven, dem Mitgliede des Justizcollegiums der Colonie wieder erkannt haben, der mit seinen prächtigen Pferden und Equipagen die stolzesten Pflanzer verdunkelte; er würde in diesem hochmüthigen Glücksritter nicht mehr den bescheidenen jungen Menschen erkannt haben, der sich damals glücklich schätzte, die Stelle eines Unteraufsehers in derselben Plantage zu erhalten, deren gegenwärtiger Besitzer er geworden war. Zwei Jahre lang war es ihm freilich hart ergangen in seinem Dienste, wenn er vom ersten Sonnenstrahle bis in die Nacht die Neger auf den Pflanzungen beaufsichtigen mußte, im Winter den sündfluthähnlichen Regengüssen, im Sommer der brennenden Hitze ausgesetzt, vom Fieber oder den Muskitos gepeiniget, und noch dazu bei magerer Kost und geringem Lohne. Allein bald that er sich durch Diensteifer und Sachkenntniß hervor, wurde Aufseher, dann Buchhalter, dann Oberverwalter, mit zehntausend Piaster Gehalt, zuletzt, nach dem Tode seines Herrn, Eigenthümer der Plantage.

So hatte Jansen Houtwyn mehr und mehr an Reichthum und Ehre zugenommen; aber zu gleicher Zeit war auch, wie er sich etwa ausgedrückt haben würde, seine Rechnung dort oben gewaltig angewachsen, und dem Engel, der über ihn das Buch zu führen hatte, war wohl in diesen zwölf Jahren kein Tag vergangen, wo er nicht die zu ihm aufsteigende Klage eines gepeitschten, gefolterten, oder verstümmelten Sclaven einzutragen hatte, oder irgend eine Handlung des Frevelmuthes und der Ueppigkeit, bei deren Aufzeichnung Jansen Houtwyn er-

röthen mußte. Das Blatt dieses Buches mit dem „Soll“ war daher fürchterlich schwarz und voll geschrieben, während die andere Seite ganz leer und weiß blieb. Allein das Leben des Pflanzers wurde in seinem Lande ganz anders beurtheilt. Die Weißen beneideten seinen Reichthum, und schätzten es sich zur größten Ehre, zu seinen Festen geladen zu werden. Seine Stimme gab in den Berathungen stets den Ausschlag, und ein Kopfnicken von ihm war von großem Gewicht. Und wer sollte sich nicht auch hinzugedrängt haben zu den Festen des reichen Jansen Houtwyn, die so glanzvoll und reich waren? Seine Gäste tranken die Kapweine, den Traubensaft Frankreichs, Griechenlands und der canarischen Inseln in Krystall und Gold; junge Sclavinen, welche unter den schönsten ausgesucht wurden, bedienten die Tafeln mit den leckersten Gerichten beider Indien, oder kühlten die Schläfe der Gäste mit kostbaren Fächern. So verstrichen die Tage des Pflanzers in der Stadt, und wenn er sich auf seine Plantagen begab, so fand er hier andere Mädchen um seine Tafel, andere Weine in seinen krystallenen und goldenen Geschirren, und andern Schmaus und andere Lust. Dies Glück dauerte viele Jahre.

An einem klaren, hell leuchtenden Octobermorgen des Jahres 1785, zur Zeit der Zuckerrohrernte, zog eine schöne Barke, mit einem Verdeckgeländer von wunderlichem Schnitzwerke, und in ihrem Spiegel mit einer Cajüte von vergoldetem Gitterwerke versehen, das Vorhänge von weißem ostindischen Musselin beschatteten, von acht kräftigen Negern gerudert, aus dem Hafen von Paramaribo dahin, indem sie sich zwischen den rechts und links vor Anker liegenden Schiffen hindurchwand, deren Matrosen, nachlässig an den Backbord gelehnt, dem leichtbeschwingten Boote nachschauten. Vier junge Neger, in

reichen Livreen saßen auf dem Dache der Cajüte, und bliesen auf Waldhörnern Melodieen, wie sie damals in den Concerten in Holland Mode waren; und der Fluß und die Waldungen an seinen Ufern hallten weithin davon wieder. Diese Barke hatte den Mynher Jansen Houtwyn an Bord, der sich auf frisch mit Bananenblättern gefüllten und mit feinen Matten belegten Polstern in bequemer Ruhe wiegte. Die Barke ging quer über den Fluß, und fuhr dann an dem der Stadt gegenüber liegenden Ufer hinauf, bis sie das Fort Amsterdam erreichte, worauf sie schnell rechts einbog, und in die Cottica einlief, die an dieser Stelle ihre vom dichten Waldschatten gekühlten Gewässer mit den lauwarmen Wogen des Surinam vermischt.

Unter den verdoppelten Ruderschlägen der Neger flog die Barke dahin; die prächtigen Wohnungen, die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwollenstauden, Kaffebäumen, die überschwemmten Gründe mit Wurzelträgern *) zogen eilends auf beiden Ufern dem Auge vorüber, wie ein bewegliches, unaufhörlich wechselndes Panorama. Bald fuhr die Barke in das klare Gewässer, in die lachenden Einöden der Comewine ein, und störte mit dem Schalle ihrer Waldhörner und dem Geplätscher der Pagaien die Wildniß auf aus ihrer Stille. Endlich wurden die Wohngebäude immer seltener, die Vegetation immer wilder, und am zweiten Tage landete das Schiff seinen Herrn an einer unmeßlichen, aber einsam in tiefem Urwalde gelegenen Plantage.

(Schluß folgt.)

---

*) Rhizophora mangle.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 20tes Stück.

E h r e n p r e i s.

Bayrisches Volkslied.

Ein Blümlein ist gar wohl bekannt,
Im lieben schönen Bayerland;
Die Farb ist himmelblau und weiß,
Der Nam' ist E h r e n p r e i s.

Und über Alles auf der Welt
Der Bayer hoch die Farben hält,
Und eh' er von dem Blümlein läßt,
Stirbt er — in T r e u e f e s t.

In Treue — gegen Gott voraus,
Dann gegen Bayerns Fürstenhaus;
Des Königs Sinn ist Bayersinn,
Und Gott nur über ihn.

Ein Sinn, ein Herz, ein frischer Muth
In allen Gauen walten thut,
Und läßt dem Fremden seine Freud':
„Zank und Zerrissenheit."

Trutz Fremder dir! die Bayern stahn
Zum Kampfe wie ein einz'ger Mann,
Und geben nach der Väter Art
Ihr Blut für's Blümlein zart.

O Bayernheld zum Himmel schau!
Noch sterbend winkt dir weiß und blau:
Es bringt ein Engel, glänzend weiß
Dein Blümlein — Ehrenpreis.

Die Folgen der Grausamkeit
oder
der Pflanzer von Paramaribo *).

(Schluß.)

Jansen Houtwyn kam, wie gewöhnlich, um die Feldarbeiten der Zuckerrohrernte zu besichtigen. Sein Oberaufseher lief herbei, um ihn zu empfangen, half ihm an's Land steigen, begleitete ihn ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand, bis an ein prachtvolles Haus, das von weitläufigen Nebengebäuden umgeben war, und hinter dem man in einiger Entfernung die in dreifacher Reihe neben einander gelegenen Negerhütten erblickte, die zahlreich genug waren, um ein ansehnliches Dorf zu bilden. Rings um diese, ungeheuren Reichthum verrathenden Gebäude bewegte sich schweigend eine Menge beschäftigter Sclaven hin und her; während andere schwarze Gestalten sich an den Fenstern zeigten, und wieder andere Bewohner des Hauses unter die Gallerie eilten, die das Haus umgab, um ihren Herrn und Gebieter ankommen zu sehen. Schon seit mehreren Wochen hatte man ihn erwartet. Houtwyn betrat die Colonnaden, während er sein Ohr dem langen Berichte des Aufsehers lieh, und nur bisweilen stehen blieb, um einen Blick auf seine Besitzungen zu werfen, auf denen Alles voll Leben und Bewegung war. In der Ferne sah man die hellgrünen Vierecke von Zuckerrohr eiligst von dem Säbel der Schwarzen gelichtet =

schwer beladene Boote bewegten sich langsam auf den Canälen, während andere schon an den Zuckermühlen ausgeladen wurden, vor denen Haufen von zerstampftem Rohre zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet lagen; während lange Reihen von Fässern, die schon voll von dem Ertrage der Ernte waren, unter breternen Schuppen sich drängten. Houtwyn besah Alles mit dem Blicke eines Mannes, der gewohnt ist, seines Reichthumes sich zu freuen.

Am folgenden Morgen sah man den Pflanzer, nachdem er aufgestanden war, sich mit großer Wichtigkeit unter der Säulenhalle in einen Armstuhl niederlassen, um Gericht zu halten; sein gelbes, hageres und gallsüchtiges Gesicht von einem Filzhute mit goldener Tresse beschattet, während er mit dem Ernste eines indischen Rajah seine Pfeife rauchte. Eine Schaar junger Neger, mit bausbäckigen Gesichtern und rundgewölbten Bäuchen, trat, von einer alten Negerin geführt, herein, und zog vor ihm vorüber, indem die kleinen Schwarzen dreimal in die Hände klatschten und ausriefen: „Guten Morgen, Gebieter!“ Nun trat der Aufseher mit finsterem Gesichte ein.

„Die Ernte,“ sagte er, „hat erst begonnen, und doch beklagen sich Ihre Neger, daß man sie von vier und zwanzig Stunden zwanzig arbeiten lassen will! Diese Nacht wagte Einer sogar, mir Vorstellungen darüber zu machen.

„„Vorstellungen!““ schrie Houtwyn, indem er mit funkelnden Augen von seinem Stuhle aufsprang. „„Her mit ihm, und laß ihm sogleich vor meinen Augen hundert Hiebe geben!““

Einige Augenblicke darauf erschien ein Neger von hohem stämmigem Wuchse, der mit einem einzigen Griffe seiner Faust den Pflanzer erdrückt haben würde. Allein

der Zufall hatte die Rollen Beider vertauscht. Der Neger stand vor dem Richterstuhle seines Herrn, und betrachtete ihn mit ruhigem Blicke.

„Michael!“ — „„Die Weißen mich nennen nur Michael; in meinem Lande mich nennen Fadlalah.““ — „Ich hatte gesagt hundert,“ nahm der Pflanzer, über diese Unverschämtheit des Negers ergrimmt, das Wort — „man gebe ihm jetzt zweihundert! Michael“ —

„„Ich danke, Herr!““ unterbrach ihn Fadlalah mit einem spöttischen Lächeln. — „Zweihundert und fünfzig, sage ich, gebt ihm! Michael, Du warst schon Maron,*) nicht wahr?“ — Der Neger erhob den Kopf. — „„Ja, Herr, ich war einmal gehen als Maron in die Wald; ich finden den Tiger in die Wald, ich ihn fassen in diese Arme und er fallen todt auf den Boden.““ Und mit diesen Worten streckte er zwei Hände aus, die erschrecken konnten. — „Dreihundert sollen es seyn!“ schrie Houtwyn wüthend. „Du hast es so gewollt! Nieder mit dir, Elender! Und wenn Du noch ein Wort ....“ Fadlalah stand unbeweglich. „„Herr, Fadlalah stark seyn und arbeiten können lange Zeit, ohne schlafen. Aber Fadlalah haben Weib und kleine Kind, die nicht wachen können, wie er; laß sie ein wenig schlafen. Fadlalah wollen arbeiten, statt ihrer, und immer guter Neger bleiben.““

„Dein Weib! Deine Kinder!“ erwiederte Houtwyn mit bitterem Lachen, und indem er sich zu dem Aufseher wendete, fügte er hinzu: „Morgen laßt ihr ein Boot bemannen und sie nach Paramaribo führen nnd dort verkaufen, und sollte ich auch hundert Gulden daran verlieren.“

„„Gnade, Herr! Gnade,““ schrie der Neger, indem er auf die Kniee fiel, und seine Hände nach dem Pflanzer ausstreckte. „„Meine Kinder haben nichts gethan!

---

*) Entlaufener Sklave.

Meine Kinder nicht strafen für Fadlalah! Gnade, Gnade, Herr!"" — Da er aber sah, daß sein Flehen umsonst war, so stürzte er sich mit einem Sprunge, wie ein Schaguar, auf den Pflanzer; allein der Aufseher und drei handfeste Neger warfen sich auf ihn und rissen ihn zu Boden.

Houtwyn war erbleicht, sowohl aus Ueberraschung über eine so unerhörte Verwegenheit, als aus Schrecken. Es war das erste Mal, daß Houtwyn, dessen Name nur ausgesprochen werden durfte, um die Neger zittern zu machen, von einem Sclaven solche Widersetzlichkeit erfuhr. Er war aufgesprungen und ging mit großen Schritten in der Säulenhalle auf und nieder, die Lippen vor Wuth eingekniffen, indem er mit den Fingern das Rohr der Pfeife zerknitterte, deren Kopf auf den Boden gefallen und zerbrochen war. Zu jener Zeit bestrafte das Gesetz jeden Sclaven, der es gewagt hatte, eine Hand gegen einen Weißen aufzuheben mit dem Verluste eines Gliedes, und Fadlalah, vor Gericht gestellt, durfte sich glücklich schätzen, wenn er sein Leben um den Preis eines Armes, oder eines Beines, je nach der Wahl seines Herrn, erkaufen konnte. Fadlalah war in die Hand seines Gebieters gegeben; aber Houtwyn wollte an ihm eine ganz andere Rache nehmen.....

Weib und Kind des Negers waren verkauft; er selbst, nachdem er unter den Händen seines Henkers Alles erlitten hatte, was ein Mensch ertragen kann, nur nicht den Gnadenstreich, wurde zu einer Qual verdammt, die, der Hölle entliehen, mehr als einmal in Surinam an den unglücklichen Negern ausgeübt wurde. Blutrünstig, mit Schwielen und Wunden bedeckt, fesselte man ihn an einen Ofen der Zuckersiederei, ohne ihm eine andere Nahrung, als Wasser und rohe Bananen zu reichen, wovon der stärkste Mensch sein Leben nicht über einen Monat fristen kann. Hier, einer versengenden Hitze des Ofens

ausgesetzt, die Tag und Nacht mit ihrer rothen Gluth auf seine abgemagerten Glieder brannte, und, sich windend und krümmend, ohne irgend einen Theil seines Körpers vor der langsam tödtenden entsetzlichen Marter schützen zu können, fühlte Fadlalah seine Kraft unterliegen. Allein der Wahnsinn kam ihm zu Hülfe, und raubte ihm den letzten Funken des Bewußtseyns und der Empfindung.

Die Regenzeit trat in diesem Jahre spät ein. Die Ernte war herrlich gewesen, und dem Pflanzer war Zeit genug geblieben, sie ohne den geringsten Verlust zu beendigen. Seine Neger hatten freilich Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, und Einige waren unter der unablässigen Anstrengung unterlegen; allein er hatte zweihundert Fässer Zucker mehr gewonnen, als gewöhnlich, und alle Verluste eingerechnet, blieb der Gewinn doch noch außerordentlich. Houtwyn reiste ab in voller Glorie und Freude, und befahl in einer Anwandlung von Menschlichkeit, den Neger in Freiheit zu setzen.

Ein Jahr verstrich; für den Pflanzer ein Jahr der Lust und des Glanzes; allein keinen dieser Tage sollte er wiederkehren sehen. Sein Maß war erfüllt und die Hand des Rächers ausgestreckt. Der Sclave war von seinen Ketten befreiet worden. Unklug genug, nach menschlicher Berechnung, aber gewiß im Rathschluße des Höchsten. Fadlalah, in Freiheit gesetzt und besser genährt, hatte bald seine alte Stärke wieder gewonnen. Die Spann-Adern an seinen athletischen Gliedern schwellten sich wieder auf, nur die Schwungfeder der Vernunft schien in seinem breiten Kopfe auf immer gebrochen. War es wirklicher Blödsinn oder nur Verstellung des Negers? Man erlangte darüber nie Gewißheit. Uebrigens wurde ziemlicher nachsichtig behandelt; auch dachte er, wie es schien, nicht mehr daran, zu entweichen. Er hatte ange-

fangen, sich mit Fischfang für die Nachbarschaft abzugeben, und man ließ ihn gewähren; verdiente er sich doch wenigstens dadurch seinen Unterhalt. Was die Rache betrifft, so dachte der arme Narr gewiß nicht mehr daran. Seine schwarzen Brüder befanden sich nie in besserem Wohlseyn *); kein Feuer verheerte die Pflanzungen; die Hausthiere liefen ruhig umher, ohne daß man eines aus unbekannter Ursache todt fand. Von Fadlalah war offenbar nichts zu befürchten.

Das Zuckerrohr im nächsten Jahre grünte wieder; die Barke des Pflanzers erschien wieder in den Gewässern der Comewine. Vierzehn Tage verflossen auf der Plantage unter den gewöhnlichen Arbeiten. Eines Abends sah man Houtwyn nach Tische sein Gewehr nehmen, und von Niemand, als seinem kleinen Lieblingsneger begleitet, an das Ufer des Flusses hinabgehen, wo in einer kleinen Bucht desselben die Kanots der Plantage lagen. Fadlalah kehrte eben zur gewohnten Stunde vom Fischfange zurück. Der Pflanzer, der ihn wohl in diesem Augenblicke nicht erkannte, befahl ihm, ihn auf einer Barke nach einer benachbarten Plantage zu führen. Sogleich sah man den Neger in ein Kanot springen, es von den übrigen losmachen und dicht an's Ufer landen, um seinen Herrn ohne Beschwerde einsteigen zu lassen. Houtwyn stieg in die Barke, streckte sich unter dem Zelte im Spiegel des Bootes aus, und zog einen der Vorhänge vor, um die Mondstrahlen abzuhalten, die ihm in's Gesicht fielen. Der kleine Neger setzte sich auf eine Bank nieder, und Fadlalah, der seine Pageie gegen das Ufer stemmte, brachte die Barke durch einen einzigen Stoß in die Mitte der Comewine.

---

*) Es ist nicht selten, daß Neger aus Rachsucht die Sclaven ihres Herrn vergiften.

Es war eine von jenen Nächten, die keine menschliche Zunge schildern kann; es war eine Nacht in den Wildnissen von Guyana. Der Mond schweifte über die schlummernden Wälder hin, deren Spitzen er mit seinem Silberflimmer überzog, während er ihre hohen Stämme in allerlei phantastische Gestalten verwandelte. Alles ringsum war in tiefe Stille versunken; nur eine ferne Stimme, der leise hinsterbende Ton eines Vogels, das Geräusch einer Palmenkrone in den Lüften, der Flügelschlag eines Reihers in den Rhizophoren allein unterbrachen von Zeit zu Zeit das erhabene Schweigen der Wildniß. Die Leuchtkäfer funkelten wie fallende Sterne in den Gebüschen, die Luft war lau und hatte einen Anhauch von Sumpfgeruch. Schon lagen die Wohngebäude der Plantage weit hinter ihnen. Eine Viertelstunde schon glitt die Barke schnell und leise, wie ein Nachtvogel, über die glatte Fläche des Flusses hin, als Fadlalah langsamer zu fahren begann; seine Pagaie tauchte sich nur in langen Zwischenräumen in's Wasser; von Zeit zu Zeit legte er sie sogar quer über die Kniee, und schien von ängstlicher Erwartung gepeinigt; oder er wendete auch wohl den Kopf um, und bückte sich, um einen Blick in das Zelt seines Herrn zu werfen. Waren seine Kräfte erschöpft, oder hatte er Lust, noch einmal mit der Peitsche seines Gebieters Bekanntschaft zu machen? Einmal sogar stand er leise auf, steckte seinen Krauskopf in's Zelt, und nahm etwas heraus, das er behutsam in's Wasser legte, wo es geräuschlos, nur mit einem kaum vernehmbaren Gurgeln untersank.

Nach einer Krümmung um eine Waldspitze strömte die Comewine in gerader Linie eine Zeit lang unter tiefdunklem Schatten dahin, außerhalb deren man sie wieder in silberklarer Helle schimmern sah. Hier schien Fadlalah seine ganze Kraft wieder erlangt zu haben; er ver-

doppelte die Ruderschläge seiner Pagaie, das Kanot flog einige Augenblicke in der Finsterniß dahin, und schwebte dann wieder langsamer im vollen Mondlichte. Eine überschwemmte Savanne dehnte sich zur Rechten in unabsehbarer Ferne aus; die Waldbäume warfen ihre großen Schatten darüber hin; hie und da erhob sich unbeweglich ein verworrener Büschel Bambusröhricht, oder der schlanke Schaft einer Palme, auf dessen Krone ein Sapajou *) hockte, und dem Monde Gesichter schnitt. Jetzt hatte Fadlalah seine Pagaie auf der Ruderbank der Pagaie niedergelegt, und stand in seiner ganzen Größe aufgerichtet da. Doch schien er noch unentschlossen: die Arme über einander geschlagen, betrachtete er schweigend das Zelt, worin sein Opfer ruhig schlief. Plötzlich wendete er sich um, nach der sumpfigen Niederung der Savanne, und stieß einen sanften klagenden Schrei aus — dann horchte er. Alles umher blieb still. Noch einmal rief er mit noch sanfterem, noch klagenderem Ton; dann horchte er wieder. Und fern in der Savanne ließ sich ein Geräusch vernehmen, wie von einem in's Wasser fallenden Körper, und ein ähnlicher Schrei antwortete dem des Negers. Fadlalah machte ein Zeichen der Freude: „Ha, der Kaiman kennt noch Fadlalah!"

Zehnmal noch wiederholte er seinen Ruf, und zehnmal ward ihm geantwortet; allein es war nicht mehr eine einzelne Stimme; zur Rechten, zur Linken, von der Ferne, in der Nähe erhoben sich aus dem Röhricht bellende Stimmen, und vermehrten und verstärkten sich, je näher sie der Barke kamen. Die ganze Savanne schien lebendig geworden zu seyn, mit große Schuppen geharnischte Ungeheuer eilten von allen Seiten herbei, tauch-

*) Eine Art kleiner Affen.

ten unter, oder schwammen, den grünen Rücken über der Oberfläche des Wassers erhoben. Fünf Minuten darauf sah man zwei Schritte von der Barke zwanzig aufgesperrte Rachen aus dem Wasser klaffen. Da öffnete sich rasch der Vorhang des Zeltes. „Was gibt es da?“ fuhr der Pflanzer auf, den der Stillstand der Barke und das Getöse umher aus seinem Schlafe geweckt hatte. „„Still, Herr! dort in der Savanne der Kaiman seinen Kind rufen. Armer Kaiman! wie Fadlalah sein Kind verloren haben!““ — „Willst du rudern, Hund!“ schrie der Pflanzer, der jetzt den Schwarzen zu erkennen schien, voll Wuth. — „„Still, Herr! der Kaiman Fadlalah den Fischer kennen und Fadlalah keinen Herrn mehr kennen. Der Mond schweigen machen die Kaiman, aber Fadlalah wissen sie immer sprechen machen.““ — Der Pflanzer, außer sich, wollte aus seinem Zelte hervorspringen, aber der Neger brauchte ihm blos seine Hand entgegenzustrecken, und er taumelte zurück, wie ein schwaches Kind.

„Ha, Bösewicht, Du legst Hand an Deinen Herrn! Mein Gewehr, Quaco! Gib mir mein Gewehr! Du sollst frei seyn, guter Quaco, wenn Du mir augenblicklich mein Gewehr reichst.“ Quaco wollte aufspringen; allein als sein Auge dem Blicke Fadlalah's begegnete, verließ er zitternd seine Bank, und kroch unter die Bühne, auf der das Zelt errichtet war. Der Pflanzer suchte nach seinem Gewehr, allein vergebens; es lag eine halbe Meile rückwärts in dem Flusse. Fadlalah sah ihm schweigend zu. Houtwyn wurde die schreckliche Gewißheit klar, daß seine Stunde gekommen und es um ihn geschehen sey! er warf einen halb wahnsinnigen Blick auf den Neger, der ihm wie eine zehn Fuß hohe schwarze Riesengestalt vorkam; eiskalter Schweis rann von seiner Stirne, während das Auge des Negers auf ihn, wie der Blick der Klapperschlange auf einen kleinen Vogel, wirkte. An

allen Gliedern zitternd, kroch er in das Zelt zurück, und barg sich in einen Winkel, den Mund vor Entsetzen offen, die Augen wild im Kopfe rollend. Vielleicht dachte er an sein vergangenes Leben zurück, aber sicherlich nicht daran, seine Seele Gott zu empfehlen. Die Kaimans stießen ein schreckliches Geheul aus, und schlugen ihre Kinnladen klappernd zusammen. Fadlalah blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen, dann streckte er seine Hand aus in das Zelt, zog den halb besinnungslosen Pflanzer ohne die geringste Anstrengung hervor, und nahm ihn, wie eine Mutter ihr Kind, auf die Arme. „Herr Houtwyn, Du immer guter Herr seyn!“ sagte der Neger, wie im Wahnsinne. „Du Fadlalah nicht seine Kinder genommen! Nicht wahr? Fadlalah sonst gut, jetzt Narr seyn!“ — Bei diesen Worten brach er in ein wildes Gelächter aus, und ließ den Pflanzer in das Wasser fallen.

Es war nichts mehr zu unterscheiden; nur ein furchtbares Getümmel, ein Rasseln von Schuppen, ein Knirschen und Schnappen, ein brausender Wasserwirbel, von dem der Schaum hoch in die Luft spritzte, und die Barke, wie von einem Sturme gepeitscht, schwankte. Das Uebrige ging unter dem Wasser vor sich. Auf der Oberfläche war nichts mehr zu sehen, als ein dunkler Blutstreifen, den die friedliche Comewine dahintrieb. Der Neger folgte ihm einige Augenblicke mit dem Auge, setzte sich dann auf die Ruderbank, ergriff dann die Pagaie, und hatte mit zwei oder drei Schlägen das entgegengesetzte Ufer erreicht. Hier sprang er an's Land und entfloh als Maron in die Wälder.

Acht Tage nachher sah man auf dem großen Platze und in allen Hauptstraßen von Paramaribo eine Bekanntmachung angeschlagen, worin es hieß: „Auf Befehl des obersten Justizrathes der Colonie. Kund und zu wis-

sen sey Jedermann, daß zweitausend Gulden jedem Weißen, tausend Gulden dem Mulatten oder freien Neger, die Freiheit jedem Sclaven zuerkannt sind, der den Neger Michael, genannt Fadlalah, Sclave des ehrenwerthen Herrn Jansen Houtwyn, bei seinen Lebzeiten Mitglied des Justizrathes, der von besagtem Michael, genannt Fadlalah, meuchelmörderisch um's Leben gebracht wurde, todt oder lebendig einliefern wird. (Hier folgt das Signalement des Verbrechens.) Die Befehlshaber der Militairstationen der Sarameca, der Cottica, des Maroni und der übrigen Flüsse werden diese Kundmachung an die Indianer ihrer resp. Bezirke gelangen lassen. Der Preis für besagte Indianer ist auf fünfhundert Gulden, in Geld oder Waaren, nach ihrem Belieben, festgesetzt."

„Der Secretair des Justizrathes:

Daniel Vooryms."

Zwei Jahre vergingen, ohne daß sich Jemand um den Preis meldete. Dann erst, während der Regenzeit, ließ sich ein Indianer, Namens Arrowuka, der von dem Ufer der Sarameca kam, eines Morgens bei Herrn Daniel Vooryms melden. Bei dem obersten Secretair des Justizrathes vorgelassen, entbot der Indianer, nach der Sitte seiner Landsleute, ihm seinen Gruß, ohne ein Wort zu sprechen; und indem er einen Binsenkorb öffnete, den er mit sich gebracht hatte, zog er an den Haaren einen schwarzen Kopf daraus hervor, der erst vor kurzer Zeit abgeschnitten zu seyn schien. Der Beamte der Colonie bemerkte auf den ersten Blick, außer anderen bekannten Zeichen, daß an diesem Kopfe ein Ohr fehlte, und sogleich sagte er: „Dies ist der Kopf des Negers Michael, genannt Fadlalah, des Mörders unseres Freundes und Collegen, des vielbedauerten Jansen Houtwyn, seligen; man gebe diesem braven Indianer die zugesagte Belohnung.

Heldenmuth für Vaterlands-Wohl.

Zu Ausgang des Monats Mai 1790 brachen die Einwohner von sieben bis acht böhmischen Dörfern, bewaffnet mit Keulen, Stangen und Hacken, in das chursächsische Amt Grünhain ein, setzten Alles in Aufruhr, und fingen förmlich zu plündern an. — Die Sachsen, die sich dieses Anfalls nicht versehen hatten, trauten ihren Augen kaum, als sie eine so zahlreiche Menge böhmischer Bauern in ihren Gehöften fürchterlich hausen sahen: und da ihnen der Feind überlegen war, wagten sie es nicht, Widerstand zu thun, sondern berichteten es in der größten Geschwindigkeit ihrem Amtmann.

Dieser brave Mann, ein würdiger Namensvetter des berühmten deutschen Helden Hermann, schwang sich eiligst auf sein Roß, und jagte in voller Carriere mitten unter den Haufen der tollkühnen Plünderer. Er zog seinen Hut ab, und bat sich auf einige Minuten Gehör aus, welches ihm die von dem Staunen über seine Herzhaftigkeit überraschte Menge sogleich verwilligte.

„Nachbarn und Brüder! — begann er nun mit sanfter und freimüthiger Stimme — fast sollte ich glauben, die Bande der Freundschaft und Blutsverwandtschaft, die durch die wechselseitige Verheirathung unserer Kinder so oft geknüpft worden sind, wären gänzlich zerrissen. Ihr kommt nicht als Söhne und Freunde, nicht als Väter und Brüder, sondern — daß ich durch keinen harten Ausdruck Eure erhitzte Leidenschaft von neuem reize — als beleidigte Feinde über unsere Grenze, stört unsere Ruhe, nehmt uns Das, was wir Euch gern in Güte geben würden, mit Gewalt, und verderbt uns die gute Meinung, die wir von Euch hatten.“

„Seyd Ihr bedrückt und gedrängt? Sollen wir Euch beistehen? — Von Herzen gern mit Rath und That, mit Leib und Leben! Wir sind ja eines Gottes Kinder, wenn auch gleich zweier Herren Unterthanen; und nicht nur Beruf, sondern Pflicht ist es, Euch beizustehen, wo wir nur können. — Hier habt Ihr den Zügel meines Pferdes! Sehet, ich trete mitten unter Euch, ohne Eisen und ohne Stahl: aber mein gutes Gewissen und meine Liebe zu Euch sind mehr als Waffen gegen Eure Mordgewehre. Jetzt sagt mir Euren Kummer, schüttet Euer Herz vor mir aus! Ich meine es gut, recht von Herzen gut mit Euch, und wenn Ihr mir die Ursachen Eurer Unruhen eröffnet habt, so wollen wir mit einander berathschlagen, wie wir Euch am besten unter die Arme greifen können."

Die Tumultuanten sahen sich bei dieser Rede einander an, begafften den unerschrockenen Helden, und keiner hatte das Herz, den Mund aufzuthun; so hatte Hermanns ungekünstelte Beredsamkeit sie beschämt, entwaffnet und Ihre Hitze abgekühlt.

Endlich ergriff einer unter ihnen des Amtmanns Hand, schüttelte sie, und sagte: „Bei Gott, Herr! wir alle sind blind gewesen; aber wenn Kummer und Jammer uns immer auf den Hacken folgt, so kann man wohl endlich alle fünf Sinne verlieren. Die Stützen unsers Alters, unsere Söhne, die bravsten Jungen von der Welt, müssen sich von den Preußen und Türken zusammenhacken und schießen lassen; unsere Weiber und Töchter heulen und schreien, daß es einen Stein in der Erde rühren möchte; unsere Lebensmittel fressen die Einquartierungen auf; das Brod wird täglich seltner, u. s. w. — und so sind wir herübergekommen, um uns Lebensmittel zu holen; sonst müssen wir und unsere Kinder verhungern. Aber wir sehen es ein, daß wir Unrecht haben, und es

thut uns Allen herzlich leid. Nun, lieber Gott! in der Noth bedenkt man es nicht.“

Der Amtmann war äußerst gerührt über die mißliche Lage dieser armen Leute, machte Anstalten zur schleunigen Hülfe, und ohne viele Mühe brachte er seine guten Amtsunterthanen dahin, daß diese freiwillige Beiträge an Korn, Weizen, Gerste und allerlei Arten von Gemüse zusammenschossen; wozu er selbst ein Ansehnliches beitrug. Alles ward nun auf Wägen geladen, und in die Behausung der besänftigten Plünderer gefahren.

Hand in Hand begleiteten jetzt die Einwohner der beunruhigten Dörfer mit dem Amtmanne die Tumultuanten bis an die Grenze, wo der Amtmann sie zur Ruhe verwies, und zu gegenseitiger nachbarlicher Treue ermahnte, und von ihnen mit heißen Thränen der Reue und des Dankes gesegnet ward.

Charade.

(Dreisylbig.)

Nahrung ist mein Erstes
Für ein edles Thier;
Aus dem Zweiten ziehst du
Süße Speise dir;
Aber auch des Todes
Werkzeug kann es seyn; —
Staub und Funke leih'n
Seinem Innern Flügel.
Und mein Ganzes hält
Auf dem Blumenhügel
Der Idyllenwelt,
Froh der Hirt, durch süße Töne
Anzulocken seine Schöne.

Die „veste Burg" der Bayern.

Ein' veste Burg ist unsre Treu
Und unser fromm Gesinnen,
Das macht von allem Trug uns frey,
Der jetzt uns will umspinnen.
Jeder will Herrscher seyn,
Locken wohl schlau und fein,
Brauchen viel Schimpf und List,
Doch nichts dahinter ist; —
Wir wollen's Ihnen weisen.

Wir stehen fest bei unsrem Eid,
Den wir dem König schworen;
Und wären wir allein bereit,
So wären wir verloren:
Aber auf Gottes Wort
Baut unsre Treue fort!
Gott und dem König treu,
Steht uns die Allmacht bei; —
Die muß das Feld behalten.

Und ständen tausend Schreiber da,
Und wollten uns verführen
Mit Freiheitmütz et cetera,
Die werden all sich irren.
Zwar der Geist dieser Zeit
Machet sich dick und breit,
Thut wie ein König schier,
Doch nur auf Löschpapier; —
O weh! papierner König.

Der Bayern Treu mußt lassen stahn,
Magst noch so sehr griesgramen,
Und wir, wir kämpfen Mann für Mann
Mit Gott für Bayern — Amen!
Willst Revolution,
Schimpfest Altar und Thron,
Störst unser Glück und Ruh, —
Gott aber spricht dazu:
Haus Wittelsbach für immer!

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 21tes Stück.

Das Schwedenloch.

Ich machte mich während freundlicher Septembertage auf den Weg, um meinen lieben Universitätsfreund Trondhem zu besuchen, dem nach langem Harren eine Predigerstelle im Gebirgskreise war zugewiesen worden. Von blutarmen Eltern entsprossen, hatte er auch ihre Armuth geerbt, und nie war er zu der Ahnung gekommen, wie einem Crösus könne zu Muthe seyn, und ein Reichthum von mehr als zehn Thalern war ihm etwas nie Gesehenes und Gekanntes. Wohl war ihm ein endliches Einlaufen in den Hafen der Wünsche zu gönnen; ich wenigstens gönnte es ihm herzlich. Kaum wenige Wochen an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, gab er mir Meldung von seiner neuen Lage, jedoch sagte er zugleich auch von letzterer, daß sie nicht geeignet sey, ihn zum wohlhabenden Mann zu machen, da ihm gerade nur das Nothdürftige werde; „jedoch," so schrieb er, „entschädigt mich einigermaßen die hiesige romantische Gebirgsgegend mit ihren Felsen, Thälern, Klüften; und ob ich gleich erst einige Wochen hier weile, in denen ich nur einen kleinen Theil der hiesigen Naturschönheiten kennen gelernt habe, so weiß ich doch so viel, daß noch

mancher Berg und Fels zu ersteigen, manche Waldpartie zu machen, manche Kluft und Schlucht zu suchen seyn werde."

Solche Meldung nun war mir, der ich von jeher eine Gemsennatur habe, eine Lockung, die Naturherrlichkeiten in meines Freundes Trondhem Nähe zu beschauen, darum machte ich mich, wie gesagt, da die Septembertage schön waren, auf den Weg, und war nach einer tüchtigen Tagreise bei ihm. Das Dörfchen lag in einem Thale, dessen südliche Seite zu einer Feldhöhe anstieg, aber ringsum im Kreise war das lebendige Dörfchen mit seinen steinreichen Feldern von bewaldeten Bergen, nackten Felsen und steilen Klippen bekränzt.

Ich fand meinen Trondhem äußerst heiter und froh, den ich fast niedergeschlagen, ernst, ja sogar muthlos zu sehen gewohnt war; letzteres war wohl Folge seines steten Kampfes mit Armuth, ersteres war unstreitg Wirkung der Freude des Wiedersehens. „Ja, ja," rief mir mein Freund entgegen, „sonst saht ihr an mir wohl selten oder nie ein fröhliches Gesicht, darum nanntet ihr mich ehedem auch nur den Ritter von der Sorge; jetzt möget ihr mich jedoch den fröhlichen Ritter nennen, und," setzte er hinzu, „sollte ich's nicht auch seyn? Sieh Dich nur um, und überzeuge Dich? Und nun zumal jetzt, wo ich Dich alten, theuern Freund wieder einmal sehe und herze, sollte ich nicht Ritter Fidelio seyn?"

Ich richtete meinen Blick ringsumher im Zimmer, das einen Inwohner verrieth, der wohl Ursache haben konnte, heiter und wohl, auch glücklich zu seyn. Nach seiner ersten, von hier aus mir gegebenen Meldung, die auch eine Beschreibung seiner häuslichen Einrichtung in sich faßte, konnte ich nichts Anderes zu finden glauben, als etwa einen alten, wackeligen Tisch, welcher Studiertisch und Speisetafel wäre; dann einige lahme Stühle,

denen die Belederung entweder von Haus aus gefehlt, oder die der Zahn der Zeit heruntergenagt hatte; und endlich ein nacktes Bücherbret mit höchstens Einem Schock gebrauchter Bücher in abgetragener Montur. Ich war aber sehr überrascht, von Allem den schroffsten Gegensatz zu finden. Ein solches Zimmer, wie Trondhem sich es eingerichtet hatte, hätte wohl einem Fürsten genügen können. Das Zimmer selbst war geschmackvoll gemalt; an den Wänden hingen treffliche Kupferstiche, die aber keine Viergroschenschätze waren; elegante, weiche Sessel standen umher, so wie ein schwellender Divan in der Ecke, unter welchem ein aber nur gemeiner Stiefelknecht hervorlugte; ein schöngearbeiteter, großer Tisch, geräumig genug für zehn Personen, füllte des Zimmers Mitte, und einige kleinere Collegen zierten Winkel und Pfeiler; von den Fenstern herab wallten wolkenartige Vorhänge, breit befranset; wie gesagt, ich sah ein Zimmer, in dem sich's wohl mit Lust mochte wohnen lassen. — Mein Freund sah lächelnd, und aus Wohlbehagen sich die Hände reibend, auf mich, den sehr Staunenden. Ich wollte fragen: „Hat etwa eine liebe Hausehre Dir diesen Nimbus gebracht?“ Aber ich sah nichts, was das Daseyn einer solchen hätte verrathen können; denn das wäre mir, der Weib und Töchter hat, die die Tische und Tischchen schon zu füllen wissen, gewiß nicht entgangen, aber ich fand auch nicht die geringste Spur, kein Nähtischchen also auch keine Nähterei, keinen Strickstrumpf, kein Band, keine Haube, noch sonst etwas; nur eine dicke, stämmige, aber nettgekleidete Magd trat herein, nach einem Glasschrank hin, aus dem sie Teller und anderes Geräthe entnahm, und bald wieder davonging.

Ich mußte meinem Staunen Worte geben. „Sag mir nur in aller Welt, alter lieber Trondhem, wie bist Du doch aus einem Iris so bald ein Crösus geworden?“

„„Hehe,““ antwortete der Händereiber, „„wenn auch kein Crösus, doch auf die natürlichste Weise von der Welt — nun rathe einmal!““

„Ach nun errathe ich, gewiß ist diese Herrlichkeit ein Vorläufer von einem noch kommen sollenden Lebenden — nicht so?“

„„Hehehe,““ — das Händereiben wurde etwas stärker — „„nichts von alle dem, weitgefehlt, lieber Bruder!““

„Nun, vielleicht eine ansehnliche Erbschaft?“

„„Hehehehe — ich und erben, hehehehe — meine Verwandten von natürlicher und mütterlicher Seite sind Nachtwächter, Tagelöhner, Botenweiber und Ochsenmägde — da läßt sich was erben.““

„Nun, gestohlen hast Du es auch nicht, denn da hätte sich das Geschick dazu schnell in Dir entwickelt, hast ja sonst bei jeder Stecknadel, die Du fandest, tausendmal gefragt, wem sie gehöre. Ich mag gar nicht rathen, wohl Dir, wenn Du viel hast und glücklich bist.“

„„Brüderchen, es soll Dir Alles klar werden, nur so viel sey Dir als meine Glücksquelle genannt — das Schwedenloch!““ —

Ich stand ganz albern da bei dieser Erklärung, die mir dennoch nichts klar machte, aber von Trondhem hörte ich weiter nichts, als die Nöthigung, mir es möglichst bequem zu machen, und eines Abendbrotes zu harren. Beides war mir willkommen, und ich stack auch bald in einem bequemen Schlafrocke und saß bei einem delicaten Karpfen, dem es auch an einem ausgesuchten „der Fisch will schwimmen“ nicht fehlte. Ob auch das Gespräch auf viele Puncte sich hinneigte, ob ich auch öfter, von Neugierde getrieben, von dem sonderbaren Schwedenloche etwas zu erfahren wünschte, so erfuhr ich doch nichts. „„Morgen, morgen, Brüderchen, sollst Du es erfahren,““

hieß es. Ich schob demnach meine Neugierde zur Seite, die Flasche aber mir näher, um noch ein Glas ächten Rüdesheimer auf frohes Wiederfinden zu leeren.

„Nun, Langschläfer, magst Du nicht in's Freie? nicht unsere Naturschönheiten sehen?“ rief Freund Trondhem, der vor meinem Bette stand. — Bald war ich mit ihm auf dem Spaziergange, den ein köstlicher Morgen nur noch schöner machte.

Wir schlenderten über die vom Pfarrhause aus südlich gelegenen Felder sanft angehend in ziemlicher Weite hin, und kamen dahin, wo die Felder mit dem Walde grenzten. Von hier aus zeigte sich dem Auge eine weite, aber wildromantische Perspective, in welchem Wald, Berge und Felsen die Hauptpartie waren. Vor uns lagen Felder, Thäler, Wohnorte, weite Höhepunkte und Berge; hinter uns rauschte der Wald, denn der Luftzug bewegte die Wipfel der thurmhohen Fichten und Tannen, und schuf ein, als wie von der Ferne hörbares Brausen, das einem monotonen, leisen Chorale glich, der dem Schöpfer zu Ehren gesungen wurde. Jetzt traten wir in des Waldes Düster, eine heilige Stille, der das sanfte Rauschen nichts nahm, ja gleichsam feierlich machte, umgab uns. Wie an einander gedrängte riesige Säulen eines unermeßlichen Naturtempels standen die hohen, hoch emporstrebenden, kerzenähnlichen Stämme der Tannen und Fichten, unter denen junge schlanke Bäume, als wie der ersten Enkel und Urenkel, gedeihlich geborgen waren; und mitten in diesem Dickicht, wohin kein Sonnenstrahl, selbst geknickt nicht, drang, wucherten Heidelbeeren-, Preußelbeeren-, Brombeeren-, aber auch Farrenkraut in üppigster Fülle. — Ich blieb, von noch nicht Gesehenem gefesselt, öfters stehen, lauschte und horchte im leisen

Rauschen im düstern Gewölbe über mir, und versuchte, den Blick weiter in's Finstere des Waldes hinein zu richten, und sah nur dichteren Hintergrund, aber keine Grenze. „O wie schön," rief ich, „sind doch Eure Gebirge und Wälder! Recht fade kommen mir die Ebenen der Niedergegend vor!" — „„Komm nur,"" rief Freund Trondhem mir zu, „„komm nur, es wird noch manches Deinen Blick und Deine Gedanken fesseln,; unter allen Partieen unserer Gegend, die ich im Laufe des Sommers durchwandelte, fesselte mich diese vor allen. — Wir schritten in den schaurigschönen Waldtempel weiter, und kamen an eine Felswand, die aus riesigen Steinbrocken leichthin aufgebaut schien; mir schien keine Möglichkeit da zu seyn, sie besteigen oder übersteigen zu können, doch mein Freund wußte schon zu finden, wo wir, wenn auch ziemlich mühsam, über Blöcke und Geschiebe aufstiegen, uns dabei öfters an verkröpfte Fichten oder große Baumwurzeln haltend, um beim Emporklimmen einige Hülfe zu haben. Die Mühe wurde reichlich belohnt. Wir standen auf einem Felsenzacken, wir waren über alle, über die höchsten Bäume des ungeheuern, weit ausgedehnten Forstes erhaben, jedoch fand das Auge keinen Punkt einer Ebene, oder eines Wohnortes. Nur etwa tausend Schritte von uns ragte eine ähnliche Felsplatte hervor, als die war, auf welcher wir standen. Wir verließen unsern Standpunct, und waren nach Stundenfrist in der Nähe und am Fuße des Nachbarfelsens. Mein Freund erklärte, daß dieser Fels nicht würde zu besteigen seyn, da, wie ich ja selbst sähe, die Brocken und Zacken keinen Fußweg gestatteten, übrigens gewähre des Felsens Höhepunkt wohl keine besondere, wenigstens keine reichere Aussicht, als wie sie uns der Nachbar bereits gewährt habe, „jedoch sollst Du," fuhr er fort, „dafür entschädigt werden, denn" — —

Jetzt ließ sich in des Waldes Ferne ein wiederholtes Rufen „Herr Magister — Herr Magister“ hören. „„Aha, gewiß ist meine Gegenwart zu Hause nothwendig,““ sprach Trondhem, „„denn man weiß, daß ich heute diesen Gang gewählt habe;““ und er erwiederte mit seinem bei sich geführten Signalpfeifchen das Rufen. Der Viehhirte vom Pfarrhofe trat endlich näher, meldend, daß ein Sterbenskranker den Trost der Religion verlange. Der Knabe eilte wieder zurück, und wir gingen denselben Weg nach Hause.

„Höre, Freund!“ nahm Trondhem das Wort, „wir waren an der Stelle, wo ich meinen Schatz gehoben habe — laß Dir erzählen.“

„Wenn auch nicht die Einsamkeit, in die ich hieher, in dieses Dörfchen, gepflanzt wurde, mich zu Auswanderungen drängte, so war es mein Sinn für Naturschönheiten, den ich ja mit Dir theile. So durchstrich ich denn die ganze Umgegend, und am öftesten und liebsten suchte ich diese Parthie, zu der ich Dich eben führte. In diesem Walddunkel, unter diesem finstern Dome, auf diesem einsamen Felsen habe ich wahrhaft stille Stunden der Andacht gefeiert; ich dankte meinem Schöpfer, ich freuete mich des endlich errungenen Looses, ein Aemtchen und gewisses Brot erstrebt zu haben, das mir, der ich bereits in die Vierziger gerutscht war, den sehnlich gewünschten Frieden in eigenem Hause gewähren sollte. Um in eine Stelle eintreten, und das Wirthschaftsinventarium übernehmen zu können, brauchte ich die Summe von zweihundert Thalern, die auch ein uneigennütziger Freund mir vorschoß, die mich aber mit großer Sorge des Wiederbezahlens belasteten. Darum trieb mich auch das bekümmerte Gemüth in die Einsamkeit des Forstes, aber jederzeit gestärkt, trat ich wieder in mein einsames Haus zurück. Du glaubst es gar nicht, wie schön für

einen Fühlenden, es auch im Walde ist, der einem Tempel gleicht, wo stille Andacht wohnt. Je weiter vom Dorfe, je tiefer und einsamer im Walde, desto gemüthlicher war mir's. Oft nahm ich in diese Studirstube der Natur mein Predigtconcept mit mir, um zu memoriren, was mir aber selten gelang; desto mehr reiften in mir erbauliche Gedanken und eine Fülle derselben, die ich augenblicklich in mein stets bei mir geführtes sogenanntes Gedankenbüchlein eintrug, um sie zu künftigen Kanzelvorträgen zu benutzen. — Zum Erstenmal freilich nahm ich in dem hiesigen Flurschützen, der auch die Pfarrwaldungen zu begehen hat, einen Führer mit mir, jedoch er war nicht zu bewegen, über die Grenze des ihm angewiesenen Bezirks mitzugehen, und als ich mit ihm an diese Felsen kam, er mir der fernere Leiter seyn sollte, ich von ihm wünschte, mit mir zu klettern, da war er vollends nicht vorwärts zu bringen. Ich merkte bald, daß Furcht und Aberglaube seinen Fuß hemmten. Ach, sagte er; hierher geht Niemand, wo der Tod wohnt, und die Todten muß man in ihrer Ruhe lassen! — Ich wurde um so neugieriger, und fragte Mehreres, aber nur nach langem Zögern eröffnete er mir, daß Niemand besondere Lust habe, hieherzugehen, wo der Tod wohne. Dabei blieb er, und ich erfuhr nur so viel von ihm, daß man den einen Felsen — der letzte, bei dem wir waren — nur das Schwedenloch nenne." — „„Aber,"" erwiederte ich, „„ich sehe keineswegs etwas, was einem Loche oder einer Vertiefung ähnlich wäre."" — „Nun, vielleicht ist inwendig ein Loch, oder so etwas," war die Antwort, „ich habe es nicht untersucht, mag es auch nicht wissen." — „„War denn,"" frug ich weiter, „„vielleicht schon Jemand in dem Innern dieses Felsens? Hat man etwas schon gesehen?"" — „Ich und wir Alle im Dorfe," erklärte der Gefragte, „sind zwar nie hineingekom=

men, habe es also auch nicht selbst gesehen, aber von meinem seligen Großvater, der nun an die vierzig bis fünfzig Jahre todt ist, habe ich mehr als ein Mal erzählen hören, daß er selbst ein Mal, so etwa als ein Junge von zwölf Jahren, durch den Felsen hindurchgeguckt, und einen todten Mann gesehen habe.“ — „Ungeachtet ich nun mit mehreren Fragen in meinen Berichterstatter drang, so antwortete er mir jederzeit, „„ich weiß weiter nichts.““ „Natürlich wurde ich immer gespannter, und hätte gern augenblicklich den Grund solcher Sage erfahren mögen, doch wollte ich vorher noch nähere Erkundigung darüber anstellen. Zufällig kam am Mittage des andern Tages ein hochbejahrter Bauer in kirchlichen Angelegenheiten zu mir; nach Beseitigung derselben lenkte ich das Gespräch auf den mir so interessanten Gegenstand. Siehe da, er erzählte mir fast dasselbe, was ich schon von meinem Flurschützen gehört hatte, doch wußte er dies und jenes mehr. „„Im Schwedenkriege““ — erzählte er — „„mögen hier bald die Schweden, bald die Kaiserlichen arg gehauset haben; wer weiß denn, ob sich nicht Mancher hierher retirirt, oder ob man ihn gar hineingeworfen hat, wo ich freilich nicht einsehen kann, wie das Letztere mag geschehen seyn, da man diesen steinigten, zackigen Berg gar nicht besteigen kann; jedoch, es geschieht ja Vieles, was man nicht begreifen kann; ich wenigstens habe mich nie darum bekümmert, obgleich die Leute sonst sagten, daß große Schätze im Schwedenloche verborgen wären, jetzt aber denkt Niemand hier mehr an das Schwedenloch — es wird auch nur so ein Gerede seyn, auf das nicht zu bauen ist.““ „So viel, aber ein Erklärenderes nicht, erzählte mir der alte Bauer, was mir freilich kein Licht gab: daher war mein Dichten und Trachten, es mir, wo möglich, an Ort und Stelle zu verschaffen.“

„Ich würde in derselben Minute, da mir der Alte das erzählte, mich auf den Weg zur näheren Untersuchung begeben haben, aber ich hatte eine Taufhandlung zu verrichten, und war zugleich auch zum Taufmahle eingeladen, dem ich mich nicht entziehen konnte. — Du kannst Dir leicht denken, daß ich das Gespräch auf den Gegenstand zu lenken suchte, der mich seit einigen Tagen fast einzig und allein beschäftigte; aber ich erfuhr nichts, als schon Gehörtes, nebenbei manches Gespenstergeschichtchen, das gewöhnlich an solche heimliche Orte geknüpft ist. — Den nächstfolgenden Tag hatte ich keine Ruhe und Rast mehr, und kaum hatte ich mein kärgliches Mittagsmahl zu mir genommen, so nahm ich meinen Stock, und trat die Wanderung zum Schwedenloche an."

„Auf dem geradesten Wege schritt ich dem Felsen zu, der in der hiesigen Gegend das Schwedenloch genannt wird, und bald sah ich diese unheimliche Felsenmasse vor mir. Da stand ich — es war das dritte Mal — davor, besah die Höhe, umging und umkreisete diesen Coloß, aber ich fand eben so wenig, als die ersten Male, einen Aufweg, denn das Steingeschiebe, die steilen Wände, oder die Zacken und großen Steinbrocken machten jedes weitere Aufwärtsdringen, schien es, unmöglich. Das hielt mich aber von ernstlichen Versuchen nicht ab. Ich umkreisete nochmals den ganzen Fels, der den Umfang von etwa tausend Schritten hat, und rings umgeben von hohen Fichten, wie aus ebener Erde sich emporhebt; aber, wie gesagt, die großen Wacken, die glatten Wände, die ungeheuern Steinwürfel und das Steingerölle hemmten meine versuchenden Schritte. Jetzt kam ich an eine Stelle, wo niederes Fichtengestrippe besonders angehäuft war, und wo am wenigsten die Möglichkeit eines Aufsteigens vorhanden zu seyn schien; aber auch dieses unwegsame Gestrippe ließ ich nicht ununtersucht, sondern ich drängte

mich hindurch; und siehe da, ich fand, wenn auch nicht einen Fußsteig, denn doch eine Möglichkeit, von Zacken und Würfeln ungehindert etwas aufwärts steigen zu können. Ich ersah so viel, daß wenigstens vor langen Zeiten konnte eine Art von Weg vorhanden gewesen seyn, der zu irgend einem Puncte führte. Wohl hundert Schritte weit ging ich diese Spur fort, wobei ich freilich manches Dickicht von Farrenkraut, manche wie hingeworfene Steinmasse zu übersteigen hatte. Auf einmal war ich aber am Ende, denn ich stand vor einer großen, glatten Felswnnd, die zwar einen großen Spalt in der Höhe zeigte, dessen Tiefe aber durch kleineres Gestein und durch Farren- und Brombeerkraut verwachsen war. Hier, dachte ich, muß doch ein weiterer Aufgang, oder wohl gar ein Eingang zu suchen seyn. Ersteren sah ich in keiner Art, also mußte der Letztere vorhanden seyn. Mit großer Mühe durchstieg ich das dichte Gestripp, und suchte mir, auf Kosten meines Rockes, der einen harten Kampf mit den wildwuchernden Brombeersträuchern zu bestehen hatte, einen ferneren Weg oder ein Ziel. Ich und mein Rock hatten endlich diese Anfechtungen überwunden, aber da stand ich wieder, ohne ein gewünschtes Ziel erreicht zu haben; denn ich stand von Felsenmassen eingezwängt, und vor mir stierte eine hohe, steile, nackte Felsenwand herab. Ich stand da wie ein verlassener, vergessener Punct in der weiten stillen Natur, und lugte nun nach dar Möglichkeit eines Weiterkommens. Ich stand auf den Wurzeln einer riesigen Tanne, deren Gipfel mein emporschauendes Auge kaum erreichen konnte, ich sah ein flinkes Eichhörnchen zur Spitze hinaneilen. Ach, wäre ich an deiner Stelle, dachte ich. Ohne gerade etwas zu denken, umklammerte ich den Riesenbaum, dachte aber doch, wie es wohl damals möge gewesen seyn, als er als ein Pflänzchen aus dem Moosboden hervorgeguckt habe. Jetzt be-

schäftigte meine Gedanken dieser Baum, und ich verlor mich in mancherlei Betrachtungen. Wenn ich deine Länge hätte, du alter Baum! dachte ich, und fast hätte es dem Herrn Seelsorger, ehedem solcher Fahrten kundig, gelüstet, ihn zu erklettern, aber meine Wenigkeit vermochte nicht, ihn zu umspannen. Ich besah die andere Seite des Baumes, um etwa Aeste oder deren Ueberbleibsel zu entdecken, die mir etwa zur Höhe hätten helfen können; aber der Baum und seine Höhe blieb mir von allen Seiten unersteiglich. Jedoch machte ich eine andere Entdeckung, die mir ja eben so strebenswerth war. Mir kam nämlich vor, als ob ich eine Art von Eingang in den Felsen sähe; ich klimmte möglichst näher, und zwängte mich hinter der Tanne hinweg, um mich näher und sicherer zu überzeugen; aber ein wahrer Wald von Farrenkraut und Brombeersträuchen hemmte jetzt Schritt und Auge; jedoch mein tüchtiger Stock diente mir als Schwert, und ich hieb schonungslos in das Gestripp, daß es knickte und gebrochen darniederbrach. Jetzt, ach welche Freude hatte ich, als hätte ich eine Entdeckung wichtigster Art gemacht, jetzt sah ich einen Weg durch die Felsenwand vor mir, der Art, als ob einst die große, wie von Steinbrocken aufgebauete Felsenmauer zusammengestürzt wäre, und bei diesem Sturze die zusammenfallenden Steinmassen eine zufällige Oeffnung in einen vorhandenen innern Raum gebildet hätten. Ich stellte aber keine langen Beobachtungen über die Möglichkeit solchen Naturgebildes, sondern drang vorwärts, und ohne mich sehr bücken zu dürfen, stand ich endlich unter diesem Eingange, der wie durch eine ungeheuer dicke Mauer zu gehen schien; doch sah ich, der ich wieder durch große Steinmassen und dichtverwachsenes Farrenkraut im Weiterdringen verhindert wurde, einen Theil eines Raumes im Innern. Eben wollte ich auch diesem mir wehrenden Ge-

stripp eine eben solche Niederlage, wie dem ersteren, beibringen, um als Sieger weiter zu dringen, aber der Himmel hemmte meinen Sieg. Es wurde trübe und finster um mich her, über mir hingen und gingen im langsamen Zuge dunkele Wolkenmassen, welche ein Ungewitter in ihrem Schooße zu tragen schienen, und auf dem Felsen und den Bäumen gleichsam ruheten. Während ich, zum dunkeln Himmel schauend, prüfte, ob es wohl zu einem Gewitterausbruche kommen werde, war das Gefürchtete näher, als ich dachte, denn bereits murmelte der Donner im tiefen Basse, und mehrte sich von Minute zu Minute, auch sah ich im dichten Walde hinter mir den Wiederschein ferner Blitze. Da der Zug der Wolken von Ost her seine Richtung hatte, und ich dabei mich erinnerte, daß die Leute des Dorfes bei solcher Richtung ein schweres Gewitter zu erwarten gewohnt wären, so entschloß ich mich zum eiligen Rückzug, meine Entdeckungsversuche auf den nächsten Tag verschiebend. Der Rückzug aber wurde mir nicht so leicht, denn das Murmeln des Donners wandelte sich, als ich den Rückweg durch das ungemein große Steinreich und durch den Wald kaum vollendet hatte, in Brüllen und Krachen, und aus dem finstern Wolkenschooße flackerten unaufhörliche Blitze, und ein Regenguß brausete herab, der mich in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte, doch war ich endlich im schützenden Hause, und das Gewitter zog vorüber."

„Mit der aufgehenden Sonne des folgenden Morgens war ich wieder auf dem Wege, wieder im Walde, wieder am Felsen und stand wieder unter dem Eingange, denn heute mußte ich ein Resultat meiner Forschungen erlangen. Außer meinem Stocke hatte ich mich noch mit einer Sichel versehen, um über hinderliches Gesträuch leichter siegen zu können. Du würderst gelacht haben,

hättest Du gesehen, wie ich so ganz barbarisch in den leblosen Feind einhieb. Endlich hatte ich überwunden, und hatte mir einen freien Raum erkämpft. Ich stand wie in einem Kessel, der einen flachen Boden hat; rings-umher umgab mich eine Felsenwand, die jedoch von den meisten Seiten unersteigbar schien; aus einzelnen Stein-ritzen waren kümmerliche Fichtchen und kröpfigte Tannen hervorgewachsen, aber wild wucherndes Farrenkraut, mit dem sich einzelne Brombeerstauden, deren Früchte wohl noch keine menschliche Hand gepflückt hatte, verschwister-ten, deckte den Boden. Jetzt stand ich in der Mitte des Kessels, der etwa zwanzig Schritte in seinem Durchmes-ser hatte. Ich stand und sann, wie wohl die Natur diese Sonderbarkeit möge gebildet haben, und sie schien mir auf vulcanischem Wege gewirkt zu haben, denn ein verfallener Schacht oder sogenannter Bünge konnte es nicht seyn, so viel ersah ich alsobald nach meinen berg-männischen Kenntnissen und Ansichten. Ein eigenes Ge-fühl aber durchströmte mich, als ich in dieser stillen Ein-samkeit dastand, gleichsam getrennt von der Welt, wo mich wohl kein menschlicher Gedanke würde gesucht ha-ben; ach, es war hier so still, so schaurig, und kein le-bendes Wesen gewahrte ich, als einzelne Krähen, die ent-weder über den Kessel hinwegflogen, oder für Augenbli-cke auf den Zacken des Felsenrandes sich niederließen, aber, mich gewahrend, mit ihrem krächzenden Geschrei bald wieder weiter flogen. Ich war allein und doch nicht allein, denn des Allmächtigen Geist umwehete mich, und die Sonne beleuchtete und vergoldete den westlichen Rand dieses sonderbaren Naturtempels. Ob sie wohl je einem sterblichen Wesen hier in dieser Abgeschiedenheit geleuch-tet habe? Wer hätte mir das sagen können! — Ich hätte Stunden, ja Tage lang hier weilen mögen, hier, wo mir war, als wäre ich mit Gott allein; doch ich

wollte ja weiter forschen, hier, in dem so berüchtigten Schwedenloche, suchen, was nur irgend zu finden seyn möchte. Ich arbeitete, wie etwa der Wurm im Kerne, allmählig um mich herum, um mich in diesem wunderbarem Gebiete zu orientiren, und irgend etwas von dem aufzuspüren, was die Sage hier geborgen wissen wollte. Große Felsbrocken, wie von der Höhe herabgefallen, lagen zerstreut umher, und nöthigten mich bei meinem Weiterschreiten zur Vorsicht, damit ich nicht fallen möge; niegends aber fand ich eine Spur, daß je ein menschliches Wesen könne hier geweilt haben; auch hatte ich das wenige Terrain hier bald erkannt, das mich nichts Weiteres vermuthen ließ, als was ich bereits gefunden hatte, nämlich eine still vegetirende Pflanzenwelt, Felsen und Steingerölle; darum war ich nach viertelstündigem Verweilen auf den Rückweg bedacht, und suchte die Oeffnung, durch die ich eingetreten war. Noch ein Mal richtete ich den Blick umher in diesem stillen Bereiche — da gewahrte ich noch eine Stelle, die ich doch noch nicht genau erforschte. Ich sah einen herüberragenden Felsen, der eine Art von Ueberdachung bildete, und etwa sechs magere, dürftige Fichten ragten bis an diesen Felsen hinan, und waren dicht an einander gereihet, so daß sie eine Baumwand bildeten. Ich suchte mich hinter dieselben zu drängen, aber ein vorliegendes, riesiges Felsenstück verhinderte es; gleichwohl ließ mich die untere wölbenartige Seite des überragenden Felsens noch einen Raum dahinter vermuthen. Ich bog mit möglicher Kraft die zwergichen Bäume aus einander, und ich fand bei einem forschenden Blick meine Vermuthung bestätigt, wenigstens dieses, daß hier noch ein bedeutender Raum vorhanden sey. Ich wünschte, daß ich hätte mögen eine Axt mit mir genommen haben, um mich leichter durch die Hindernisse arbeiten zu können, denn hier war meine

Sichel zu schwach. Jetzt erfaßte ich mit aller meiner Kraft einen solchen zwergigen Baum, und bog ihn, und siehe da, er brach; ein gleiches gelang mir mit dem zweiten, und auch mit dem dritten — es war eine Riesenarbeit. Ich kam nun zu der Ueberzeugung, daß ein ziemlicher Raum unter diesem Felsenvorsprung vorhanden sey, aber er war zu düster, als daß mein Auge hätte in dieses Dunkel dringen, und etwas genaueres unterscheiden können — auch die letzten Krüppelbäume suchte ich niederzubrechen, und es gelang mir. Ich lugte nun mit aller Sehkraft in den vor mir befindlichen weithin gehenden Raum, der einer Felsenhöhle glich; das Auge gewöhnte sich an das Dunkel, und nahm Eulennatur an. Da es aber dennoch nicht vermögend war, den düstern Raum zu ergründen, so nahm ich einen Stein, den ich hineinwarf, und sein Fall deute mir, daß der Raum oder die Höhle unbedeutend seyn müsse. O Himmel, wie schrack ich aber zusammen, als ein Unwesen rege ward, im brausenden Sturme heraus, und über meinen Kopf hinfuhr, so daß mich das Entsetzen fast zu Boden warf.

(Schluß folgt.)

Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes ist ein kleines Thor,
Geht Böses und Gutes draus hervor,
Geht Süßes und Bitt'res auch hinein,
Und brauchet keinen Thorwardein.
Das Zweite bringet dem Spieler Glück,
Wo nicht, ein verderbliches Mißgeschick.
Das Ganze ist ein häßliches Thier,
Lebt auf der Erde und in ihr.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 22tes Stück.

An eine fliegende Fahne.

Wehe, Fahne, wehe!
Seh'n die Streiter dich entfaltet,
Fessellos Begeist'rung waltet.
Wehe, Fahne, wehe!

Wehe, Fahne, wehe!
Flatternd ihnen vorgetragen,
Wird das Höchste Jeder wagen.
Wehe, Fahne, wehe!

Wehe, Fahne, wehe!
Strahlet ihnen deine Spitze,
Werden ihre Waffen Blitze.
Wehe, Fahne, wehe!

Wehe, Fahne, wehe!
Sey für Fürst und Vaterland
Stets des Sieges Unterpfand.
Wehe, Fahne, wehe!

Wehe aber, Wehe!
Dem, der seinen Eid dir bricht,
Nicht zu deiner Ehre ficht.
Wehe Jenem, Wehe!

Wehe Jenem, Wehe!
Der dich zu entweihen strebt,
Und zum Aufruhr dich erhebt.
Wehe Jenem, Wehe!

Das Schwedenloch.

(Schluß.)

Es war eine große Eule, die sich in ihrer bisher ungestörten Ruhe so gestört sah, und im rauschenden klatschenden Flügelschlage über mir hinfuhr. Der unterbrochene Muth wuchs jedoch augenblicklich wieder, und ich drang, ein ferneres Schrecken nicht fürchtend, weiter; der Raum ward meinen sich erweiternden Pupillen endlich durchdringlicher und heller. — O Himmel, welch' neuer Schreck! — Ich lugte — ich sah — denke Dir mein Entsetzen — ein Skelett — wahrhaftig, es war und blieb ein Skelett. Ich war wie angewurzelt, und fühlte mich eisig übergossen — mit stierem Blick sah ich hin, und — es war ein Skelett. — So war es also doch nicht bloße Sage, welche von hier geborgenen Todten sprach, die man müsse in ihrer Ruhe lassen? So waren also doch hier einst lebende Wesen gewesen, die, wer weiß denn wie, zu Todten geworden waren? Wie mochten sie hieher gekommen seyn? Wie, auf welche Weise mochten sie der irdischen Welt, hier an dieser Stätte völliger Abgeschiedenheit, entnommen worden seyn? — Fast wollte mich es reuen, ein Störer dieser vielleicht vielhundertjährigen Ruhe geworden zu seyn, fast wäre ich, ohne weiteren vielleichtigen Aufschluß, von hinnen gegangen — doch wie, ich wollte, ich mußte Alles erfahren, was sich vielleicht noch erfahren ließ. Ich drang weiter; der Raum vor mir betrug kaum drei Ellen, und mein Auge war nun auch gewöhnt, in dieser Todtengrotte Alles deutlicher zu sehen, darum schritt ich mit leisem Schritte vorwärts, als wollte ich die Todten nicht in ihrer Ruhe stören, überdem war ich ja nicht auf bösen Wegen. — Ich lugte um mich herum, sah hinter

mir und zur Seite, um mich gleichsam überzeugen zu wollen, daß ich wirklich nur allein sey mit diesen Ueberresten ehemaligen Lebens, und ich war es; nur Krähen krächzeten in ihrem Fluge über den Kessel hinweg. Ich hatte nun willigen Muth, um das Vorhandene ganz unbefangen und einzeln zu überschauen. Ich sah ein Menschengerippe in sitzender Gestalt — ihm fehlte aber der Schedel, der am Boden, zwischen den Füßen des Gerippes, lag — der linke Arm war abgefallen, und der rechte ruhete auf einem Steinblock, einem Tische ähnlich — bei den Fingerknöcheln, die noch ziemlich an einer gefugt waren, lag ein Bleistift, der unstreitig von diesem Wesen einst geführt worden war — dabei lag etwas Weißes, was Pergament oder Papier seyn mußte. — „„Ach Gott,““ rief ich laut aus, „„wer magst du doch gewesen seyn? welches Schicksal mag dich hieher geführt haben?““ — Ich forschte mit meinem gierigen Blick noch weiter — ach, was sah ich noch! Auf dem Steine, der dem Geschiedenen zum Sitze diente, lag ein Häufchen von Goldmünzen — desgleichen ein Etwas, welches einem Beutel ähnlich sah, in länglichter Form. Ich wagte es, mit meinem Stocke prüfend zu untersuchen — das morsche Wesen zerfiel, und — eine Menge Goldstücke kollerten auf den breiten Stein. Vom höchsten Staunen fast gelähmt, stand ich da. Ich wagte mit meinem Stocke ein leises Berühren des Gerippes, als wollte ich fragen, bist du wirklich todt? Siehe, es fiel zusammen, und dieses Zusammenfallen der Knochen erschütterte mich in Mark und Bein, als hätte ich den Todten in seiner Ruhe gestört. Beim genaueren Lugen, das auch das Kleinste nicht ununtersucht ließ, entdeckte ich ein vom Roste fast verzehrtes Schwert, das vom Moose überwachsen war. — Fabel und Wahrheit reichten einander die Hand, unstreitig gehörte dieser Todte einem Kriegerheere

an, war, wer weiß, durch welche Veranlassung, in diesen Versteck gerathen oder gejagt worden, und hatte hier seine Sterbestunde gefeiert, und keine Freundeshand hatte ihm das Auge zugedrückt, keine Glocke war ihm geläutet, kein Grab ihm bereitet worden. Das der hier Entschlafene müsse Officier, wenigstens ein vermögender Mann, gewesen seyn, ließ sich wegen der vielen Goldmünzen, die da lagen, und die der Besitzer bei sich in den Kleidern und in einer langen Börse getragen hatte, gar nicht bezweifeln. Ein genaueres Untersuchen einiger Münzen, die ich zwischen die Finger nahm, überzeugte mich, daß es lauter Ducaten waren, meist schwedischen Gepräges. Ich hielt mich für berechtigt, den Reichthum, der Jahrhunderte ungenutzt gelegen hatte, an mich zu nehmen. Denke nur, es waren fast vierhundert Stück! — Ach, hätte der Todte doch mir erzählen können, wer er gewesen, und wie er hieher gekommen; hatte ihn vielleicht Feigheit hieher getrieben, hatte er sich vor Feinden hier sichern wollen? — Jetzt richtete ich mein Auge seitwärts auf den tischähnlichen Steinblock, und sah — denke Dir mein freudiges Erschrecken — ein Stück Pergament, das der Zahn der Zeit wohl etwas mürbe gemacht, aber nicht zernagt hatte; es schien, so viel ich zu unterscheiden vermochte, ein Theil eines Büchelchens oder einer Brieftasche zu seyn, denn es lagen kleine Brocken daneben, ganz verdorrten Baumblättern ähnlich, und etwas, das einem kleinen Schlößchen glich, welches das Büchlein verschlossen hatte, bestätigte meine Vermuthung. Ich unterwarf das Blatt meinem prüfenden Blicke, doch konnte ich nicht unterscheiden, ob irgend eine Schrift darauf befindlich sey, da es wie mit einem Ueberzuge von Staub und leisem Moder bekleidet war, darum versuchte ich ein möglichst schonendes Wischen mit dem Taschentuche, aber wenn auch wirkliche Schriftzüge sichtbar

waren, so blieben sie mir Hieroglyphen, höchstens einige Züge, einem lateinischen o und s und dergleichen ähnlich. Mir schien jedoch das Blatt doppelt zu seyn, darum machte ich mit meinem Messer die vorsichtigsten Versuche, die vielleicht doppelten Blätter zu lösen. Wahrhaftig, es gelang, und es wurde eine deutlichere Schrift sichtbar, allein jede Blattseite hatte der andern ihre Schriftzüge aufgedrückt, und sonach kostete es viele Mühe, das Zusammengehörige zu finden, und den Inhalt zu erfahren. Denke Dir mein grenzenloses Erstaunen, als ich — rathe einmal — etwas fand, was mich sonderbar ergriff — was meinst Du wohl? — Nun so höre — meinen Namen fand ich unterschrieben — „Trondhem" fand ich ganz lesbar unten fast am Rande geschrieben. Das Starren bemächtigte sich meiner, ich weiß nicht, wie lange, doch drang einiger Lichtschein in die Finsterniß meiner Gedanken und Vermuthungen. — Aus früheren Mittheilungen, während unserer Universitätszeit, weißt Du, daß meine Ahnen der schwedischen Nation angehörten, daher mich auch einige meiner Bekannten scherzweise den „Schweden" nannten. Nur so viel weiß ich durch die Tradition, die in meiner Familie sich weiter pflanzte, daß mein Urgroßvater oder dessen Vater das Schwedenland verließ, aus welchem Beweggrunde, kann ich nicht angeben, und in Deutschland, namentlich in der Harzgegend, sich ansiedelte als Bergmann; hinsichtlich eines Mehreren aber verläßt mich die Geschichte ganz. Wie kann ich nun wissen, was zu vermuthen und zu glauben ist? Doch ist es, familiengeschichtlich, gewiß, daß mein Großvater den Harz seine Geburtsgegend nannte. Ich kann Dir jetzt unmöglich mittheilen, was ich mir Alles zusammenbauete, das mir es gewiß machte, daß dieser Todte hier in diesem Verstecke einer meiner Ahnen gewesen sey und gewesen seyn müsse. Ich sammelte alle

die Goldstücke, die der ehemalige Besitzer in der Tasche und in einem langen Beutel getragen hatte, und nahm sie, so wie das Blatt, mit mir nach Hause, wo man sich über mein langes Außenbleiben wunderte. Die Schrift magst Du selbst lesen. Mein erstes Geschäft des folgenden Tages war, daß ich zu einem Rechtskundigen ging, um ihn zu fragen, ob ich mich zum Eigenthümer dieses sonderbaren Fundes machen dürfe. Er erkannte mir den Besitz zu, rieth mir aber, mich zu bemühen, bei irgend einer Behörde in Stockholm Nachrichten über die Familie Trondhem einzuziehen. Ich bat meinen Rathgeber, diese Angelegenheit zu besorgen. Er that es, und nach mehreren Wochen kam von einem der Genealogie Kundigen die Erklärung: „Daß einst mit dem hochherzigen Gustav Adolph, der auf deutschem Boden seinen Heldentod gefunden hätte, ein Erich von Trondhem als Führer eines Fähnleins Reiter, nach Deutschland gezogen, aber nicht wieder zurückgekommen sey; daß er unbeweibt gewesen sey, aber einen Bruder gehabt habe, der im hohen Alter zu Kongsberg verstorben wäre, und einen einzigen Sohn hinterlassen habe, der aber, um das Bergwesen genauer kennen zu lernen, nach Deutschland, wie man meint, nach dem Harz, sich gewendet habe; daß von dato an alle Nachricht über eine Familie Trondhem fehle, und daß man von einer Familie dieses Namens nichts wisse."

„Du kannst nun leicht denken, was diese Nachricht mir galt; sie war mir zugleich ein Stammbaum meiner Familie, deren Ahnen einst Vasallen des schwedischen Königshauses gewesen waren, zugleich hielt ich mich, vermöge dieser Nachricht, für berechtigt, mich zum Erben des so lange verborgenen Reichthumes, welcher ungefähr zweitausend Thaler in Gold betrug, zu machen, und ich fürchte nicht, daß mir der Besitz irgend werde streitig

gemacht werden. Wozu ich nun meine goldenen Erlöser aus dem Schwedenloche größtentheils bereits verwendet habe, davon hast Du Dich überzeugt, und morgen, wo wir den Gang wiederholen, sollst Du das Grab meines Ahnen selbst sehen." — „„Wunderbar ist die Verkettung menschlicher Schicksale!"" rief ich, und wünschte meinem Freunde vom Herzen Glück zu seinem Funde. Er legte mir die Schrift vor, von der ich ebenfalls nichts, als den Namen Trondhem, entziffern konnte. Am Morgen des nächsten Tages drangen wir in's Innere des Felsens ein, und ich stand mit eigenen Gefühlen an der Sterbe- und Grabstätte des hier Verstorbenen. Ich billigte meines Freundes Meinung, die Ueberreste des Ahnherrn ganz so zu lassen, wie er sie gefunden hatte; und da außer ihm Niemand um dieses einsame Grab und den Fund etwas weiß, auch Furcht und Aberglaube Niemandem ein Näherdringen gestattet, so werden diese Ueberreste auch von keiner Hand gestört werden.

F. A. Crasselt.

Die neuesten Nachgrabungen in Pompeji.

Alle Freunde des Alterthums beklagen die verzweifelte Langsamkeit, mit der Pompeji aus seiner Asche emporsteigt; in einem Verlaufe von mehr als hundert Jahren ist noch kaum der fünfte Theil dieser kleinen Stadt zu Tage gebracht worden. Die achtzehn Menschen, die man zu den Ausgrabungen verwendet, mögen noch so thätig und angestrengt arbeiten, so werden doch noch andere vierhundert Jahre verstreichen, ehe die Aufgabe vollbracht ist, und dann wird Alles, was wir jetzt noch bewundern, ohne Zweifel in Staub zerfallen, und

auf ewig dahin seyn. Man sagt, es sey eine Ausgabe von drei Millionen nöthig, um die ganze Stadt auszugraben, und kaum verwendet man dazu jährlich 25,000 Franken; freilich sehr wenig; allein die Einkünfte Siciliens erlauben vielleicht keine größern Ausgaben, und der verstorbene König hat dreizehn Kinder hinterlassen; dann hat der gegenwärtige König eine vorherrschende Liebe für das Soldatenwesen, und will durchaus aus den Neapolitanern eine kriegerische Nation bilden, ein Gedanke, der schon Murat mißglückte. Mit diesen 25,000 Franken müssen die schon vollendeten Ausgrabungen unterhalten, die unvermeidlich nothwendigen Terrassenarbeiten ausgeführt, die mürben Mauern, die den Einsturz drohen, gestützt werden u. s. w. Endlich müssen davon auch ein Architekt, zwei Inspectoren, zwölf Aufseher, achtzehn Arbeiter, drei Kärrner, kurz sechs und dreißig Personen, die sammt einer Wache von Veteranen die Bevölkerung dieser alten Stadt bilden, unterhalten werden.

Indeß ist dieses Geld zu hohen Zinsen angelegt; denn unter den Gegenständen, die alljährlich zu Tage gefördert werden, befinden sich viele vom größten Werthe: Gemälde, Statuen, Mosaikbilder, wahre Schätze der Kunst, welche der Schutz-Genius des Alterthums vor der zerstörenden Hand der Barbaren unter diesem Aschenberge vergrub, um sie für eine Zeit zu sparen, die sie würdigen konnte. Allein dennoch bin ich nicht so ganz in die Antiquitätenherrlichkeit verschossen, um mir einzubilden, es habe eine Zeit gegeben, wo nichts als Meisterwerke aus menschlichen Händen hervorgingen; und so leid es mir thut, den Alterthumsfreunden so tief in's Herz greifen zu müssen, kann ich doch nicht umhin, offenherzig zu gestehen, daß ich in dem Glauben lebe, es habe damals eben so elende Maler und Bildhauer, und nicht minder erbärmliche Dichter und Redner gegeben,

als heutzutage. Dagegen muß ich auf der andern Seite bekennen, daß es neben einer Menge mittelmäßiger Kunstgegenstände andere gibt, die, abgesehen von ihrem Alterthume, von großem innerlichem Werthe sind, und nicht genug gelobt werden können. Unter den seit zwei Jahren aufgefundenen Gemälden will ich hier jene anführen, die mir theils durch die Schönheit der Zeichnung, oder die Lieblichkeit und Großartigkeit der Composition am merkwürdigsten erschienen sind. Dahin gehört zuvörderst ein junges Mädchen, das einen jungen nackten Menschen umarmt, ein kostbares Gemälde, was die Schönheit der Formen anbelangt; dann Diana und Endymion, in Helldunkel gemalt, ein Nereide, ein Bacchus, der einen Blumenkranz in der Hand hält. Ferner das Urtheil des Paris: die drei Göttinen stehen vor dem jungen Hirten, der unschlüssig, welcher von ihnen er den Preis der Schönheit zuerkennen soll, sie betrachtet, bis ihn endlich einer seiner Gefährten aus der Ungewißheit reißt, indem er mit dem Finger auf diejenige zeigt, die ihm der Wahl am würdigsten scheint; ferner ein Hirt, der einem Mädchen einen Baumzweig überreicht, um den sich eine Schlange windet; das Mädchen ist halbnackt, und mit Ephen bekränzt; es drückt durch seine Stellung zugleich Bewunderung und Schrecken aus. Ariadne auf der Insel Naxos, die von einer geflügelten Iris geweckt wird; sie folgt mit den Augen dem Schiffe des Theseus; unfern von ihr sitzt ein Amor und weint. Alle diese Gemälde wurden zu Pompeji seit dem Jahre 1830 entdeckt, und der größte Theil davon ziert das sogenannte „Haus des Meleager.“

In Herculanum würden die Ausgrabungen ohne Zweifel von nicht minder wichtigem Erfolge gewesen seyn, wenn man sie mit Thätigkeit hätte fortsetzen können; allein dies ist sehr schwierig, da eine neue Stadt über

der alten erbaut worden ist, und man daher mit den Ausgrabungen ohne Gefahr nicht zu weit vorrücken kann. So entdeckte man die Zugänge zu einem Tempel; allein da derselbe gerade unter der Straße de Resina liegt, mußte man hier mit weitern Nachgrabungen aufhören. In den Jahren 1830 und 1831 waren dort ein Inspector, drei Aufseher, vierzehn Arbeiter und zwei Kärrner beschäftigt; in den verflossenen Jahren verwendete man nur einen Kärrner und sechs Arbeiter. In Herculanum förderte man zu Tage: 1) Zwei herrliche Mosaikbilder, das eine eine Eberjagd, das andere den Actäon darstellend, der, in einen Hirsch verwandelt, von seinen Hunden verfolgt wird. Die erzürnte Diana betrachtet seine Verwandlnng, und eine Schaar schüchterner Nymphen sucht sich mit ihren am Ufer liegenden Gewändern zu verhüllen. 2) Zwei Statuen des Bacchus und Ampelus; einen marmornen Serapiskopf; einen geflügelten Merkur mit dem Petasus; die Augen dieses Merkur sind von Silber. 3) Ein Freskogemälde, den hundertäugigen Argus vorstellend, der die in eine Kuh verwandelte Jo bewacht.

Wenn ich mich hier über diese Kunstgegenstände nicht weiter verbreite, so geschieht es bloß, um für einige Worte über „das Haus des Faunus" Raum zu gewinnen, das schönste und reichste Gebäude, das noch aufgefunden wurde. Es liegt ziemlich nahe bei dem Tempel der Fortuna auf der linken Seite der Straße, die Pompeji durchschneidet, und vom Triumphbogen des Tiberius nach dem Isisthore führt. Säulenschäfte, Stücke von Capitälern, noch unbearbeitete Steine u. s. w., die man im Garten dieses Hauses fand, beweisen, daß man noch mit dem Baue beschäftigt war, als die Stadt unter Lava und Asche begraben wurde; vielleicht war das Haus noch nicht vollendet, oder man war im Begriffe, die Beschä-

digungen auszubessern, die durch die mehrere Jahre jenem furchtbaren Ausbruche vorangegangenen Erdbeben verursacht worden seyn mochten. Bekanntlich nennt man es „Haus des Faunus," weil man dort eine kleine Bronzefigur fand, die einen tanzenden Faun vorstellt; der Gott, mit Epheu und Eichenblättern bekränzt, ist halb trunken. Diese Bildsäule ist gut erhalten, und von bewunderungswürdiger Arbeit; sie befindet sich gegenwärtig in dem Museum Bourbon. Es war gegen Ende des Jahres 1829, als die Ausgrabungen an diesem Hause begannen, die jetzt vollständig beendet sind. Die Pracht und Sorgfalt, mit der dieses Gebäude aufgeführt ist, haben nicht ihres Gleichen; die Kostbarkeit der Fußböden in allen Gemächern *), die Zierlichkeit der Säulen, welche die beiden Porticus **) schmücken, die herrlichen Farben, die an den Mauern prangen ***), würden es vor allen an-

*) Mehrere dieser Fußböden bestehen aus Mosaiken von trefflicher Arbeit, die andern sind aus blutrothgeflecktem sicilianischen Marmor (Diaspro), orientalischem Alabaster, Jaspis, Vertantik und andern kostbaren Marmorarten zusammengefügt, und in einen so harten Kitt eingesetzt, daß der Fußboden, von tausend der glänzendsten Farben strahlend, aus einem Stück gebildet zu seyn scheint. Man nennt, so viel wir wissen, solche Fußböden venetianische.

**) Der eine dieser Porticus wird von 28 jonischen, der andere von 42 dorischen Säulen, vom reinsten Geschmacke, getragen; die Säulenknäufe sollen zierliche Nachbildungen von einem Capitale seyn, das zum ersten Mal in einem Werke über die Tempel von Pästum abgebildet wurde, gegenwärtig aber nicht mehr existirt.

***) Die Wände sind mit glänzenden Farben gemalt; doch findet man nur wenige eigentliche Malereien; vielleicht setzte der Eigenthümer des Hauses seinen ganzen Stolz in seine Mosaikfußböden, vielleicht sollten

dern pompejanischen Häusern auszeichnen, auch wenn darin nicht die tausenderlei kostbaren Gegenstände *) gefunden worden wären, die man ausbeutete, selbst wenn man darin nicht die schönsten und prachtvollsten Mosaiken entdeckt hätte, welche die Unbild der Zeit verschont hat. Es giebt bekanntlich drei Arten alter Mosaik, die zwar insgesammt aus einzelnen Stücken zusammengesetzt sind, zu denen man aber verschiedener Stoffe sich bediente. Am häufigsten wendete man eine Art Email oder Glas von verschiedenen Farben an; es ist dieselbe Art von Mosaik, wie man sie noch gegenwärtig in Rom verfertigt, und in der man die Meisterwerke Raphael's und Dominichino's für alle Zeiten unvergänglich aufbewahrt hat. Dann bediente man sich der von Natur gefärbten Steinchen, aus denen man heutzutage in Florenz Musivarbeiten verfertigt. Die Capelle der Medicis ist

---

die Gemälde erst später ausgeführt werden. Ein kleines Gemach, neben welchem man den Löwen gefunden hat, ist allein mit einigen kleinen Landschaften und einigen Laub- und Fruchtgewinden verziert. Auch vier kleine Figuren und komische Masken bemerkte ich dort. Die Mauern des Hauses des Fauns waren mit Platten von Blei verkleidet, um die Feuchtigkeit von den Malereien abzuhalten. Ich glaube, es ist das erste Mal, wo man die Vorsicht angewandt findet.

*) Außer dem schon erwähnten kleinen Faun fand man auch zwei kleine Tempel in halberhabner Arbeit im Vestibul des Hauses, mehrere geschnittene Steine, von denen einer den Alexander vorstellen soll, zwei Armbänder, goldene Ohrengehänge, einen Spiegel von Silber, eine Sphinx von griechischem Marmor, Fragmente von zwei marmornen Statuen, Bacchus und Paris. Endlich am 18. April 1831 fand man die Form oder vielmehr den Abdruck eines weiblichen Beines, dessen Fuß sehr zierlich beschuht ist. Die Asche bewahrte diesen Abdruck auf.

berühmt durch Arbeiten dieser Art, mit denen sie geschmückt ist. Endlich verfertigt man Mosaiken aus einer Mischung von beiden Arten, wie man mehrere dergleichen in dem Museum von Neapel sieht. Die kostbarste und schwierigste ist begreiflicherweise die aus naturfarbigen Steinchen; man denke sich nur, welche Geduld dazu gehört, um in den Marmoradern alle Farbenabstufungen herauszufinden, die in einem Gemälde angebracht sind — und dann welche erstaunenswürdige Geschicklichkeit, alle diese tausend und aber tausend Stückchen, von denen das größte kaum mehr als eine Linie Fläche hat, zu sondern, zu schneiden, zusammenzusetzen, daraus ein Ganzes zu bilden, das die Wirkung eines Gemäldes machen soll. Doch diese bewunderungswürdigen Arbeiten haben nicht bloß das Verdienst überwundener Schwierigkeit, sondern das noch weit größere einer ewigen Dauerhaftigkeit; die herrlichsten Gemälde erhalten sich nur kurze Zeit in voller Farbenfrische; Sonne, Feuchtigkeit und Luft bleichen oder zerstören sie. Ueber die Mosaiken können Jahrhunderte hinschreiten, ohne ihre Farben zu verlöschen.

Es ist begreiflich, daß nur die Reichsten unter den Römern so kostspielige Kunstgegenstände, wie Mosaikarbeiten, besitzen konnten, um so mehr, als die besten Künstler sich mit Verfertigung derselben beschäftigten, wodurch die Malerei sehr in Verfall gerieth, wie es auch Plinius mit den Worten beklagt: „Arte quondam nobili, nunc in totum marboribus pulsa." Man legte so großen Werth auf die Mosaikarbeiten, daß die alten Schriftsteller die vorzüglichsten in ihren Werken namentlich aufführten, und ihr Andenken der Nachwelt überlieferten. Doch von diesen herrlichen Arbeiten selbst ist genug auf uns gekommen, um ihren Werth schätzen zu können. Die Gemälde eines Apelles, Timanthus, Parrhasius, Zeuxis, Protogenes sind zu Grunde gegangen, während sich von

den berühmten Mosaikarbeiten mehrere erhalten haben; unter ihnen die Mosaik von Palestrina, die den Tempel der Fortuna zu Präneste geschmückt haben soll; jene viel bewunderten Tauben, das Meisterstück des Sosus, die Mosaik von Italica, die Mosaik des Palastes Capodimonte; endlich die Mosaik, welche Musikanten vorstellt, die, wie ich glaube, zu Castellamare aufgefunden wurde, und gegenwärtig im Museum zu Neapel zu sehen ist.

Keine von Allen aber darf sich mit den neuerdings erst im Hause des Faun zu Pompeji gefundenen messen. Man hat deren gegenwärtig zehn, die alle als Fußböden dienten. Die Erste, am Eingang und auf der Schwelle der Hausthüre, stellt zwei große tragische Masken von etwas mehr als natürlicher Größe vor; sie sind von Frucht- und Blumengewinden umgeben; man unterscheidet darunter Wintergrün, Granatäpfel, Weintrauben und Feigen. Dieser vollkommen gut erhaltene Mosaikboden von vorzüglicher Arbeit wurde im October 1830 entdeckt, und befindet sich im Museum zu Neapel. Vom Monat October 1830 bis zum Monat October 1831 wurden nach einander noch folgende ausgegraben, und zwar in den Gemächern zur rechten Hand 1) eine Mosaik, darstellend einen Satyr mit einem jungen Mädchen; sie befindet sich gegenwärtig gleichfalls zu Neapel unter den besonders aufbewahrten Kunstgegenständen. 2) Eine Katze, von vorn gesehen; da der Grund, worauf sie abgebildet ist, fast die gleiche Farbe wie das Thier hat, so fehlt es dieser Mosaik an Wirkung; 3) Enten; 4) ein Bacchuskind auf einem Panther. Der Gott, mit Epheu bekränzt, hält in der Einen Hand einen großen Becher voll Wein; mit der andern lenkt er das Thier an einem Zaume, der aus einer Guirlande von Weinblättern und Blumen besteht. Der Panther hat den Kopf umgewendet, und betrachtet den Gott; seine ausgestreckte Zunge

und seine funkelnden Augen scheinen Freude zu bedeuten. Diese Mosaik, deren Figuren in Lebensgröße sind, ist vollkommen gut erhalten, und von schöner Ausführung.

In den Gemächern zur linken Hand des Einganges fand man: 1) einen ziemlich großen Mosaikfußboden, den Grund des Meeres vorstellend; man erblickt darauf eine Menge Fische und Muscheln; 2) eine kleine Mosaikarbeit, welche drei Tauben vorstellt, die auf einem offenen Kästchen sitzen; eine derselben zieht mit dem Schnabel eine Perlenschnur heraus. Dieses Werk ist gut erhalten, aber nur von mittelmässiger Arbeit. Man hat es an dem Orte gelassen, wo es gefunden wurde. Endlich am 11. October 1831 fand man auf dem Fußboden eines Gemaches, in der Mitte des Hauses und dem Thore desselben gegenüber, eine Mosaik, die den Lauf eines Flusses vorstellt. Das Wasser und die Ufer sind mit Vögeln und Amphibien bedeckt. Dieses Mosaikbild besteht aus drei Stücken von ungleicher Größe, die durch zwei korinthische Säulen von einander getrennt sind *). In der ersten Abtheilung (links ungefähr 1 Metre, und 30 Centimetres lang und 60 Centimetres hoch) erblickt man fünf Enten, von denen einige in ihrem Schnabel eine rothe Blume halten; einen Frosch, einen kleinen Vogel von gelbem und braunem Gefieder, endlich einige Wasserpflanzen, worunter man die breiten Blätter der Seelilie erkennt. Das zweite Stück (2 Metres, 95 Centimetres lang und 60 Centimetres hoch) enthält ein junges Krokodil, zwei Ibis, eine gefleckte Schlange, und neben ihr ein kleines vierfüßiges Thier mit einem Marderkopf, und langen braunen Haaren. Im Flusse schwimmt ein Flußpferd; Enten spielen zwischen Wasserpflanzen,

---

*) Diese Säulen waren roth angestrichen.

auf denen zwei kleine Vögel sitzen. Beide Abtheilungen sind sehr gut erhalten. Die dritte (1 Metre 30 Centimetres lang und 60 Centimetres hoch) hat sehr gelitten, fast die Hälfte ist zerstört. Was noch übriggeblieben ist, läßt Enten und Wasserpflanzen erkennen, am Ufer steht ein Gefäß mit Erde, worin sich eine Pflanze mit kleinen rothen Blumen befindet. Auch diese Mosaiken sind an Ort und Stelle gelassen worden. Eine Verkleidung von Bretern schützt sie gegen das Wetter.

Nachdem man einen solchen Schatz von Kunstwerken gefunden hatte, wurden die Nachgrabungen, wie sich denken läßt, mit um so größerm Eifer fortgesetzt. Allein so groß auch die Hoffnungen der Directoren und Künstler waren, so wurden sie doch weit übertroffen, als man am 24. October 1831 einen der herrlichsten Mosaikfußböden, die es gibt, an den Tag brachte. Derselbe stellt eine Schlacht vor, eine Schlacht, wie man sie vor achtzehnhundert Jahren lieferte. Man erblickt auf diesem kostbaren Bilde sechszehn Pferde, sechs und zwanzig Personen, Alles voller Leben und Bewegung. Zorn oder Furcht, Entsetzen oder Schmerz, Verzweiflung und Grimm malen sich auf den Gesichtern mit bewunderungswürdigem Ausdruck. Und welche Sorgfalt im Detail, welche Harmonie in den Farben, welcher Geschmack in dem Faltenwurfe der Gewänder und den Waffen und Rüstungen. Man erblickt keinen von den kämpfenden Kriegern nackt, wie man die Romulus und Leonidas in der neuern Zeit zu malen pflegt; Griechen und Barbaren haben alle gute Kleider unter ihren Waffenstücken an.

Zum Schlusse möge nur noch angemerkt werden, daß man bei Ausräumung eines Gemaches zur Rechten von dem, wo die Schlacht gefunden wurde, einen andern Mosaikfußboden entdeckte, von wo möglich noch vollkommenerer Arbeit: derselbe stellt einen Löwen in Lebensgröße von vorn gesehen, vor. Es muß ein prachtvolles Werk gewesen seyn. Leider aber hat es sehr gelitten, und man sieht gegenwärtig nur noch den obern Theil des Kopfes, die Augen, den Schnurrbart, die Klauen und die Randleiste, die das Bild einfaßte. Dieser Löwe wurde am 7. December 1831 gefunden. An diesem Tage hatte die Herzogin von Berri Pompeji besucht, in deren Gegenwart die Ausgrabung vorgenommen und vollendet wurde.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 23tes Stück.

Die Schlacht bei Culloden.

Auf seinem Landsitze, an der westlichen Küste Schottlands, lebte Sir Arthur Denham, ein Edelmann aus einem alten Hause, aber nicht sonderlich vom Glücke begünstigt. Während der bürgerlichen Unruhen hatte er für das Haus Hannover und gegen die Stuarte gekämpft, und Ehre und Wunden davon getragen. Seine beiden Söhne waren auf dem Schlachtfelde unter seinen Augen gefallen, und ihm blieb nur noch eine Tochter, die mit kindlicher Liebe und Treue sein dunkles Alter zu erheitern suchte. Miß Anna hatte von der Natur ein reiches Maaß liebenswürdiger Eigenschaften zur Ausstattung erhalten, und wenn gleich in ländlicher Abgeschiedenheit aufgewachsen, fehlte es ihr doch keineswegs an jenem gesunden Urtheile und feinem, richtigen Gefühle, die den Mangel einer sogenannten Weltbildung mehr als aufwägen.

Der nächste Nachbar vom Schlosse Denham war der alte Lord Sullivan, ein presbyterianischer Träumer, der sich außer der Theologie auch noch mit Astrologie und Alchymie beschäftigte. Sein Sohn Alfred und seine Tochter Cecilie brachten die Abende gewöhnlich auf Den-

ham zu, und zwischen ihnen und Miß Anna hatte sich von der ersten Jugend an ein Band des Vertrauens und der Zuneigung geknüpft, welches durch ihre isolirte Lage noch verstärkt werden mußte.

„Mit Deinem Bruder ist eine Veränderung vorgegangen," sagte eines Tags Anna zu ihrer Freundin, als beide eben unter den hohen Linden am Eingange in das Schloß saßen, daß auf einer mäßigen Höhe, ungefähr eine Stunde vom Meere, sich erhob.

„Ich habe es seit lange bemerkt," antwortete Cecilie, „er will mir aber nicht Rede stehen. Oft sitzt er stundenlang auf einem Fels am Meer, und starrt in die Wasserwüste hinaus. Ohne Zweifel möchte er gerne die Welt sehen, aber der Vater will nichts davon hören. Er hegt die seltsame Meinung, ein junger Mensch müsse keinen entscheidenden Schritt in's Leben thun, ohne von Umständen dazu getrieben zu werden, die gleichsam als Wink der Vorsehung anzusehen seyen. Während des Gespräches gesellte sich Alfred zu den Mädchen. In seinem, wenn nicht eigentlich schönen, aber doch edlen und bedeutungsvollen Gesicht lag etwas Verschlossenes, was jedoch nicht abstieß. Der helle Blick und ein wehmüthiges Lächeln, welches im heitern Gespräche gewöhnlich um seine Lippen schwebte, erweckten sogar Theilnahme und Vertrauen. Er grüßte die schöne Anna mit scherzhaften Worten, und reichte ihr einen Strauß von Feldblumen.

Es war eben zur Zeit der Ernte. „Ach," sagte Anna im Verlaufe des Gespräches, „wenn wir nur nicht wieder einen Sturm bekommen, wie voriges Jahr um diese Zeit."

„Einen Sturm möchte ich wohl," rief Alfred, gegen die Küste hinschauend, „nur freilich nicht auf der See."

„Also einen Sturm über unsern Köpfen?“ unterbrach ihn Cecilie.

„Die zarten, schwachen Blumen müßte er stehen lassen, dagegen aber die trotzigen, starren Eichen entwurzeln.“

„Ach,“ seufzte Anna, „daß Ihr Männer doch so gerne Eure Freude am Zerstören habt.“

„Und wahrlich,“ fiel die Freundin ein, „weder Schottland noch England haben Ursache, über zu langer Ruhe zu seufzen. Wenn der äußere Krieg einige Zeit rastete, um neue Kräfte zu sammeln, so begann jedesmal der innere um so schrecklicher wieder, und nicht selten tobten beide zusammen.“

„Es gibt Kämpfe, die kein Ende finden, bevor nicht ganze Völker oder ganze ehrwürdige Geschlechter untergegangen sind.“

„Glauben Sie wirklich,“ fragte Anna mit ängstlichen Mienen, „glauben Sie, daß die Stuarte noch einmal kommen werden?“

„Gewiß werden sie wieder kommen,“ versetzte der Jüngling, „denn das Schicksal Britanniens muß in Erfüllung gehen, oder das ihrige. Auch schlagen noch viele schottische und englische Herzen für sie.“

Anna seufzte. „Aber was haben Sie da für ein wunderliches Zeichen an der Mütze?“ fragte sie nach einer langen Pause. — „Ein Kreuz zwischen Rosen, — ich sah das noch nie.“

„Es ist ein religiöses Sinnbild, das Ihr ja als Christin kennen müßt,“ erwiederte Alfred. „Die Rose und das Kreuz, die Liebe, die in den Tod geht.“

„Ich fürchte,“ raunte Cecilie ihrer Freundin in's Ohr, während der Jüngling gedankenvoll einige Schritte seitwärts ging, und nach dem Meere hinabschaute, „ich fürchte, dieses Sinnbild hat eine sehr weltliche Bedeu-

tung. Mein armer Bruder scheint in Verbindungen zu stehen, die mit den Stuarten zusammenhängen."

So war es in der That. Zwar schien die Schlacht an der Boyne das Schicksal des unglücklichen Königshauses auf immer entschieden zu haben, und der Prätendent, Jakob III., war auch keineswegs der Mann, Großes zu unternehmen. Ein ganz anderer Geist regte sich aber in seinem Sohne, Carl Eduard; Muth, Kühnheit und Ehrgeiz verschlossen sein Auge vor allen Schwierigkeiten und Gefahren, und fest entschlossen, die verlorne Sache seiner Familie noch einmal aufzunehmen, trat er vor den Cardinal Tencio, der damals das Staatsruder in Frankreich führte, und bat ihn um die oft versprochenen Mittel, den Thron seiner Väter wieder zu erobern.

„Für's Erste braucht's nichts," antwortete der schlaue und arglistige Staatsmann, „als daß Sie an der nördlichen Küste Schottlands landen, und sich dort zeigen. Ihre Gegenwart wird Ihnen eine Armee verschaffen, und dann sollen Sie auch, ohne Verzug, Hülfe von Frankreich zu erwarten haben."

Der unglückliche Jüngling folgte dem verderblichen Rathe. Ein irländischer Kaufmann, der sich in Nantes niedergelassen hatte, gab ihm ein Schiff, welches Prinz Eduard am 12. Juni 1745 bestieg. Sieben Offiziere, die ihn begleiteten, ungefähr achtzehnhundert Säbel, zwölfhundert Flinten und 48,000 Franken baaren Geldes, dieß waren die Hülfsmittel, womit er die Krone von Großbritannien wieder gewinnen wollte. Er landete am 27. Juli an der Küste von Lochabar, im kleinen Kanton Moidard. Die Einwohner, als sie seinen Namen erfuhren, umringten ihn, und warfen sich ihm zu Füßen.

„Aber was können wir für Sie thun?" riefen sie, „wir sind arm, ohne Waffen, leben von Haberbrod, und bauen einen undankbaren Boden."

„Ich will diesen Boden mit Euch bauen," antwortete der Prinz, „von Euerm Brod essen, und Eure Armuth theilen. Waffen bringe ich mit mir."

Indem er Befehl ertheilte, die Säbel und Flinten vom Schiffe herbeizuschaffen, drängte sich ein Jüngling durch die Menge zu dem Prinzen hin, warf sich vor ihm zur Erde, und hieß ihn in seinem und seiner Freunde Namen willkommen auf dem heimathlichen Boden. Dieser Jüngling war Alfred Sullivan.

Schon nach der Hinrichtung König Karls I. hatten die vornehmsten Anhänger des Hauses Stuart unter sich eine geheime Gesellschaft gebildet, die ihren Hauptsitz in Schottland hatte, ihre Zweige aber über einen großen Theil von England, und von da selbst bis auf das Festland hinüber verbreitete. Um das Geheimniß sicherer zu bewahren, hatte man diese rein politische und nationale Verbindung mit dem Pompe geheimnißvoller Symbole und Gebräuche umgeben, die geeignet waren, die Phantasie anzuregen, und besonders jugendliche Gemüther zu entflammen, indeß der wahre Schlüssel zu den vorgeblichen Mysterien in den Händen der Vorsteher der Gesellschaft lag. Sullivan war erst seit Kurzem in die Gesellschaft eingetreten, und für das Interesse der Stuarte gewonnen worden.

Die Freunde des Prinzen waren von seiner Abfahrt in Frankreich unterrichtet, und Sullivan, der nahe an der Küste wohnte, hatte den Auftrag erhalten, ihn zu empfangen, und den Häuptlingen im Gebirge alsbald von seiner Landung Nachricht zu geben. Jetzt erst glaubte er sich seinem Vater entdecken zu müssen.

„Geh, wohin Dich der Geist ruft," sagte der Greis, welcher eben in der Bibel las. — „Ich bin diesen Stuarten nicht hold, denn sie haben sich ihr Schicksal durch eigene Schuld bereitet, und werden den Bürgerkrieg auf's

Neue anfachen. Aber der Herr hat es so verhängt, damit die Menschen in den Trübsalen seiner wieder gedenken, und lernen, daß es nur einen Willen gebe im Himmel und auf Erden, und dieser Wille sey gebenedeit!“

Mit diesen Worten reichte der Lord dem Jünglinge die Bibel zum Kuße dar, gab ihm eine volle Goldbörse, sprach ein stilles Gebet, und entließ ihn hierauf mit seinem Segen.

Der Abschied vom väterlichen Hause wurde dem Jünglinge nicht sonderlich schwer; als er aber sich Denham näherte, um Miß Anna das letzte Lebewohl zu sagen, ward es ihm bange um's Herz, und er mußte sich gestehen, daß ihm das Mädchen nichts weniger als gleichgültig sey. Dort, unter jener Linde, sagte er zu sich selbst, dort saß ich oft stundenlang neben ihr; diese Höhen, diese Thäler haben wir hundertmal mit einander durchwandert, und obwohl ich dabei immer eine gewisse Leere in mir fühlte, eine gewisse Ungenügsamkeit, so liegt doch in diesem Augenblicke jene Zeit als die glücklichste meines Lebens vor mir, und ich ahne, daß sie so nie wieder kommen werde.

Während dieses Selbstgesprächs hatte er mit verschränkten Armen am Wege gestanden, und nicht bemerkt, daß Miß Anna eben den Schloßbühl herabkam, ein Körbchen am Arm, und im Begriffe, heilsame Pflanzen einzusammeln. Sie fragte nach seiner Schwester, und lud ihn scherzend ein, ihr bei ihrer kleinen Arbeit zu helfen.

„Miß,“ sagte er, und seine Stimme zitterte, „ich komme, um Abschied zu nehmen.“

„Wie,“ fragte das Mädchen überrascht, „Ihr wollt Schottland verlassen, und in dieser Zeit, die uns, wie mein Vater sagt, mit neuen Unruhen und Gefahren droht?“

„Dem Jünglinge ziemt es, daran Theil zu nehmen,“ entgegnete Alfred mit einem mehr weichen, als entschlossenen Tone.

„Wir werden Euch künftig als den Feind unsers Hauses betrachten müssen,“ seufzte Anna, und schaute ihn forschend an.

„Ihr thut mir weh, sehr weh, Miß,“ erwiederte Alfred. „Meine Meinungen haben nichts mit meinem Hasse und mit meiner Liebe zu thun. Ich habe mein Gewissen gefragt, welcher Fahne ich folgen sollte — hätte ich mein Herz fragen dürfen“ —

Hier sah er sie an mit einem Blick voll Liebe. Sie verstand diesen Blick und eine Thräne bebte in ihrem Auge.

„Vielleicht kann ich Euch nützlich werden,“ sagte Alfred nach einigem Stillschweigen, während dessen er ihre Hand ergriffen; „Euer Vater hält es mit dem Hause Hannover“ —

„Ja,“ unterbrach ihn das Mädchen, „und blieb dieser Prätendent Sieger, so würde er sein Vaterland ohne Zweifel verlassen.“

„Würdet Ihr mir dann erlauben, Euch zu folgen?“ fragte Alfred.

„Wie, Ihr hättet den Thron der Stuarte wieder aufbauen helfen, und wolltet nach vollbrachter Arbeit, statt der verdienten Belohnung, das Loos einer geächteten Familie theilen?“

„Gern, wenn es mir gestattet wäre, und ich würde dann mein Schicksal preisen.“

Anna fühlte ganz den Edelmuth in den Gesinnungen des Jünglings, aber in der Verwirrung ihres Herzens wußte sie keine Worte zu finden. Alfred drückte einen langen Kuß auf ihre Hand, und entfernte sich dann schnell. Auf dem Wege nach der Küste, den er täglich

zu machen pflegte, vernahm er die Nachricht von der Landung Eduard's, bei welcher wir ihn in unsrer Erzählung verlassen haben.

Einige hundert Mann waren vom Prinzen sogleich bewaffnet worden, und nach wenigen Tagen stießen mehrere Häuptlinge von den schottischen Hochgebirgen mit ihren Schaaren zu ihm, so daß er sich bald an der Spitze von fünfzehnhundert Mann sah. Es wurden mit unglaublicher Schnelligkeit Manifeste durch das Reich verbreitet, und die Grafschaften zur Ergreifung der Waffen aufgefordert.

Ganz Europa erstaunte über die Keckheit des Unternehmens, und in England mußten die zahlreichen Widersacher der Stuarte um so mehr beunruhigt werden, da man einem jungen Prinzen eine solche Tollkühnheit nicht zutrauen konnte, und die ihm zu Gebote stehenden Mittel weit über die Wirklichkeit anzuschlagen versucht wurde. Das Ministerium, welches anfänglich den ganzen Vorfall als eine leere Erfindung müßiger Köpfe betrachtet hatte, schickte, als sich die Wahrheit nicht mehr bezweifeln ließ, einige Truppen, unter Anführung des Sir John Cope, gegen die Rebellen ab.

Eduard durchzog unterdessen mit seinem Haufen, der sich, gleich einer Lawine, im Fortwandeln vermehrte, das romantische Hochland von Perth, und die am Tay gelegene Hauptstadt gleichen Namens öffnete ihm freudig die Thore. Hier ließ er seinen Vater zum König ausrufen, stieg dann wieder in die Ebene herab, und nahm, ohne den geringsten Widerstand zu finden, Edimburg in Besitz. Nur das Castell verweigerte die Uebergabe.

Inzwischen war John Cope dem Prinzen behutsam über das Gebirg und bis in die Gegend von Edimburg gefolgt, ohne ihn anzugreifen, denn dazu schien er erst einen günstigen Augenblick abwarten zu wollen. Eduard

ging ihm entgegen, und warf sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Feinde, die er in wenigen Minuten zerstreute. Ihrer fünfhundert lagen todt auf der Wahlstatt.

Wäre er in dem Augenblicke, da die Zauber eines versteinernden Schreckens vor ihm hergingen, und tausend bis jetzt unentschiedene Gemüther sich auf die Seite des Siegers geneigt hatten, wäre er rasch vorwärts gedrungen, so ist kein Zweifel, daß er sich nicht zum Herrn von England gemacht hätte, aber er ließ sich durch hinterlistige Versprechungen französischer Hülfe, und die nur zu lockenden Genüsse eines leichten Sieges in Edimburg täuschen, und opferte die Krone dem kindischen Vergnügen, sich damit zu schmücken, noch bevor ihr Besitz ihm gesichert war.

Viele Große und Edle ergriffen jetzt die Parthei des Prätendenten, Einige, um ihrem Glücke aufzuhelfen, Andere, in der redlichen Absicht, einer Sache zu dienen, die sie für gut hielten, noch Andere von Haß und Rachgier getrieben. Zu der Zögerung des Prinzen kamen jetzt auch noch Mißhelligkeiten unter seinen Anführern. In London benützte man die Umstände, und ließ eiligst Truppen aus Holland herüber kommen; auch erhoben sich Freiwillige in allen Theilen des Königreichs, denn mit der Rückkehr der Stuarte gerieth Britanniens kirchliche und bürgerliche Freiheit in neue und fast unabwendbare Gefahr.

Eduard verlor viele kostbare Zeit mit leeren Berathschlagungen. Endlich beschloß er, in England selbst einzufallen. Noch schien das Glück seiner Fahne zu folgen. Er machte sich Meister von Carlisle, wo große Waffenvorräthe gehäuft lagen, nahm im Vorübergehen Pentrith, und drang bis Manchester vor, wo der Obrist Townly ihm einen Haufen Engländer zuführte. Noch fand er

keinen Feind zu bekämpfen, und setzte seinen Weg ruhig bis Derby fort, mit dem Entschlusse, sich von da nach Wallis zu wenden. In der Kleidung eines gemeinen Bergschotten marschirte der Prinz an der Spitze seiner Truppen, überall der erste bei Noth und Gefahr, und der Letzte bei Ruhe und Bequemlichkeit. In Derby erhielt er Nachrichten aus Frankreich. Seine Freunde schrieben ihm, es werde unverzüglich eine französische Flotte an der Westküste von Schottland landen, und ihm Hülfe aller Art bringen.

Es war eine heitere Herbstnacht. Tiefe Stille herrschte im Lager, nur hie und da vom Rufe der Ronden unterbrochen. Eduard konnte nicht schlafen; er verließ sein Zelt, und ging, von mancherlei Gedanken bewegt, am Ufer der Derwent auf und nieder. Er stand jetzt noch kaum drei Tagmärsche von London, nahe am Ziele seiner kühnen Unternehmungen. Aber die freudige Hoffnung, welche bis jetzt sein Herz erfüllt hatte, schien plötzlich zu verschwinden; trübe Ahnungen traten an die Stelle derselben, und wie Brutus bei Philippi, glaubte er die Stimme seines bösen Dämons zu hören, der ihm zurief: „bis hieher und nicht weiter!“

Während Eduard so dastand, verloren in das Gefühl seiner zweifelhaften Lage, erklang aus einem benachbarten Zelte ein Lied in leisen, schwermüthigen Tönen. Es waren die rührenden Stanzen, welche die unglückliche Maria von Schottland bei ihrem Scheiden aus Frankreich niederschrieb. Dieses Lied, an diesem Orte und unter diesen Umständen, schien dem Prinzen die Stimme einer Weissagung; die leichten Nebel, welche am jenseitigen Ufern der Derwent aufstiegen, bildeten sich vor seinen Augen zu Gestalten; er glaubte die Geister seiner unglücklichen Ahnen zu sehen, die aus ihren eingesunkenen Gräbern aufstiegen, um ihn zu warnen.

Fußtritte weckten ihn aus seinen finstern Träumen. Es waren Sullivan und Sheridan, die ihren Herrn aufsuchten. Dieser ein wilder Jäger aus Irland, war früher schon zu den Stuarten nach Frankreich geflüchtet, und hatte den Prinzen auf seinem Zuge herüber begleitet. Er war mehr tapfer und verwegen als klug, aber auf seine und Sullivans Treue konnte der Prinz zählen in jeglicher Gefahr, und nichts glich ihrer Wachsamkeit und Thätigkeit.

„Was bringt Ihr?“ rief Eduard ihnen entgegen.

„Unsere Hochländer sitzen beisammen und berathschlagen,“ antwortete Sullivan; „sie wollen nicht weiter vorwärts.“

„Sie haben das Heimweh nach ihrem Haberbrei,“ spottete Sheridan.

„Meine Ahnungen!“ seufzte Eduard, und schlug die Arme ineinander.

„Ich dachte,“ nahm Sullivan das Wort, „ich dachte, daß es so kommen würde. Auf dem schlüpfrigen Boden von England, sagen sie, habe noch jeder ehrliche Schotte die Beine gebrochen. Ihr solltet Euch mit dem Land und der Krone Eurer Väter begnügen, und England denen überlassen, die Lust tragen könnten, den König Klotz unter den Fröschen zu spielen. Uebrigens,“ setzte Sullivan hinzu, „scheint mir ein Rückzug auch aus andern Gründen räthlich; unsere Bergschotten sind nicht gewohnt, in geschlossenen Reihen zu fechten; jeder Häuptling führt den Krieg nach seiner Art und auf seine Faust; darum sind sie unwiderstehlich in ihren Thälern und Gebirgen, aber unzuverläßig auf der Ebene, wo es uns überdieß an Geschütz und Artilleristen fehlt.“

„Pah!“ rief Sheridan, „den ersten Kanonenschuß muß man auszuhalten wissen; aber gebt mir gegen jede Kanone zwanzig tüchtige Irländer, mit Prügeln bewaff-

net; die lassen's gewiß nicht zum zweiten Aufblitzen kommen."

„Wir müssen der Nothwendigkeit weichen," sagte der Prinz nach einigem Nachdenken. „Auch entscheidet ja bei großen Unternehmungen nicht der Mensch, sondern das Schicksal. Ich habe jetzt noch eine Armee unter mir; fällt es ihr aber in der nächsten Stunde ein, nicht mehr zu wollen" —

„Nicht mehr zu wollen?" unterbrach Sheridan den Prinzen, „nicht mehr zu wollen? beim heiligen Patrik, man muß in diesen Hunden gar nicht den Gedanken aufkommen lassen, als hätten sie einen Willen."

Eduard seufzte; wohl mochte er fühlen, daß ihm jene geistige Ueberlegenheit mangle, welche die Menschen mit einem unwiderstehlichen Zauber festhält, und sie zu willig dienenden Werkzeugen einer höhern Kraft macht. Inzwischen besaß er Verstandes genug, um einzusehen, daß es gewagt sey, den störischen, unzufriedenen Häuptlingen zu große Nachgiebigkeit zu zeigen; er ließ daher des andern Tages bekannt machen, daß die Ankunft einiger französischer und spanischer Schiffe mit Geld und Truppen an der Küste Schottlands ihm eine Bewegung rückwärts nothwendig mache; dieß war auch in der That kein ersonnenes Vorgeben; jene Schiffe landeten bald nachher, und die schottischen Häuptlinge ahneten nicht, daß ihre widerspenstige Gesinnung den Prinzen vermocht habe, den Zug nach London aufzugeben, der rasch und umsichtig unternommen, von den größten Folgen seyn mußte.

Der Prinz trat seinen Rückzug über Carlisle an, ging über den Solway und erreichte Schottland, ohne von Feinden beunruhigt zu werden. Im Ganzen beobachtete das kleine Heer des Prinzen eine musterhafte Kriegszucht: es fielen nur wenige Plünderungen vor; in

den Städten, durch welche der Marsch ging, wurden zwar Kontributionen erhoben, doch mit strenger Achtung gegen Privateigenthum und persönliche Sicherheit.

Bei Stirling führte Lord Gordon dem Prinzen einige Truppen zu, und zweitausend Mann kamen neuerdings von den Gebirgen herab, und vermehrten sein Heer. Auch Spanien und Frankreich erfüllten endlich ihre Versprechungen, wenigstens zum Theil; jenes schickte Geld, dieses einige Regimenter. Der Prinz berannte das Kastell von Stirling, welches der königliche General Harley zu entsetzen suchte. Bei Falkirk stießen beide Heerhaufen auf einander. Eduard, an der Spitze seiner Bergschotten, warf sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Feind, brach seine Reihen, und jagte ihn in die Flucht. Dieß war der letzte Sieg, den er erringen sollte.

Der Herzog von Cumberland, ein geübter Krieger, war aus Flandern zurückgekommen, und übernahm den Oberbefehl über die englischen Truppen, die sich bei Edimburg zusammenzogen. Ihre Zahl mochte sich auf 14,000 belaufen. Bei Aberden stießen noch mehrere schottische Heere dazu, welche dem Hause Hannover treu geblieben waren, und der Herzog hielt es jetzt für gerathen, dem Prätendenten rasch entgegen zu gehen, der bei seiner Ankunft sich zurückzog. Nach einem Marsche von zwölf Tagen erreichte er die abschüssigen Ufer des tiefen und reißenden Flusses Spey, dessen Uebergang von dem Prinzen leicht vertheidigt werden konnte. Aber es fehlte an Rath und Einigkeit. Die verschiedenen Anführer konnten zu keinem gemeinsamen Entschlusse kommen; man zog sich abermals zurück, bis in die Ebene von Culloden.

„Hier löse sich mein Schicksal," sagte der Prinz zu den Häuptlingen; „ich gehe keinen Schritt weiter. Wollt Ihr mich verlassen, so werde ich mit diesen beiden wackern Männern die Engländer erwarten, und dem Tode

eine offene, freie Brust darbieten.“ Er zeigte bei diesen Worten auf Sullivan und Sheridan, die ihm zur Seite standen. Beide zogen ihre Schwerter, und schwuren, edes Loos des Pr inzen zu theilen. „Zur Schlacht, zur Schlacht!“ riefen jetzt tausend Stimmen, und die Häuptlinge sahen sich genöthigt, dem Eifer ihrer Leute nachzugeben.

Die Ebene von Culloden wird rings von Hügeln umschlossen, und öffnet sich nur gegen die See hin. Der Prinz hatte 8000 Mann, die er in drei Abtheilungen stellte. Es fehlte ihm an Reiterei und an Geschütz, und die wenigen Kanonen waren schlecht bedient.

Nachmittags um ein Uhr begann die Schlacht.

Hätte Eduard nicht den unglücklichen Gedanken gefaßt, sich in ein regelmäßiges Gefecht einzulassen, und sich vielmehr, wie früher, mit einem unwiderstehlichen Stoß auf die Linien des Feindes geworfen, so blieb er wahrscheinlich Sieger. Aber seine Reihen standen der fürchterlichen Wirkung des feindlichen Geschützes ausgesetzt, ihr Muth kühlte sich ab, und nur fünfhundert Mann, die das Zaudern und Wägen nicht lange ertragen konnten, warfen sich mit wildem Ungestüm auf den linken Flügel der Engländer, und zerrissen die erste Linie derselben, doch ohne Erfolg, da sie nicht gehörig unterstützt wurden. Eine rasche Bewegung des Herzogs von Cumberland in die Flanke des Prinzen, und ein eben so schneller Angriff der englischen Kavallerie entschied plötzlich das Schicksal des Tages und des Hauses Stuart.

In weniger als einer halben Stunde lagen über 3000 Mann von den Truppen des Prinzen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Die französischen Regimenter auf dem linken Flügel thaten keinen Schuß, und ergaben sich, bei der ersten Aufforderung zu Kriegsgefangenen. Die Flucht wurde allgemein. Der Prinz

allein hielt noch Stand, und seine Freunde mußten ihn mit Gewalt fortreissen. Einige schottische Häuptlinge schlossen sich fest zusammen, und zogen langsam, in Ehrfurcht gebietender Haltung von der Wahlstatt ab nach ihren Bergen. Sie deckten einigermaßen die Flucht des unglücklichen Prinzen, der leicht verwundet war, ohne es bis jetzt bemerkt zu haben. Sullivan verband ihm die Wunde, so gut es in der Eile geschehen mochte.

Die Flüchtlinge kamen an einen kleinen Fluß, den sie durchschwammen. Von einer Höhe am andern Ufer bot sich dem Prinzen ein gräßliches Schauspiel dar. Ohngefähr 600 Bergschotten hatten sich in ein Gebäude gerettet, die Engländer legten Feuer ein; der Prinz sah den aufwirbelnden Rauch, der bald von den Flammen verdrängt wurde; er vernahm das herzzerreissende Geschrei der Unglücklichen, die unter den schrecklichsten Qualen starben, weil sie treu an ihm gehangen hatten.

Keine Kriege sind blutiger, als die, welche für die Herrschaft und zwischen den Bürgern eines und desselben Landes geführt werden. Der Sieg endigt hier den Kampf nicht, den der Haß und die Habsucht noch außer dem Schlachtfelde fortsetzen. Auch bei Culloden dauerte das Gemetzel fort, nachdem das Schicksal des Tages bereits entschieden war. Wehrlose Menschen, die dem Gefechte aus Neugier zugesehen hatten, wurden mit kaltem Blute erwürgt, friedliche Hütten loderten in Feuer auf; die Verwundeten auf der Wahlstatt fanden weder Pflege noch Schutz, und nur eine große Anzahl schottischer und englischer Lords, Anhänger des Prinzen, wurden beim Leben erhalten, um es in Edimburg und London öffentlich unter der Hand des Henkers zu verbluten.

(Schluß folgt.)

Heinrich Gyon weiht sich der leidenden Menschheit als freiwilliges Opfer.

Vor etwa 150 Jahren wüthete zu Marseille die Pest in einem sehr hohen Grade. Jedes Band der Zuneigung war gelöst. Eltern wendeten sich von ihren Kindern, Kinder von ihren Eltern. Undankbarkeit und Härte fanden keinen Tadel mehr, denn das Elend war so hoch gestiegen, daß es jede sanfte Empfindung zerstörte. Die Aerzte waren auf dem Rathhause versammelt, um ein Mittel zu entdecken, wodurch der Seuche Einhalt gethan werden könnte. Alle stimmten darin überein, daß diese Krankheit einen eigenthümlichen verborgenen Charakter habe, den nur die Sektion eines daran Verstorbenen enthüllen dürfte. Aber eben so augenscheinlich stand die riesige Gefahr des Lebens für den da, der sie vollbringen würde. Todtenstille folgte auf diese Entscheidung. Da stand ein Wundarzt, Namens Heinrich Gyon, ein kraftvoller Mann in der Blüthe seines Lebens, berühmt durch seine Kenntnisse und wohlthätigen Handlungen, plötzlich auf und sagte entschlossen: Sey es so! ich weihe mich für die Rettung meiner Vaterstadt, und schwöre vor dieser Versammlung im Namen der Menschheit und Religion, daß ich morgen mit dem Anbruche des Tages einen an der Pest Verstorbenen seciren, und was ich finde, während der Operation niederschreiben will. Augenblicklich verließ er die Versammlung. Man bewunderte, beklagte, zweifelte aber noch. Aber Gyon führte es aus. Er war unverheirathet, reich, machte sein Testament, womit er mit reichlichen Legaten viele milde Stiftungen bedachte, beichtete, kommunicirte, versah sich mit Crucifix und Schreibzeug, und fing an, einen an der Pest Verstorbenen zu seciren. Sorgfältig schrieb er seine erhobenen Forschungs-Punkte auf's Papier; tauchte es in Essig, begab sich in ein Pestkrankenhaus, und starb, nach 12 Stunden, des edelsten Todes, an dem je ein Sterblicher hienieden vollendete.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 24tes Stück.

Die Schlacht bei Culloden.

(Schluß.)

Eduard und seine Begleiter hatten sich beim Beginnen ihrer Flucht auf Pferde geworfen; aber, verfolgt von allen Seiten, sahen sie sich bald genöthiget, die ermüdeten Thiere zurückzulassen, und im unwegsamen Gebirge Sicherheit zu suchen. Es waren 30,000 Pfund auf den Kopf des Prinzen gesetzt, ein Preis, der Tausende anspornte, den unglücklichen Flüchtling aufzuspüren. Von Hunger, Durst und Furcht gequält, brachten sie die erste Nacht in einer verwildeten Bergschlucht zu, wo eine mit Kressen bewachsene Quelle ihnen einiges Labsal bot. Eduard war düster und sprachlos. Sheridan errieth seine Gedanken. „Gnädigster Herr," sagte er, „Ihr brütet über Selbstmord?"

„Soll ich in Schmach auf dem Blutgerüst endigen?" versetzte der Prinz.

„Auf die dunkelste Nacht folgt eine Tageshelle," entgegnete Sheridan, „und der Mensch soll keinen Augenblick von sich werfen, denn ein jeglicher kann eine Aenderung seines Schicksals bringen. Klopft der Knochenmann an der Thüre, so ist's Zeit genug, ihm zuvorzukommen. Hier ist ein Schlüssel, der uns im schlimm-

sten Falle die Pforte öffnet, die aus dem Leben führt, bis dahin wollen wir ausharren." Mit diesen Worten zog er eine kleine blecherne Büchse hervor, in welcher sich einige Federkiele befanden. Diese Kiele enthielten ein Gift, stark genug, den kräftigsten Pulsschlag in wenigen Minuten zum Stocken zu bringen. Er gab dem Prinzen einen der Kiele, und suchte dabei auf's Neue, ihm Muth und Vertrauen einzusprechen.

„Auf jeden Fall," sagte der Prinz, „müssen wir uns jetzt auf einige Tage trennen, theils weil jeder Einzelne sich leichter verbergen kann, theils aber, weil es nöthig ist, einen Kundschafter aufzutreiben, der sich an das Ufer wage, wo ohne Zweifel noch französische Schiffe kreuzen, die uns aufnehmen werden." Der Vorschlag wurde genehmigt, und zugleich kamen sie überein, sich nach acht bis zehn Tagen im höhern Gebirge, am Grabe der Barden, um Mitternacht wieder zu finden. Dieses Grab bestand aus einer langen und tiefen Felsenhöhle, in welche, der Sage nach, der grausame Eduard von Schottland die Leichname der von ihm gemordeten Barden hatte werfen lassen. Der Aberglaube umgab diesen Ort mit einem heiligen Grauen, und er schickte sich um so besser zu einer Zusammenkunft der Geächteten, da nicht leicht jemand die Höhle zu betreten wagte.

Sullivan und Sheridan nahmen den Weg gegen die Küste hin, in verschiedenen Richtungen, Eduard aber suchte die einsamen und pfadlosen Stellen des Gebirgs auf. Eines Tags warf er sich erschöpft auf den Rasen nieder, und in wenigen Augenblicken überwältigte ihn ein tiefer Schlaf. Der Zufall führte zwei Bewaffnete an den Platz; sie gehörten zu den zahlreichen Haufen, die umherstrichen, den Preis zu gewinnen, der auf den Kopf des armen Prinzen gesetzt war.

„Er ist's!“ sagte der Eine zum Andern. „Geschwind stoß ihm den Dolch in's Herz!“

„Ich?“ stotterte der Andere, „ja, wenn er wach wäre, hätte ich wohl Muth, aber er schläft so ruhig, und ist so unglücklich!“

„Aber gedenke die 30,000 Pfund,“ fieng der Erste wieder an.

„Sein Blut, nein, sein Blut kann ich nicht vergießen,“ versetzte der Andere; „es ist das Blut unserer alten Könige. Aber fangen wollen wir ihn.“

Beide näherten sich dem Schlafenden, und streckten schon die Hände aus, um ihn zu ergreifen; aber er erwachte plötzlich, sprang auf und zog sein Schwert. „Wer seyd Ihr?“ fragte er.

Sie schwiegen und schlugen verwirrt die Augen nieder.

„Ihr gehört zu meinen Feinden,“ fuhr der Prinz fort, „und wollt Blutgeld an mir verdienen? Glaubt Ihr, mit diesem Geld werdet Ihr Euch eine ruhige Todesstunde erkaufen? Wohlan, bindet mich!“ Mit diesen Worten warf er sein Schwert von sich.

Die Männer waren ergriffen. „Geht mit Gott,“ sagten sie, und eilten davon, wie von einem unsichtbaren Geiste gejagt. Der Eine kehrte bald darauf wieder zurück, reichte dem Prinzen ein Fläschchen mit Branntwein und ein Stück Haberbrod, und bat ihn um Verzeihung wegen des Frevels, den sie an ihm hatten verüben wollen.

Unterdessen hatten sich Sullivan und Sheridan auf verschiedenen Wegen den Gegenden an der Küste genähert. Dieser erschlug einen englischen Soldaten, der ihm begegnete, und eben sein Gewehr auf ihn anlegen wollte; er nahm ihm die Waffen ab, und steckte sich in seine Kleider, um desto weniger erkannt zu werden. Sullivan

hätte gerne seinen Vater und seine Schwester nur auf Augenblicke gesehen, aber die Besorgniß, sie, wenn man ihn entdeckte, einer Gefahr auszusetzen, hielt ihn ab, dem Zuge seines Herzens zu folgen. Er schlug einen andern Pfad ein und gelangte jetzt, ohne es zu wissen und zu wollen, vor die Mauern des Schlosses Denham. Ein Paar Hunde sprangen mit Gebell den Hügel herab, sie erkannten ihn aber bald, sprangen freundlich auf ihn zu, und schienen ihn willkommen zu heißen. Es war um die Zeit der Abenddämmerung. Eben trat Miß Anna aus dem Thore, und schien sich auf die Bank unter der Linde setzen zu wollen. Sullivan rief sie beim Namen, sie erkannte seine Stimme und ein freudiger Schreck durchbebte seine Glieder.

Sullivan gieng auf sie zu. „Miß Anna," sagte er, „ich bin jetzt ein geächteter Verbrecher; wäre der Sieg auf unserer Seite geblieben, so würde dieser Name den Anhängern des Hauses Hannover zu Theil geworden seyn. Sagt mir nur, ob mein Vater und meine Schwester leben?"

„Sie leben," antwortete Anna, „aber in großen Sorgen um Euch. Auch wird Euer Schloß beobachtet."

„Grüßt sie von mir, und Ihr, Miß, gedenkt meiner!"

„Wo wollt Ihr hin, und was beginnen?"

„Ich theile das Loos des unglücklichen Prinzen Eduard. Der Himmel hat noch Hülfe, wenn er sie senden will. Lebt wohl, vielleicht, vielleicht sehen wir uns fröhlicher wieder."

Sie ließ, bleich und zerknickt, wie die Lilie, ihr Haupt auf die Brust senken. Sullivan ergriff ihre Hand, er drückte einen Kuß auf ihre kalten Wangen und verlor sich schnell in der Dunkelheit der Nacht, während die arme Miß noch lange unbeweglich stand, das Herz von mancherlei Gefühlen zerrissen.

Der Prinz und seine beiden Freunde fanden sich nach acht Tagen wieder bei der Bardenhöhle, wie sie es verabredet hatten. Sheridan war es gelungen, durch einen französischen Korsaren, der an der Küste kreuzte, eine Botschaft an den Vater des Prinzen nach Frankreich zu bringen. Für den Augenblick mußten sie sich jetzt wieder trennen, denn die Gefahr umgab sie noch von allen Seiten. Das härteste Loos fiel dem Prinzen, der das hohe Gebirg zu seiner Zuflucht wählte. Steine waren gewöhnlich sein Lager, und die Beeren der Wildniß seine Kost. Hier und da reichte ihm ein Bauersmann oder ein Jäger ein Stück Brod und etwas Cider oder Branntwein.

Eines Tages hörte er von einem Holzmacher, es seyen englische Soldaten in der Nähe, welche den Prinzen von Schottland aufsuchten. „Ihr habt vielleicht unter ihm gedient,“ setzte der Mann hinzu, „und da ist's gut, wenn Ihr Euch schnell verbergt.“

Eduard nahm seinen Weg in das Dickicht des Waldes, aber bald wurden seine Schritte durch einen Strom gehemmt, der zwischen hohen, jähen Felsenufern dahinrauschte. Indem er unentschloßen dastand, kam ein junger Bergschotte auf ihn zu. Eine Todesblässe lag auf dem Gesichte des Jünglings; seine Kleider waren zerrissen. „Prinz,“ sagte er, „ich habe am Tage bei Culloden für Eure gerechte Sache gefochten. Die Barbaren haben das Schloß meines Vaters zerstört, ihn und meine Schwestern ermordet und meine Güter eingezogen. Der Himmel will es, daß ich den Fall meines Hauses nicht überlebe. Die Feinde nahen uns, sie müssen Winke haben von dem Aufenthalte Euer Hoheit in dieser Gegend. Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, von einer ehrlichen Hand zu sterben, das heißt, von der meinigen. Ihr könnt gerettet werden — unsere Gestalt, unsere Klei-

dung sind sich so ziemlich gleich. Gebt mir Eure Mütze und nehmt meinen Hut.“

„Wozu das?“ fragte der Prinz.

„Ihr werdet es erfahren, nur geschwinde! Jetzt verbergt Euch dort im Gebüsch, eine andere Zuflucht giebt es nicht.“

Der Prinz folgte unwillkührlich dem Geheiße des Jünglings, der rasch und sicher wie eine Gemse die zackigte Klippen der wilden Ufer erstieg, und dann starr und unbeweglich nach einer Gegend hinschaute, in welcher bald darauf ein Haufe englischer Soldaten sichtbar wurde. Der Prinz konnte aus seinem Schlupfwinkel alles bemerken, was vorgieng. Kaum wurden die Soldaten des Jünglings ansichtig, als sie schrien, „dort ist er, das ist der Prinz!“ Sie vertheilten sich schnell, um ihm jeden Ausweg abzuschneiden. Ruhig, als wisse er nichts von dieser drohenden Gefahr, schritt der Jüngliug von Klippe zu Klippe, bis er den höchsten und äußersten Rand des Felsen erreicht hatte. Schon hielten die Soldaten sich ihrer Beute versichert, aber schnell wickelte sich der Jüngling in seinen Mantel und stürzte sich in die grauenvolle Tiefe hinab, brüllend schlugen die Wogen des Gebirgstroms über ihn zusammen.

Die Nachricht von dem vermeinten Tode des Prinzen verbreitete sich schnell, und wenn sie auch da und dort noch bezweifelt werden mochte, so hatte sie doch die gute Folge, daß die Nachstellungen gegen ihn seltner und mit geringerem Eifer fortgesetzt wurden.

Fast ein halbes Jahr war vorüber gegangen, seit er in den furchtbaren Wildnissen von Glengary umherirrte, oft ohne Nahrung, meist ohne Obdach, und nicht selten ringsum von seinen Verfolgern eingeschlossen. Endlich brachten ihm seine Freunde Nachricht, daß in Kurzem ein Freibeiter von St. Malo in Lochnanach beile-

gen werde, um ihn und seine Gefährten aufzunehmen. Aber es war gefährlich, an der Küste sich auch nur einen Tag aufzuhalten.

Der Prinz besann sich eine Weile. „Ihr kennt Sir Arthur Denham," sagte er endlich zu Sullivan; „sein Haus wäre trefflich gelegen."

„Er gehört nicht zu unsern Freunden," unterbrach ihn Sullivan.

„Aber er ist edeldenkend?" fragte der Prinz.

„Dafür bürge ich mit meinem Leben," antwortete jener.

Eduard theilte ihnen nun seinen Plan mit, den sie billigten. Es war gegen Mitternacht, als er auf Denham ankam, und, seinem Verlangen gemäß, sogleich zum Herrn des Schlosses geführt wurde.

„Sir Arthur," redete ihn der Prinz an, „der Sohn Eurer Könige bittet Euch um ein wenig Brod und einige Kleider. Ich verlange nicht, daß Ihr dem Hause Hannover die Treue brecht; aber Ihr seyd ein Mann von Ehre, und könnt mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Nehmt diese Lumpen, die seit lange mich bedecken, und sollte mich einst der Himmel auf den Thron von Großbritannien führen, so bringt sie mir wieder."

Sir Arthur wurde von tiefer Rührung ergriffen. Er verbarg den unglücklichen Flüchtling in seinem Hause, bis Sullivan und Sheridan die Nachricht von der Ankunft des erwarteten Schiffes brachten. Sullivan und Miß Anna schieden unter Thränen, und mit der traurigen Ahnung, daß sie sich nie wieder sehen würden. Um Mitternacht bestieg der Prinz mit seinen beiden Begleitern das Schiff, welches bald, nachdem es vom Lande gestoßen, durch zwei englische Kriegsschiffe verfolgt wurde. Aber der französische Korsar landete glücklich bei Morlaix in Bretagne.

Bianca von Rivoli.

Das Städtchen Rivoli im Veronesischen, nicht weit von Chusi, war einst nicht so unbedeutend, wie gegenwärtig, und hatte seine eigenen Grafen. Ubaldo von Rivoli, der letzte seines Namens, wurde durch die Tücke Vialta's, eines lombardischen Abentheurers, hinterlistig aus dem Wege geräumt, und es gelang dem Mörder, der sich in den italienischen Kriegen durch Kühnheit und Unternehmungsgeist ausgezeichnet hatte, in der Verwirrung der Zeit, die Herrschaft über Rivoli an sich zu reissen.

Ubaldo hinterließ eine einzige Tochter, Namens Bianca. Sie hatte erst das sechzehnte Jahr erreicht, als ihr Vater durch die Dolche erkaufter Bösewichter fiel, und sie selbst rettete sich nur wie durch ein Wunder. Das Schloß ihres Vaters war in einer dunklen Nacht von Vialta und seinen Mitverschwornen überfallen worden; aufgeschreckt vom ersten Lärm wollte sie eben ihr Gemach verlassen, als ein alter treuer Diener ihr in den Weg trat, und sie zu fliehen beschwor. Er war in demselben Augenblicke mit einem Auftrage seines Herrn vom Lande zurückgekommen, sein Pferd stand noch gesattelt, und es gelang ihm, mit der jungen Gräfin durch den Garten zu entkommen. Er brachte sie in eine Einsiedelei, die einige Meilen von Rivoli im unwegsamen Gebirge lag. Ubaldo hatte den Klausnern eine neue Kapelle gebaut, und noch andere Wohlthaten erwiesen; Bianca fand bei ihnen alle Theilnahme, welche Jugend, Schönheit und Unglück einflößen, und alle Fürsorge, welche Mitleid und fromme Dankbarkeit gewähren können. Noch vor Anbruch des Tages wurde einer der Brüder nach Rivoli geschickt, um über den Ausgang der nächt-

lichen Begebenheit und die Lage der Dinge daselbst Erkundigung einzuziehen. Die Schrecken der Nacht und die Ermüdung von der Reise hatten die Kräfte der Gräfin erschöpft; sie fiel bald in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie nur erwachte, um die ganze Größe ihres Unglücks kennen zu lernen. Gegen Mittag kehrte der Einsiedler zurück mit der Nachricht: der edle Ubaldo sey todt; Bialta habe sich zum Herrn von Rivoli ausrufen lassen; von den Bürgern, welche zur Rettung ihres Herrn herbeigeeilet, seyen viele im Gefechte geblieben, und den übrigen scheine es an Muth oder wenigstens an einem tüchtigen Anführer zu fehlen, um längern Widerstand zu leisten.

Bianca besaß großen Verstand, und eine, für ihr Alter und Geschlecht ungewöhnliche Stärke der Seele. Während die Brüder und der alte Diener berathschlagten, was für sie zu thun seyn möchte, trocknete sie plötzlich die heißen Thränen, die von ihren Wangen strömten, und sagte: „Mein Leben ist in Gefahr, denn Bialta muß mein Recht fürchten, und die Treue der Bewohner von Rivoli, die nie von mir lassen werden. Auf Hilfe kann ich in diesem Augenblicke nicht zählen, denn alle Städte und Fürsten liegen gegeneinander in Fehde. Mir bleibt jetzt nur übrig, mich zu verbergen und zu warten.“

Sie erhob bey diesen Worten die noch von Thränen erglänzenden Augen zum Himmel, faltete die Hände, und schien Hilfe und Rettung von Oben zu erflehen.

Der Vorsteher der Einsiedler, ein ehrwürdiger Greis, dessen Wünsche und Hoffnungen längst nicht mehr der Erde angehörten, näherte sich ihr, legte seine Hand auf ihr Haupt, und sprach mit feierlicher Stimme:

„Ich segne Dich, meine Tochter! Dir bleiben der Friede und das Vertrauen der Unschuld. Er, der Dich

Deinen Feinden entzogen hat, wird Dich auch ferner nicht verlassen." Er sprach hierauf ein leises Gebet, und fuhr dann laut fort: „Zwei Tagreisen von hier liegt das Kloster der heiligen Agnes, in einem Thale, welches selten von einem Wanderer betreten wird. Die Aebtissin des Klosters ist meine Base; einer unserer Brüder soll Dich und Deinen Diener dahin geleiten, Du wirst bei ihr eine sichere Zuflucht finden."

Bianca willigte gerne in den Antrag, nur machte sie zur Bedingung, daß ihr Name und ihre Herkunft ein Geheimniß bleiben müßten. „Es ist keineswegs aus Mißtrauen, warum ich dieß verlange," setzte sie hinzu, „sondern weil ich entschlossen bin, meine Tage in Dunkelheit und Niedrigkeit zu verleben, wenn es dem Himmel nicht gefallen sollte, mich wieder in das Erbe meiner Väter zurückzuführen. Dieß wäre mir dann ein Zeichen, daß irgend eine schwere Schuld auf meinem Hause laste, für welche ich die Büßung zu übernehmen hätte."

Der Greis pries ihre fromme Gesinnung, und ertheilte ihr beim Abschied noch einmal seinen Segen. Der Einsiedler, welcher sie führte, war der Gebirgswege sehr kundig; er und der alte Diener trugen die nöthigen Lebensmittel, und die Gesellschaft erreichte, ohne Unfall, am Abende des zweiten Tages das Kloster. Bianca wurde von der Aebtissin freundlich aufgenommen. Sie fragte nach ihrem Namen.

„Ehrwürdige Frau," antwortete die Gräfin, sich einen Augenblick besinnend, „nennt mich Griselde."

Die Aebtissin betrachtete sie eine Weile aufmerksam. „Ich will nicht in Dein Geheimniß dringen, gutes Kind," sagte sie hierauf; „Du suchst bei uns eine Freistätte, und die soll Dir werden. Unser Gotteshaus liegt im Gebiete von Venedig, und wir leben sicher unterm Schutze der durchlauchtigsten Republik."

Bianca ergriff ihre Hand, und benetzte sie mit Thränen. „Ich kann nicht mit Worten danken," sagte sie, „aber ich habe noch eine Bitte. Als wir uns dem Kloster näherten, trieb eben ein noch schwaches, junges Mädchen eine kleine Schafheerde in den Klosterhof. Laßt mich die Arbeiten dieses Kindes theilen, nehmt mich als Hirtin an."

Die Aebtissin sah sie mit Blicken an, in denen sich Rührung und Verwunderung ausdrückten. „Demuth und Unschuld sind der schönste Schmuck der Jungfrau, und der Himmel sendet seine Engel zu ihrem Schutze."

Mit diesen Worten nahm sie die Gräfin bei der Hand, wieß ihr eine Wohnung an, und gab ihr die Kleider eines Landmädchens, welches vor einiger Zeit den Schleier genommen hatte. Auch Bertold, Bianca's treuer Diener, wurde als Knecht im Kloster behalten.

Zwei Jahre gingen allmählig vorüber, und die Gräfin, welche jetzt den Namen Griselde führte, gewöhnte sich immer mehr und mehr an die klösterliche Stille und Abgeschiedenheit. Am liebsten trieb sie ihre kleine Schafheerde in ein Thal, dessen ansteigender Wiesengrund von einem Halbkreis uralter Eichen umgeben war. Ein zierlicher steinerner Röhrbrunnen, noch aus der Römerzeit, goß sein Wasser in ein breites Becken, über welches ein paar Ulmen ihre Schatten warfen. Unter diesen Bäumen saß sie halbe Tage lang, bald in stillem Nachsinnen, bald bemüht, ihrer kleinen Gefährtin allerlei gute Lehren und nützlichen Unterricht zu ertheilen. Eines Tages, als sie, wie gewöhnlich auf ihrem Lieblingsplätzchen verweilte, und ihren Gedanken nachhing, wurde sie plötzlich durch die Erscheinung von zwei Bewaffneten zu Pferde aufgeschreckt. Sie wollte fliehen, allein es war zu spät, denn der eine sprengte rasch zu ihr heran.

Der Bewaffnete, welcher Bianca in so große Angst versetzte, war ein junger Ritter von edler Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen. Er grüßte die Hirtin freundlich, und bat sie um einen Trunk Wasser. „Ich reite mit meinem Knappen schon einen halben Tag in der Irre herum," setzte er hinzu, „und bin auf keinen Menschen gestoßen, der mich hätte zurecht weisen können." Bianca füllte einen Krug, den sie gewöhnlich bei sich hatte, am Brunnen, und reichte ihn den Fremden. Sie zitterte noch, aber doch war die Furcht schon aus ihrer Seele gewichen, denn daß offene, arglose Gesicht des Jünglings ließ keinen argwöhnischen Gedanken aufkommen.

„Wäre die Gegend nicht so wild und einsam," sagte er, nachdem er getrunken und ihr gedankt hatte, „so würde ich glauben, in das Land unserer Sänger gerathen zu seyn, denn Hirtenmädchen, wie Du, findet man nur in ihren Liedern."

Bianca erröthete, und schlug die Augen nieder.

„Wie heißest Du?"

„Ich heiße Griselde," antwortete sie mit leiser Stimme, „und hüte die Schafe der ehrwürdigen Frauen im Kloster, dessen Kirchthurm ihr dort hinter den Bäumen seht."

„Ist bei dem Kloster keine Herberge?" fragte der Ritter. „Meine Thiere sind müde, und ich werde wohl auch einen Wegweiser nöthig haben."

Bianca bejahte die Frage, und zeigte ihm einen Weg, der durch den Eichenhain zu einer Mühle, und von da zur Herberge führte. Der Ritter wiederholte seinen Dank, und seine Blicke verriethen, daß die schöne Hirtin auf sein Herz großen Eindruck gemacht habe. Er sah sich öfters nach ihr um, als er mit seinem Knappen, der unterdessen auch herbeigekommen war, auf dem von Bianca bezeichneten Pfade hinritt, und auch sie konnte

sich's nicht versagen, ihre Augen einige Mal nach ihm zu wenden.

Am Morgen des andern Tages saß sie wieder am Brunnen bei ihrer Heerde, und lebendiger, als seit langer Zeit, traten die Bilder ihres Schicksals ihr vor die Seele, und dazwischen drängte sich auch die Erscheinung des fremden Ritters ein. Die eilige Ankunft des alten ehrlichen Bertold weckte sie aus ihren Träumereien.

„Dein Gesicht verkündigt mir eine schlimme Bothschaft," sagte Bianca zu dem Alten, während er zu Athem zu kommen suchte.

„Schlimm oder gut, nachdem es fällt," antwortete Bertold. „Hört nur, Ihr wißt, daß ich in die Herberge gehe, so oft ein Gast dort einkehrt, was leider selten geschieht. Ich suche dann jedesmal das Gespräch auf Rivoli zu bringen, um vielleicht etwas günstiges für uns zu erfahren. Gestern Abend war ich nun auch dort."

„Du hast den fremden Ritter gesprochen?" unterbrach in Bianca hastig.

„Wohl habe ich ihn gesprochen," erwiederte Bertold, „aber hört nur. Der Ritter heißt Rainold von Montagno; sein Vater war reich und angesehen, ist aber durch den Krieg zu Grunde gerichtet worden. Nun möchte der Sohn sich die Herrschaft von Rivoli erwerben."

„Alter, ehrlicher Bertold, Du redest irre!" rief die Gräfin, indem sie ihn mit großen Augen ansah.

„Keineswegs, hört nur," fuhr der Alte fort. „Vor einigen Wochen oder Monaten ist Euer Todfeind Vialta mit dem Pferde gestürzt, nnd hat auf der Stelle die verruchte Seele ausgehaucht. Seine Tochter Fiametta, die kühn und trotzig seyn soll, wie ein Mann, möchte sich gern im Besitze Eurer Herrschaft behaupten, aber die Bürger von Rivoli zeigen wenig Lust, ihr zu ge=

horchen. Nun hat sie ein Turnier ausgeschrieben, und wer von den Edlen, die dabei erscheinen, den Preis gewinnt, der gewinnt sie. Durch die Verbindung mit einem tapfern, angesehenen Mann hofft sie, sich erhalten zu können."

„Und zu diesem Turnier zieht der Ritter?" fiel Bianca hastig ein.

„Ei, freilich," erwiederte Bertold gelassen, „aber hört nur. Was ich da erzähle, das hört' ich gestern vom Knappen des Ritters, der eine gute, ehrliche Haut ist. Ich bot mich an, sie diesen Morgen auf den rechten Weg zu bringen, von welchem sie weit abgekommen waren. Heute, vor Tagesanbruch, begleitete ich sie über eine Stunde weit; der Ritter war lustig und guter Dinge, er erkundigte sich nach Euch.

„Nach mir?" unterbrach ihn Bianca, und ihr Herz schlug stärker.

„Ja, ja, nach Euch, und das war mir eben recht. Ich sagte ihm, Ihr wär't nichts Schlechtes, Euer Vater sey vor Jahren nach Palästina gezogen, und da hättet Ihr ein Gelübde gethan, so lange niedrige Dienste zu verrichten, bis er zurückkehre. Ich bin schlau."

„Ich danke Gott," lächelte die Gräfin, „daß Deine Ehrlichkeit größer ist, als Deine Schlauheit."

„Ich weiß nicht, wie ihr das meint, aber hört nur. Ich hatte den Ritter bald weg; er ist eine so ehrliche Haut, als sein Knappe, nur scheint er die Leute gern aufzuziehen. Er macht kein Geheimniß aus seiner Reise nach Rivoli, da suchte ich ihm denn das Gewissen zu rühren. „Die rechtmäßige Erbin von Rivoli soll noch in Venedig leben," sagte ich. Er schaute mich an mit großen Augen, und wurde nachdenkend.

„Woher weißt Du, daß Ubaldo's Tochter nicht todt sey?" fragte er nach einer Weile.

Wer nicht lügen kann, dem hilft die Noth dazu, das erfuhr ich in diesem Augenblicke. Mit einer Dreistigkeit, über die ich nachher selbst erstaunte, antwortete ich: „Von einem Geistlichen, der bei uns einsprach. Er kam von Venedig, wo er sie in einen Kloster gesehen und gesprochen." Der Ritter wurde hierauf ganz tiefsinnig, und ich konnte ihm keine Rede mehr abgewinnen. Der Knappe, der Alles gehört hatte, raunte mir in's Ohr: „Du hast uns die ganze Herrschaft verdorben mit Deiner Nachricht, denn der Wahlspruch meines Herrn lautet: „Ehre und Recht." — Nun wißt Ihr, wie die Sachen stehen, gnädige Gräfin."

Bianca versank in ein langes Nachdenken, dann erhob sie sich schnell, mit einem Blick zum Himmel, faßte die Hand des alten Dieners, und sagte: „Die Lösung meines Schicksals ist vielleicht nahe. Bertold, Du mußt heute noch fort nach Rivoli."

(Schluß folgt.)

Aussöhnung und Großmuth im Tode.

Als Namur, eine französische Stadt, im Jahr 1695 von den Engländern belagert wurde, befanden sich unter dem englischen Regimente Hamilton zwei Militairs, welche sich bitter haßten. Der eine, Richard, war Unterofficier, der andere, Valentin, gemeiner Soldat. Jener konnte als Vorgesetzter diesen seinen Haß oft fühlen lassen, und er that es. Valentin mußte die Mißhandlungen seines Feindes ruhig ertragen, und sein Haß wurde dadurch täglich genährt. Einst mußten beide zu einem Angriffe ausrücken, und es dauerte nicht lange, so zerschmetterte eine Kugel Richard das Bein. Hier

lag er, und mußte mit jedem Augenblick erwarten, von den Pferden vollends zertreten zu werden. Voll Verzweiflung wendete er sich an Valentin, welcher nicht ferne von ihm focht. „Valentin!“ rief er, „willst Du mich hier zu Grunde gehen lassen?“ Kaum hatte dieser die Stimme gehört, als er herbei eilte. Feindschaft und alle erduldeten Beleidigungen waren vergessen. Er lud Richard auf seine Schultern, und trug ihn fern von dem Schlacht-Getümmel auf eine Anhöhe, wo er sich sogleich damit beschäftigte, die Wunde seines bisherigen Feindes, so gut es die Umstände erlaubten, zu verbinden. Während dieser Beschäftigung kam eine Kugel, und streckte ihn todt zur Erde. „Valentin, großmüthiger Valentin!“ rief Richard aus, „Du stirbst für mich, der ich dich so grausam behandelte. Richard wurde später von den Wundärzten gepflegt, allein ihre Hülfe war vergebens. Er starb, und wurde mit Valentin in dasselbe Grab gelegt.

Charade.

(Zweisylbig.)

Auf jedes Briefes Stirne
Kannst du mein Erstes schauen;
Mein Zweites ist ein Tempel
Mit hunderttausend Säulen,
Wo hunderttausend Sänger
Des Höchsten Lob verkünden.
Erstreiten soll mein Ganzes
Vermögen dir und Ehre.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 25tes Stück.

Bianca von Rivoli.

(Schluß.)

Fiametta besaß den kühnen, herrischen Geist ihres Vaters, jedoch nicht seine Klugheit und rasche Entschlossenheit. Von Kindheit an gewöhnt an blinden Gehorsam, forderte sie jetzt diesen auch von Allen, die mit ihr in Berührung standen; ihre Gestalt war zierlich, ihre Haltung edel; aber in dem blassen Gesichte lag eine starre Kälte, während sie ihre brennenden Leidenschaften tief in die Brust zu verschließen wußte. Die Gesinnungen der Einwohner von Rivoli gaben sich auch jetzt kund, da die Anstalten zu dem Turnier getroffen wurden. Die Stadt war gleichsam verödet, die Bürger hielten sich in ihren Wohnungen, und die bevölkerten Straßen schienen ausgestorben. Fiametta gebot zwar noch über die zahlreichen Söldner, die ihr Vater unterhalten hatte, allein sie fühlte wohl, daß man von einer wilden, ungeregelten Schaar wenig Schutz erwarten könne, so lange es ihr an einen tüchtigen Anführer mangelt. Das ausgeschriebene Turnier hatte bereits mehrere Ritter herbeigelockt; der größte Theil bestand jedoch aus jungen Abentheurern, die dem Glücke nachliefen, und von der Aus-

sicht auf eine Grafschaft mächtig angezogen werden mußten.

Unterdessen langte auch Rainold in Rivoli an, und wurde von Fiametta mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die man nur selten an ihr bemerkte. Der Ruf eines tapfern Kriegers, den er sich in mehreren Feldzügen erworben, und seine edle, ritterliche Gestalt mußten die Gräfin allerdings für ihn einnehmen. Es war ihm schwer geworden, eine Herberge zu finden, denn die meisten Bürger wiesen alle Fremden ab, die des Turniers wegen nach Rivoli kamen; endlich traf er zufällig einen Waffenschmid, Namens Lumiani, der früher bei seinem Vater gedient hatte, und ihm eine Wohnung in seinem Hause gab. Meister Antonio (unter diesem Namen war der Waffenschmid jedem Kinde in Rivoli bekannt) gehörte zu den achtbarsten und wohlhabensten Bürgern, und seine Meinung hatte oft bei den Versammlungen der Zünfte den Ausschlag gegeben. Wie die Meisten seiner Mitbürger, trug er auch noch in seinem Herzen das Andenken an Ubaldo, und den Haß gegen Bialta und dessen Geschlecht. Rainold erfuhr von seinem Wirthe die wahren Umstände von Ubaldo's Ermordung, sowie die gegenwärtige Lage der Dinge.

„Warum werft ihr die schändliche Gewalt nicht ab, und setzt Ubaldo's Tochter wieder in ihre Rechte ein?“ fragte der Ritter, nachdem jener seine Erzählung vollendet hatte.

„Das wäre bald gethan,“ antwortete Antonio, „aber es würde zu großen Unordnungen führen, wenn es geschähe, ehe die junge Gräfin in unserer Mitte ist. Auch wissen wir nicht, wo sie lebt.“

„In Venedig, in einem Kloster,“ erwiederte Rainold.

„In Venedig?“ rief der Waffenschmid, und sein Gesicht war verklärt von der Freude über diese Nachricht.

Eine Weile schritt er nachdenkend im Zimmer auf und ab, dann faßte er die Hand des Ritters, und fragte ihn mit einem ernsten Blick: „und was gedenkt Ihr zu thun?“

„Was die Ehre mir gebiethet,“ antwortete Rainold. „Ich werde nie eine Lanze einlegen, wo jene nicht die Preise vertheilt, und nie ein gutes Schwert brauchen für eine schlechte Sache.“

Antonio schüttelte ihm die Hand. „Ihr werdet also mit uns kämpfen, und es ist billig, daß ich Euch mein Vertrauen zeige. Ich werde sogleich einige Männer nach Venedig schicken, um den Aufenthalt der Gräfin Bianca und ihre Gesinnungen zu erfahren; die Bürgerschaft ist jeden Augenblick zum Aufstande bereit. Einen Plan haben wir bereits ausgedacht. Ich werde heute noch mit Euch davon reden.“

Das Turnier sollte binnen acht Tagen Statt haben, und Fiametta wollte bis dahin ihre Gäste mit Spielen und allerley Festlichkeiten zu erfreuen suchen. Rainold saß eines Abends bei seinem Wirthe auf der Hausflur, als ein alter Mann hereinstürzte, und um Schutz und Beistand bat. Es war Bertold, Bianca's Diener, der von einigen Häschern verfolgt wurde, die sich seiner zu bemächtigen suchten. Der Ritter erkannte in ihm auf den ersten Blick seinen Führer vom Kloster der heiligen Agnes aus.

„Warum verfolgt ihr diesen Mann?“ zürnte er die Häscher an.

Sie versicherten, es sey ein Diener des Grafen Ubaldo, der wahrscheinlich um den Aufenthalt der Tochter wisse, und als Spion gekommen sey.

„Ubaldo's Tochter ist todt,“ versetzte Rainold, schnell besonnen, „und dieser Mann ist seit einem Jahr mein Knecht.“

Nachdem die Häscher sich entfernt hatten, thaten Rainold und Antonio verschiedene Fragen an Bertold, der jedoch keine beantwortete, sondern sie bat, mit ihm in ein abgelegenes Gemach zu gehen, wo sie von Niemanden gehört und gesehen werden könnten. Der Waffenschmid führte beide in seine Schlafkammer. Bertold sah sich in dem Gemache um, und nahm ein Kruzifix von der Wand. „Legt Eure Finger darauf," sagte er mit feierlicher, bewegter Stimme, „und schwört das Geheimniß zu bewahren, welches ich Euch anvertrauen will.

Beide thaten nach seinem Willen. „Mich sendet Ubaldo's Tochter, die Gräfin Bianca," fing er hierauf an. „Euch Herr Ritter von Montagna, soll ich fragen, ob Ihr Euer Schwert brauchen wollt für das Recht oder für das Unrecht, und Euch, Meister Antonio, ob die Bürger von Rivoli noch des Eides gedenken, den sie ihrem Vater gesprochen?"

„Er steht noch fest in jeder Brust!" rief Antonio.

„Aber wie kommt ihre Botschaft an mich?" fragte Rainold; „mag sie doch schwerlich je meinen Namen gehört haben."

„Ihr habt sie ja gesprochen, noch vor einigen Tagen," entgegnete Bertold mit geheimnißvollen Lächeln.

Der Ritter sah ihn verwundert an, und schüttelte den Kopf.

„Ja, Ja," fuhr Bertold fort, erinnert Ihr Euch denn nicht mehr der Hirtin im Kloster der heiligen Agnes? Dieß ist Ubaldo's Tochter, die rechtmäßige Herrin von Rivoli."

Freudiges Erstaunen durchbebte das Herz Rainold's. Er zog sein Schwert und schwur, für sie zu kämpfen, bis zum letzten Athemzuge. Bertold wurde noch in derselben Nacht zurückgeschickt in das Kloster, um die

Gräfin von den Dingen in Rivoli zu unterrichten. Antonio wollte jetzt seinem Gaste den Plan mittheilen, welchen er und mehrere angesehene Bürger verabredet hatten, aber Rainold unterbrach ihn schnell. „Jeder gute Plan," sagte er, „muß nach den Augenblicken berechnet seyn, in welchen er ausgeführt werden soll. Darum hört mich erst an; mir kam plötzlich ein Gedanke, und ich halte viel auf Eingebungen. Die Einwohner müssen sich von jetzt an wieder öffentlich zeigen; sie müssen eine freudige Theilnahme an den Festen und den Vorbereitungen zum Turniere blicken lassen. Am Vorabende desselben giebt die Stadt den Söldnern Vialta's ein Gastmahl, und dies in den verschiedenen Quartieren der Stadt, damit sie vertheilt werden, und um so leichter zu überwältigen sind. Der Wein darf dabei nicht gespart werden. Geht's einmal bei dem rohen Volke tief in's Leben, so treten die Bürger schnell mit ihren Waffen zusammen; ein Theil beobachtet die Söldner, der andere Theil zieht auf das Schloß. Fiametta wird gefangen genommen und in ein benachbartes Kloster gebracht. Dort läßt man sie auf das Evangelium schwören, daß sie sich aller Ansprüche auf Rivoli begeben wolle, scheert ihr den Kopf und steckt sie in ein Nonnengewand. Vialta hat einen reichen Schatz hinterlassen; davon erhalten die Söldner eine Wegzehrung, und werden, jedoch ohne Waffen, über die Grenze gebracht."

„Euer Plan gefällt mir," sagte Meister Antonio nach einigem Nachdenken, „und zumal gefällt er mir darum, weil dabei wenig oder gar kein Blut vergossen werden wird. Wir wollen rasch an die Ausführung gehen."

Antonio verabredete sich jetzt mit den Vorstehern der Zünfte, und diese theilten das Geheimniß denjenigen

Zunftgenossen mit, auf deren Treue und Verschwiegenheit sie zählen konnten. Von den übrigen wußte man, daß sie der allgemeinen Bewegung fast unwillkührlich folgen würden. Zehn Abgeordnete wurden an Fiametta geschickt, um von ihr die Erlaubniß zu einem Gastmahle für ihre Kriegsleute zu erbitten. Sie ertheilte sie unbedenklich, und freute sich sogar, eine so glückliche Aenderung in den Gesinnungen ihrer Bürger wahrzunehmen. Zwar stiegen später einige Besorgnisse in ihr auf, denn der Argwohn läßt die Schuld nie ganz zur Ruhe kommen; inzwischen scheute sie sich doch auch, ihren Verdacht kund werden zu lassen, und da mit jedem Tage die Zahl der Ritter sich mehrte, die mit ihrer Hand eine Grafschaft zu erwerben hofften, so wiegte sie sich bald wieder in die Träume täuschender Sicherheit; Rainold, dem Trug und Arglist verhaßt waren, hielt sich fortwährend in seiner Wohnung eingeschlossen, und lehnte, unterm Vorwande der Unpäßlichkeit, alle Einladungen zu den öffentlichen Festen und Spielen ab.

Endlich erschien der verabredete Tag. Auf jeder der zehn Zünfte war ein Mahl für die Söldner, und ein weit kostbareres noch auf dem Stadthause für die fremden Ritter angerichtet. Bei allen diesen Banketten ging die Freude bald in wilde Lust über; die Söldner waren nach einigen Stunden größtentheils betrunken, und auch von den Rittern mochten zuletzt nur wenige sich von ihren Sitzen erheben. Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen über die Berge, da versammelte sich nach und nach eine Menge Volks aus den niedrigen Klassen im Schloßhofe. Kinder streuten Blumen, und Alles rief: „Hoch lebe die rechtmäßige Beherrscherin von Rivoli!“

Fiametta trat von einigen Frauen begleitet auf den Balkon, und winkte freundlich herab. Dann warf sie

Geld unter das Volk aus, und hatte ihre Lust an dem lächerlichen Gewühle und Gewirre, welches dadurch entstand. Eben trat sie wieder in den Saal zurück, als Rainold mit Antonio und den übrigen Zunftvorstehern zur entgegengesetzten Thüre hereinkam. Das freundliche Lächeln, womit sie dem Ritter entgegen ging, erstarb auf ihren Lippen, als sie seinen ernsten Blick gewahrte, und zugleich bemerkte, daß die Eintretenden sämmtlich bewaffnet seyen.

„Gräfin!“ redete Rainold sie an, „Ihr habt von Eurem Vater die Blutschuld geerbt mit der unrechtmäßigen Gewalt über Rivoli. Wollt Ihr gelöst sein von jener, so begebt Euch dieser. Thut jetzt frei, was Ihr sonst doch gezwungen thun müßt. Gebt Ubaldo's Tochter ihr Eigenthum zurück.“

Fiametta zitterte vor Wuth; sie stand einige Sekunden wie an den Boden geheftet, dann machte sie schnell eine Bewegung, als wolle sie nach Hülfe rufen, wurde aber sogleich auf einen Wink Antonio's von den Bürgern ergriffen, und auf die Hinterseite des Schloßes geführt, wo bereits eine Sänfte ihrer wartete. Sie wurde hinein gesetzt, und von einem Haufen bewaffneter Reiter umgeben. Unterdessen sammelten sich viele von Fiametta's Knechten und Soldaten, die ihre Herrin mit Gewalt befreien wollten. Antonio trat ihnen unerschrocken entgegen, und befahl ihnen, im Namen Bianca's, der rechtmäßigen Gebieterin von Rivoli, die Waffen niederzulegen. Aber er wurde von dem tobenden Schwarm ergriffen, und um sein Leben war es geschehen, wenn nicht Rainold's kühne Entschlossenheit ihn gerettet hätte. „Wohlan,“ rief er mit donnernder Stimme, und schwang sein Schwert über Fiametta's zitternden Nacken, „wohlan, wenn Blut fließen soll, so sey es nur das schuldigste. Laßt ihr nicht auf der Stelle den wackern

Antonio frei, so hat Vialta's Tochter zum letztenmale das Licht der Sonne gesehen."

Diese entschlossene Rede verfehlte ihre Wirkung nicht; die Abhänger Fiametta's ließen ab von Antonio, und da sich in demselben Augenblick einige Haufen bewaffnete Bürger in der Nähe sehen ließen, zerstreuten sich jene nach verschiedenen Seiten. Die Gefangene wurde nun, ohne weiteres Hinderniß, in ein Kloster, einige Stunden von der Stadt, gebracht, wo sie den verlangten Eid leiste- te, und noch in derselben Stunde das geistliche Gewand anlegte.

Die ganze Unternehmung endigte sich ohne alles Blutvergießen. Die meist betrunkenen Soldaten waren von den Bürgern ohne Widerstand ihrer Waffen be- raubt worden, und ließen sich am Ende den Abschied mit einer Wegzehrung gern gefallen, denn in jener wil- den Zeit mochten sie allenthalben in Italien wieder ei- nen Herrn, und Gelegenheit zu reicher Beute finden. Die fremden Ritter, welche sich in Rivoli befanden, hiel- ten es für's gerathenste, sich nicht in die Angelegenhei- ten der Stadt zu mischen, und Mancher mochte auch wohl die geheime Hoffnung nähren, die Hand der Grä- fin Bianca davon zu tragen.

Die vornehmsten Bürger waren abgeschickt worden, sie aus dem Kloster abzuholen, und ihr zugleich zur Be- deckung zu dienen. Als die Nachricht kam von ihrer An- näherung, strömte die ganze Bevölkerung von Rivoli vor das Thor, durch welches sie ihren Einzug hielt; junge, weißgekleidete Mädchen streuten Blumen und Myrten- zweige auf ihren Weg, und die fremden Ritter, in festlichem Waffenschmuck, schlossen sich an den Zug an. Sie saß auf einem prächtigen Zelter, aber im einfachen, ländlichen Gewand, wie sie es als Hirtin getragen. Sie war fest darauf beharrt, in diesem demüthigen An-

zuge in das Erbe ihrer Väter zurück zu kehren. Am Thore, wo ein Triumphbogen errichtet war, und die Klerisei zu ihrem Empfange in Bereitschaft stand, schwang sie sich vom Pferde, knieete vor dem Priester nieder, und forderte seinen Segen. Der jubelnde Ruf der Menge verstummte, alles wurde gerührt, und in vielen Augen glänzten Thränen. Von da nahm sie ihren Weg zu Fuß nach der Hauptkirche, und ließ das, „Herr Gott, dich loben wir!“ anstimmen.

Man hatte in der Stadt bereits öffentliche Feste angeordnet, aber sie wünschte, daß der erste Tag dem Gedächtnisse ihres Vaters gewidmet, und durch eine kirchliche Feier begangen werden möchte. Nach Endigung derselben empfing sie im Schlosse die Abgeordneten der Zünfte und die fremden Ritter. „Man hat Euch zu einem Turnier eingeladen,“ sagte sie zu diesen, „und Ihr sollt den Weg nicht umsonst gemacht haben. Nur bin ich nicht so eitel, mich selbst zum Preise auszusetzen. Er soll in Vialta's kostbaren Waffen bestehen.“

Während sie zu den Richtern sprach, suchte ihr schüchternes Auge den darunter, der ihr nicht ganz fremd war. Aber der bescheidene Rainold hatte sich hinter die Menge zurückgezogen, und Bianca's spähender Blick konnte ihn nicht entdecken. Als die Anwesenden sich entfernten, flüsterte sie leise Meister Antonio einige Worte zu, der hierauf den Uebrigen schnell folgte, aber bald darauf mit Rainold in den Saal zurückkehrte, wo die Gräfin ihrer wartete. Hocherröthend ging sie den Männern einige Schritte entgegen. „Euch beiden,“ sagte sie anmuthig lächelnd, aber mit bebender Stimme, „Euch beiden verdanke ich, nächst Gott, den Besitz meines väterlichen Erbes, denn Ihr habt durch klugen Rath und besonnenen Eifer das Unternehmen geleitet, und ich seh' es als eine glückliche Vorbedeutung und eine besondere Gunst des

Himmels an, daß dabei kein Blut vergossen worden ist. Meister Antonio! tragt das zu meinem Andenken. Es ist noch ein Geschenk von meiner Mutter." Bei diesen Worten hieng sie Antonio eine goldene Kette um, und wendete sich jetzt zu Rainold: „Herr Ritter! ich sollte Euch auch einen Dank geben, aber ich weiß es nicht recht anzufangen. Wenn ich etwas Unschickliches thue, so muß mich meine Jugend und meine Lage entschuldigen. Der Schwache muß sich an einen Stärkern anlehnen, besonders in Zeiten, wie diese. Ihr seyd ausgegangen, Euch Fiametta's Hand zu erkämpfen. — —"

Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten; sie heftete die Augen auf den Boden, und vermochte nicht weiter zu reden.

Rainold ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, und ergriff ihre Rechte. „Mein Name ist unbescholten, wie der Name meines Geschlechts," sagte er, „und seit ich die Hirtin des Klosters gesehen, stand ihr Bild unauslöschlich in meiner Seele. Ich setze mein Leben an Euern Schutz, und bedürft Ihr für Euer Leben der Liebe und Treue, — sie wohnen in meinem Herzen." — Bianca machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihn aus seiner Stellung emporheben. Aus Antonio's Gesicht strahlte die aufrichtigste Freude. „Gnädigste Gräfin!" sagte er, „ich bürge für die Worte des Herrn Ritters von Montagna, denn er gleicht seinem Vater, dessen Diener ich viele Jahre war. Durch Eure Wahl gebt Ihr unserer Stadt eine Bürgschaft der Ruhe, und Euch selbst eine Bürgschaft des häuslichen Glückes."

Die Nachricht von der Vermählung der Gräfin erregte lauten Jubel in ganz Rivoli, denn dadurch verschwand die Besorgniß vor neuen Unruhen, welche in den damaligen bedenklichen Zeiten so leicht wieder entstehen konnten. Der Tag der kirchlichen Einsegnung wurde noch durch ein Turnier verherrlicht, und Bianca hatte die Freude, ihrem Gemahl den ersten Preis ertheilen zu dürfen.

Die Perlen.

Ein Genrebild, v. O. L. B. Wolff.

Seinem Geschicke kann Niemand entgehen, und das gerade ist oft unser Geschick, das uns selbst betrifft, was wir am meisten hassen, daß sich uns aufdrängt, was wir am meisten zu vermeiden streben; daß uns heimsucht, was gerade uns am fernsten liegt. Das sind eigentlich triviale Bemerkungen, aber in unserem verdorbenen und verderbten gesellschaftlichen Leben sind eben die ersten und am häufigsten vorkommende Wahrheiten zu trivialen Bemerkungen geworden, die Niemand hören mag, weil sich die Meisten dadurch unangenehm berührt fühlen. — Ich will noch eine Erfahrung hinzusetzen, die ich öfter gemacht, und die sich wunderbar bewährte; sie wird außergewöhnlicher klingen, als das Obengesagte, aber ich spreche sie mir und vielleicht noch Manchem aus der Seele.

Es giebt auf Erden eine Nemesis, und die Mythe der Alten ist unbekannt, aber gewaltig in das romantische Christenthum hinübergetreten, weil die Menschen, mögen sie einen andern Glauben annehmen, mit Mühe oder Kampf, wie der Wüstling eine neue Lebensweise, oder leicht und mit Behagen der Eitelkeit und des Egoismus, wie die Gefallsüchtige ein neues Kleid, doch immer Menschen bleiben. Diese Nemesis ist eine wunderliche, seltsame, sie rächt nicht immer Sünden, aber immer Gemeinheit, die wir gegen Andere ausgehen ließen, an uns selbst. — Auch ist im Grunde Gemeinheit die größte Sünde, denn sie ist kein Kind der Leidenschaft.

Und jetzt zu meiner wahren Geschichte.

Ich studierte in den Jahren 1817—1819 in Berlin und wohnte in demselben Hause, Zimmer an Zimmer mit einem jungen Manne aus der französischen Schweiz, der sich der Diplomatie widmete, der Sohn eines sehr wohlhabenden Handelsherrn und ein höchst talentvoller und liebenswürdiger Jüngling war. Die strengste, großartigste Redlichkeit machte den Grundzug seines Charakters aus, und Niemand war ein eifrigerer Wächter und Anwalt für das unter meinen damaligen Commilitonen oft über die Gebühr auf die Spitze gestellte point d'honneur als gerade er. Nicht als ob er übertrieben empfindlich und verletzbar gewesen wäre, im Gegentheile, Niemand verzieh williger und leichter, aber in zweifelhaften Fällen, die die Ehre betrafen, unterschied er mit haarscharfer Dialectik, wie Raimund Lullus oder irgend ein anderer Scholastiker glorreichen Andenkens in Sachen der Philosophie, und ich sollte meinen, daß er die Ehre so genau in ihren kleinsten Theilen zu definiren wußte, das machte ihm selbst die größte. Für die Leserinnen, und warum nicht auch für den Leser, will ich noch hinzusetzen, daß er ein sehr schöner Mann war, und die feinsten Sitten der feinen Welt mit der liebenswürdigen Bonhommie eines lebenslustigen Studenten verband.

Wir hatten Beide damals unsere faule Zeit, wie sie jeder redliche Musensohn, der etwas mehr als ein bloßes Magazin von gelehrten und ungelehrten Dingen zu werden wünscht, wenigstens ein Semester lang während seiner akademischen Jahren haben muß. Will man mir das nicht glauben, weil ich doch noch ein jüngerer Universitäts-Professor bin, so gestatte ich mir die Worte meines großen Namens-Vetters, Friedrich Augusts Wolf's, dieser Sonne unter den Philosophen, anzuführen, der einmal zu uns sagte: „Meine Herren, Sie müssen auch recht ordentlich faullenzen lernen; wer nicht aus der See-

le faullenzen kann, der kann auch nicht recht aus der Seele arbeiten, und die Wissenschaft ist kein Getreide, daß man wie ein Esel in der Mühle unaufhörlich mahlen soll. Aber das sind Nebensachen hier, denn ich komme zu bitterem Ernste nun, indem ich diese Zeilen aufschreibe; und diese Blätter aus meinem Lebens-Wanderbuche gleichen leider einem Contocourant, wo sich das Credit anfangs recht schön liest, aber nachher vom gewaltigen Debet häßlich überflügelt steht.

Enguerrand, so hieß mein Freund mit seinem Vornamen (seinen Zunamen muß ich verschweigen, denn seine Familie existirt in Lausanne), war eben so zart und verschwiegen hinsichtlich der Gefühle seines Herzens, als streng im Punkt der Ehre. Er glich, wie jede bessere Natur, der Mimosa pudica, und faltete sich auch bei der leisesten Berührung schamhaft in sich selbst zusammen.

Wir verfehlten damals nicht, fleißig die Garten-Concerte, wie sie in bestimmten Tagen der Woche in den nächsten Umgebungen Berlins während des Sommers regelmäßig gehalten werden, zu besuchen. In einem dieser Institute führte uns der Zufall mehrere Male mit einem sehr hübschen jungen Mädchen, der Tochter eines Bijouterie-Händlers, zusammen. Das holde Kind schien uns leiden zu mögen, und so verfehlten wir, besonders ich nicht, denn Enguerrand war romantischer in seiner Galanterie, ihr durch allerley kleine Artigkeiten unsere Verehrung zu bezeugen, doch waren diese bisher nur auf die Fernwirkung berechnet, weil wir uns nicht auf eine abgenutzte, alltägliche Weise, wie ein Commisvoyageur, oder sonst ein geleckter Allerweltscourmacher ihr nähern wollten; und trotz dem, daß der Sommer schon vom Herbste abgelöst war, hatten wir noch immer keine passende gefällige Gelegenheit gefunden. Endlich war Fortuna günstig, die Schöne verlor ihr Taschentuch: wir fanden

und erkannten es, jedoch als sie bereits den Mollart'schen Weinberg, so hieß, wenn ich nicht irre, jener öffentliche Garten, verlassen hatte. Das Magazin ihres Vaters wußten wir bereits, und auch, daß sie zu gewissen Stunden des Tages dort zu verweilen pflegte, was wir auch schon längst benutzt haben würden, wenn nicht gegen das Ende des Semesters unsere Kasse in zu desolaten Umständen gewesen wäre, um uns zu gestatten, dort einzutreten und irgend einen goldenen Luxusartikel für gemeine Silber-Münze zu erstehen.

Triumphirend trugen wir unsern Fund nach Hause. Enguerrand fieng fast an, zu zürnen, als ich ihm einige abenteuerliche Pläne vorlegte, um das Taschentuch auf eine eclatante chevalereske Weise an den rechten Mann, oder richtiger, an die rechte Dame zurückgehen zu lassen; ja, er wollte mir nicht einmal gestatten, es mit einem zierlich gedrechselten Sonnett zu begleiten, und wußte mir am Ende mit tausend Gründen begreiflich zu machen, daß nur er allein der Ueberbringer seyn dürfe. Ich gab lachend nach, und er umarmte mich für meine Willfährigkeit auf eine Weise, daß ich fast Gefahr lief, das Opfer seiner zärtlichen Gesinnungen zu werden. Das Tuch bewahrte er wie ein Heiligthum in seinem Bureau, und wir redeten nicht weiter darüber.

Endlich nach 6 Wochen ungefähr fiel es mir einmal wieder ein, darnach zu fragen. Da sagte er ernst: „Das Tuch hat mich glücklich gemacht, aber sprich nicht davon. Lottchen ist ein Engel.“

Natürlich schwieg ich und er auch, doch merkte ich bald, wie es mit seinem Herzen aussah; sein Verhältniß war keine Tändeley. Gegen Ende des Semesters verließ ich Berlin, um die vaterländische Universität zu besuchen. Enguerrand vertraute mir zum Abschiede als heiligsten Beweis seiner Freundschaft, daß er sich insge-

heim mit seinem Lottchen verlobt habe, und, wenn er ausstudirt, in preußische Staatsdienste zu treten denke, weil sie das einzige Kind ihrer Eltern sey, und diese sie nicht von sich zu lassen wünschten.

Enguerrand und ich schrieben anfangs häufig, und seine Briefe athmeten Freude und Lust; nachher stockte unsere Correspondenz und beschränkte sich auf bloße Grüße durch reisende Bekannte.

Fünf Jahre später besuchte ich Berlin wieder, und einer meiner ersten Gänge war natürlich zu ihm. Ich wußte, daß er seine Wohnung bey unserer guten alten Wirthin nie, so lange diese am Leben, aufgeben würde. Als die ehrliche Frau, die sich immer wie eine Mutter unserer angenommen, mich wieder sah, fieng sie an zu weinen und sagte nach den ersten Begrüßungen: „Ach der gute Hr. Enguerrand!“

„Was ist mit dem?“ — fragte ich erschreckt.

„Das wissen Sie nicht?“ — erwiederte sie; — „Ach, im August sind es gerade 2 Jahre, daß er sich oben auf Ihrem Zimmer todtgeschossen.“

„Todtgescho—“ rief ich, das Wort erstarb mir im Munde.

„Ja, leider! leider! Und er mußte sich noch so lange quälen. Sechs Stunden hat er noch gelebt, daß Ihrem und seinem Freunde, dem Doctor L., der nicht von seinem Bette wich, der helle Angstschweiß vor der Stirn stand.“

Ich war furchtbar erschüttert und eilte auf der Stelle zu L., den ich gerade traf, als er einen Krankenbesuch machen wollte. Ich mußte mich zu ihm in den Wagen setzen und fragte nun ängstlich: „Was weißst Du von Enguerrand?“

„Er hat sich todtgeschossen,“ — entgegnete L., mit seiner gewohnten Ruhe, die ihm schon früher bey uns den Namen des Phlegmatikers verschafft hatte. — „Aber weßhalb?“ — rief ich. — „Das will ich Dir sagen,“ — fuhr er gelassen fort; — „Du weißt, er hatte eine Liebschaft mit der Goldschmids-Tochter, es war ihr aber kein Ernst; sie heurathete einen reichen Mann, der des Vaters Geschäfte übernahm, und machte Enguerrand

weiß, sie werde dazu gezwungen. Der arme Junge beschließt, nach Lausanne zurückzugehen, und bittet sie, Abschied von ihr nehmen zu dürfen. Sie gewährt ihm dieses, und thut unglücklich und zärtlich gegen ihn. In der höchsten Aufgeregtheit fleht er sie um ein Erinnerungs-Zeichen an; sie hat ihm nichts zu geben; er aber reißt ihr eine Schnur Perlen vom Halse und stürzt fort, ohne darauf zu achten, daß sie ihm ängstlich etwas nachruft. Noch in derselben Stunde verläßt er Berlin. Kaum in Lausanne angekommen, wird er vor den Magistrat geladen und ihm eröffnet, er werde angeklagt, einer Dame gewaltsam eine Schnur edler Perlen entwendet zu haben. Man zeigt ihm das Protokoll, und siehe da, jene Dame hat zu den Acten gegeben, er sey ihr auf einem Spaziergange begegnet, habe ihr das Halsband vom Leibe gerissen, und sey damit fortgeeilt, glücklicherweise aber von ihr erkannt worden. Daß die Perlen ächt gewesen, hatte er nicht einmal geahnet; sie waren aus dem Laden ihres Vaters, und die eitle Närrin hatte sich damit geschmückt. Sie opferte nun Enguerrand um nicht selbst das Opfer zu werden. Unser Freund stellte augenblicklich Caution, reiste hieher zurück, sandte ihr die Perlen, bat sich eine Quittung von ihr aus, und erschoß sich nun, den Zettel in der Hand. Leider hatte er sich schlecht getroffen, und mußte sich noch 6 lange Stunden quälen.

Mich schauderte.

„Merkwürdig aber ist es doch,“ — erzählte L. gelassen weiter, und nahm dabei eine Prise — „daß der Vater der Schönen gleich darauf plötzlich starb, ihr Mann ihr Vermögen mitsammt dem seinigen durchbrachte, und davon lief, und ihr von allen Herrlichkeiten nichts blieb als eine bescheidene Rente und jenes verruchte Perlenhalsband, das ihr Niemand abkaufen will, denn die Geschichte ist ruchbar geworden.

„Nun sage mir einer, das es keine Nemesis giebt!“ — rief ich aus.

„Freilich giebt es eine Nemesis,“ — antwortete L. phlegmatisch, ließ halten und stieg aus, denn wir waren vor der Wohnung seines Patienten angelangt.

Vernichtet blieb ich im Wagen sitzen.

(Zeit. f. d. eleg. Welt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 3ter Band, 26tes Stück.

Kaiser Alexander, der Menschenfreund.

Auf einer Reise nach Polen war Kaiser Alexander I. von Rußland in der Gegend von Wilna seinem Gefolge allein vorgeeilt. In einiger Entfernung sah er mehrere Personen, welche etwas auf dem Ufer des kleinen Flusses Wilia zu schleppen schienen. Er stieg plötzlich aus, ging auf dieselben zu, und fand, daß es ein Leichnam war. Niemand erkannte ihn, und Jedermann verwunderte sich, als der Officier, für den man ihn hielt, verlangte, daß man den Todten wieder zum Leben zu bringen suchen sollte. Sogar reichte man ihm nur lässige Hülfe, als er selbst den Leichnam vollends aus dem Wasser zog, ihm die nassen Kleider abnahm, und ihm Brust und Schläfe emsig rieb. Alle seine Mühe war indeß vergebens. — Sein Gefolge holt in ein, und unter diesem befand sich, außer dem Fürsten Wolchonsky und dem Grafen von Liefen, auch der erste Chyrurg des Kaisers, Dr. Weilly. Alle viere vereinigten nun ihre Bemühungen zu gleichem Zwecke. Der Doktor erschöpfte alle Mittel seiner Kunst; der Kaiser und die andern hielten den Körper, und suchten die Arme zu erwärmen. Drei Stunden hatten bereits die Anstrengungen gedauert, als der Arzt erklärte, daß der Ertrunkene oh-

ne Zweifel todt sey. Der Kaiser wollte es immer noch nicht glauben, und befahl, eine Ader an dem entseelten Körper zu öffnen. Alexander hatte nun die unaussprechliche Freude, Blut fließen zu sehen, und bald darauf einen leisen Seufzer zu hören. Der edle Monarch rief unter größtem Entzücken aus: „Lieber Gott! das ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ wobei ihm Freudenthränen über die Wangen herabrollten. Natürlich wurden nun die Bemühungen um den Unglücklichen verdoppelt, und der Kaiser verband ihn mit seinem eigenen Taschentuche den Arm, wo ihm die Ader geöffnet worden war. Dann ließ er ihn unter Dach bringen, wohl versorgen, und gab ihm bei seinem Weggehen alles Geld, was er so eben bei sich hatte, so wie das Versprechen einer Pension für ihn und seine Familie, welche er auch gleich nachher erhielt.

Liebe und Demuth.

Nachdem Fenelon von König Ludwig XIV. von Frankreich als ein Opfer des Neides und der Verläumdung vom Hofe verbannt war, widmete er sich als Erzbischof ganz seinem Hirtenamte und bestrebte sich, seine Heerde glücklich zu machen. Sein ganzes Leben war eine Predigt, die durch Thaten lehrte. Oft gieng er Abends allein aus der Stadt, um seinen Geist und sein Herz an der Natur zu weiden, und zugleich das arme Landvolk in seinem Leiden zu trösten. Einst kam er, in heiligen Gedanken vertieft, in ein entlegenes Dorf. Gleich aus der ersten Hütte vernahm er ein lautes Klagen und Jammern. Mit raschem Schritte eilte er hinein: Kinder, warum weinet ihr? sprach der Gute, nachdem er sie liebevoll getröstet hatte, warum weinet ihr? Kann ich

helfen? — Ach nein! sprach das Weib, unsere Kuh fehlt uns schon zwei Tage, sie wird von einem Wolfe gefressen worden seyn. Ach, es war die schönste Kuh im Dorfe, glänzend-schwarz; sie hatte einen weißen Fuß, war so zahm wie ein Lamm, war unser ganzer Reichthum, wir lebten täglich von ihrer Milch. Ihr könnet ja wohl ihres Gleichen noch finden, sprach der Bischof. O nein, unterbrach ihn das Weib, die erzog ich selbst, sie kannte und verstand uns, u. s. w. Lächelnd sprach jetzt der fromme Erzbischof: hört auf, zu weinen; es wird geholfen werden, lebet wohl, auf Wiedersehen! — auf seinem Rückwege sah er in einem Gehäge etwas Lebendiges gehen. Wär's doch die schwarze Kuh! dachte er, und als er näher kam, erkannte er sie wirklich bei'm ersten Blick an dem weißen Fuß.

Der Erzbischof ergriff sie beim Strick, den sie um ihren Hals hangen hatte, führte sie eine Stunde Wegs zurück, und übergab sie den armen Leuten wieder, die sie voll Dank und Freude in ihre Hütte führten.

Fenelon wollte sich nun schnell entfernen, denn, sagte er, man wird mich ängstlich suchen. Was! versetzte der arme Mann, dem er seine Kuh wieder verschafft hatte, das laß ich nicht geschehen; und lief eilends fort, holte das halbe Dorf zusammen, beschwört den Greis, sich auf eine Tragbahre zu setzen, und so trugen sie den frommen Erzbischof, der ihren Bitten nachgab, im Triumph feierlich in die Stadt zurück.

Edle Standhaftigkeit.

Katharina, Herzogin von Sachsen, war eine geborne Prinzessin von Meklenburg, und Gemahlin Heinrichs des Frommen, Herzogs von Sachsen. Heinrich

hatte von seinem Bruder Herzog Georg nichts als Freiberg und Wolkenstein erhalten; seine Glücks-Umstände waren also für einen Fürsten nicht die glänzendsten; dennoch trotzte dieses edle Paar allen Versuchungen und Anlockungen, sie zu verbessern, mit der größten Standhaftigkeit, sobald es auf Kosten ihres Gewissens geschehen mußte, und setzten sich lieber den größten Gefahren aus. Nur ein einziges Beispiel. Herzog Georg war ein eifriger Katholik, und versuchte alles, seinen Bruder Heinrich, der sich für Luthern erklärt hatte, abwendig zu machen. Auf Anrathen des Pabstes machte er auch den Versuch, ihn durch Geld und durch Anerbiethung der größten Vortheile zu bestechen; vor allen aber sollte er suchen, rieth der Pabst, Katharinen auf seine Seite zu bringen, da sich dann das übrige bald geben würde.

Herzog Georg folgte diesem Rath. Er schickte Gesandte von Dresden nach Freiburg, die eine sehr reiche Provinz und eine bedeutende Summe baaren Geldes anboten; Anerbietungen, die einer Fürstin in ihren Umständen, wie man hätte denken sollen, nicht gleichgültig seyn konnten. Aber Katharina dachte anders. „Wozu, — sagte sie den Gesandten, — sind alle die Versprechungen und dieses Geld nöthig? Will Herzog Georg etwas, das mir zu meinem ewigen Heile frommt, so wäre sie und ihr Gemahl bereit, das umsonst zu thun: wolle er aber etwas anders, so habe er nicht Gold's und Silbers genug, sie dazu bewegen zu können. Aller Welt Reichthümer wollte sie nicht für Christus und die Religion nehmen. Sie wundere sich, wie sie Georg als Unbekannte versuchen, und glauben könnte, daß sie Leuten gleich wären, die dieses Irdische höher schätzten, als den Himmel und ihr Gewissen. Gleichwohl verzeihe sie ihrem Schwager von ganzem Herzen, und würde nicht unterlassen, für ihn zu Gott zu bitten. Die Gesandten aber

würden ihr eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn sie je eher je lieber Freiberg verließen, damit nicht Andere wenigstens durch sie bestochen würden. Denn ihre Sprache schien ihr der Sprache des Versuchers zu gleichen, die er gegen Christus geführt: dieses alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest. Sie wünsche indessen ihrem Bruder langes Leben, Gesundheit und den Genuß eines ruhigen Alters. Sie wären mit ihrer Armuth zufrieden, und wünschten nichts als ein reines Gewissen zu erhalten, und selig aus dieser Welt zu gehen; alles übrige stellten sie ruhig Gott anheim. — Die Gesandten wurden hierauf gefragt, wo sie hin wollten? und als sie antworteten: Nach Dresden zurück, so wurde ihnen ein sicheres Geleit mitgegeben, das sie sicher und ungekränkt dahin zurückführte. — Dieser Edelmuth blieb nicht unbelohnt. Herzog Georg überlebte seinen Erbprinzen, und nach seinem Tode ward sein Bruder Heinrich, so gerne Georg es auch verhindert hätte, Erbe, und Katharina ward die Mutter des großen und glücklichen Kurfürsten Moritz.

Belohnte Neger-Treue.

Ein reicher Gutsbesitzer in Amerika hatte einen Sklaven gekauft, gegen den er wegen seines sauren Aussehens und seiner verschlossenen Gemüthsart sehr eingenommen war. Eines Tages bekam Aurelius, (so nannte er ihn) von seinem Herrn den Auftrag, beim Abwägen von Waaren, die versendet werden sollten, die Aufsicht zu haben; und da dieser so mancherlei betrügerische Kunstgriffe bemerkte, welche seine Kameraden bei diesem Geschäfte sich erlaubten, so legte er so unzwei-

deutige Proben der Treue gegen seinen Herrn zu Tage, daß dieser, der ein geheimer Zuschauer des Geschäftes gewesen war, nach ihm schickte, um sich nach seinen Umständen genauer zu erkundigen.

Aurelius schüttelte auf die an ihn gemachte Frage den Kopf, und bat, ihn mit solchen Nachforschungen zu verschonen; da aber sein Herr mit Fragen in ihn drang, so sagte er: „Ach, mein Herr, sag mich wahr, lug wie Prahler; sag mich falsch, mich schlechter Mann; mich kann nicht sprech.“ Die menschenfreundliche Neugierde des Herrn wurde nun noch mehr gereizt. Du darfst mir nichts verhehlen, sagte er zu seinem Sklaven mit Rührung, ich will und muß es wissen. „Nun denn — versetzte Aurelius — Ihr armer Sklave war ein Herr in seinem Lande, so gut es ein Schwarzer seyn kann.“ Aber wie bist du denn verkauft worden? fragte der Herr. „Mich fangen, Rache und böses Ding; Massa mich fangen aus Rache, aber mich nichts Schlechtes gethan.“

Hast du eine Familie? fragte der Herr. „O ja (indem er in Thränen ausbrach) mich Weib, mich Kinder; aber (indem er die Hände zusammen schlug) sie nicht Sklav, dank Gott, sie nicht Sklav.“ Der Gutsbesitzer war über die warme Liebe, womit Aurelius von seiner Familie sprach, tief gerührt. Gut, sagte er, nachdem er ein paar Augenblicke geschwiegen hatte, du wünschest also nicht, sie in derselben Lage hier bei dir zu haben, in der du dich befindest; aber würdest du dich nicht freuen, wenn ich dich zu ihnen in dein Land zurückschickte? „Bitte bitte Massa! (deutsch Meister oder Herr) rief er aus, indem er auf seine Kniee niederfiel — arme Schwarze fühlen; mir Weib lieb, Kinder lieb; aber gut Massa nie verlaß, mich will nicht klag; mich dienen, mich danken, so lang mich leb.“

Nachdem der Gutsbesitzer sich nach allen Umständen genau erkundigt, und die Schritte gethan hatte, welche seine Menschenfreundlichkeit ihm eingab, ließ er an einem Morgen den Aurelius zu sich auf sein Zimmer rufen. Ich und du, Aurelius, — sagte er beim Hereintreten zu ihm — müssen scheiden; deine dankbare Anhänglichkeit an mich verdient den besten Lohn. Du bist von dieser Stunde an ein freier Mann, gehe in dein Vaterland zurück, und bist du wieder, was du ehemals warest, so denke bisweilen daran, daß es unter den Engländern auch theilnehmende Menschen gibt. — „Nie, nie verlaß Massa wieder — rief der treue Neger aus; — Gott nicht lieb, mich Massa verlaß: Gott liebt guten Manns Weib und Kinder, mich dienen, mich dienen, bis ich sterb.“

Würdiger Neger — rief der Herr aus, indem er von seinem Sitze aufsprang — so empfange denn den Lohn deiner edlen Gesinnung. Siehe, siehe — indem er die Seitenthüre öffnete — das Weib und die Kinder die du liebst, und sey für immer der Freund deines glücklichen Herrn! Keine Feder vermag den Auftritt zu beschreiben; eine ganze Familie lag mit unaussprechlichem Entzücken zu den Füßen ihres Wohlthäters. Er hob sie freundlich auf, hieß sie, sich fassen, und sagte ihnen, er habe dafür gesorgt, daß sie in seiner Nachbarschaft glücklich mit einander leben können, weil der Feind in ihrem Vaterlande noch am Leben sey, der ihrer Familie nachstelle, daß sie aber nach dessen Tode die volle Freiheit haben sollen, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Auch der Arme kann edel denken und handeln.

Ein vornehmer Officier von der französischen Armee war einst in eine Kirche zu Lyon gekommen, um daselbst

sein Gebet zu verrichten. Er war überhaupt in seinem Gottesdienste sehr eifrig, und wenn er sein Gebet verrichtete, so konnte man schon an den Zügen seines Gesichts sehen, wie feurig seine Andacht sey. Zu dieser Zeit war aber sein Herz besonders mit dem wärmsten Danke gegen die Vorsehung erfüllet, weil seine Gemahlin, die er zärtlich liebte, erst wieder von einer schweren Krankheit genesen war. Ein Armer kniete neben ihm nieder, und da er sein Gebet gesprochen hatte, so flehte er den Officier um ein Almosen an. Dieser griff in die Tasche, und gab dem Armen einige Goldstücke, ohne sie zu besehen, und ohne den Mann zu betrachten, der ihn um eine Gabe angesprochen hatte. Der Arme kannte den Werth dieser Goldstücke nicht; er wunderte sich aber darüber, und besah ein Stück nach dem andern. Er ging zur Kirche heraus, blieb aber vor der Thüre stehen. Hier wies er einem angesehenen Manne ein Stück, und fragte, wie viel das wohl werth sey? Es ist ein Louisd'or, war die Antwort; ich will dir zwei Laubthaler dafür geben. — „Nein, mein Herr, sprach der Arme, wenn das Ding zwei Laubthaler werth ist, so muß ich das dem Herrn wieder geben, von dem ich's hier in der Kirche erhalten habe; der Herr war so eifrig in seinem Gebet, und hat sich gewiß vergriffen; auch muß ein Armer nicht so viel nehmen.“ Du bist ein rechter Narr, behalt's doch, sagte Jener, es wird dir nicht alle Tag regnen; gib nur her, weil du ein armer Kerl bist, so will ich dir doch drei Laubthaler geben. „Nicht doch, antwortete der Arme; und wenn ich noch viermal mehr dafür kriegen sollte; der Herr muß erst wissen, was er mir alles gegeben hat; ich bin zwar ein armer Mann, aber betrügen will ich nicht.“ —

Endlich kam der Officier aus der Kirche. Der Arme nahm seine Mütze ab, und reichte ihm die Hand hin,

in der die empfangenen Goldstücke lagen. Der Officier suchte etwas Silbermünze, und wollte es in die Mütze werfen, als der Arme dieselbe zurückzog und sagte: „Nicht doch; sehen Sie nur, was Sie mir in der Kirche gegeben haben, da ich neben Ihnen kniete, das ist wohl für mich zu viel; denn der Herr da, der jetzt eben hinein ging, wollte mir für dies hier (er wies auf den Louisd'or) erst zwei, dann drei Laubthaler geben; nehmen Sie es wieder, ich will Niemanden betrügen.“ Der Officier erstaunte, als er in der Hand des Armen vier Goldstücke, und unter denselben eine Denkmünze erblickte, die er erst vor einigen Tagen für fünf Dukaten eingewechselt hatte. Er sah den ehrlichen Armen an, und sagte: „ich habe dir zwar nicht diese Goldstücke, sondern Silbermünze geben wollen; aber da ich sehe, daß du so redlich und ehrlich denkst, so magst du sie behalten; willst du indessen lieber Silbergeld haben, damit du nicht betrogen wirst, so komm mit in meine Wohnung, da will ich dir anderes Geld geben.“ Der Arme gab ihm die Goldstücke, und folgte ihm nach. Der Officier zählte ihm 16 Laubthaler hin. Der Arme erschrak, legte die Hände zusammen, küßte drauf die Hand seines Wohlthäters, nahm einen Laubthaler nnd wollte fortgehen. Du sollst sie alle sechzehn nehmen, sagte dieser. „Das kann ich nicht, antwortete der ehrliche Arme mit gerührtem Herzen; so viel brauch' ich nicht, und ist mir auch nichts nütze; vertheilen Sie die übrigen unter andere Arme, und Sie werden Segen dafür haben.“ Der Officier bewunderte noch mehr die Großmuth und edle Denkungsart dieses Mannes, zwang ihm noch zwei Laubthaler auf, bezahlte jährlich dessen Wohnuug, die er durch seinen Bedienten ausforschen ließ, schickte ihm jährlich vier Scheffel Korn, sorgte für die Tochter desselben, daß sie gut unterichtet wurde, bat ihn alle Monate einmal zu Tische, und gab ihm auch alle Monate noch etwas Geld.

Die beiden Kaufleute zu London.

Zu London lebte im vorigen Jahrhunderte ein Kaufmann, dem einige Jahre hindurch Alles glückte, was er sich vorgenommen hatte. Seine Schiffe liefen mit reichem Gewinn ein, und ihm ward unter allen Kaufleuten mit besonderer Hochachtung begegnet. Allein auf einmal sah er sich, wie ein anderer Hiob, seines ganzen Glückes beraubt. Die Seeräuber nahmen ihm drei reichbeladene Schiffe weg, zu gleicher Zeit brannten ihm zwei Häuser ab, und sein ganzes Vermögen ging verloren. — Als dieser Mann sich in größter Traurigkeit befand, so wurde er von einem Freunde besucht, dem er sein Unglück mit thränenden Augen erzählte. „Mein Freund! — antwortete ihm dieser — der große Verlust, den Sie erlitten, rührt mich, und ich halte mich für doppelt verpflichtet, Ihnen zu helfen, weil Sie mein Freund und mein Wohlthäter sind; denn Ihnen habe ich es zu danken, daß mich nicht eine Leidenschaft besiegt hat, die dem Laster sehr nahe kam, und deren Befriedigung mich in's Verderben gestürzt hätte. Ich will Ihnen dreißigtausend Pfund geben, wenn sie meinen, sich damit aufhelfen zu können. Gelingt es ihnen, so können Sie dieselben mir nach Belieben wieder abzahlen; wo nicht, so habe ich Ihnen dadurch bewiesen, daß ich Ihr wahrer Freund bin." — Der unglückliche Kaufmann nahm das Anerbieten seines großmüthigen Freundes mit Dank an, und gab sich alle Mühe, seine Handlung wieder in Flor zu bringen. Es glückte ihm auch in der That, daß er alles doppelt wieder gewann, und binnen zehn Jahren in den Stand gesetzt wurde, seinem Freunde die dreißigtausend Pfund wieder zu geben. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1 8 3 3.

Vierter Band.

München.
Bey Ign. Jos. Lentner.
(Leipzig, bey Friederich Volkmar.)

Alphabetisches Register.

Inhalts = Verzeichniß.

Räthsel, Charaden, Logogryphe rc. rc.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 1tes Stück.

Das Traumbild.

Erzählung von L. Kruse.

Tief in einem wenig besuchten Forste des südlichen Deutschlands, auf einer mäßigen Anhöhe, von hohen, pittoresken Felsen umgeben, deren wilde Gesträuche und abenteuerliche Formen, dunkles Nadelholz, uralter Granit und hin und wieder altes Gemäuer, den Zuschauer in die Ritterzeit zurück versetzten, erhebt sich, mit dem Andenken an jene, durch ihre Dunkelheit ehrwürdige Zeit sonderbar abstechend, ein schon in weiter Ferne weißglänzendes, modernes, im sogenannten italienischen Geschmack erbautes Schloß, vornehm auf die alterthümlichen Vorwerke und die russigen Hütten des unten liegenden Dorfes niederschauend.

Es ist augenscheinlich auf der Grundlage einer alten niedergerissenen Burg aufgeführt worden, von welcher keine Ueberreste mehr vorhanden waren, als eine äußere freistehende Einfahrtspforte, an die sich von beiden Seiten, wahrscheinlich in früherer Zeit, Ringmauern angeschlossen haben. Diese Pforte von grauem Sandsteine trägt noch ein altes, aber wohlerhaltenes, in späteren Zeiten sichtbar ausgebessertes, mit einer Grafenkrone ge-

schmücktes Wappen; ein Umstand, der im Vereine mit mehrerem Andern nicht wenig dazu beitrug, die das neue Schloß besitzende, zwar reiche, jedoch bürgerliche Familie dem Gerede der umwohnenden Leute bloszustellen; obgleich von allen, immer mehr verschollenen, Gerüchten wenige nur zu der Zeit, wo diese Erzählung eigentlich anfängt, noch lebendig waren, oder vielmehr durch die inneren Verhältnisse dieser Familie am Leben erhalten wurden.

Diese bestand aus dem kränklichen, daher selten zum Vorschein kommenden Hausvater, seiner rüstigen Gattin und drei Kindern. In einer langen Reihe von Jahren herrschten in diesen Mauern, innerhalb scharf gezogener Grenzen, neben einander Freude und Leid. Leid! denn nicht so sehr körperliche Hinfälligkeit — wie die Meinung außerhalb des Schlosses war — als eine unruhige, bis zum Wahnsinne grenzende Schwermuth hatte sich des Gemüthes des Schloßherrn bemächtigt, und ihn so eng gefesselt, daß er, noch weit von den Sechszigen, das Ansehen eines fast achtzigzährigen Greises hatte, wodurch die trübe Unruhe, die aus seinem ganzen Wesen sprach, die ängstliche Stille, die seine Gegenwart ringsum verbreitete, und selbst auf die heitern Kindergemüther beengend wirkte, den mürrischen Launen des Alters zugeschrieben wurden. Tagelang hütete er das Zimmer, und war selbst dann nicht immer den eigenen Kindern sichtbar. Den Umfang der Schloßmauern verließ er mit jedem kommenden Jahre immer weniger, besuchte selbst den Garten höchst selten, und dann immer nur von der rüstigen, herrischen Gattin begleitet, die im Voraus dafür Sorge trug, das Gesinde, ja zuweilen sogar die Kinder zu entfernen, die freilich, seit ihrer zartesten Kindheit, in seiner Gegenwart verschüchtert und düster dastanden; während die Mutter — was jene bei

reiferen Jahren immer deutlicher bemerkten — mit schar-
fer Umsicht und behender Klugheit die, ihnen unverständ-
lichen, jedoch zuweilen schauerlichen Reden des Vaters
unterbrach, oder diesen eine begütigende Wendung gab,
ja wohl auch mit einem bedeutenden, drohenden Blick,
der ihn einschüchterte, ihn entweder zum Schweigen
brachte, oder, unter einem aus der Luft gegriffenem Vor-
wande, sie schnell entfernte. Jedoch außer dem Bezirke,
den sein Athemholen, möchten wir sagen, mit einer be-
engenden Schwüle erfüllte, herrschten fast unbeschränkt
die unschuldig lärmenden Freuden der Kindheit, und die
heitern Spiele der Jugend; welche selbst die Anwesen-
heit der rüstigen ernsten Hausfrau zwar nie verdarb,
wenn sie gleichwohl einige Schärfe, die sie aus dem ste-
ten Umgange mit dem geisteskranken Gatten, und aus
ihren sorglichen Bemühungen um ihn eingesaugt haben
mochte, durch ihr herrisches, mitunter scharfes Benehmen,
mit dahin brachte, das besonders durch den merklichen
Unterschied, denn ihre Mutterliebe zwischen den Kindern
machte, diesen fühlbar wurde. Die älteste Tochter Ju-
lie, war ihr Liebling, als ihr verjüngtes Bild, wenn
gleich nicht von ihrer rüstigen Natur. Schön, blaß, sanft,
von der zartesten Kindheit an, mehr als billig verzärtelt,
so nervenschwach, daß der kleinste Schreck sie zum Zit-
tern, und der leiseste Widerspruch zu Thränen brachte,
trat sie doch gern als Vermittlerin zwischen der Mutter
und den wilden ausgelassenen Geschwistern auf; und die
Nachsicht mit ihren kleinen Versehen, welche dem mütter-
lichen Gefühle nicht abzubringen war, bewirkten nicht sel-
ten ihre Liebkosungen. Daher hiengen auch beide Ge-
schwister mit unbeschreiblicher Liebe an ihr, so wie sie sich
auch unter sich, ohne Julien darum weniger zu lieben,
oder auf eine gehässige Weise zu beneiden — über die

geringere Sorgfalt der Mutter, welche jener fast ganz allein zu Theil geworden war, — zu trösten wußten.

Die blühende Ida, wenn auch nicht schöner, doch glänzender, als die Schwester, war von weit kräftigerer Natur, obgleich nicht, wie sie, von der Mutter selbst gesäugt, die ihr eben deßhalb, der Meinung der Geschwister nach, einen größeren Antheil an ihrer Liebe zugewandt hatte. Während Julie fast nie aus den Augen der Mutter kam, in reiferen Jahren immer mehr um sie, und daher auch um den Vater selbst war, und so in das Geheimniß seines Zustandes und in das Vertrauen der Eltern mehr als jene eingeweiht wurde, tummelte sich Ida mit dem Bruder Egon immer im Garten, oder in der Gegend umher, fast unbeachtet von der Mutter, die zwar schalt, wenn sie sie aus dem Fenster in des Bruders Begleitung auf einem Pferderücken erblickte, aber bald wieder vergaß, bis ihr Zorn, mit heftiger Angst vermischt, in einen gewaltigen Sturm losbrach, wenn sie bemerkte, daß die andern Kinder Julien, die gern, wenn es nur thunlich war, zu ihnen hinunter schlüpfte, zu einem ähnlichen Wagespiele verleitet hatten. Alsdann traf eine scharfe, fast harte Ahndung nicht diese, sondern Ida, und es fehlte wenig, daß beide Schwestern von einem solchen Augenblick an, von dem wilden trotzigen Egon, dem Aeltesten von den Geschwistern, auf immer getrennt wurden; auf ihn schien ohnedies, so lange die Kinder sich zurück errinnern konnten, die Mutter eine entschiedene Abneigung geworfen zu haben; wogegen sie ihn, so wie auch er sich selbst, für den Liebling des Vaters hielt, der sich indeß nur wenig mit den Kindern abgab; weniger, wie es ihnen vorkam, aus schwermüthiger Abneigung, als durch den gebieterischen Willen der Mutter, die sorgfältig darauf achtete, daß er nie mit einem von den Kindern, besonders mit dem Knaben allein gelas-

sen würde. Trotz dieser Gewalt über ihn, übte er darum nicht weniger in gewissen Stücken einen Einfluß, dem sie keinen Widerstand leistete, auf sie aus; denn so deutlich es den Kindern auch war, daß die Mutter den Knaben nicht leiden konnte, so oft hatten sie auch bemerkt, daß der Vater ihr jede Härte, die sie in seiner Gegenwart gegen den Knaben bezeigte, mit einer Heftigkeit verwies, der sie allemal begütigend nachgab; so wie er auch zuweilen, ohne irgend eine sichtbare Veranlassung, diesen fragte, ob er zufrieden sey? ob ihm nichts fehle? ob er nichts wünsche? Auch erhielt der Knabe, auf sein ausdrückliches Verlangen, einen sehr gewandten Erzieher, und genoß einer, in einer so abgelegenen Gegend höchst ausgezeichneten Bildung. Ja, zum stillen Aerger der Mutter, sah sie sich genöthigt, so wie er größer ward, mit ungewöhnlichem Aufwande für seine Kleidung und Zeitvertreib zu sorgen, und ihn in einem noch sehr jungen Alter mit Pferden und Hunden zu versehen, wobei sie es jedoch an Strenge und Vorwürfen hinter dem Rücken des Vaters nicht fehlen ließ.

Bis zu des Erziehers Ankunft im Schlosse, der natürlich auch mit Menschen außer demselben in Verbindung trat, hatte noch nichts von der Gemüthskrankheit des Besitzers in der Umgegend verlautet. Nun dagegen lebten durch gegenseitige Mittheilungen alle oben angedeuteten Gerüchte wieder auf. So zum Beispiel, als der Erzieher einmal erzählte, daß der Schloßherr, den er freilich selten und nie allein sprach, wenn er von den Fortschritten des Sohnes mit ihm redete, diesen zuweilen den jungen Grafen benannte, von welchem Ausdruck die Gattin indeß immer bemüht war, seine Aufmerksamkeit abzulenken, woraus er auch schloß, daß die Sinnverwirrung des Gutsherrn von übertriebenem Hochmuth herrühre, und daß dieser noch immer mit dem Gedanken

umgehe, sich, oder wenigstens den Sohn, wo möglich, in den Grafenstand erheben zu lassen; so wollte man sogleich diesen Umstand mit alten Sagen in Verbindung bringen. Man wollte nämlich wissen, daß der jetzige Schloßherr, als er zuerst, vor nicht viel weniger als zwanzig Jahren hierher gekommen war, sogleich damit angefangen hatte, die alte zwar baufällige, aber noch in allen ihren Theilen bestehende Burg, mit großer Eile niederzureißen und von neuem aufführen zu lassen; daß er mit seiner Familie in den zuerst fertigen Flügel des neuen Schlosses schon eingezogen, ehe noch der letzte und festere Theil des alten Gebäudes, den sie bis hieher bewohnt hatten, niedergerissen wurde. Er wäre damals ein kräftiger Mann von mittleren Jahren gewesen, hätte den neuen Bau schnell und thätig betrieben, obgleich viele sonderbare und unerwartete Hindernisse sich ihm entgegengestellt; so erzählten, zum Beispiel, die älteren Leute im Dorfe, zur Widerlegung vorerwähnter Behauptung des Erziehers — es wäre jedesmal ein Unglücksfall unter den Arbeitern eingetroffen, wenn sie angefangen hätten, die noch stehende alte Einfahrt niederreissen zu wollen, bis der neue Schloßherr sich endlich entschlossen, sie stehen und selbst das alte Wappen daran ausbessern zu lassen. Von dem Augenblicke an scheine ein verdoppeltes Gedeihen seine Betriebsamkeit zu segnen; keine weiteren Hindernisse waren seitdem mehr eingetreten, allein in dem Verhältnisse, wie das äußere Glück sich ihm fügte, scheine sein persönliches Wohlsein rückgängig zu werden. Er war von der Zeit an immer kränklich, düster und in sich verschlossen, während die frühere rüstige Thätigkeit auf die Gattin übergegangen zu seyn scheine. Andere dagegen behaupteten, daß dieser kränkliche Zustand erst später, zur Zeit der Ankunft des Sohnes in dem Schlosse, eingetroffen sey, denn er selbst wäre nur mit

seiner Gattin und zwei kleinen Töchtern, von welchen die Jüngste kaum jährig gewesen, angekommen. Erst etliche Jahre hernach wäre der Knabe, der doch der Aelteste von den Kindern sey, wie vom Himmel herabgeschneit, plötzlich erschienen; welcher Umstand zu mehrerlei Vermuthungen Anlaß gegeben hatte, zum Beispiel, so wie einige behaupteten, daß er zwar das Kind des Ehepaares, aber vor der Ehe geboren sey, aus welchem Grunde auch die stolze Frau, die sehr streng auf ihre Ehre hielt, sich seiner Anerkennung lange widersetzt haben soll, und deßhalb ihm noch immer gram war! Andere dagegen wollten wissen, daß er nur ein adoptirtes Kind sey, mit dem es ein ganz eigenes Bewandtniß habe. Beide Theile aber waren darin einig, daß ihn ein fast bettelhafter Kranker, ein noch junger Mann, der später für seinen Erzieher gegolten, in die Gegend gebracht — doch nicht selbst, vielleicht einer tödtlichen Schwäche wegen, das Schloß betreten hatte; denn er war in einem etwas entfernten Vorwerke eingekehrt, wo der Schloßherr ihn kurz vor seinem Tode, der bald nach seiner Ankunft erfolgte, besucht, und selbst den Knaben, zum großen Aerger der Frau, in's Schloß geführt habe.

Von allen solchen Gerüchten, die nur leise geflistert wurden, und sich bald wieder verloren, um immer seltener wieder aufzutauchen, erfuhren die Geschwister nichts. Von Kindheit an Zeugen der Gemüthskrankheit des Vaters, und der sonderbaren Lebensweise im Schlosse, machte Alles, was dem Erzieher so unheimlich vorschwebte, und jedem Fremden auch so vorgekommen seyn würde, auf ihren jugendlich leichten Sinn keinen Eindruck. — Der erste Kummer, der ihnen begegnete, war die Trennung; denn in einem noch sehr jungen Alter schickte die umsichtige Schloßfrau den Sohn mit seinem Erzieher auf eine nicht sehr entfernte Universität, von welcher der

Lehrer nie wieder in das Schloß zurückkehrte, obgleich Egon, freilich mehr um der Ungeduld des Vaters Genüge zu leisten, als um seinen eigenen Wünschen nachzugeben, die Erlaubniß erhielt, zweimal jährlich, auf einige Wochen das väterliche Haus zu besuchen. Es war ihm selbst, so wie er erst mehr in der Welt gelebt hatte, und zu reiferer Erfahrung gekommen war, deutlich geworden, daß die Mutter gern jeden Fremden von dem beklagenswerthen Zustande des Vaters fern zu halten suchte; und wirklich wirkte auch dieses bei jedem Besuche immer zerreissender und räthselhafter auf sein eigen Gemüth. Darum eilte er immer mit einem Gemisch von Freude und Grauen, von Widerwillen und Sehnsucht in die Heimath, wo Ida's neckische, laute, ausgelassene Freude, ihn eben so sehr anzog und erheiterte, als Juliens sanfte, zarte Ergebung, deren flehende Blicke aus den strengen Augen der kalten Mutter selbst einen Strahl von Liebe auf ihn hinüberzogen; doch kaum hatte er die Sehnsucht in dem Umgange und Vertrauen der geliebten Schwestern gestillt, als es ihn fast nicht mehr im Hause litt. Ungeduld über das nicht verschuldete kalte Benehmen der Mutter, eine unwillkührliche, drückende Scheu vor dem räthselhaften Vater, der ihm dennoch so gut war, dessen auflodernde Freude bei seiner Ankunft sich aber bald in eine Art scheuer ceremonieller Ehrfurcht auflöste; ja selbst Mitleid mit den armen Schwestern, die ohne geselligen Umgang und hinreichende Geistesnahrung, die Bücher ausgenommen, die er bei seinen Besuchen umtauschte, ein höchst freudenleeres Leben geführt haben würden, wenn sie je ein besseres gekannt, und nicht so liebevoll und vertrauend an einander gehangen hätten, daß sie nichts vermißten — Alles das beklemmte sein Herz; und wenn der Reisewagen wieder mit ihm unter der alten Einfahrt hinausfuhr, fiel

ein Stein von seiner Brust, als wären es Kerkermauern, die er hinter sich.

So hatte er, in mehr als sechs Jahren, seine Besuche in dem Vaterhause jährlich wiederholt. Sein Universitätsleben ging zu Ende. Er hatte sich, nach dem Willen der Eltern, keinem bestimmten Fache gewidmet, weil diese, was seine Studien betraf, immer ein sonderbares Schwanken geäußert, und zuletzt es ganz ihm selbst überlassen hatten, den Wissenschaften obzuliegen, zu welchen ihn sein Genius zog. Egon war 23 Jahre alt, und vielleicht hätte die Mutter ihn, Gott weiß, wie lange noch, auf der Universität gelassen, wenn nicht eben zu der Zeit ein viel besprochener Schwindelgeist hin und wieder die studierende Jugend ergriffen hätte, welcher doch der Mutter bedenklich genug vorkam, um so mehr, da die Entfernung die Gerüchte von der Gefahr verdoppelte — um sich bewogen zu finden, ihn zurück zu rufen, und so lange zu Hause zu halten, bis er die Reise in's Ausland antreten sollte, von welcher der Vater immer sprach, während er in seiner Gemüthsverwirrung es nicht über sich gewinnen konnte, sich satt zu essen, damit der Sohn sich mit um so größerem Aufwande in der Welt zeigen könne.

Der Gedanke, mehrere Monate, ja vielleicht den ganzen Winter in dem einsamen Schlosse zubringen zu müssen, flößte Egon einen heftigen Schrecken ein; und in diesem gab er einem Einfalle nach, ohne zu bedenken, oder vielmehr ohne bedenken zu wollen, wie sehr der Ausführung desselben die Mutter entgegen seyn würde; ohne zu ahnen, welch' ein höchst sonderbares Verhängniß er dadurch über sich und einen Theil seiner Zukunft herabzog.

Unter Egons vielen Universitätsfreunden befand sich ein Jüngling, den er vor Allen seinen Freund nannte,

und von dem er, so wie es oft in der Jugend der Fall ist, unzertrennlich war. Adolph von Zanne war ein junger Mann von mäßigem Vermögen, aber durchaus frei und unabhängig. Schon mündig und ohne nahe Verwandte, beschränkte er keine seiner Launen. Er verlebte so eben die glückliche Zeit, wo das freie Herz sich gerne gehen läßt, und wo der heitere Sinn einen flüchtigen spähenden Blick um sich wirft, als erwartete er, daß ein plötzliches Glück ihm zustoßen müsse, das seinem Leben und seiner Zukunft eine neue und bestimmte Gestaltung geben könne. Er liebte das Land, Pferde und Jagd. Egon that dasselbe. Was Wunder denn, daß Beide sich einander unentbehrlich wähnten, und daß Adolph, fast ehe noch der Freund seine Einladung, ihn auf einige Monate in die Heimath zu begleiten, ganz ausgesprochen hatte, dieselbe annahm. Von keiner Seite fand weder Bedenken noch Berechnung statt. Adolph von Zanne dachte in dem Augenblicke eben so wenig an die Schwestern des Freundes, deren Liebenswürdigkeit ihm doch, aus dessen warmen Mittheilungen und ihren eigenen Briefen, recht gut bekannt war, als Egon selbst daran, daß er welche habe. Diesem war es nach der Einladung erst eingefallen, wie er dieß Wagniß bei der Mutter entschuldigen, und dem Freunde, für den er übrigens kein Geheimniß hatte, das innere Verhältniß der Familie im mildesten Lichte darstellen könnte; nichts desto weniger beruhigte ihn bald sein jugendlicher Muth. Die Freunde reisten ab.

Bei dem Eintritte in das väterliche Haus bemerkte indessen Egon recht gut, mitten in den feurigen Umarmungen der Schwestern, die in ihrer Freude seinen Begleiter ganz übersahen, den betroffenen finstern Blick, den die Mutter auf diesen warf; während Adolph nur Augen hatte für die beiden reizenden und doch so ver-

schiedenen Gestalten, welche die ganze Fülle ihrer Anmuth, in dem unbefangenen Erguß schwesterlicher Liebe, arglos an den Tag legten. Egon beeilte sich daher, ihr den Freund vorzustellen. Die strengen Züge verzogen sich zu einem düstern Lächeln, ihre Lippen bebten, und der Sohn zitterte schon beklommen vor dem Bewillkommungsgruße, den jene entladen würden, als die Hinterthüre des Zimmers rasch eröffnet wurde, und der Schloßherr, der sonst nie in dem Vorsaale erschien, aber von dem Rasseln des Wagens an das Fenster gezogen, seine unruhige, wirre Sehnsucht diesmal nicht bezähmen könnend, in einem ziemlich cynischen Morgenanzuge, mit offenen Armen, schnell in's Zimmer trat, und auf Egon hinschritt.

Dieser nahte sich eben so schnell, um in seine Umarmung zu eilen, als plötzlich des Vaters Auge auf den Fremden fiel. Betroffen bei seinem Anblicke, trat er scheu ein Paar Schritte zurück, ließ die Arme sinken, und mit einem verstarrten auf ihn hinschweifenden Blick, verbeugte er sich schüchtern und ehrerbiethig vor Egon, mit den Worten: „Willkommen, Herr Graf! ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet, weiß Gott! mit Sehnsucht — bringen Sie vielleicht einen hohen Verwandten mit, der —"

„Du irrst dich. Es ist ja Egon, unser Sohn," fiel die Frau ungeduldig, scharf und schnell, mit einem Ausdrucke ein, dessen ganze Bitterkeit sich in einem schneidenden Blicke, der Auf Egon fiel, verrieth.

„Ja! bleibe!" flisterte der Schloßherr in seiner Umarmung, weinend und weich — „bleibe, damit ich ruhig fortgehen kann! und verrath' es Keinem; du bist ja doch ein flinker, hübscher Bursche geworden. „Nicht wahr? Nicht wahr?"

„Es ist nicht kindlich, Egon," nahm die Mutter gleichmüthig, aber mit drohenden Blicken das Wort,

„daß du uns auf die Ankunft deines Freundes, wie willkommen er auch ist, nicht vorbereitet hast. Du weist, der Vater ist schwach, und daß der Anblick jedes fremden Gegenstandes einen krampfhaften Einfluß auf seine Sinne übt. Verzeihen Sie, mein Herr!“ fügte sie, gegen Adolph gewandt, hinzu, „wenn mein Sohn, vielleicht auch Sie unvorbereitet in ein Haus gebracht, das Krankheit mit ihrem ganzen widrigen Gefolge schon lange heimgesucht hat, und daß selbst in der ersten Stunde Ihres Besuches ich meinem häuslichen Berufe treu bleibe.“

Noch ein zerschmetternder Blick traf Egon, indem sie, einige Worte dem Gatten in's Ohr raunend, ihn, der still die Augen niederschlug, und willig folgte, aus dem Zimmer führte. Die lieblichen Mädchen, die während dieses kurzen Auftrittes Zeit gehabt, ihr unschuldiges Uebersehen des vornehmen, hübschen Fremden zu bemerken und zu bereuen, standen schweigend und in wahrer ländlicher Verlegenheit erröthend da, welcher Egon sich nicht einmal beeilte, ein Ende zu machen. Selbst verlegen und verstimmt, trat er an ein Fenster hin. Adolph dagegen, leichtsinnig, lebensfroh, und sehr entzündbar, hatte kaum die Worte der Hausfrau, und noch weniger den ersten Auftritt bemerkt, so verloren war er in dem Anblick der Anmuth, die sich in unbefangener Liebenswürdigkeit vor seinen Blicken entfaltete, und er würde sich auf der Stelle verliebt haben, wenn jene nicht getheilt und so höchst verschieden vor ihm gestrahlt hätte, daß weder seine Sinne noch sein Herz eine Wahl zu treffen vermochten.

Niemand hatte noch ein Wort gesprochen, als die Mutter ernst und gefaßt wieder hereintrat; — thätig und unbefangen, als wäre nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ließ sie die Dienerschaft für die mitgebrachten Pakete sorgen, und befahl, dem Fremden ein Zimmer

anzuweisen. Allein in der ersten Stunde, wo sie mit Egon allein sprach, warf sie ihm mit Bitterkeit seine Undankbarkeit und Unbesonnenheit, ohne Erlaubniß einen Fremden auf das Schloß zu führen, vor. Der Sohn, sich wohl bewußt, daß er nicht von ihr geliebt sey, und sich immer mehr zu dem leidenden kranken Vater, der auch, wie es schien, von ihrem hochfahrenden Wesen gedrückt war, hingezogen fand, zugleich fühlend, daß er kein Kind mehr war, gab, vielleicht eben, weil er sich nicht ganz vorwurfsfrei fühlte, eine Antwort, die nicht ohne Trotz war; er meinte, „daß sein Herz doch dankbarer, als ihre Liebe warm sey.“ —

Er hatte noch nie eine ähnliche Aeußerung gewagt. Sie sah ihn durchdringend an. „Du sprichst, wie ein unwissendes Kind,“ sagte sie endlich heftig; „und doch kannst du Recht haben. Ja! ich liebe dich nicht; denn dein Leben hat das meine bis in's innerste Mark verzehrt; denn kannst du mein, unser Dasein Leben nennen? Aber eben darum habe ich Liebe und Dankbarkeit von dir verdient — bringe dich nicht um Alles!“

Sie verließ ihn schnell; niemals wurde diese Saite, oder die Veranlassung zu einem solchen Anklange berührt. Es war, als brächte die wiederkehrende Besonnenheit, die selbst sie einen Augenblick verlassen hatte, eine größere Milde gegen den Sohn mit sich zurück; gleich, als wolle sie die kalte Aufnahme wieder gut machen, kam sie seinem Freunde nachher mit einer Zuvorkommenheit und Feinheit entgegen, die Egon tief und versöhnend zu Herzen gingen, weil sie ihm bewiesen, wie tiefe Wunden das Verhängniß dieser Frau hatte schlagen müssen, um sie einer bessern Vergangenheit so sehr entfremden zu können.

Der Busenfreund eines geliebten Bruders braucht nicht halb so hübsch und anziehend zu seyn, wie Adolph

von Zanne es war, um Eindruck auf ein Paar unschuldige und dabei empfängliche Schwesterherzchen zu machen. Indeß trat noch keine Spur von Liebe, nicht einmal von Verlieben, hervor. Sie waren ihm alle Beide nur gut; die Schranken, welche ländliche Verschämtheit, mehr als Sittsamkeit, die den Ruhm davon trägt, zwischen so verschieden erzogenen jungen Leuten von beiden Geschlechtern aufstellt, fanden hier gar nicht statt, weil der Bruder, ohne es eigentlich selbst zu wissen, ihnen von beiden Seiten über die erste Unbeholfenheit des besser Bekanntwerdens weghalf; und so herrschte denn bald eine freudige, arglose Vertraulichkeit unter den vier jugendlichen Gemüthern, die nur von Alphons Seite immer befangener wurde. Er empfand einen Hang zum Lieben, aber dieser Hang schwankte zwischen beiden Schwestern, die ihm so unschuldig, so unbefangen entgegen kamen, daß er, der schlechterdings kein Neuling mehr war, keine Hindernisse irgendwo erblickte, die ihn zu einem raschen Entschluß hätten versuchen können. Er bezeigte sich gleich überall liebevoll, gleich einschmeichelnd gegen Beide; doch bemerkte er nicht undeutlich, daß er wohl auf die zarte, schwärmerische, stille Julie einen größeren Eindruck, als auf die heitere, leichtsinnige Ida gemacht habe; wodurch der eitle Jüngling sich innerlich getrieben fühlte, sich noch eifriger um die Gunst der jüngeren Schwester zu bewerben, welche alle seine Schmeichelworte über das Lächeln des geliebten Bruders zu überhören schien, von dem ein traulich winkender Blick genug war, sie aus der Nähe des Freundes nach seiner Seite hinüberzulocken. Aber je weniger sie seine Bemühungen bemerkte, oder zu bemerken schien, denn auch die Natur hat eine unbewußte Coquetterie, die diese Benennung veredelt, desto schmerzlicher fielen sie der reizbaren tieffühlenden Julie auf, und um so mehr, als die beneidete Schwester ihr undankbar gegen seine Huldigung vorkam. Die feine Röthe, die ihre Wangen seit seiner Ankunft belebte, begann wieder sich zu verlieren. In sich gekehrt, saß sie oft stundenlang mit gebeugtem Haupte, wie eine frühe Frühlingsblume, die, nach einem kurzen erwärmenden Strahle der beglückenden Mittagssonne, zu schnell den eröffneten Kelch dem ersten erstarrenden Nachtfroste preis gibt. Ihre stille Betrübniß, die erste Qual des zarten Herzens, das bisher durch die mütterliche Sorgfalt nur zu sehr verwöhnt war, von welcher keines von den Geschwistern die

kleinste Ahndung zu haben schien, entgingen nicht dem sorglich hörendem Blicke der Mutter. Dieser drang in das ihr immer offene Gemüth Juliens, und mit Schrecken las sie die Liebe darin. Mit Schrecken — denn tief in ihrer Seele lag schon seit lange ein Widerwillen vor dem bloßen Gedanken, daß diese Tochter ihr je eine Seele vorziehen könne. Der Augenblick der Entdeckung schloß sich sogleich dem des Handelns an. Juliens stiller Harm war auch nicht dem eiteln klugen Blick, dessen lockender Gewalt sie schon als Opfer heimgefallen war, entgangen. Fachte dieser schmeichelnde Sieg vielleicht seine schwankenden Empfindungen bis zur Flamme an, oder war es nur ein dankbares Gefühl des eitlen Herzens, das in seinen Augen zum ersten Male loderte, deren Flammensprache nur zu deutlich, ein ähnliches, aber verborgeneres in den ihrigen entsprach? Genug, die unbewußte Bitterkeit, die ihren Busen erfüllte, verschmolz in diesem Augenblicke in eine emporlodernde Hoffnung, von deren Seligkeit sie noch keinen Begriff gehabt. Sie war sich selbst kaum mehr mächtig. Ihr Blick flammte von einem Feuer, der eine tiefe Röthe über ihre Wangen wieder verbreitete, das ihr ganzes Wesen durchzuströmen schien. In diesem Momente war es, wo eine schneidende Empfindung den Fuß der eintretenden Mutter auf der Schwelle festhielt. Gewohnt aber, rasch und thätig zu verfahren, eine ihren Gefahren drohende Gefahr vorausahnend, ohne doch fassen zu wollen, daß diese schon vorhanden war, berief sie die Tochter zu sich, in das anstoßende Zimmer zurück tretend. Dort von ihrem eifersüchtigem Gefühle hingerissen, nun zum ersten Male aus Furcht, einen Plan, dem eben dieses Gefühl in ihrem stillem Sinne lange wiederstanden hatte, vereitelt zu sehen, fragte sie rasch schonungslos, mit einer Art unbewußter Bitterkeit gegen den Störer desselben, die, ohne daß sie es wollte, die Tochter tief verletzte: „was diese plötzliche Veränderung ihres ganzen Wesens bedeute? ob der junge Fremde gewagt habe, ihr einen Antrag zu machen?“

Julie verneinte es mit einem Seufzer; der strenge Ton der sonst so gütigen Mutter, vor der sie nie gewohnt war, etwas zu verbergen, trieb das Geständniß ihrer beseligenden Gefühle, das ihr bereits auf den Lippen bebte, zurück.

„Gott sey Dank!“ versetzte mit freudigem Triumph die sonst so kluge, jetzt auf einmal so blinde Frau; „ich befürchtete schon eine heimliche Bewerbung, welche deine Eltern zurückweisen müßten. Laß dich, liebes Kind, nicht von einem jungen Laffen beschwatzen, der nicht mit meinem Willen sich es hier wohlschmecken läßt. Für deine Zukunft ist gesorgt, von diesem Augenblick an; denn so will ich dich mir nicht entführen lassen. Sollte er dir einen Antrag machen, Kind, so weise ihn ab, kurz, wie er es verdient; denn wisse, meinem liebsten Kinde ist eine Grafenkrone bestimmt. Das Wappen über der alten Einfahrt sollst du zu seinem alten Glanze wieder erheben.“

Sie umarmte lächelnd, liebkosend die verstummende Tochter, obgleich es war, als siegte in diesem Augenblicke ein niedergekämpftes bitteres Gefühl in ihrer Brust. Sie erblaßte, biß die Lippen zusammen, und verließ das Zimmer schnell. Ach, warum mußte eine gehässige Empfindung in ihrer Brust, eine liebende weit natürlichere bezwingen? hätte sie nur der Armen, entfärbten, fast hinsinkenden Tochter in das erlöschende Auge geblickt! War es vielleicht eine höhere Strafe, daß ein rasches unbesonnenes Wort dieses Herz, das sie selbst durch liebkosende Nachsicht, durch die süßesten Schmeicheleien, die ihr männliches Gemüth hervorzaubern konnte, so zart und reizbar gebildet hatte, brechen mußte? Die ersten seligen Hoffnungen, der Himmelsstrahl, der ihre Brust zum ersten Male, zum eigentlichen Leben durchglühte, hatte der rauh ausgesprochene mütterliche Wille wie ein jäher Sturm verweht, und mit ihnen das irdische Daseyn der zarten Pflanze! Ein Zucken fuhr dem armen getäuschten Kinde durch alle Nerven, ein erstickender Krampf umfaßte ihre Brust. Sie sank ohnmächtig zu Boden, und riß den schweren Lehnstuhl, an den sie sich sinkend gehalten, mit sich um. Das Geräusch zog die jungen Leute aus dem Nebenzimmer, wo die Geschwister mit Adolph zusammen getroffen waren, herbei. Das arme Mädchen wurde in ihr Zimmer geführt, die Mutter geholt. Einen solchen Erfolg ihrer sorgenden Klugheit hatte sie nicht erwartet. So wie fast alle thätigen und heftigen Frauen, wurde auch sie um so schneller von Reue und Verzweiflung ergriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 2tes Stück.

Das Traumbild.

(Fortsetzung).

Julie wurde zu Bette gebracht. Sie erholte sich bald etwas wieder, und lächelte schwach Allen zu, auch Adolphen. Niemand wußte in der Verwirrung recht, wie dieser in das Zimmer gekommen war; ihm war es, als habe die Mutter selbst ihn heftig zum Fenster hineingezogen. Ihre Angst war unbeschreiblich; zum ersten Male schien ihre ruhige Besonnenheit mehr als augenblicklich gewichen zu seyn. Juliens Mangel an Besinnung hatte zwar aufgehört, aber das Zittern aller Glieder, die zuweilen fast erstarrenden Augen, der scharfe Zug um den unbeweglichen Mund, verriethen noch immer den gegenwärtigen innerlichen Krampf. Nach einer langen ängstlichen Stunde erholte sie sich zu voller schmerzlosen Besinnung wieder. Dieser Augenblick, von einem sanften Lächeln des geliebten Kindes begleitet, gab der Hausfrau erst eine Art von Fassung wieder, die sich doch in einem unruhigen ungestümen Treiben aussprach. Sie gebot sogleich Allen, sich zu entfernen. Sobald sie mit der Kranken allein geblieben war, knieete sie vor dem Bette nieder, und ergriff ihre Hände.

„Theures! theures Kind!“ flehte sie, „was ist dir begegnet? was hat dich so schnell in den fürchterlichen Zustand versetzt? Gütiger Gott! bin ich zu hart mit dir verfahren! Warum hast du mir auch zum ersten Mal eine Lüge gesagt?“

„Nein, Mutter!“ erwiederte Julie, „ich habe dir wahr geantwortet — er hat mir keinen Antrag mit Worten gemacht, und ich weiß nicht, ob ich den Blick, womit er mich ansah, als du in das Zimmer tratest, so deuten kann; allein das weiß ich, daß der Blick mein Inneres entflammte, entzückte und verzehrt — ich fühlte mich eine Minute lang so überaus glücklich — deine Worte machten mich ja fast in demselben Augenblick unbeschreiblich elend, arm, kalt — warum habt ihr mich wieder zum Leben erweckt!“

„Gütiger Gott. Du liebst ihn also,“ sagte die Mutter, die Hände ringend.

„Es muß wohl so seyn,“ versetzte Julie, ohne aufzusehen. „Ich weiß nicht — ich bin nicht mehr, die ich war. — Solche Seligkeit, solchen Schmerz habe ich noch nie empfunden. Mutter! Mutter! Laß mich sterben, ich will keine Grafenkrone tragen, ach! nun weiß ich, warum die steinerne Pforte mich immer so unheimlich angesprochen, als wäre sie ein Grabmal — mein — mein Grabmal!“

Nein! Nein! rief die Mutter, in Thränen ausbrechend: „das verhüte Gott! nur nicht sterben, für dich habe ich gelebt und gesorgt, ohne dich — habe ich mir selbst nur zum Fluch gelebt. Lebe, lebe, mag geschehen, was will, ich verspreche es dir, du sollst keine Gräfin werden, oder wenigstens die nicht, die ich meinte. Er ist ja auch von guter Herkunft. Deinetwegen habe ich mich mit dem Vater gequält, um deines Lebens willen muß er sich fügen. — Lebe! ich nehme mein Wort zurück.

Du sollst ihn haben, den du liebst, müßte ich auch selbst für dich freien, ich schwöre es dir, wenn du mir aufkommst, er soll der Deinige werden, er liebt dich ja, und auch er kann Graf werden. Es gibt Mittel zu Allem, wenn man nur die rechten wählt. — Liebes Kind! freue dich, und erhole dich wieder — die Freude tödtet nicht, und du bist ja doch wieder froh."

Ich weiß nicht, Mutter!" erwiederte Julie schwach und lächelnd mit einem verklärten Blick — „ich muß ihn erst sehen. Es ist mir, als könne ich mich nicht mehr freuen, als wäre das steinerne Wappen schon auf meine Brust heruntergestürzt, und hätte sie zerschmettert! ich weiß nicht."

Die Mutter verstummte plötzlich, bei den letzten Worten erbleichend; dann rief sie, auf einmal sich fassend und rasch aufstehend: „Er soll kommen! ich wage es, ich will — —"

„Um Gottes willen!" unterbrach sie Julie ängstlich, — „treibe nicht! mir schwindelt der Kopf. Es ist so wüst, so dumpf, so verworren darin. Sage ihm nichts, Mutter! ich bitte dich herzlich, er hat mir ja nichts gesagt!"

Die Mutter, die endlich anfing, sich ihres ungestümen Treibens bewußt zu werden, küßte sie leise auf die brennenden Wangen, und rief Ida, an ihrer Stelle bei der Schwester zu bleiben. Mit erleichtertem Herzen, hoffend, verließ sie das Zimmer der Tochter, um sich in stiller Einsamkeit zu sammeln. Je ruhiger sie Alles überwog, desto mehr billigte sie den so schnell gefaßten Entschluß. Sie wußte selbst nicht, welcher unselige Gedanke — vielleicht die Furcht, die Tochter aus ihrer Nähe zu verlieren — sie einen Augenblick verleitet hatte, dem lange widerstandenen Dringen des sinnverwirrten Gatten, dem ihr Inneres immer widerstrebt hatte, in ihrer Un-

ruhe nachzugeben. Es bewegten sich in ihrer Phantasie Entwürfe, die Tochter zu bereichern, zu erheben, gegen welche sich jedoch in ihrem Innersten eine Stimme erhob, die sie mit kräftigem Hochmuth zu ersticken strebte, aber doch nicht zum Schweigen bringen konnte; vielleicht eben darum begab sie sich nicht ganz ohne Verlegenheit zu dem Gatten, der von dem Vorgefallenen nur den nächsten Erfolg erfahren hatte. Er hatte die Unruhe im Hause bemerkt, und Ida ihm die Krankheit der Schwester nicht verhehlt.

Er saß still in sich vertieft, ruhiger als sonst, ein seltenes Lächeln spielte um seinen Mund. „Ist sie krank?“ fragte er, „will sie sterben?“

Die Gattin sah ihn betroffen an. „Du freuest dich darüber?“ fragte sie im Innern schaudernd.

„Was Gott thut, ist wohlgethan!“ sagte er, die Hände still faltend. „Deine Affenliebe für sie hat mich lange gequält. — Sie ist ein schönes Mädchen, Gott segne sie, und sollte mir Segen bringen. — An dir liegt es nur, daß sie mir alle Tage Gift reicht — Pillen, kleine Pillen, und auch du. Pillen von Bitterkeit und Haß. Sie möchte ja gerne leben, wenn nur du um ihretwillen nicht haßtest. — Darum muß sie sterben, sage ich dir, sie muß, hörst du, — du — die Kinder, alle — ach, Gott, und ich erst zuletzt.“

„Sie?“ rief die Gattin in Gedanken versunken — „Nein! Nein! Sie darf nicht sterben, sie soll leben.“

„Soll sie?“ fragte der Schloßherr, wieder lächelnd. — „Ja wenn du meinst, die Gräfin soll leben.“

Sie sah ihn lange betroffen an: „Beruhige dich, und laß mich walten, Ludalf,“ sagte sie bittend. „Ich nehme Alles auf mich.“

„Ja so!“ versetzte er mürrisch, „das sagst du wohl; aber ich will ruhig sterben, ich will“ — rief er, seine

ganze Kraft sammelnd, und schlug mit der Faust auf den Tisch — „ich bin Eures Giftes satt, es kann mich ja nicht tödten.“

Ruhig, ruhig!“ redete die Frau gebieterisch, jedoch mit Thränen in den Augen: „oder du zwingst mich, dir Gift zu geben, dich nicht ruhig sterben zu lassen, hörst du Ludalf?

„Ja, ja,“ versetzte er verschüchternd und leiser — „ich will ja ruhig sein, ich möchte dir gern vertrauen, aber ich kann nicht — und ich hoffe noch,“ setzte er leise schmunzelnd hinzu, „daß sie stirbt, und dann noch eine, und dann du und dann ich —“

Sie schauderte bei den leisen Worten; der Aberglaube, daß dem Wahnsinne eine Sehergabe verliehen ist, erfaßte ihr schon genug beklommenes Herz. — Die Unruhe trieb sie wieder schnell zur Kranken hin. Es lag ihr am nächsten, ihr ihre ganze Pflege zu weihen, und so schickte sie, was sie sonst nie zuvor gethan hatte, Ida zu dem Vater, den sie in so erregtem Zustande nicht allein lassen durfte. Diese fand ihn ruhig, sinnend, nur etwas verwundert über ihre ungewöhnliche Erscheinung bei ihm. Er sah sie lange mißtrauisch an, winkte ihr dann zu sich hin, und flisterte liebkosend: „Bist du ganz gesund? wirst du nicht sterben? O lerne aus ihrem Tode, Kind! ach! du bist ja immer gut gewesen — laß dich nicht bereden, mich auch zu vergiften — glaube mir, es ist eine große Sünde. Sterbe lieber, Kind!“ Er brach in Thränen aus, sah sie wehmüthig an, und wandte sich von ihr weg.

Es war dem armen Mädchen unheimlich zu Muthe. Sie war fast nie allein bei dem Vater gewesen, und hatte nur selten einem Ausbruche seiner Sinneverrücktheit beigewohnt; allein ihrer Pflicht eingedenk, bezwang sie ihre Angst; doch war es ihr, als legte sich der erste Schatten einer dunkeln Zukunft um ihre Seele.

Die Mutter fand Julien still, schmerzenslos, aber äußerst matt, so matt, daß die freudigste Hoffnung mit allen ihren Strahlen zwar glänzend an ihrem Herzen vorüberschwebte, doch ohne in dasselbe eindringen zu können. So vergingen ein Paar Tage ohne Zunahme von Besserung, allein auch ohne Verschlimmerung; nur wollte kein Schlaf ihre Augen schließen. Der Arzt sah sie bedenklich an, ohne einen Ausspruch zu wagen, ohne ihr irgend ein Heilmittel zu reichen. Zeit und Ruhe, meinte er, wäre vor Allem nöthig. Die Mutter that indessen in unruhigem Treiben Alles, um die Lebensgeister der Tochter zur Thätigkeit anzuregen, und lähmte so, ohne es zu ahnen, den letzten Rest ihrer Kräfte. Sie ließ sogar endlich den Bruder rufen, denn bis hieher war Allen der Eintritt verwehrt, um eine Veranlassung zu bekommen, seinen Freund mit in's Zimmer zu lassen. Denn als sie bemerkte, wie die Blicke der Tochter, obgleich matt und halb erlöschend, dennoch von einem Strahl beglückter Liebe oder himmlischer Verklärung beseelt, auf ihm ruheten, zog sie, auf den Augenblick bauend, Egon mit sich aus dem Zimmer, und ließ die anscheinend Liebenden allein. Adolph, dessen Herz, sey es nun durch die Gefahr des Mädchens oder durch die Furcht eines Verlustes, dem die Umstände einen Anstrich von Unersetzlichkeit gaben, in eine weiche Extase gerathen war, sank tief gerührt vor dem Bette nieder. — Was Beide mit einander gesprochen, ob sie gesprochen? wir wissen es nicht! — wie die Stunde endigte, ist nur kundbar geworden. — Als die Mutter nach einiger Zeit die Zimmerthüre wieder leise öffnete, sah sie ihn noch in derselben Stellung, wie sie ihn im Herausgehen bemerkt hatte, vor dem Lager niedergesunken. Er hatte die Hände gefaltet, und seine Blicke ruhten starr auf der Geliebten. Er machte der nahenden Hausfrau ein abwehrendes Zeichen und flisterte: „Stille, sie schläft.“

Höchst erfreut, mit verhaltenem Athemzuge, trat sie immer näher, bückte sich mit klopfendem Herzen über das Mädchen nieder, nach ihrem Athemzuge lauschend. — So stand sie lange, ohne Laut, ohne Bewegung. Plötzlich erbleichend aber, legte sie schnell die flache Hand auf der Tochter Wange, laut und scharf aufschreiend: „Nein! sie ist todt!“

Es war, als habe dieser Jammerruf das ganze Haus durchdrungen; denn Alles, nahe und ferne, gerieth in Aufruhr. Die Mutter hörte und sah nichts, starrte nur düster und ohne Thränen die Erblaßte an, während das Gesinde heulend sie und das Bette umgab. Egon hatte schon früher das Schloß verlassen. Ida war bei dem Vater — ihr Ohr hatte zwar das unheimliche Geräusch erreicht, doch wagte sie, trotz ihrer Herzensangst, die ihr beinahe das Vorgefallene verrieth, den Vater nicht allein zu lassen.

Endlich belebte sich die regungslose Bildsäule der Mutter wieder, das dunkle Feuer ihres scharfen Blickes war erloschen, die kräftige Haltung des Körpers verschwunden, die metallreiche Stimme ihrer Brust schwach und tonlos geworden. In sich zusammengesunken, verrieth nur eine krampfhafte Beweglichkeit, daß das innere unruhige Treiben ihrer Seele ihr noch aus ihrem vorigen Daseyn geblieben war. — Sie winkte Allen, das Zimmer zu verlassen, und schloß sich allein bei der Leiche ein. Es war, als kümmerte die Außenwelt sie nicht mehr. Nach mehreren Stunden trat sie wieder heraus, ermuthigt, entschlossen, fest, mit der kalten Entsagung, die das Unabänderliche einer kräftigen, über Klagen erhabenen Seele einflößt. Sie nahete sich dem Kreis ihrer Familie, die beiden Kinder hatten sich unwillkührlich dem schwächlichen Vater angeschlossen. Beide weinten, so auch der schweigende Vater; doch war man versucht zu meinen,

daß er Freudenthränen vergoß. „Habe ich es nicht gesagt?“ rief er der eintretenden Gattin entgegen.

Ohne ihm darauf etwas zu erwiedern, fragte sie, sich umsehend, nach Adolph von Zanne. Egon hatte ihn nach seinem Zimmer schleichen sehen. Sie begab sich sogleich zu ihm, und als sie nach einer langen Unterredung zurückkam, flisterte sie dem Sohne zu: „Gehe, und sage dem Freunde Lebewohl! Er darf, er muß nicht in diesem Trauerhause bleiben. Nun siehst du die Früchte deiner voreiligen Einladung. — Es soll kein Vorwurf seyn,“ unterbrach sie sich plötzlich erschüttert. „Es war so Gottes Fügung. Gehe!“ wandte sie sich zu Ida, mit einem wehmüthigen, fast reuigen Blick auf den Gatten, „ich will nun bei dem Vater bleiben, und mein altes Amt, obgleich auf eine neue Weise, übernehmen.“

„Ich gehe,“ sagte Ida mit einer höchst beengenden Empfindung, die sie ihrer herzlichen Trauer zuschrieb, obgleich dieß Gefühl erst seit einer Minute ihre Brust fast zum Ersticken zuschnürte; „ich gehe zu der Schwester.“

„Nein!“ rief die Mutter rasch, — „noch nicht! die Thür ist abgeschlossen; und wenn auch nicht, ich verbiete es; auch dir, Egon; Euch Beiden. — Doch fürchtet nicht, Ihr sollt sie noch sehen, Ihr sollt sie hören,“ fügte sie mit Gewicht hinzu. Sie schloß sich bei dem Gatten ein, und kam den ganzen Tag nicht mehr zum Vorscheine.

Aus dem Fenster sah Ida, Adolph von Zanne, bis zu der alten Einfahrt von Egon begleitet, fortreisen. Er sah nicht auf, und Egon brachte ihr nicht einmal einen Gruß von ihm. Es fiel ihr nicht auf, sie würde es im Gegentheil für eine Sünde gehalten haben, in diesem Augenblicke sich mit seinem Bilde zu beschäftigen; das der Schwester erfüllte nur ihr Herz, ihre Phantasie. So ging es auch dem Bruder; Beiden war dieser Schlag

gleich unerwartet gekommen; Beide weinten an dem treuen geschwisterlichen Busen den gemeinsamen herben Schmerz aus.

Nicht blos äußerlich, sondern auch in dem Innern der noch immer rastlosen Frau, war indessen eine große Veränderung oder vielmehr eine gänzliche Verwandlung vorgegangen. Es war, als wäre der Widerstand, den sie eine lange Reihe von Jahren hindurch dem Willen, dem Gewissen, der Krankheit selbst ihres innerlich zerrissenen Gatten entgegengesetzt hatte, in eine liebevolle, jetzt unabänderliche Ergebung in seine Absichten hingeschmolzen. Zum ersten Mal schienen ihr die Liebe, der Gehorsam, das Vertrauen der früher vernachlässigten Kinder wichtig geworden zu seyn. Ihr Sinn, wiewohl noch immer auf einen Punkt gerichtet, vorher so starr, war nun durch den Tod des einzigen Wesens, an dem sie warm und innig gehangen, in eine ihr sonst fremde Demuth aufgelöst. In der schnellen, gewaltsamen Erschlaffung aller Lebensgeister der geliebten Tochter, erblickte sie weniger eine durch die Erschütterung des verzärtelten Nervensystems schnell herbeigeführte natürliche Stockung, als ein höheres Strafgericht, eine Warnung aus einer andern Welt, ihr und des Gatten Seelenheil nicht muthwillig zu verscherzen. Sie theilte diesem, liebevoller als selbst in den Jahren ihrer jungen Liebe, zwar nicht ihr nächstes Vorhaben, sondern ihren endlich erfolgten Entschluß, dem der Tod der einen Tochter einen noch vollständigeren Erfolg verhieß, mit. Es war, als erlöschte diese Zusicherung zwar noch nicht den Irsinn, allein doch dessen Aengstlichkeit in seiner Seele; um so fester schritt sie zur Ausführung ihres Vorhabens: ja sie dachte dadurch bei dem Gatten selbst eine heilsame Erschütterung zu bewirken. Die Besonnenheit ihres Gemüths hatte sich wieder ganz eingefunden.

Sie betrieb nun mit den Untergebenen die Anstalten zum Begräbniß, während die Geschwister noch immer sich selbst überlassen waren. Ihnen war es, als sey mit der entschlafenen Schwester das Verbindungsmittel zwischen ihnen und der Mutter vernichtet. Sie fühlten sich allein auf sich selbst verwiesen, und schloßen sich inniger und fester aneinander. Egon, sonst jugendlich heiter, unverdrossen, kühn, schien nun, das erste Mal, da sich der Tod so unerwartet und so verwundend in seine Nähe geschlichen, in eine nie zuvor gekannte Weichheit aufgelöst. Gern wäre er heimlich der Heimath entflohen; jedoch fühlte er sogleich, daß er sich auch in diesem Augenblicke nicht gern von der Schwester, dem einzigen Herzen, das an ihm und an dem er hing, und die keine andere Stütze als ihn hatte, trennen könne. Wenn ihr vorher von schelmischer Freude strahlender Blick nun so wehmüthig auf ihm ruhete, versprach er in der Seele, sie nie zu verlassen, und drückte sie zärtlich an seine Brust, während sie mit den Armen um seinen Hals geschlungen, sich unbefangen den brüderlichen Küssen hingab.

So war endlich der dritte Abend herangekommen; die Bestattung der Leiche sollte am nächsten Morgen vor sich gehen. Die Geschwister hatten noch immer nicht die Entschlafene gesehen; die Mutter hatte ihrer seitdem nicht wieder erwähnt; und doch berief sie nicht allein die Sitte der Religion, sondern auch das sittliche Gefühl in ihrer Brust, in ihrer Nähe zu beten. Die Mutter hatte es ihnen ja auch fast räthselhaft verheißen. Es war bereits spät; die Mitternacht nahete, aber die Geschwister trennten sich nicht; ein Vorgefühl von etwas wichtigem, fast Bedrohlichem, hielt sie fest aneinander geschlossen.

Da trat endlich die Hausfrau, in tiefer Trauer, ernst aber sanfter als sonst, mit einem fast demüthigen

Ausdrucke ein, und winkte ihnen, wieder umkehrend, ohne Worte, ihr nach dem großen Saale des Schlosses zu folgen. Gänge und Zimmer, wodurch sie schritten, waren düster erhellt; ein schmaler schwarzer Fußteppich, der die Treppe hinunterführte, und den sie in entgegengesetzter Richtung betraten, wies ihnen den traurigen Weg an. Mit klopfenden Herzen traten sie in den Saal. Hier strahlte ihnen heller Kerzenschein entgegen.

Die Halle war ringsum schwarz behängt. Eine dichte Reihe von zahllosen Kerzen umgab wie eine Glorie mitten in der Grabes Nacht, im ziemlich weiten Kreise, den schmalen auf eine Stufe gestellten Sarg, in welchem Juliens blasses Gebild im weißen Nonnenkleide mit schwarzen Bändern ruhete. Die eine Hand lag auf dem Herzen; die andere, flach ausgestreckt, trug zwei einfach goldene Ringe. Der Vater saß in einem Lehnstuhle am Haupte der Leiche, ruhiger als sonst, sein Auge ruhte mild, fast lächelnd auf den eintretenden Kindern. Die Mutter ergriff die Hände Beider, führte Egon in die Nähe des Vaters und trat selbst mit Ida an die andere Seite des Sarges, dicht an diesen. Alle schwiegen, Alle waren im schweigenden Anblick der geliebten Entschlafenen verloren.

Endlich fuhr die Mutter wie aus einem schweren Traume auf, und sprach entschlossen, jedoch mit zitternder Stimme: „Knieet um den Sarg, Kinder! und betet; dann wollen wir uns zum ersten Mal traulich in der Gegenwart des entschlafenen Engels mit einander besprechen. Durch mich spricht sie zu Euch! Gebe Gott, daß wir mit erleichtertem Herzen uns Alle wieder erheben. Hier liege ich — höre ich ihre verstummte Zunge flistern, sehe ich ihre geschlossenen Blicke reden — das Opfer der langen unweiblichen Härte meiner Mutter, das Opfer einer Strafe, von Gott gesandt, ihr Gewissen zu erschüttern. Es ist geschehen, Kinder! betet und höret!“

Ihre Worte verloren sich in ein lautes Schluchzen. Sie beugte den Kopf zu dem Rande des Sarges hinab, und während die Kinder mit beklommenen Herzen beteten, rang sie mühsam nach Fassung. Nur der Vater blieb mit einem lauernden, lächelnden Ausdrucke stille sitzen.

Da erhob die Frau das Haupt wieder.

„Hört, Kinder!“ begann sie, „die alte Burg, auf deren Mauern dieß neue Schloß errichtet ist, gehörte vor Jahren dem letzten Sprossen eines alten gräflichen Geschlechtes. Sie war in älteren Zeiten dessen Stammgut gewesen. In den neueren war die Familie auf Güter hingezogen, die dem geselligen Verkehr näher lagen, und so wurde das alterthümliche Gebäude in einer entlegenen, von dem Treiben der heitern Welt entfernten, fast wilden und unwegsamen Gegend, — so wie seine Felder und Herrlichkeiten habsüchtigen Pächtern, — selbst der Oede und Verlassenheit preis gegeben. Der letzte Graf von Adlerhorst war zu reich und zu leichtsinnig, um dieß abgelegene Eigenthum zu einem Gegenstande seiner Sorgfalt zu erheben, um so weniger, da er keinem seiner andern schönen Güter, sondern nur den Lockungen eines üppigen Weltlebens seine Aufmerksamkeit schenkte.“

„Dieser junge Mann stürmte in die Welt hinein, und auf seinen Untergang los. Nur auf den Genuß des Augenblicks bedacht, taub für die Warnungen einer, wie man sagte, liebenswürdigen Gemahlin, uneingedenk der Zukunft seines neugebornen einzigen Kindes, häufte er Verschwendung auf Verschwendung.“

„Zu der Zeit heirathete ein armes, nicht ungebildetes, damals sehr schönes Fräulein einen jungen, obgleich aus einer entfernten Seitenlinie, doch bürgerlichen Verwandten; einen klugen und verschlagenen Kopf, der früher Gelegenheit gehabt, ihren armen Eltern freundschaft-

liche Dienste zu leisten, und dem sie nachher, noch vor der Verheirathung des Grafen, in einem Augenblicke, wo ihre Reize eine solche Gewalt über diesen ausgeübt hatten, daß sie sich berechtigt glaubte, sich die größten Hoffnungen zu machen, aus Wohlwollen und Dankbarkeit eine vortheilhafte Stelle in den Geschäften desselben und in seiner Nähe verschafft hatte. Dieser junge Mann gewann bald sein ganzes Vertrauen, und da der Graf seine Warnungen eben so kalt, wie die seiner nächsten Angehörigen aufnahm, sich dabei in immer wilderem Strudel stürzte, glaubte der Geschäftsführer, daß er ohne Selbstvorwürfe die Verschwendung des Grafen, der er doch keinen Einhalt thun konnte, lieber zu seinem als zu Anderer Nutzen lenken könne. Er war schon eine reiche, angesehene Parthie, als er seiner Verwandtin die Hand bot, die sie zwar ohne Liebesschwärmerei, jedoch mit Wohlwollen, annahm. Kurz hierauf brach der letzte Damm, der sich, die Verschleuderung des Grafen noch etwas abwehrend, entgegen stemmte, ein. Seine Gemahlin starb, noch bevor sie, durch mächtige Freunde und ihren eigenen Einfluß auf den Gatten, es durchgesetzt hatte, daß wenigstens das alte Stammgut, dessen Urkunden und Documente schon durch die Zeit und die Unruhe des Krieges verloren gegangen waren, im Verein mit ihren eingebrachten Gütern, zu einem unveräußerlichen Majorate erhoben wurde."

„Von dem Augenblicke ihres Todes an wurde ein reiches Gut nach dem andern, selbst diejenigen, die ihr zugehörten, welche der Graf, als Vormund des Sohnes, in Händen hatte, verkauft. Der Geschäftsführer mußte ihm dabei zur Hand gehen, und fast alle blieben sie in seinen Händen, wenigstens bis er den vollen Werth von diesen, die der Graf um ein Spottgeld verschleudert, eingelöst hatte. Zuletzt behielt er nur dies entfernte,

damals unansehnliche Eigenthum übrig. Der schwache Funken eines väterlichen Gefühls in seinem Busen hatte es, das Unbeachtetste von Allen, in seinem dadurch getrösteten Leichtsinne, vielleicht auch zufolge eines seiner Frau gemachten Gelübdes, mit beharrlicher Festigkeit dem Sohne bestimmt. Allein nie gewohnt, sich einen Wunsch zu versagen; unfähig der Enthaltsamkeit, zwangen ihn alte Schulden und neue Genüsse, den Entschluß zwar nicht aufzugeben, aber ihn zu umgehen. Käufer suchte er nicht länger, hätte solche vielleicht auch nur schwer zu dem entlegenen Gute gefunden; aber er suchte es zu verpfänden; und da der Geschäftsführer Niemanden, der sich dazu willig fände, wußte, oder vielmehr selbst keine Lust hatte, wie viel er auch gewonnen, etwas davon auf Geradewohl hinzugeben, flehte ihn der Graf an, ihm gegen dieses Pfand selbst eine Anleihe zu machen, oder durch seine Bürgschaft die nöthige Summe zu verschaffen."

„Es hatte von jeher der Gattin des Geschäftsführers nicht gefallen, daß dieser alle die schönen heimlich erworbenen Güter, obgleich mit großem Vortheile, wieder verkauft hatte. Sie hatte nie das Weltleben geliebt, und war des Aufenthalts auf dem Lande, von jenem entfernt, von Jugend auf gewohnt; allein sie mußte die Vorsicht ihres Gatten billigen, so wie er, voraussehend, daß, wenn sie nur eins ihrer erworbenen Güter, die alle auf erborgte Namen geschrieben waren, bezögen, nicht allein die Augen der Welt, sondern auch die des Grafen, tiefer als es ihnen angenehm seyn würde, in ihre Verhältnisse eindringen möchten. Dies Gut dagegen lag in einer entfernten, abgelegenen, aber wie es hieß, höchst reizenden Gegend, wo sie und ihre Verhältnisse durchaus unbekannt waren, und wurde ihnen von dem Grafen selbst aufgedrungen. Auch der Gedanke, im Besitze des eigen=

thümlichen Stammgutes eines Mannes zu seyn, der in dem Augenblicke, wo sie sich fast am Ziele wähnte, durch ein kaltes verwerfliches Zurückziehen alle ihre Hoffnungen getäuscht hatte, den sie haßte, zog sie an. Sie sah mit Fug voraus, daß die Burg nie eingelöst werden würde, und rieth dem Gatten, eine noch größere Summe, als der Graf verlangte, diesem unter der Bedingung zu überlassen, daß das ganze Gut, wenn es nicht zu einer bestimmten Zeit eingelöst würde, ihm als Eigenthum verfiele. —

Der Graf ging die Bedingung freudig ein, jedoch kurze Zeit darauf, als auch diese Summe verschwendet war, ersuchte ihn der Geschäftsführer oft und immer vergebens, ihm gegen Zuschuß einer mäßigen Summe das Gut ganz abzutreten. Die Lieblingswünsche der Gattin waren auch die seinigen geworden. Er sehnte sich, mit vollem Rechte ein Gut zu besitzen, welches die Verhältnisse und selbst das dem Werthe so ziemlich entsprechende Kaufgeld, ihm gestattete, laut und öffentlich als sein Eigenthum anzuerkennen. Der Graf aber, der, so wie in seinem ganzen vorherigen leichtsinnigen Leben, sich noch immer mit geträumten Hoffnungen, die nie in Erfüllung gingen, schmeichelte, schlug dies Anerbieten entschieden aus. Indessen waren einige Gläubiger laut geworden; jede Quelle war ihm versiegt, der Geschäftsführer schlug ihm jede fernere Hülfe ohne die Bedingung, von der er nichts hören wollte, ab, und so verschwand er auf einmal mit dem Sohne, auf den er sonst nie einen besondern Preis gesetzt, und der ihm nun von Allem, was er sein genannt hatte, allein übrig geblieben war. In kurzer Zeit waren Beide so ganz verschollen, daß sie weder zu entdecken waren, noch irgendwo in der Welt, höchstens nur von einem getäuschten Gläubiger erwähnt wurden."

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Der mächtigste der Potentaten
Herrscht nicht so unumschränkt als ich;
Ein jedes Herz in meinen Staaten,
Es schlaget liebend nur für mich.
Versuchen wird's so leicht wohl Keiner,
Mir einzugreifen in mein Recht;
Es hebt sich schnell, beim Rufe meiner
Bekannten Stimm', ein zahlenreich Geschlecht.
Hoch, auf erhöhten Gegenständen
Trifft man mich auch zuweilen an;
Wer zieh'n will eine ferne Bahn,
Muß prüfend dann den Blick nach mir senden.

Logogryph.

Mit L wirst du mich nirgend finden,
Im weiten Reiche der Natur;
Mit M, ein kleines Wesen nur,
Doch läßt dich's seine Macht empfinden;
Wer Raum im Kirchenstuhl begehrt,
Der könnte nur mit R mich sagen;
Die mich mit T im Busen tragen,
Versünd'gen sich am Menschenwerth.

Charade.

(Viersylbig.)

Des Ersten Bild ist Wind und Welle,
Woher? wohin? wir wissen's nicht;
Doch freuet seiner sich der König,
So wie der allerärmste Wicht.
Nicht Viele wünschen hier auf Erden
Mit reinem Willen, das Zweit' zu werden;
Doch wünscht es einer fest und treu,
Beweiset er, daß schon er's sei.
Willst du das Ganze würdig führen,
So laß' es stets das Zweite seyn;
Nie wird dann Reue dich berühren,
Du wirst dich stets des Ersten freu'n.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 3tes Stück.

Das Traumbild.

(Fortsetzung.)

„Mit dem Verschwinden des Grafen glaubte der Geschäftsführer, der seiner letzten Obliegenheit, die Gläubiger zu vertrösten, längst überdrüßig war, daß es Zeit sey, von der Schaubühne der größern Welt abzutreten. Ueberzeugt, daß, wenn der Graf auch von dem bald abgelaufenen Termine wieder zum Vorscheine kommen sollte, es doch gewiß unter Umständen, die ihm keine Zurückstellung gestatteten, geschehen würde, begaben sich die, weniger auf Unkosten des Grafen als auf die — der ihn umgebenden Juden und Mäckler bereicherten Eheleute in diese Gegend hin. Bald werden zwanzig Jahre seit jenem Zeitpunkte verschwunden seyn. Sie brachten zwei Töchter mit. Die Entschlafene hier — denn Ihr werdet wohl längst geahnt haben, daß jenes nicht ganz tadellose Ehepaar, von dem die Rede gewesen, und von dessen Verirrungen mir leichter fiel, mit euch als von Fremden zu reden — aus mir und dem Vater besteht. Möge das, was ich ferner von mir unter meinem Namen zu bekennen habe, in euren mit Leidenschaften unbekannten Gemüthern nicht einen noch größeren mich beschämenden Unwillen erregen! —

Die Entschlafene hier also, und dich, Ida, brachten wir mit. Mit freudigem Erstaunen machten wir bald die Entdeckung, das dieß Gut, dessen karges Einkommen, durch die einlaufenden Klagen der habsüchtigen Pächter, immer mehr herunter gebracht worden war, sich in umsichtigen Händen bald als eine reiche Herrschaft ausweisen würde, deren Werth unsere Erwartungen weit überstieg. Obgleich zwar immer eine tüchtige Hausfrau, standen doch meine Thätigkeit, meine Umsicht gegen die meines Mannes im Schatten. Wir richteten uns in dem alten baufälligen Neste bald hier bald dort kärglich ein, während rings um uns eine neuere, immer glänzendere Schöpfung entstand. Alles, was äußerlich an die düstere Ritterzeit, an die Schicksale dieses Schlosses erinnerte, sollte verwischt werden, nur die alte Kapelle wurde in ihrer alten Gestalt beibehalten und verschönert. Jede lebendige, menschliche Brust bewahrt doch immer in sich eine heilige Scheu vor den wehrlosen Gräbern. So verschwand Alles aus einer früheren dunklen Zeit, den geweihten Bezirk ausgenommen, und jene alte Einfahrt, die doch oft dem Untergange nahe war, aber jedesmal blickte das Adlerauge an dem alten steinernen Wappen den Gatten, ja selbst mich so drohend an, daß wir die gegebenen Befehle zurücknahmen. Es lebte ja noch ein Sproß dieses alten Geschlechtes — und es kam dem Gatten öfters mit Schaudern als ein Frevel vor, wie mit Henkershand ein Wappen zu zerbrechen, dessen Eigenthümer, obgleich unter dem Fluch seiner Verirrungen niedergedrückt, doch nur einem höhern Richter untergeben ist; ein Wappen, dem es vielleicht noch vorbehalten war, das schützende Schild eines unschuldigen Kindes zu werden. Es kam ihm vor, als habe er doch nicht seine Verpflichtungen ganz übertreten, so lange das äußere Zeichen des fremden Eigenthumes dastand, und wäre auch

die Zeit schon herangerückt, die ihm volles Recht zu schalten gab, so erschien ihm die Zerstörung eines würdigen Andenkens als eine Undankbarkeit gegen denjenigen, dem er, obgleich nur mittelbar, seinen Wohlstand zu verdanken hatte. So glaubte er damals und ließ die Einfahrt stehen. Später ist sie nur ein nur zu lange verschmähter Fingerzeug, zur Aussöhnung eines blutenden Gewissens mit sich selbst geworden."

„Das neue Schloß, dessen Bau mit immer reger Thätigkeit betrieben wurde, war schon fertig, die Zimmer ausgetrocknet und gemalt, und wir dachten froh und zufrieden daran, es durch eine ländliche Feier zu unserm Eigenthume einzuweihen, als ganz unerwartet eines Tages der Pächter des untenliegenden Vorwerks zu uns hereintrat. Er berichtete, daß den Abend vorher ein kranker, fast bettelhaft, gekleideter Fremder, mit einem etwas besser angezogenen vier- bis fünfjährigen Knaben, bei ihm eingekehrt sey; daß die große Schwäche jenen sogleich genöthigt habe, sich niederzulegen; indeß hätte er doch vorher ein schon fertig geschriebenes Briefchen aus seinem Busen hervorgezogen, und den Pächter geheißen, es ohne Aufschub meinem Gatten zu überbringen."

„Gewissen und Ahnung brachte seine Hand zum Zittern, während er das Siegel aufriß; — das Blatt enthielt nur die Worte: „Graf Adlerhorst kömmt, um sein Gut einzulösen."

„Der Termin war fast am Ende, doch noch nicht abgelaufen. Ein jähes Schrecken erfaßte den Gatten, der den rüstigen Mann beinahe zu Boden warf. Seine Voreiligkeit könne, meinte er, einen großen Theil des erworbenen Vermögens und vielleicht einen langwierigen Prozeß kosten, wenn der Graf wirklich fähig wäre, ihm vor die Augen zu treten. Meine Besonnenheit dagegen ließ mich weniger eine solche Gefahr, als eine Falle be-

fürchten. Die geheimnißvolle Art, auf welche der Graf, dem Anscheine nach, noch immer in traurigen Umständen, so verschieden von früherer Zeit, auftrat, zeigte nur zu deutlich, daß diese Einlösung nicht buchstäblich gemeint seyn könne. Ich sprach dem Gatten Muth ein, er raffte sich zusammen, und begab sich nach dem Vorwerk."

„Dort traf er den Grafen im Bette. Obgleich noch jung — er hatte kaum dreißig Jahre, gaben ihm die spärlichen fast weißen Haare, die seinen Scheitel kaum bedeckten, das Ansehen eines Greises. — Gram und Mangel hatten die vollen lebensfrohen Züge in seinem Antlitze verwischt, aus welchem eine ihm sonst fremde Entsagung und zu spätes Nachdenken sprachen. Er ließ sich es eben so sehr, wie dem Gatten angelegen seyn, allein und ungestört zu bleiben. Als Letzterer nach seinem Wink die Thüre abgeschlossen hatte, nahm er mit einem harten festen Tone, indem ein verhaltener Zorn flammend aus dem Auge brach, das Wort: „Sie haben schon auf meinem Schlosse gewirthschaftet, wie ich erfahren habe; es zu früh als ihr Eigenthum betrachtet — ich würde es verzeihen, wenn ich nicht auf meinen geheimen, trüben Wanderungen Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wer eigentlich den Vortheil von meinen Thorheiten gezogen, — auch das ist mir lieb! — Sie sind reich, ich bin arm geworden, und dennoch können Sie dem armen Manne nicht frei in die Augen sehen."

Der Vater hatte sich indessen, heftig ergriffen, ängstlich erhoben, und schien mit der größten Begierde jedem Worte der Gattin zu lauschen. — Er nickte ihr bei den letzten Worten bedeutend zu, und sagte dann düster und rasch, als löste sich plötzlich die äußere Rinde von einer leicht zugeschlossenen, die doch noch in der Erinnerung schmerzte: „Ich vermochte keine Sylbe zu erwiedern." —

„Doch, doch!“ nahm die Frau wieder das Wort. Du nahmst deine Kraft zusammen, zwangst dich, ihm ins Auge zu sehen, und sagtest mit Trotz: „Herr Graf! wenn Sie mir die empfangene Summe einhändigen, muß ich Ihre Vorwürfe ertragen; bis dahin gehört das Schloß mir!“

„Sagte ich wirklich das?“ versetzte der Alte kleinlaut.

„So sagtest du!“ fuhr die Frau ernst, schonungslos fort, „und ich gab damals deinen Worten meinen vollkommenen Beifall. Der Graf schlug die Augen betroffen nieder, und sprach leise: „„ich dachte, es wäre mit den Summen, die Sie dreifach auf meinen Gütern gewonnen, bereits eingelöst.““ Da lachte der neue Besitzer laut auf.“

„Ja, ja! ich lachte!“ seufzte der Vater, „aber ich habe später geweint.“

Es war etwas so unbeschreiblich Rührendes in dem ganzen Tone und Benehmen des sinnverrückten Alten, der allmählig wie zu größerer Besinnung kam, daß Egon, dem ein Licht, von dem er nichts wußte, ob er sich dessen erfreuen durfte oder nicht, schon aufgegangen war, einen Blick voll innigen Mitleids auf den Mann heftete, den er so lang als seinen Vater verehrt hatte. Der Alte bemerkte seine Rührung, und sagte halb lächelnd, halb ängstlich mit einer ceremoniellen Verläugnung: „Da überreichte er mir Sie, Herr Graf!“

„Laß mich reden, Ludolf;“ versetzte die Frau schnell, „du mengst nur Alles in einander; ich will Wort halten und zu deiner Beruhigung keine Sylbe, keinen Umstand weglassen. Mein Alter lachte,“ fuhr sie, zu den Kindern hingewandt, fort, „und meinte, daß es auf diese Weise mit der Einlösung nur sehr schlecht stände. Da biß der unglückliche Graf die Zähne gewaltsam zusammen, und versank in ein langes Nachdenken.“

„Ihre Frau,“ versetzte der Graf schnell und spöttisch, „wer ist Ihre Frau, ach! ja so — die — Sie ist ein schlaues und feines Weib; auf die Weiber baue ich nicht. — Mit Ihnen habe ich zu thun — nehmen Sie den Gebieter des Schlosses gleich mit — ich will es, ich fühle mich Ihnen gegenüber noch Herr! Noch einmal! Entweder geben Sie das Schloß heraus, und ich ziehe zu dem Sohne; oder behalten Sie es — aber dann auch ihn. — Ich wette, Ihr behaltet ihn“ — fügte er dumpf hinzu.

„Die letzte Bedingung däuchte auch wirklich dem Gatten die Leichtere. Er ergriff die Hand des Kindes; da erhob sich der Vater noch einmal mit jugendlicher Kraft, riß den Knaben zu sich, drückte ihn an seine Brust, legte seine Hände leise aber heftig betend auf die Stirn des Kindes, und sagte dann ruhig: „nehmt ihn hin. — Er hat den Segen; du! fürchte den Fluch!“ Mit diesen Worten winkte er Beiden, zu gehen, und kehrte sich der Wand zu.

„Ich erschrack, als mein Mann, den Knaben an der Hand, der ihm vielleicht aus Furcht vor dem früher nie gesehenen Ausbruch der Heftigkeit des Vaters, willig gefolgt war, wieder in's Schloß trat. Sein Bericht, des Grafen gebieterische Worte, seine Bitterkeit in Betreff meiner, die demüthige, fast feige Fügsamkeit des eingeschüchterten Gatten — denn so erschien mir damals sein Benehmen — empörte mich. Von dem Gedemüthigten gedemüthigt zu werden, war ein Gedanke, den ich nicht ertragen konnte. Ich war im Innern zu stolz, zu triumphirend, um nicht gern ein Werk der Barmherzigkeit gegen den Sohn des Mannes, der mich einst so bitter getäuscht hatte, ausüben zu wollen, aber so leichten Kaufes, durch Drohungen, ließ ich mich nicht dahin bringen. Ich sah voraus, daß wir uns so in dem Vater einen be-

drohlichen Plagegeist aufgebürdet hatten, und nur freiwillig, bedingsweise, wollten wir uns des verarmten Knaben annehmen. Ich bestand darauf, daß mein Mann den folgenden Tag den Knaben zurückbringen, und ihm in einem unserer Lage angemessenen Tone, unseren Entschluß vorlegen sollte. Er that es nicht gern, aber ich beredete ihn dazu."

„Den nächsten Morgen verließ er, mit dem Knaben an der Hand, das Schloß. Einige Stunden hernach brachte er ihn wieder mit sich zurück; aber — o! entsetzliches Verhängniß! Nicht allein ihn, auch die schreckliche, erschütternde Gemüthskrankheit, die erste Berührung des angedrohten Fluches. Als er," fuhr sie nach einem schweren Athemholen fort, „in die Pächterwohnung trat, lebte der Graf nicht mehr. Die Inhaber waren fast außer sich über die Leiden, bei denen sie unthätige Augenzeugen hatten seyn müssen. Der erfahrne Gatte trat an das Bett, wo der Leichnam noch ruhete. Es blieb wenigstens seiner Phantasie kein Zweifel übrig," schloß sie mit einem wehmüthigen Blick auf Egon: „der Graf hatte durch Gift geendet."

Der Jüngling war im Begriff, heftig aufzuspringen, als sein Blick auf den zitternden Schloßherrn fiel, der ihm vorgekommen war, heftig mit schallenden Schritten in dem todten stillen Saale auf- und niederging, dann zu ihm trat, und ihm in's Ohr raunte — „Ja! ja! Gift, bitteres Gift — er war der Erste, der mir zu kosten reichte, und nachher haben Sie mir es gereicht — Alle, Alle, Alle!"

Dieser Anblick der Qualen einer tiefen Reue, die er doch nicht in solchem Grade verschuldet zu haben schien, und die Nähe des schönen Todesopfers des väterlichen Fluches, so wie die Mutter geäußert hatte, beschwichtigte das empörte Gemüth des Sohnes. Er seufz-

te tief auf, und heftete seinen Blick auf die erzählende Matrone.

Sie fuhr also fort:

„Es schien, als habe das matte gebrochene Auge des armen Grafen, noch offen und starr den letzten Schmerz seines Zerspringens, in die Brust meines Gatten, dessen durch meine Anregung gefaßtes Vorhaben noch im Tode rächend, gesenket. Von dem Augenblicke an blieb ihm ein schauderndes Entsetzen, ein jähes Zusammenfahren bei jedem plötzlichen Laut, jedem fremden Anblick. Mit furchtbaren Zügen malte er mir, was er so eben erlebt. Die heftige Bewegung seines Gemüthes äußerte sich in einer raschen Thätigkeit, der ich große Mühe hatte, Einhalt zu thun, damit sie nicht die Grenzen unseres Geheimnisses überschritt. Bald aber erlosch jene, im Streit mit meiner Gegenwehr, in eine träge, stumpfe Schwermuth, die seine Gesundheit aufrieb, und mit ihr die Seele. Nun, ihr kennt ja den Vater. Nur bei einem Gegenstande kehrt ihm noch immer die alte Kraft wieder; ein trotziger Widerstand, diesen betreffend, vermag ihn noch, zur Wuth zu reizen. Dieser Kraft, Egon! hast du die deiner Geburt angemessene Eeziehung zu verdanken. Denn ich gestehe es offen, ich fürchtete lange, fast bis jetzt, in dir nur eine, durch eine unsichtbare Gewalt in unser Haus eingedrungene Schlange zu erziehen, die das Glück des Nestes, das sie aufnehmen mußte, durch ein heimliches Gift allmählig vernichten würde. — Ach, du hast es ja — ich erkenne es, gegen deinen Willen schon gethan. Mit deiner ersten Rückkehr in dieß Schloß entfloh das lachende Glück, die geträumte Ruhe, die Hoffnungen von Lebensfreuden und von einem gesegneten Alter! Jetzt sehe ich es wohl ein — nur mittelbar durch dich, denn mein Haß, mein Starrsinn verhinderten jede mildere Wendung — mit deiner letzten Rückkehr.“ —

Sie brach plötzlich ab — drückte verstummend die Hand fest an das Herz, und die Augen, die sich immer mehr mit Thränen füllten, auf die ruhigen Züge der Todten gerichtet, nahm sie wieder langsam das Wort:

„Ich mußte mich dem Unausweichlichen ergeben, wollte ich nicht durch noch größeren Widerstand die Schwermuth des Gatten zur Wuth steigern. Damit Niemand auch nicht den leisesten Anklang von der Wahrheit ahnete, ließ ich verbreiten, daß der angekommene Knabe unser ältester Sohn sey, der, seiner Kränklichkeit wegen, in einem entfernten Institute erzogen worden war; daß den Begleiter unterwegs ein Unglücksfall betroffen, der ihn in einen Zustand versetzt, welcher ihm Bedenklichkeit eingeflößt hatte, krank und beraubt im Schlosse zu erscheinen, und so weiter. Theils hoffte ich so eine Erfindung meiner Art später, in so fern ich es nöthig fand, leichter vernichten, als eine mögliche halbwahre Vermuthung vertilgen zu können; theils schien diese Wendung den Gatten zu beruhigen, in dessen Brust ein reger Zwiespalt zwischen Liebe zu dem Erworbenen, zu den eigenen Kindern, Furcht vor dem angedrohten Fluche, Mitleid mit dem Sohne eines Mannes, gegen den er sich nicht vorwurfsfrei fühlte, und Entsetzen vor dem Vorgefallenen, sich bewegte. Aber trotz der Liebenswürdigkeit des Kindes, aus dessen Gedächtniß ich mit vieler Kunst das undeutlich Erlebte zu verwischen wußte, erinnert mich selbst dieses, so wie sein Leichtsinn, sein jugendlicher Starrsinn, zu sehr an den Vater, der meiner in ihm noch zu spotten schien, als daß ich ihn hätte lieben, oder dem Drängen des armen Gatten nachgeben können, der, mehr als einmal, im Begriffe war, die ihm vorgespiegelten Rechte des Knaben, die ihm weit mehr einleuchtend als mir waren, entweder anerkennen zu wollen, oder der als eine vermittelnde Alternative mich zu bewegen suchte, jenem

insgeheim unsere älteste Tochter zur Braut zu bestimmen, und so einen Theil seiner Rechte auf sie zu übertragen. Und hier beginnt meine größte Schuld. Der Zustand des Gatten jammerte mich, und doch war es mir unmöglich, diesen durch ein völliges Nachgeben zu mildern, vielleicht ganz zu heben, indem ich, denjenigen mit Liebe umfassend mit dem eigenen Blute verband, in welchem ich einen gebornen Feind, die Geißel aller meiner Erinnerungen erblickte; eben so unmöglich war es mir, die Hoffnung seiner beängsteten Seele durch entschiedenen Widerspruch zu tödten. So hielt ich ihn immer in der Hoffnung hin, daß es meiner Klugheit gelingen würde, einen kranken Wahn, den Einfluß einer unsichtbaren Gewalt, deren Daseyn ich nicht anerkennen wollte, zu besiegen. Vergebens deutete jeder helle Augenblick des Gatten, jeder düstere Ausbruch seiner dumpfen Schwermuth auf eine solche Verbindung hin — ich benutzte seine Stimmung, täuschte seine Hoffuungen, bald, wenn er sanft und muthlos schien, mit bitterem Widerspruch; bald, wenn ihn zu Gunsten des Pflegesohnes eine wilde Wuth ergriff, mit besänftigenden, doppelsinnigen Versprechungen. —

Ich war seine Geißel, so wie du, Egon, ohne es zu ahnen, die meine. Ohnedieß war die Todte hier so fest an mein Herz gewachsen, daß ich glaube, ich würde Jeden gehaßt haben, der versucht hätte, sie aus meinen Armen zu reißen, wie weit mehr den, dessen bloßer Anblick mir einen Stachel in's Herz trieb, während ich ihn Sohn nennen mußte: und doch freuete ich mich dieser Erdichtung, weil sie eine Annäherung zwischen den jungen Herzen verwehrte, die ihrer Ruhe und in dieser selbst meinem Widerstande hätte gefährlich werden können. Keinem von uns Beiden war es eingefallen, diese Verbindung auf Ida überzutragen; bloß der Umstand durch

verhältnißmäßigen Wiederersatz der Rechte, die der Gatte zu Egons Gunsten verlangte, einen Eingriff in die meiner geliebtesten Tochter machen zu müssen, hatte den Gedanken nicht aufkommen lassen. So vergiengen Jahre. Das Treiben des Gatten wurde allmählig schwächer, so wie seine Wünsche immer dunkler und immer mehr verhüllt vor seine Seele traten, oder — in der That der Gedanke quälte mich oft in der Stille — hatte ich sie nur eingeschüchtert? Denn ruhiger war sein Inneres nicht geworden. Es war mir manchmal, als vermöge noch immer ein wohlthätiges Besiegen meines Widerwillens seinen Geist, sein Glück, sein Herz wieder herzustellen — und doch vermochten diese milderen Regungen nicht durchzudringen."

„Da brachtest du uns endlich, Egon, einen Fremden in's Schloß. Ich erschrack; diese unerwartete Störung in den einförmigen, abgemessenen Bewegungen unserer Lebensweise ließ mich ahnen, daß die Zeit der Unentschlossenheit, des Gehenlassens vorüber sey. Wirklich schien auch, bei seinem Anblick, ein neuer störrischer Geist den Gatten zu beleben. Sein voriges Treiben erwachte mit Ungestüm. Bald war es, als sehe er in dem Fremden einen Bräutigam für Ida, in der Hoffnung, daß ihre Verbindung die so gewünschte noch hervorbringen würde; bald war es, als fürchtete er in jenem einen neuen Gegner seiner Ruhe. Als ich nun zu bemerken glaubte, daß von Zanne, die früher so gut wie zu Niemandens Freude aufblühenden Reize meiner Tochter mit jugendlichem Feuer anerkannte; ja, noch mehr, da die eitle Mutter, vielleicht aus Vorliebe, in Julien den vorzüglichen Gegenstand seiner Huldigung wenigstens Juliens belebte Blicke dieser zu entsprechen sah, erschrack ich noch heftiger. Zum ersten Male lagen schauderhaft und entsetzlich die Folgen der entschieden getäuschten Hoffnungen

meines Gatten vor meiner Seele; ja, es erschien mir sogar wünschenswerther, damit nicht ein mächtigerer Trieb, als der der kindlichen Liebe, sie aus meiner Nähe, wie von meinem Herzen entfernen solle, sie mir nahe, an den zu knüpfen, für welchen das Gewissen des Gatten und selbst eine Empfindung von Billigkeit sprach. Zum ersten Male fanden diese Gründe Wiederklang in meiner Brust. Heftig, thätig, gebieterisch, wie die Natur mich nun einmal gebildet hatte, griff ich vorschnell in das zarte Gewebe, das Juliens holde Seele mit dem feinen Körper verband."

Sie erblaßte! o hätte ich nur — die natürliche auf das geliebte Kind vererbte Strafe meines langen Säumens, meines gehässigen Widerwillens darin erblickend — möchte es auch dem geliebten Kinde einen bittern Schmerz gekostet haben, doch dem Finger Gottes vertrauet, der freilich spät, aber doch früh genug für unser Aller Glück, meinen harten Busen berührend, zur Milde erwärmte. — Ihre Neigung war noch zu neu. Sie hatte sich zwar mit tiefem Gram, aber durch die Verhältnisse beschwichtigt, in der doppelten Sorge ihrer Mutter, in der Herstellung des sinnenkranken Vaters, ja selbst in der Anhänglichkeit an dem, den sie innig als Bruder liebte, Belohnung ihrer Entsagung gefunden. Aber nein! Ihre Blässe, die unselige Schwäche meines Herzens, seinen Liebling auch nur einer trüben Stunde bloßzustellen, besiegte auf's Neue, was meine Vernunft endlich gebilligt und beschlossen hatte, was der Himmel wollte, was den entschlafenen Grafen vielleicht in seiner Todesstunde beruhigt haben würde, was meinem Gatten Ersatz jahrelanger Leiden gebracht hätte. — Ja, noch mehr! mein Gehirn gebar den unseligen Gedanken, den alten, fast verschollenen Namen, den jenes Wappenbild nennt, auf den Bräutigam der geliebten Tochter zu übertragen; ein

Anschlag, der bei Egons völliger Unwissenheit, mit einigen Summen vielleicht hätte durchgesetzt werden können, und rasch, vorschnell tödtend, kann ich sagen, nahm ich mein kurz vorher ausgesprochenes Wort zurück — ich sagte der Tochter den Geliebten zu, den ich ihr so rauh geweigert hatte. Die zarten Fäden ihrer Nerven konnten den schnellen Wechsel von süßer Liebeshoffnung zur niederschmetternder Hoffnungslosigkeit, und dann plötzlich von Hoffnungslosigkeit zu dem höchsten Gipfel ihrer Wünsche, nicht ertragen. Ihr Herz, den Gram, obgleich tief gepreßt, ertragend, brach vor dem Strom der rauschenden Freude. In meiner Thorheit, voll des sündigen Entschlusses, habe ich selbst sie ermordet. Diese Ueberzeugung zog während ihrer langen Sterbestunden durch mein Herz, als das kindisch freudige Lächeln des Gatten, ihren Tod vorhersagend, mein Innerstes ergriff. Seine Worte waren mir ein Strafgericht. Ich schauderte — ich, die ich fast ein halbes Leben hindurch, so hart, so ungerührt, bei den Leiden des Gatten gewesen, ich hatte, mich endlich zu dem Rechten entschließend, aus übermäßiger Liebe zu der Tochter, sogar auf Betrug sinnend, es in einem Augenblicke auf's Neue fahren lassen! Ein Frevel, den Gott und die Manen des Todten an dem süßen Leben der Tochter rächten, während sie beglückt, hier schon selig, die Seele aushauchte! Mir, nur mir blieb das Gefühl des Todes, und die Verzweiflung! Gott nahm mir in ihr Alles, jede Aussicht auf Freude, Trost und Glück, aber auch den harten Hochmuth meines Herzens, der allen gehäßigen Leidenschaften Nahrung gab. Mit diesem stillen Gebilde des Todes wird mein letzter Trost versenkt. Aus ihrem Lächeln dämmert mir indeß die Hoffnung auf, daß die Gewalt ihrer Seligkeit mir auch eine, obgleich späte, noch bewirken könne. Diese starren, unbeweglichen, milden Züge sprechen jetzt zu mir, zu uns Allen: Thut, was recht ist, wenn es auch euch nicht gefällt — die Mutter dachte nicht so, darum liege ich hier. Darum Kinder!" fuhr die bewegte, zitternde, Frau, nachdem sie den Scharfsinn eines gemarterten Gewissens ent-

faltet hatte, mit erhöhter stärkerer Stimme fort: „Darum, Ida, tritt an die Stelle der Schwester, und du, Egon, — ihr habt ja immer treulich zusammengehalten, so liebt euch denn ferner, werdet ein beglückendes und beglücktes Paar — einzige, und Beide zusammen, unsere einzigen Erben. — —

„Laßt diese Ringe, die Euch die Todte bietet, Eure Verlobungsringe seyn — können sie von einer theureren Hand kommen? gehorche mir, Graf Egon!" sagte sie, nach einem kurzen tiefen Schweigen, während Beide stumm und regungslos gestanden, halb streng, halb flehend: „Am Morgen des Vermählungstages, sobald die ersten Trauerwochen vorüber sind, trittst du unter deinem wahren Namen auf. Alle Dokumente und Papiere, die deine Geburt beweisen, sind aus dem Nachlasse deines Vaters in unsere Hände gekommen. Solltest du aber dem Hasse, den mein offenes, reuiges Geständniß in deinem Herzen erregt haben mag, thöricht Gehör geben, dann sind deine Rechte, deine Geburt, die möglichste Herstellung dieses Greises, der Vaterstelle bei dir treu vertreten hat, dann ist meine Seligkeit verloren; entweder muß ich dich als einen verwegenen namenlosen Fremdling, der keine Ansprüche beweisen kann, auf immer aus dem Hause stoßen, oder — ich verspreche es — von jetzt an, einen theuren Sohn an mein Herz drücken. Wähle nun — so sprach auch einst dein Vater — Ida! du wirst ja gehorchen. Er war dir ja immer der Liebste. — Stecket die Ringe an," fuhr sie mit wallendem Busen, mit dem eigenthümlichen Treiben ihres heftigen Charakters fort — „und schwört mir, da wir noch Alle beisammen sind, in die Hand der Todten, ein Ehepaar zu werden, und das Sakrament der Ehe empfangen zu wollen, damit endlich, — endlich Ruhe und Recht in dieß Haus zurückkehre!"

„Schwört!" flehete der Schloßherr, der bis hieher in ängstlicher Spannung gesessen, mit bebender Stimme, indem er sich schwankend, mit hoch aufgehobenen Händen, knieend bei dem Sarge niederließ.

„Schwört!" wiederholte die Frau, „damit die Erschütterung dieser Stunde ihre heilende Gewalt an dem Gemüthe des Vaters nicht verfehlen möge!"

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 4tes Stück.

Das Traumbild.

(Fortsetzung).

Egons Herz war noch, wenigstens in dem Augenblicke, von aller Leidenschaft frei. — Er hatte die, welche er bis jetzt für seine Schwester gehalten, innig lieb, und der rührende Anblick des Alten war genug, um ihn das empörende Geständniß der gedemüthigten, hart bestraften Frau übersehen zu lassen. Auch war er, der lebensfrohe Jüngling, nicht unempfindlich für die Aussicht auf Glanz und Ansehen, die sich vor seinen Blicken strahlend entfaltete. Kam doch dieser Ausweg, der alle Verwirrung, allen Hader endete, ihm so durchaus versöhnend vor, daß er freudig seinen Werth darauf legte, ohne Bedenken ihn einschlagen zu wollen.

Ida stand stumm und blaß. Das Entsetzliche, was sie gehört, von dem sie nie etwas geahnt hatte; die Worte der Mutter, die in dem Tode ihres Lieblings nur eine gerechte Strafe des eigenen Frevels erblickte, füllten ihre Seele mit Grauen. Sie kam sich in diesem Augenblicke auch als ein Opfer vor, auf das die herrische Mutter, ohne um ihre Beistimmung, um ihr Glück zu fragen, keine Rücksicht nahm; doch auch sie rissen die Gewalt

des Augenblickes, die ernste Mahnung der geliebten Leiche, und Mitleid mit dem gequälten Vater hin. Obgleich mit einem geheimen Schauder, nahm sie doch den bezeichneten Ring aus der Hand der Todten; sie steckte ihn schweigend, ohne aufzusehen, an Egons Finger, als aber sein Reif den ihrigen umfaßte, schauderte sie in sich zusammen; und als er nun ihre Hand fassend, und Beide in die der Todten legend, mit lauter fester Stimme, ihr Gatte seyn zu wollen, und sie zu beglücken, schwur, wiederholte sie an jenem Schauder sinnend, gedankenlos, mechanisch seine Worte.

So wurden die früheren Geschwister, unter Verhältnissen, die jedem Andern, als denen, welche die Hoffnungen ihrer Lebensneige darauf baueten, unheildrohend scheinen mochten, verlobt.

So wie sie, sich noch an den Händen haltend, von der Stufe sich erhoben, und an den Fuß des Sarges zurücktraten, nahete ihnen die Mutter, und mit einem Blick, dessen düsteres Feuer eben so viel verhaltenen Schmerz als Freude des Gelingens des errungenen Selbstbesiegens ausdrückte, umarmte sie stumm, faßte Egons Hand, und sagte ernst und fest: „von nun an erst, aber auf ewig mein Sohn,“ und wandte sich dann wieder zum Sarge hin, bei dem sie erschöpft niederknieete.

Der Schloßherr indessen ließ eine fast kindische Freude, die seine Züge fast wunderbar verjüngte, laut werden. So mag das Gefühl eines Kranken, nach einer glücklich beendeten Operation, seyn, die ihn von vieljährigen Leiden befreiet. Er zog die Kinder fast eilig aus dem Trauersaale. Im Herausgehen warfen Beide noch einen Blick, den letzten, auf die entschlafene Schwester.

Die feierliche Bestattung fand den folgenden Morgen statt. Mit einer sonderbar gemischten Empfindung von wehmüthiger Trauer und freudigem stolzen Selbst-

gefühle, nahete Egon, nachdem aus der kleinen Kapelle seines Stammschlosses, als die Einsegnung vollendet und die Messen gelesen waren, Alle sich zurückgezogen hatten, der gewölbten Gruft, in welche der Sarg so eben niedergesenkt wurde, wozu die auf einmal wie plötzlich umgewandte Mutter ihn halb um seine Genehmigung ersucht hatte. Während der Sarg hinabsank — suchten seine Augen die weit einfachere Leiche, die tief unten auf den verschimmelten Ueberresten nicht glänzender Särge ruhete. Es war die seines Vaters. Der gesprächig gewordene Schloßherr, der ihn erst spät von seiner Seite entließ, hatte ihm unter Mehrerem mitgetheilt, er habe zum Zeichen, daß er insgeheim die Rechte des Verstorbenen anerkenne, diesen heimlich dort beisetzen lassen. Auch drückte es Egon, daß er durch diesen Anblick zurück in die Seinigen trat, und es wunderte ihn weniger, als es ihn erfreute, daß die Mutter, seinem Eide vertrauend, diese Veranlassung benutzte, wo fast zum ersten Male ein Kreis von Nachbarn im Schloß erschien, eine wahrscheinliche Fabel unter sie zu verbreiten, aus welcher die Wahrheit hervorging, daß Egon nicht ihr Sohn, sondern der Erbe des Schlosses, der junge Graf Adlerhorst und der Bräutigam ihrer jetzt einzigen Tochter sey.

Von nun an erschien Egon beinahe als Gebieter; wenigstens bemüheten sich Alle, selbst die früher so herrische Frau, seinen Wünschen zuvorzukommen, und der Pflegevater ertheilte ihm selbst Nachrichten von einem entfernten Nebenzweige des väterlichen Hauses, der im Savoyischen sich befinden sollte, so auch von mehreren Verwandten mütterlicher Seite, die noch ansehnliche Aemter und Würden in dem ***schen inne hatten. Einer der übeln Sitten unserer Zeit zufolge, die aber auf Egon und wie er hoffte, auch auf seine Braut, deren beinahe fassungslose Schwermuth, der Trauer über einen so un-

erwarteten Verlust, zugeschrieben wurde, wohlthätig wirken mußte, die, eine Reise unmittelbar nach der Hochzeit zu machen, äußerte er den Wunsch, die besprochene Reise in's Ausland, wozu früher die Mutter, damals um beide Freunde zu entfernen, schon viele Vorkehrungen getroffen, zu gleicher Zeit mit seiner Vermählung anzutreten. Die kluge Frau ergriff mit Freude diesen Gedanken. Der Rausch, der noch beide Männer, den Gatten sowohl als den Schwiegersohn gefangen hielt, hatte eine sichtbare Spannung bei ihnen hervorgebracht, der eine dem Gatten wahrscheinlich verderbliche, und das neue Verhältniß vielleicht lähmende Erschlaffung folgen könnte, wenn sie nicht bei dem Ersten durch die gewohnte Ruhe, und bei dem Sohne durch Entfernung und Thätigkeit abgelenkt ward.

Sie empfand, daß sie schon in der Nachsicht, so wie in Allem, was sie mit Eifer unternahm, zu weit gegangen sey, daß auf diese Weise die neue noch schwankende, ja ohne einen allgemein feinen Takt selbst bedrohliche Gestaltung der Verhältnisse, so am besten das Gleichgewicht erhalten dürfte. Sie stimmte ihm also bei, um so mehr, als sie dadurch einen neuen Anlaß erhielt, die Vermählung zu beschleunigen, die mehr aus dem ihr eigenthümlichen Treiben, als aus Furcht vor einem Rücktritte von Egons Seite, ihr nicht schnell genug geschlossen werden konnte. Auch der Gatte wünschte es, theils weil sein zwar ruhiger gewordenes, aber doch noch immer reizbares Gemüth, nach der Erfüllung dieses höchsten Wunsches sich sehnte, theils weil die so lange zurückgedrängte, unterjochte Eitelkeit seines Charakters eine Befriedigung darin fand, der nun mit ihm vereinten und versöhnten Familie den alten Glanz, der nun auf ihn zurückschien, wiedergeben zu können.

Vergebens hatte Egon gehofft, durch diesen Entschluß die Braut freudig zu überraschen. Sie hatte ihn so oft mit schwesterlicher Gutmüthigkeit um das Glück, die Welt zu sehen, beneidet, und nun fuhr, bei der Nachricht davon, ein sichtbares Zucken durch ihr Herz. Allen fiel die merkliche Veränderung ihres ganzen Wesens seit dem Tode der Schwester auf. Sie war sowohl äußerlich als innerlich der Hingeschiedenen ähnlich geworden. Eine feine Röthe färbte kaum ihre Wangen; das scharfe Feuer ihrer Blicke war in eine matte Wehmuth verschmolzen; tiefsinnig suchten ihre Blicke die Erde. Ihr Name, laut genannt, vermochte sie zu erschrecken. So reizbar waren ihre Nerven geworden, daß ein rasches Wort der Mutter, ja selbst Egons unvorhergesehene Umarmung sie zu Thränen brachte.

Was in ihrem Innern sich bewegte, war ihr selbst nicht ganz deutlich; nur das war ihr klar, daß die Zärtlichkeit des vorher so innig geliebten Bruders, seitdem er sich in einen Bräutigam verwandelt, ihr nicht blos lästig, sondern fast widerlich geworden war. Das reuige Bekenntniß der Mutter hatte nicht wohlthätig auf sie gewirkt. Sie kam sich nicht mehr als ein Gegenstand der Liebe ihrer Eltern, sondern nur als das Opfer, das ihre Schuld versöhnen sollte, vor. Es war kein Wort der Mutter von ihr verloren gegangen. Es war ihr aufgefallen, daß die sonst so scharfsinnige, entschiedene Frau selbst einen Zweifel geäußert, ob nicht ihre Ueberzeugung von Adolphs Liebe zu Julien sich vorzüglich auf ihre Vorliebe für diese begründete. Hatte sie doch auch eine leise Vermuthung gehegt, daß nicht Julie, sondern sie selbst der Gegenstand seiner Neigung gewesen. Dieser Gedanke brachte sie zum Zittern. Nicht darum, daß sie ihres Wissens ihn liebte, daß er ihr theurer als der Bruder sey. — Nein! allein er hatte ihr die

Ahnung eingeflößt, daß, wie sehr sie auch Egon liebte, es doch eine ganz andere Neigung geben müsse, als die, welche sie zu dem Bruder zog. Diese Ahnung hatte sie aus den Blicken des Fremden, aus dem Tode der Schwester, ja selbst aus Egons Liebkosungen gezogen. Sie erschrack vor der Zukunft, die so schnell abgeschlossen vor ihrer Seele stand; in die, ohne ihren Willen zu fragen, eine verrätherische Gewalt sie unter das Joch kindlicher und geschwisterlicher Pflichten hinzog. Gehorchen mußte sie; es fiel ihr nicht ein, es nicht thun zu wollen; aber ihre Angst war unbeschreiblich; diese stieg mit jedem Tag, der den näher brachte, wo sie mit dem, den sie von allen Geschöpfen mit dem deutlichsten Bewußtseyn liebte, unauflöslich verbunden werden sollte.

„Hast du," flisterte sie in der stillen Nacht auf dem schlaflosen Lager: „hast du, Schwester! mir wirklich diesen Schwur abgenommen — oder war die Eiskälte, die mich durchzuckte, als ich deine kalte Hand berührte — vielleicht Warnung? Wie dem auch sey, du hast dieß Eis, das weder weichen noch aufthauen will, in meine Brust gesenkt! Rette mich denn auch, wenn du kannst! Rette mich vor dem Gefühle, daß mein bester, innigster Freund mir, ohne es zu wissen, feindlich, tödtend, gegenüber steht."

Der Hochzeitmorgen kam; wenige Gäste waren eingeladen, aber der glänzende Reisewagen, der das Brautpaar von dem Traualtare weg, so gut wie entführen sollte, stand aufgepackt. Ida zitterte so stark, daß die Mutter beinahe schalt. Sie war blaß wie das atlassene Gewand, das ihr diese selbst anlegte. Egon erschrack fast, als er die kalte Hand vor dem Traualtare ergriff, als er in das glanzlose, trübe Auge, das ihm sonst immer entgegen gelächelt, hinein schaute. Sie schlug zuckend den Blick zu Boden. Sein Auge ruhte fast un=

ruhig auf ihr. In diesem Augenblicke war es ihm, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf, das er nicht verstand. Seine Seele war mehr mit ihrem Zustande, als mit der Weihe des Priesters beschäftigt. Als sie die Ringe wechselten, mußte Er es eigentlich thun. Ida schien eine steinerne Bildsäule geworden zu seyn. Fast zagend sprach er sein lautes herzliches Ja — unruhig folgte sein Blick, lauschte sein Ohr jeder Bewegung der Braut — sie sprach kein Nein aus, das er beinahe fürchtete, aber auch kein Ja — ihr Mund war stumm, sie bewegte nicht einmal die Lippen. Zum Glück nahm der alte harthörige Priester, der auch keine Ahnung von ihrer Stimmung hatte, keinen Anstoß daran. Selbst die Mutter bemerkte nicht ihren gänzlichen Mangel an Fassung; sie hielt die Blicke weniger auf die Tochter, als auf den Gatten geheftet, von dessen überströmenden, kindischen Freudenthränen sie gern die Aufmerksamkeit der wenigen Anwesenden ablenken mochte.

Ida hatte sich indessen gefaßt, als es von der Trauung zur Tafel ging. Diese, wobei die vorhin feindlichen Namen, nun in Einen verschlungen, laut und feierlich ausgesprochen, wirklich heilsam in den Ohren des Vaters klangen, und auch der Eitelkeit der Mutter geschmeichelt haben würden, wenn nicht eben diese Stunde sie so bitter an die Verlorne gemahnt hätte — wurde bald wieder gehoben, um einem neuen Auftritte zu weichen, der, wie schmerzvoll er auch war, doch wohlthuend auf Ida wirkte, weil er ihr Thränen gab. Der Wagen fuhr nämlich vor, und die Braut sollte zum ersten Male von den Eltern und dem elterlichen Hause scheiden. Ohne selbst zu wissen wie, befand sich Ida in dem durch den feuchten Sand leicht hinrollenden Wagen in Egons Armen. Sie fuhr wie von einem Traume auf, als sie bei dem zärtlichen Laute seiner Stimme, sich an seine Brust gepreßt fühlte.

Theure Ida!“ fragte er: „was ist dir? Jetzt sind wir endlich allein. Vertraue mir, wie du immer gethan. Mein Gott, wie hast du mich diesen Morgen erschreckt. Kannst du glauben, daß ich dich unglücklich machen könne?“ —

Sie war heftig in sich zusammen geschaudert, aber so wie er sprach, hingen ihre Augen immer fester, vertrauensvoller an ihm.

„Nein!“ sagte sie auf einmal entschlössen, und wäre vor ihm in den Wagen niedergeknieet, wenn er sie nicht zurückgehalten hätte: „Nein! das kannst, das wirst du nicht — O, Bruder! Bruder! rette du mich: ich kann nie deine Gattin werden.“

„Wie?“ rief er heftig erschrocken, und fügte dann langsam hinzu: „ O, mein Gott! so spät.....“

„Konnte ich denn Einrede thun! durfte ich reden — vor mir standen der Fluch der Eltern, das Heil des Vaters, der Schwur in die Hand der Todten — ich mußte das Entsetzliche vollenden.“

„Das Entsetzliche!“ wiederholte Egon! „gütiger Gott! ich dachte, daß du mich liebtest —“

„Ueber Alles in der Welt!“ war die Antwort. — tKönnte ich dir dies sagen, wenn ich dir nicht ganz ver„raute, wenn du nicht mein einziger Trost, meine einzige Stütze wärest?“

„Aber was hast du denn? ich verstehe dich nicht!“

„Nicht?“ sagte sie scharf. — „Welcher Gräuel! wir uns heirathen! Bruder und Schwester!“

„Aber das sind wir ja nicht, theure Ida!“

„Doch, doch!“ erwiederte sie rasch. „Besinne dich, Egon! Wie oft haben wir gelesen, in der Welt gehört, daß liebende, innig liebende Gemüther, durch die furchtbare Entdeckung, daß sie Geschwister waren, von einander gerissen sind? Haben sie sich gern und so-

gleich darein gefunden? Haben sie nicht gelitten, sind sie nicht verzweifelt? Warum haben sie sich nicht geduldig einem Gesetze gefügt, das, wie man sagt, von Gott und der Natur herrührt? Was ist diese Gewalt der Natur? Aeußert sie sich in einer inneren Stimme? Erkennen wir sie in unserem Gewissen? Nein! sie spricht sich in Sitten und Erziehung, in Religion und Gewohnheiten aus, in Allem, was sich mit der Milch der Mutter in unser Wesen verwebt; die Empfindungen, mit denen wir groß geworden, sind unsere Natur, unser Gewissen. Ach! von meinen zartesten Jahren an habe ich in dir nur den Bruder gesehen, geliebt, verehrt. Der bleibst du mir ewig; mit dem Gedanken schließ' ich froh und glücklich dich in meine Arme; aber als Gatte! das ist mir ein Greuel; eine Sünde, vor der, was auch die Vernunft dawider spricht, ich ewig zittern werde; Nun weißt du Alles — habe Mitleid mit mir, denn ich weiß ja, wie gut du bist, und wie lieb du mich hast. Ach! du wirst mich doch wohl nicht so erschrecklich lieb haben?"

Egons Erstaunen verschloß ihm den Mund. „Du gibst mir keine Antwort!" schloß sie mit ungeduldiger Angst.

„Ich denke," sagte er sinnend, noch wie betäubt, „ob wir umkehren?"

„Um Gotteswillen!" rief sie entschlossen: „willst du die Eltern, willst du mich tödten? uns, dich der Rache, dem wiederkehrenden Haß der Mutter blos stellen? Nein! Nein!"

Aber, theuerste Ida! mit jedem Schritte weiter — ich will dir beweisen," unterbrach er sich — „daß du dich in mir getäuscht hast, und nehme Alles auf mich."

„Um dein Recht, dein Glück wieder auf's Spiel zu setzen? Nein! Laß mich deine Gattin heißen, und deine Schwester sein. Wir haben ja so glücklich als Geschwister gelebt!"

„Liebe Ida!“ sagte Egon kopfschüttelnd — „das verstehst du nicht! Ich bin Stammhalter geworden,“ lächelte er: „das geht wahrlich nicht!“

„Was thun wir denn?“ fragte sie endlich kleinlaut, aber spähend.

„Was meinst du,“ versetzte er, ob wir der Zeit und dem Zufalle vertrauen, froh und fröhlich weiter zusammen zu reisen, — vielleicht wird meine gewissenhafte Schwester ihre Ansichten ändern —“

„Nein!“ unterbrach sie ihn, schaudernd und heftig: „Nein!“ —

Bist du davon überzeugt?“ fragte er schmerzlich ernst.

„Ja, Egon! Hast du nicht in meinen Blicken gelesen? Hast du nicht bemerkt, wie ich mich vergebens bemühte, den Mund zu öffnen, meiner Pflicht, meinem Eide zu gehorchen; mein Entsetzen war mächtiger, als Beide! — wäre es möglich, daß ich dich hassen könnte, so würde es geschehen, wenn du so leichthin davon sprichst. — O, Egon! stosse mein Vertrauen, meine Liebe nicht von dir.“ —

„Bei Gott! Nein!“ erwiederte er, sie versichernd, „sie sind mir, wo möglich, noch theurer, als vorher —!“

„Ich fühle wohl,“ sagte sie tiefsinnend, als ruheten ihre Gedanken auf einem fernen Punkte, „ich fühle wohl, daß an unserem äußeren Verhältnisse nichts zu ändern ist; allein das innere bleibt ja unser Geheimniß. — Ich könnte mich so glücklich fühlen, und glaube mir, Egon! du wirst es wohl auch bald wieder werden“ — sie brach in Thränen aus.

„Was hast du?“ rief Egon erschrocken.

Sie sah ihn durchdringend an. „Es sey!“ sagte sie endlich: „ich will dir nichts verhehlen. Ich glaube fast, daß die Schwester mich bald zu sich abrufen wird.“

„Arme, theure Ida! was bringt dich auf einen so traurigen Gedanken?“

„Einen Traum,“ fuhr sie fort, „habe ich gehabt — lache nur nicht. In solchem Zusammenhange kann er nicht ohne Bedeutung seyn. — Ach! ich habe ja selbst die Verstorbene um Rath und Hülfe, um ein Zeichen angefleht — angefleht, mich von einem Schwur zu retten, dem eine Leiche — ihre Leiche — die Weihe gab! Es war diese Nacht — meine Angst ging in Schlaf über — vor meiner Seele schwebten verworrene Bilder, die sich endlich klar und zusammenhängend gestalteten. Ich war, deuchte es mir, so wie jetzt schon, auf einer Reise, aber in einer fremden, noch großartigen Gegend. Meine Begleiter hatten mich verlessen; ich fühlte mein Herz so entsetzlich gepreßt; es war mir, als seien mir alle Wege abgeschnitten, und vor mir lag ein ungeheurer Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war, aber zu gleicher Zeit kam es mir auch wie der Sarg der Schwester vor, der mit der alten steinernen Einfahrt zusammengewachsen, sich zu einem Riesenfelsen aufthürmte, und mich zu zerschmettern drohete. Aber hoch oben auf dem Gipfel erhob sich wie aus dem ungeheuren Sarge eine weibliche Gestalt; der Schnee bildete sich um sie zu einem weißen flatternden Gewande, um ihre Schläfe hatte die untergehende Sonne eine glänzendrothe Glorie gelegt. Es war, als hätten die zarten Rosen, die einst die blassen Wangen der Schwester schmückten, sich mit ihrer verborgenen Feuergluth, in die rothen Strahlen, um ihr Haupt hineingewirket. Ich rief sie in meiner Angst bei dem Namen der Schwester, und sank auf die Kniee nieder. Da streckte sie die weißen Hände lang und immer länger, wie klare Eiszapfen gegen mich aus. Es deuchte mir, als hielt sie in ihrer Hand eine Lilie von Schnee — die aus der Ferne einen Eisstrom vorausschickte, der sich immer kälter und kälter in mein Herz senkte, bis sie selbst meine Brust berührte. Ich wollte sie zerdrücken, damit

sie mich — ich nicht ganz zu Eis erstarre; aber so wie ich drückte, und drückte, gewahrte ich, daß es mein eigenes Herz war, das herausgefallen, ich in meinen Händen hielt; doch, so wie ich es erschrocken nun wieder in die Brust hineinpressen wollte, war es zu Stein geworden, und statt des Herzens lag dein Wappen, Egon! auf meiner Brust. Ich schrie in entsetzlicher Angst auf, da war es, als ständ' ein Greis vor mir, und sagte: — „Wie fürchtest du dich, es kömmt ja aus der Hand der Jungfrau — aber mein Herz war gebrochen!“

„Gebrochen?“ wiederholte Egon, unwillkührlich schaudernd. —

„Ich weiß nicht,“ fuhr sie erschöpft fort — „ich fühlte nichts mehr. Es war im Gegentheil, als umgäben mich Ruhe und seliger Frieden. Ich muß wohl schon todt gewesen seyn im Traume! aber da erwachte ich. Eine Art von Muth war in meine Brust zurückgekehrt. Es ist mir nun, als müsse diese Reise mich zur Entscheidung führen — der Tod, Egon, wird dir wohl die Freiheit bald wieder geben!“ redete sie mit vor Thränen gebrochener Stimme.

„Theure Schwärmerin!“ sagte Egon gutmüthig — „wie kann ein solcher Traum, die Ausgeburt deiner erschrockenen leichtbeweglichen Phantasie, deren Bilder aus deinen eigenen Vorstellungen hervorgegangen sind, dir im Ernste bedenklich seyn? Nur aus der Angst deiner Seele schaffтest du diese Bedeutung. Darum sey getrost. Nicht der Tod ist nothwendig, um das beinahe nur scheinbar geknüpfte Band wieder zu lösen. Die Kirche selbst kann uns noch nicht ganz als Eheleute betrachten; darum wollen wir uns nicht der Gegenwart kindisch hingeben, sondern die obwaltenden Umstände zu deiner und meiner Befriedigung benutzen. Der Gang unserer Reise selbst soll uns zu Hülfe kommen. Wir reisen durch S***,

wo, wie ich von deinem Vater selbst weiß, der Bruder meiner Mutter als Erzbischof lebt. Er kennt mich nicht, ahnt wohl kaum mehr mein Daseyn; und dennoch zweifle ich nicht, in ihm einen hülfreichen, und dem Gerüchte nach klugen Verwandten zu finden. Vielleicht wird es uns, ihm Alles auseinandersetzend, gelingen, durch seinen Einfluß und Zeugniß eine Dispensation von dem Papste zu bewirken, die ein Geheimniß bleiben kann, bis Zeit und Umstände es erlauben, sie, ohne Gefahr, Jemanden zu verletzen, geltend zu machen. — In so fern müssen wir der Zeit vertrauen. Wir haben noch einzige Tagereisen dahin. — Untersuche daher mit Ruhe, ohne Aufregung, dein Herz, dein Gewissen, und wenn du, dort angekommen, noch bei deinen Ansichten beharrst, dann" — Egon seufzte und schwieg.

Sein Seufzer galt indessen nur in so fern seinem Verhältnisse zu Ida, daß er — wie wir beinahe Alle — in dem Augenblicke des Verlustes, den noch nicht früher ganz geahneten Werth des zu Verlierenden erst recht anerkannte. Sie war ihm als Schwester höchst theuer gewesen; er kannte ihre kleinen Fehler, so wie ihre diese weit überwiegenden guten Eigenschaften, und hatte sich, wenn auch nicht entzückt, so doch zufrieden bei dem Gedanken gefunden, eine Frau zu besitzen, deren Vertrauen zu ihm, wie seines zu ihr, durchaus begründet war. Dazu kamen noch die unendlich vielen widerwärtigen Schwierigkeiten, welche dieß unerfreuliche Verhältniß auf einmal vor seinen Blick hinstellte; die lange Täuschung, welche das Geschick und die Gesinnungen der Eltern nothwendig machten, und die Ueberzeugung, wie unzureichlich sein guter Wille zu diesem Zwecke sey.

In den zwei Tagen, die ihre Reise noch dauerte, bevor sie nach S*** kamen, versäumte er keinen Augenblick, um Ida — nicht zu überreden, sondern ihr alle

mögliche Folgen dieses Schrittes vor die Augen zu stellen. Es war vergebens. Sie theilte seine Ansichten, seine Besorgnisse; dennoch sträubte sich eine mächtigere Gewalt in ihrem Innern, dieser nachzugeben. Ihre Angst schien verschwunden, aber ihre Festigkeit war ermuthigt worden. Es war, als sey ihr, bei dem bloßen Gedanken, daß sie nicht länger ein blindes Werkzeug, ein willkührliches Opfer fremder Schuld sey, ein Stein vom Herzen gewälzt. — Sie genoß die Freiheit der Gegenwart, und ließ getrost Gott für die Zukunft sorgen.

In S*** eilte Egon, sich dem Erzbischofe vorzustellen. Nachdem er lange gewartet, nachdem sich der Haushofmeister mehrmals ein Geschäft in dem Vorgemach gemacht, und ihn lange betrachtet hatte, wurde er endlich vorgelassen. — Der alte würdige Erzbischof sah ihn verwundert und lauschend mit der Frage an: „Graf Egon von Adlerhorst?"

„Ihr Neffe! der Sohn Ihrer jüngsten Schwester, Excellenz!" war die Antwort.

„Nun!" sagte der Greis, mit plötzlich belebtem Blicke: „Nun! ich dachte wohl, es könne der verschollene Vater nicht seyn. In der That, ich hatte auch dich längst todt geglaubt, weil du nicht, ein anderer verlorner Sohn, Zuflucht an meinem Heerde gesucht. — Gottlob! — dir hat nichts gemangelt. Ich sehe dir es an. Zuerst ziehe in mein Haus ein, und dann mache mich mit deiner Lage bekannt."

Egon entschuldigte sich, diesen Antrag nicht annehmen zu können, weil er seine Gemahlin mit sich führe. Das Auge des Greises wurde finster. „Ohne Vorwissen deiner Familie?" sagte er, „du hast mich neugierig gemacht — aus welchem Geschlechte?"

Egon mußte ihm nun seine Lage auseinandersetzen, und er that es auf eine Art, die seinem Herzen Ehre

machte. Die Schuld der herkunftlosen Schwiegerältern verwandelte sich in seinem Berichte vielmehr zu einem Nimbus, in welchem seine Ehe als ein Siegel seiner Dankbarkeit erschien. Während dessen verdüsterte sich die Stirne des Oheims immer mehr. Erst als Egon, durch dieß Zeichen mehr ermuthigt als beklommen, ihm nun den Gewissensscrupel der Schwester, die unvollzogene Ehe, ihr Schweigen vor dem Altare mittheilte, und ihm ihr beiderseitiges Verlangen anvertraute, ein Ehebündniß wieder aufgelöst zu sehen, dessen äußere Aufrechthaltung indessen noch eine Zeitlang dienen müsse, ein sinnverwirrtes Gemüth und die innere Ruhe der Familie herzustellen, entwölkte sich allmählig die Stirne des um die Hoheit seines Hauses besorgten Mannes. Obgleich sein Blick durch das letzte Geständniß vielleicht tiefer, als es Egon wünschte, in das Geheimniß seiner Lage drang, erkannte der Oheim vielleicht darin um so mehr seine gute und wohlthätige Absicht, ohne Aufsehen das Interesse eines guten Gemüths beruhigen und eine Verwirrung lösen zu wollen, deren drückendes Gewicht, so wie die Verhältnisse sich gestaltet hatten, die Kirche ihm wieder abnehmen durfte, indem er zugleich seinen männlichen Entschluß lobte, das Geheimniß zu bewahren, bis der Tod oder die Zeit eine günstige Veranlassung zu dessen völliger Auflösung herbeiführte.

Unter diesen Verhältnissen wurde Ida, nicht als eine eingedrungene, ungeliebte Verwandtin, sondern als eine geehrte Wohlthäterin, eine theure Tochter, in das Haus des Erzbischofs aufgenommen. Er erkannte nun, da er die Verhältnisse genau übersah, daß sie es sey, der sein Neffe eine helle Gegenwart und eine seinen Ansprüchen angemessene Zukunft zu verdanken habe, und rieth nun selbst dem Neffen, sogleich nach Italien zu gehen, das er, dem Plane nach, erst später zu besuchen gedacht, um, mit einer wirksamen Empfehlung von ihm versehen, die Dispensation an Ort und Stelle zu betreiben. —

Die Sache war außerdem klar und einleuchtend; der geleistete Eid trug so deutlich das Gepräge eines verborgenen Zwanges, und das Zeugniß des würdigen Erzbischofs, dessen heilige Würde und persönlicher Charakter Bürge genug war, daß er nichts Unerlaubtes befördern konnte — so daß Egon die Dispensation so gut als erhalten ansehen durfte. Eine zufällige, eben nicht bedeu=

tende Krankheit, die hier Ida's Kammerjungfer befiel, gab einen unverdächtigen Anlaß, sie zurückzuschicken, noch bevor es ihr möglich gewesen, Beobachtungen zu machen, die ihrem Geheimnisse gefährlich seyn konnten. Egons Bedienten behielt der Oheim in seinem persönlichem Dienste; und so setzten der Graf und die Gräfin von Adlerhorst ihre Reise fort, noch ehe die Dienerschaft des Hauses und die neuen Untergebenen, die sie begleiteten, recht klug daraus wurden, ob die reisenden Herrschaften aus einem Paar Eheleuten oder aus Geschwistern bestehe.

Das Letztere wurde während der Reise mehr und mehr angenommen, ohne deutlich ausgesprochen zu werden; obgleich immer zwischen beiden Meinnngen geschwankt wurde, die um so weniger fest zu stellen waren, als das reisende Paar sehr wenige Gesellschaften besuchte. Die Entfernung von der Heimath, und das einsame Leben der Eltern dort, machten sie wegen dieser widersprechenden Gerüchte unbekümmert. So waren sie in Rom angekommen; und Egon genoß bei den geistlichen Behörden, durch mehr als ein Empfehlungsschreiben des gütigen Oheims, einen ausgezeichneten und hoffnungsvollen Empfang. Er brauchte noch die Vorsicht, mehr mit Italienern, als mit Landsleuten umzugehen, in deren Cirkeln das Gezwungene ihrer Lage, Beiden einen Anstrich von Zurückhaltung gab, wodurch sie dort weniger vermißt wurden. Indessen war zwischen ihren vier Wänden oder auf ihren einsamen Wanderungen, nur von einem Cicerone begleitet, Ida's ganze früher bezaubernde Anmuth zurückgekehrt. Es schien, als wäre dieser Traum mit der Aengstlichkeit ihrer Seele, ihr aus dem Gedächtnisse entschwunden. Sie fühlte sich frei und glücklich, war unerschöpflich an Witz, Frohsinn und Theilnahme, wenn es galt, auch nur die kleinste Wolke von übler Laune von Egons Stirne wegzubannen. Auch war es ihm, als verlieh ihre Gegenwart, ihre unbefangenen feinen Bemerkungen, ihr geistreicher Umfang, dem Zauberboden Italiens und seinen Wundern, nach deren Beschauung seine Seele sich seit Jahren gesehnt hatte, einen neuen Relief. Auch er gab sich ganz dem Genuß der ihn umgebenden zahllosen Schätze der Natur, der Kunst und der italischen Sonne hin; und so lebten sie wieder eine kurze glückliche Zeit, als frohe, aber besonnen gewordene Kinder neben einander.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 5tes Stück.

Das Traumbild.

(Fortsetzung.)

Da, beinahe eben zu derselben Zeit, wo Egon die, Beide über ihre Zukunft beruhigende Dispensation täglich erwarten durfte, wollte der neckische Zufall, dessen Laune nur zu oft unter dem fröhlichsten Anscheine Böses, und unter einem bedrohlichen Gutes verübt, daß er, fast unwillkührlich, sein bald gelöstes Verhältniß zu Ida, als ihr Gatte, aussprechen sollte.

Eines Morgens, als er sie zu Hause gelassen, und nach einigen Gängen zur Mittagszeit zurückkehren wollte, trat, so wie er um eine Ecke des Corso biegen wollte, ein ihm begegnender junger Mann hart an ihn an. Beide standen und umarmten sich. Es war Adolph von Zanne. Sie hatten sich weder gesehen, noch von einander gehört, seit jenem herzzerreißenden Tage, als Egon ihn, Beide in Kummer versenkt und unfähig an die Zukunft zu denken, an die äußere Einfahrt seines Schlosses begleitet hatte.

Adolph war, wie alle leichtsinnigen aber dabei weichherzigen Menschen, in dem Augenblicke des eingebrochenen Unglücks wie zerschmettert; nach der Universitäts-Stadt zurückgekehrt, hatte er dort ganz unerwartet eine

hübsche Summe vorgefunden, die dem väterlichen Nachlaß schuldig — jetzt erst spät eingelaufen war, und fand nun nichts seiner tiefen Verzweiflung angemessener, als das Geld auf eine Reise in Italien zur Zerstreuung seines Kummers zu verwenden, besonders da die Mittel dazu, wie ein Fingerzeig von oben, ihm von selbst in die Hände fielen. Er hatte dem Freunde geschrieben und war abgereist. Sein Brief war entweder durch eine Fahrlässigkeit, oder durch die Verwirrung im Schlosse, sogar vielleicht auf Anstiften der argwöhnischen Mutter, die sich scheuete, Adolphen wieder in ihr Haus aufzunehmen, verloren gegangen. Er hatte unter Weges alte Bekannte, einige heitere Jünglinge angetroffen, und war mit ihnen, ihrer Bestimmung nach, allererst nach Neapel geeilt. Von dort aus war er, den Tag vorher, und nach seinen heiteren Blicken zu urtheilen, schon so ziemlich getröstet, zurückgekehrt. Zwar hatte er, von dem früheren Reiseplane des Freundes unterrichtet, ihm in seinem Schreiben ein Zusammentreffen in Italien zur Pflicht gemacht; allein so bald hatte er nicht gehofft', ihm zu begegnen. Er war außer sich vor Freude. „Wo wohnst du? bist du allein? den ganzen Tag bleiben wir zusammen, nicht wahr?“ noch zehn andere Fragen wechselten fast in demselben Athemzuge mit einander.

„Komm' mit mir,“ sagte Egon ruhiger, doch nicht weniger herzensfroh sich bei sich selbst der Ueberraschung erfreuend, die dem Freunde bevorstand: „ich will dich der Gräfin Adlerhorst vorstellen, ich wohne dort;“ er zeigte ihm mit dem Finger das Haus.

„Der Gräfin Adlerhorst?“ wiederholte Adolph. — „Was Teufel! hast du dich in ein hochadeliches Joch gespannt, und bist wohl sogar Reise-Kavalier geworden? Nun, ist sie hübsch, die Gräfin?“

Egon ein wenig betroffen über den Sinn dieser Worte, die allerdings einigermaßen auf seine Verhältnisse paßten, sagte beinahe verdrüßlich: „Ei nun, ich bin ja selbst der Graf Adlerhorst. Siehe mich nicht so groß an. Wisse nur, jenes steinerne Wappen, daß deine heraldische Aufmerksamkeit so oft erregte, ist das meinige. Das elegante Schloß, das uns damals so ängstlich und unheimlich vorkam — weil eine traurige Geisteskrankheit dort seinen Spuck trieb, ist mein Erbtheil, doch“ — er hielt plötzlich inne und fügte bald hinzu: „Komm', du sollst Alles erfahren, dir dürfen wir ja vertrauen.“

Er zog den erfreuten, von Allem nichts begreifenden Freund im frohen Taumel mit sich in das Haus, die Treppen hinauf, in Ida's Zimmer. Sie hatte die bekannten Tritte vernommen, und stand im Begriff, dem Bruder entgegen zu eilen, als die Thüre geöffnet wurde. Sprachlos, wie versteinert, standen die alten Bekannten vor einander. Ida war blaß geworden; sie zitterte und schlug die Augen zu Boden. Dagegen schoß das Blut mit aller Gewalt in Adolphs Wangen auf — seine Blicke ruheten belebt, strahlend, als hätte sich die Seele in der Sehkraft seines Auges concentrirt, durchdringend auf ihr. Er bekam zuerst Worte: „Ist es möglich, Fräulein Ida! deine Schwester!“ rief er entzückt.

Diese gegenseitigen, so hoch verschiedenen Eindrücke schienen den Grafen unangenehm zu überraschen; fast unwillkührlich erwiederte er schnell und scharf: „Nein! die Gräfin Adlerhorst, meine Gemahlin!“

Ida warf auf ihn einen verwunderten fragenden Blick. Es war, als läge ein tiefer Vorwurf darin, doch immer bereit, seinem reiferen Willen sich zu fügen, sagte sie nur, schmerzlich lächelnd, indem sie Adolphen die Hand reichte: „Vieles ist verändert, seitdem wir uns nicht gesehen.“

„Es scheint so,“ sagte er trocken, fügte aber sogleich einschmeichelnd hinzu: „Und auch Sie. Was vor einigen Monaten noch eine reizende Knospe war, ist nun zur vollesten Blüthe entfaltet. — Es ist, als habe ein geistiger Thau Ihnen eine höhere Weihe gegeben. — Ich würde schüchtern zurücktreten, wenn mein Verhältniß, als Freund des Freundes, mir nicht das schöne Recht gäbe, nun doppelt Ihre vorige Güte in Anspruch nehmen zu dürfen.“

Er blieb den Mittag, und, so wie er gesagt, beinahe den ganzen Tag bei ihnen. Bald würde ganz die heitere Stimmung ihres früheren Zusammenlebens zurückgekehrt seyn, wenn Juliens bleiches Gebilde nicht unwillführlich in jedem Gemüthe aufgetaucht wäre, die Jedem für sich eine besondere Anmuth verlieh.

Sobald Ida mit Egon allein blieb, fragte sie ihn, mit einem Tone, der unbefangen genug klang, warum er eben vor dem Freunde das bestimmt ausgesprochen habe, was er sonst bei jedem Unbekannten läugnete, wo nicht, doch aus dem Wege ging?

„Weil ich ihm unsere übrigen Verhältnisse nicht so wie allen Andern vorenthalten kann, noch will,“ war die etwas verlegene Antwort, „und indem ich seiner Freundschaft vertraue, doch seinem unvorsichtigen Leichtsinne vorbeugen will.“

Einen aufrichtigeren Grund, der sich doch nur in einer dunklen Empfindung aussprach, verschwieg Egon. Die Bestürzung, womit sich Beide wiedersahen, hatte ihn, er wußte selbst nicht warum, verletzt; und später, als er dem Freunde, dieß Geheimniß ausgenommen, Alles mittheilte, was die Schonung, die er den Pflegeltern schuldig war, ihm gestattete, überredete er sich selbst, daß eben diese Verheimlichung ein traulicheres und offeneres Verhältniß unter allen Dreien herbeiführen, und die

Schwester vor einer Versuchung, die sonst Adolphs leicht entzündbares und wie es schien, wieder geheiltes Herz ihrer Ruhe bringen möchte, sicher stellen würde. Egon hatte sich indessen ganz verrechnet. Der kurze Flug in die weite Welt, in deren üppigsten Umarmung Adolph sich jetzt befand, hatte sein eigentliches Wesen zwar nicht verändert, aber es nur zu voller Freiheit und Fülle entwickelt. Gewohnheit, seiner Neigung, ohne vorläufige Erörterung ihrer Rechtlichkeit, nachzugeben, hatte diese, wenn ihm das Tadelhafte in ihrer rücksichtlosen Steigerung nicht verborgen bleiben konnte, bereits gern so viel Gewalt über ihn gewonnen, daß es ihm an Kraft gebrach, Alles aufzubieten, um Hindernisse, die ihm von außen entgegen traten, aus dem Wege zu räumen. Weit gewissenhafter indeß in der Freundschaft, als in der Liebe, vielleicht weil die erstere ihm nicht so viele Versuchungen darbot, hütete er sich wohl vor jedem Schritte, der diese hätte beleidigen können; allein die Scheidewand, die so plötzlich zwischen ihm und seiner schwankenden Neigung zu Ida sich erhoben hatte, erregte dessen ungeachtet auf's Neue sein eitles Herz, das vielleicht ohne diese noch ruhiger als früher geblieben war. Es trieb ihn an, sie ahnen zu lassen, daß ihr Verlust ihm die schönste Hoffnung seines Lebens geraubt hätte; ja, dieser Verlust, an den er nie früher gedacht, flößte ihm das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes ein. So den selbstgeschaffenen gehaltlosen Bildern seiner Phantasie sich leichtsinnig ergebend, glaubte er sich allmählig im Ernste unglücklich, er konnte nicht umhin, in Ida's Gegenwart eine Schwermuth blicken zu lassen, die, wenn auch nicht ihre Gunst, doch wenigstens ihr Mitleiden ihm erwerben müsse; während er den Freund glauben machte, daß sein Zusammentreffen mit den früheren Geschwistern das schmerzliche Andenken an die Todte auf's Neue in ihm erregte.

Wirklich ward ihm auch nicht selten ein mitleidiger Blick von Ida zu Theil, deren Gedanken er öfter als früher auf jene traurige Zeit zurückzog. Der Zweifel der Mutter kam ihr stets wieder in den Sinn. Nun erst fiel ihr Adolphs schnelle Abreise, nach der Unterredung mit jener, auf. Sollte die durch ihr Treiben herbeigeführt worden seyn? sie eine Störung ihres Vorhabens von ihm befürchtet haben? Er hatte sie damals nicht einmal grüßen lassen. Hatte die Mutter glauben können, daß er in dem Augenblicke, wo er, wie sie, alle von Schmerz zerrissen waren, auf Sie sein Auge erheben könnte? Sie wußte selbst nicht warum, aber immer kehrten ihre Gedanken an diese Unterredung zurück. Indessen hatte wirklich Adolphs Unwissenheit von ihrer wahren Stellung zu Egon, ihrem Verkehr einen durchaus geschwisterlichen Anstrich mitgetheilt, und in dem Gefühle dieses Verhältnisses nahm sie keinen Anstand, einmal, während Egons Abwesenheit, ein Gespräch mit ihm, seine letzte Unterredung mit der Mutter, und seine darauf folgende schnelle Abreise, zu berühren.

Adolph schwieg betroffen einige Minuten, dann sagte er beinahe schüchtern, mit einem verstohlenen Blick auf Ida: „die unumwundene Wahrheit, die meinem Munde entschlüpfte, verletzte gegen meinen Willen ihr wundes Herz. Sie schickte mich beinahe fort!“ fügte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu.

„Wie so?“ fragte Ida verwundert und arglos.

„Sie verlangen es!“ entgegnete er mit Gewicht. „So darf ich wohl der schwesterlichen Freundin nichts verhehlen. Ich gestand ihr offen, daß Juliens Tod, bei ihrer zarten und zugleich innigen Anhänglichkeit, vielleicht eine Wohlthat sey. Ich hätte ihr Herz mit dem besten Willen doch nicht beglücken können; denn über die wärmsten Empfindungen des meinigen vermochte ich nicht mehr zu schalten.“

Ein bitteres schneidendes Gefühl durchdrang mit diesen Worten Ida's Busen. Sie fühlte durch sie nicht blos die Schwester, sondern auch sich verletzt; es schien ihr, als habe er, von einer früheren Liebe erfüllt, ein schnödes Spiel mit Beiden getrieben. — „Wirklich! also war Ihr Herz nicht mehr frei, als Sie unser Schloß betraten!" sagte sie, das Auge scharf und mißbilligend auf ihn heftend.

„Bis an den Augenblick war es frei!" versetzte er, die Augen zu Boden schlagend, mit leiser zitternder Stimme: „ist aber seitdem es nie wieder geworden."

Wer beschreibt das gedemüthigte und doch unendlich süße Gefühl, das durch diese Antwort ihren zornigen Unwillen in die beseligendste Genugthuung auflößte. Sie wollte etwas sagen, konnte jedoch keine Worte finden; allein einen Blick warf sie ihm zu, der ihm mehr als tausend Worte sagte, einen Blick, dessen Gewicht, wie unwillkührlich er auch gewesen, sie sich wohl bewußt war, doch folgte ihm keine Reue, weil sie ihre Freiheit empfand, und zum ersten Male vielleicht einen Werth darauf setzte, den sie nicht früher geahnet hatte, — einen Blick, der ihn überraschte, weil dieser ihm zu erkennen gab, daß die Gattin des Freundes, mehr als er es sich hatte träumen lassen, eine Empfindung theilte, die bei dieser Ueberzeugung, bei den unübersteiglichen Hindernissen selbst, die ihr dieß Verhältniß entgegen zu stellen schienen, von dem Augenblicke an in heller Flamme emporloderte.

Ida wußte nun, oder vielmehr glaubte, zu wissen, was sie früher nur dunkel geahnt, daß sie der Gegenstand seiner Liebe gewesen, daß sie es noch sey. Es war, als wende diese Ueberzeugung ihre Blicke tiefer und muthiger, als früher, nach innen. Zum ersten Male war es ihr klar, wie neu auch diese Ansicht vor ihre Seele trat, daß er ihr, von dem ersten Augenblicke an, wo ihm

ihr Blick begegnete, theuer gewesen, daß sie die Schwester, ohne es klar zu wissen, beneidet hatte, und daß nur ihr Glück, so wie später ihr Tod, sie abgehalten hatte, tiefer in das eigene Herz zu dringen. Jetzt glaubte sie mit Erstaunen, mit Beschämung einzusehen, warum der Gedanke, Egons Gattin zu seyn, ihr so freudenlos, so unnatürlich vorgekommen. — Mit diesem Bewußtseyn war auch Ida's ganzes Wesen wie verändert, wozu freilich der Zufall nicht wenig beitrug.

Dieser wollte, daß Egon, während ihre Seele noch in der Wonne dieser Ueberzeugung schwamm, in ihr Zimmer trat. Mit einem liebevollen Blicke, in welchem sie, in einer unbefangeneren Stimmung, eben so viel Wehmuth gelesen haben würde, überreichte er ihr ein so eben erhaltenes, besiegeltes Pergament, worauf die so lange erwartete päpstliche Dispensation geschrieben war. Mit so stürmischer Freude, daß sie Egon'n verletzte, fiel sie ihm um den Hals, und doch war dieser Ausbruch so voll Zärtlichkeit und Vertrauen, daß er ihr unmöglich zürnen konnte. „Behalte es, lieber Bruder!“ sagte sie: „Bewahre du es auf, denn bist du dadurch eines Rechts verlustig geworden, hast du dein Recht als Bruder zehnfach zurückgewonnen, und welch' ein Verhängniß mir auch beschieden ist, soll doch mein Wille immer von deinem abhängig seyn!“

Sobald sie allein blieb, ergab sie sich dem vollen Gefühle ihrer Freiheit, ihrer Hoffnungen, ihrer Freude, die sich in einem, ihr früher völlig fremden Zug von Coquetterie offenbarten; denn die Ueberzeugung, daß es in ihrer Gewalt stände, den Streit zwischen heftig hervortretender Leidenschaft und den Geboten der Pflicht und der Freundschaft in der sich quälenden Seele des Geliebten mit einem Worte in Wonne verwandeln zu können, gab ihrem ganzen Benehmen einen neckenden, triumphi-

renden, ermunternden Anstrich, der Adolphen verwirrte, seine Eitelkeit anzog, und sein doch nicht ganz abgestumpftes Gefühl für Recht und Sitte leise empörte, oder ihn vielmehr auf den Gedanken brachte, daß die schlaue aber strenge Frau ihn durchschaut hatte, und durch Spott bestrafen wollte. Indessen war ihr räthselhaftes Betragen doch von so vieler Anmuth begleitet, daß sowohl die Leidenschaft seiner Phantasie, als der Kampf seiner Rechtlichkeit mit dieser, dadurch vermehrt wurde. Die Gattin des Freundes zu lieben, unglücklich natürlich, weil Ehre, Tugend und Vertrauen ihn einem stillen Märtyrthume weihte, auf das er sich zu Gute that, war, obgleich die Wertherperiode noch vor seiner Geburt vorüber gewesen, doch ein zu interessantes Verhältniß, um ihn nicht anzuziehen, und wirklich gab dieser Kampf ihm, besonders bei Ida's leuchtenden Blicken, deren Sinn doch nie ihr Mund verrieth, so viel zu schaffen, daß er sich entschloß, nachdem er, wohl zu merken, vorher, um der Frucht seiner Selbstbeherrschung nicht verlustig zu gehen, Ida seinen Kampf und seinen Sieg gestanden hatte, sich von ihr und dem Freunde zu entfernen. Dieß war kein eitles Spiel einer Phantasie. Ida's Augen, aus denen er nicht klug werden konnte, denen er aber in jedem Falle auf diese Art siegreich begegnen durfte, und Egons Blicke, die immer ernster und argwöhnischer auf ihm ruheten, und allerdings leise Vorwürfe in seine Seele warfen, bestimmten ihn, den Entschluß nicht länger aufzuschieben.

Egons scharfen Blicken war dieß spielende Verhältniß der zwei Wesen, die seinem Herzen am nächsten standen, nicht entgangen. Es durchschnitt dieses wie ein Verrath; obgleich er nicht läugnen konnte, daß er Monate vorher, als Adolph sich in dem elterlichen Hause aufhielt, eine Verbindung zwischen ihm und einer der Schwestern mit Entzücken gesehen haben würde, empfand

er vielleicht bloß, daß eine solche, in ihrer gegenwärtigen Lage, das Peinliche derselben noch vermehren würde. Oder konnte er sich nicht verbergen, das seine neue Stellung in der Welt, und seine genauere Bekanntschaft mit ihr, auch seine Ansichten verändert hatte, daß er nicht mehr den Freund mit der früheren Vorliebe betrachtete, daß dieser immer weniger den Ansprüchen seines Geistes und seines Herzens entsprach, ja, daß er ihm manchmal nicht zutraute, Ida's Werth nach Würde schätzen zu können? Genug, er war mit sich selbst einig geworden, eine Neigung wenigstens nicht fördern zu wollen, die von Ida's Seite ihn beunruhigte und ihm mißfiel, von Adolphens dagegen, bei dessen völliger Unbekanntschaft mit dem obwaltenden Verhältnisse, ihn verletzte, beleidigte und betrübte.

Wie groß war also sein Erstaunen, seine Entrüstung, als er eines Tages unerwartet in Ida's Zimmer trat, und Adolph dort fand, der glühend, verlegen, in einer Bewegung, als hätte er schnell eine trauliche Stellung verlassen, mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Er warf einen scharfen durchdringenden Blick auf Ida. Sie lächelte ruhig, mit freudeleuchtenden Blicken ergriff sie die Hand des Grafen, und sagte: „Adolph will uns verlassen. Er hat es mir so eben angekündiget. In seiner Brust wohnt eine Neigung, die er nicht besiegen kann, und welche Achtung für mich, Pflicht und Freundschaft für dich, ihm jedoch verbieten, auszusprechen. Er war im Begriff, Abschied von mir zu nehmen. Sollten wir ihn reisen lassen?“

Diese offene Erklärung eines Geständnisses, das in seiner ganzen Fülle Adolph doch nicht geradezu für das Ohr des Freundes passend fand, verwirrte ihn aber noch mehr als ihre Frage. Doch sein Erstaunen stieg noch höher, als Egon, ihn scharf anblickend, entgegnete: „Hät-

te er mir dieß Geständniß abgelegt, was mich allerdings männlicher dünkt, so hätte ich dir die Frage vorgelegt; darum gib du Antwort."

„Nein!" erwiederte Ida, „du allein! — ich bin ja ganz dein Geschöpf, Egon! Kein Wort, keine leise Wünsche sind über meine Lippen gekommen, oder würden darüber gehen, ehe dein Wille ihnen den Ausgang geöffnet." —

„Aber aus deinen Augen!" versetzte der Graf schmerzlich — „Sie heißen ihn bleiben."

Ida warf sich an seine Brust. „Es sey!" richtete er, nach einem schweren Seufzer, indem er sich beinahe heftig aus ihren Armen riß, die Rede an den immer mehr erstaunenden Freund. „Komm, Adolph! ich muß vor Allem unter vier Augen mit dir reden." — Er zog ihn rasch mit sich über den Saal, in sein Kabinet, und ohne ihm Zeit zu geben, sich aus seinem Erstaunen zu erhohlen, begann er: „Zuerst eine ernste Frage! Ist deine Neigung, deine Liebe so wahr und stark, daß sie sich dem Gewichte eines Geheimnisses, das, wiewohl beglückend, dennoch lange, sehr lange, vielleicht ein halbes Leben, alle deine Verhältnisse beschränken wird, und deinem freien Gemüthe nicht zusagen kann, unterwerfen darf? Gib Antwort."

Adolph, ungewiß, wie er sich zu benehmen hatte, zog indessen vor, da er die einmal ausgesprochene Liebe weder abläugnen konnte, noch wollte, den Freund von ihrer unveränderlichen Gewalt zu versichern.

„Wohlan!" entgegnete dieser ernst, „wenn du auch einst anders denken magst, so vergiß nicht, daß dein Vertrauen, wenn du es dem Namen zugewandt hättest, dir gestattet haben würde, die Wahrheit deiner Empfindungen vorher genau zu prüfen; nun kann ich bloß das sagen, daß meine Freundschaft mit Ida's Glück lebt und stirbt. Ihre Hand ist frei."

Er enthülte nun dem Freunde den Theil ihres Verhältnisses, der ihm bisher verborgen geblieben war, und fügte herzlicher hinzu, als suche er in dem Bestreben, die Wünsche und das Glück der Schwester zu betreiben, die plötzliche Oede in seiner Brust wohlthätig mit ihrer Zufriedenheit wieder auszufüllen, daß er Ida'n zu sehr liebe, ihr Glück und jede dazu nöthige Aufopferung zu fest vor Augen gehabt habe, um auf einen ähnlichen Fall nicht vorbereitet gewesen zu seyn; daß er es als eine Fügung ansehe, daß ihre Wahl auf einen Mann gefallen war, dessen Verhältnisse zu ihm die Durchführung einer heimlichen Ehe erleichtern, welche ohnedieß in dem Lande, wo sie sich gegenwärtig aufhielten, durch die unverdächtige Sitte der Cicisbeatur begünstigt wurde. Darum rieth er, der ein Feind alles Halben war, die Verbindung sogleich zu schließen, welches keine Schwierigkeiten darbot, da alle die zu der aufgehobenen Ehe einst zu gebrauchenden Papiere in seinem Besitze waren; doch gab er ihm nochmals zu bedenken, ob er auch Kraft und Entsagung seines eigenen Ansehens genug besäße, um, in des Freundes Hause und in seiner Nähe, in einer dem Anscheine nach, prekairen Lage, die er doch insgeheim, auf eine, Ida's Rechten, als reiche Erbin, entsprechende Weise, sicher stellen wollte, mit der Gemahlin ausharren zu können, bis die Umstände es im Laufe der Zeit gestatteten, ohne Pflichtverletzung, den Schleier des Geheimnisses zu zerreissen.

Adolph war wie aus den Wolken gefallen; doch versicherte er ohne Bedenken, und er meinte, was er versicherte, daß dieß Verhältniß sein Glück nicht weniger schätzenswerth machen würde; ja, dieß Geheimniß selbst gab dieser Verbindung in seinen Augen einen neuen Reiz. Dennoch konnte er sich nicht verbergen, daß diese plötzliche Ehe, zu einer Zeit, wo er noch an keine gedacht hatte,

sein Blut in eine gewisse ängstliche Wallung brachte, und daß seine Ueberraschung nicht ganz frei von jener dumpfen Betäubung war, welche die Empfindung, sich überlistet zu sehen, zuweilen begleitet.

Die Vorstellung einer plötzlichen, wirklichen geheimen Ehe, überraschte selbst Ida. Sie hatte sich diese nur in einer ungewissen glücklichen Zukunft gedacht, und der nahe Anblick einer ganzen Menge kleinlicher und verdrüßlicher Maaßregeln, die doch nothwendig beobachtet werden mußten, beunruhigte und ängstigte sie; allein Beide konnten nicht umhin, Egons brüderliche, treue Sorge, seine sichere und schnelle Umsicht anzuerkennen. Ihr Aufenthalt in der Fremde war unbestimmt. Ort und Zeit waren günstig, und warum die Ausführung eines genommenen Entschlusses zu einer vielleicht ungünstigeren Zeit aufschieben, da doch, dem Anscheine nach, Jahre hingehen würden, ehe die äußeren Umstände sich gelegener gestalteten, welche die Geschwister auch nicht herbei wünschen durften, da jene von dem Leben der Eltern abhängig schienen.

Und so geschah es denn auch. Egons Klugheit, Papiere, Gold und seine Rechte als Bruder, ließen sie bald einen Priester finden, der insgeheim die Trauung vollzog. Ida wurde Adolphs Gattin, gleich nachdem sie sich mit ihm verlobt hatte. Der eitle, tändelnde Reiz des Brautstandes wurde ihr nicht zu Theil. So trat sie gleich in die äußerlich unscheinbaren, aber innerlich zwischen den vertrauten Wänden um so beglückenderen Flitterwochen der Ehe. Adolph bewohnte zwar nicht dasselbe Haus; allein er war, obgleich nicht viel mehr als zuvor, unzertrennlich davon. Allein, da er nun öfter als vorher öffentlich mit ihnen, oder auch allein mit Ida erschien, und da die glückliche Liebe, besonders, wenn eine geheime Eitelkeit sie belebt, nie vorsichtig genug ist, so hieß es

bald in allen Cirkeln, die sie jetzt häufiger besuchten, und in welchen seit Adolphs Ankunft die frühere Heimath kein Geheimniß mehr war, von der den Anschein zu behalten, die empfangene Dispensation kein Hinderniß darbot, — daß Signor Adolph der Cicisbeo der Gräfin sey, wobei freilich ihre Landsleute nicht wenig über die Blindheit des Grafen die Köpfe schüttelten.

Bald zogen sie indessen auf Adolphs Verlangen nach Florenz. Das Leben in Rom war seinem gewöhnlichen Verkehr zu stille. Der Aufenthalt dort war der Glanzpunkt in Ida's wirklicher Ehe, deren Ruhe nur zuweilen von der Heimath aus getrübt wurde. Sie hatten sich nun beinahe ein Jahr in Italien aufgehalten. Die Mutter begann in ihren Briefen eine leise Unzufriedenheit mit ihrem langen Aufenthalte daselbst zu äußern. Der Vater, bei dem die heftige Erschütterung, an dem Sarge der einen Tochter und bei der Trennung, von der andern, und die darauf folgende harmlose Stille wirklich sowohl am Körper, als an der Seele allmählig herstellend gewirkt hatte, fing immer stärker an sich nach den Kindern zu sehnen. Egon, dem die Rückkehr, unter diesen, noch weniger als unter den früheren Verhältnissen, erfreulich war, suchte durch häufige Briefe dieß Treiben zu beschwichtigen. Er theilte den Eltern Alles, was für ihre Ohren paßte, aus ihren Begegnissen mit, und hatte nicht versäumt, sein Zusammentreffen mit dem Jugendfreunde und ihr Zusammenleben mit ihm zu erwähnen. Diese Vorsicht, womit er, ohne daß zuweilen die Eheleute selbst seine weit voraus berechneten Gründe ahneten, für die Sicherstellung ihrer Reise und Lage sorgte, erregte eine wo möglich noch größere Zärtlichkeit in Ida's dankbarem Herzen, die blühend, strahlend von Glück und Zufriedenheit, die milde italienische Luft und ihren hellen Sonnenschein einathmend, die Wonne des Daseyns in

ihrer ganzen Fülle genoß. Sie fühlte sich den Gegenstand der herzlichsten Sorge zweier liebenswürdiger Männer, deren Bemühungen um sie doch so höchst verschieden waren, und die unfreiwillige Vergleichung, welche diese darboten, entschied nicht immer zu Gunsten des Ehemannes, obgleich seine Sorgfalt beinahe immer etwas Angelegentliches, selbst Ueberraschendes hatte, wodurch sie mehr auffiel. Er war fast ängstlich bemühet, die geliebte Frau jedes sich darbietenden Genusses theilhaft zu machen; jede kostbare Seltenheit wußte er aufzufinden, und die schönsten Blumen schmückten immer Ida's Zimmer. Egon brachte der Schwester selten Geschenke! aber er wußte bei ihren Ausfahrten immer eine Gegend zu wählen, sie einem Gegenstande entgegen zu führen, der ihr Vergnügen und Belehrung brachte. Er sorgte dafür, daß nie ein Shawl oder irgend eine Vorsichtsmaaßregel, ihre Gesundheit und ihr Wohlseyn betreffend, vergessen wurde, hatte immer, bei einer zuweilen eintreffenden Verlegenheit, ein vorausbedachtes Auskunftsmittel bei der Hand — Dinge, woran Adolph nie dachte. Es kam ihr oft unwillkührlich vor, als denke der Gatte nur daran, mit ihr und seiner Sorgfalt für sie zu prunken, während Egon, unbekümmert um die ganze Welt, selbst um ihre Aufmerksamkeit und ihren Dank, nur darauf bedacht war, daß nicht die kleinste Verletzung der Seele und des Körpers sie beträfe. Die erste schmerzliche, welche die Idee von einer Täuschung in ihrer Ehe zuerst bei ihr aufkommen ließ, mußte sie um so fühlbarer berühren, als der Bruder ihre Bitterkeit, ohne sie doch ganz zu ahnen, ihr gern entzogen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Dankbarkeit.

Ein wiedergenesener amerikanischer Soldat bat einen Feldarzt, einen Freund des Hrn. v. Crevecoeur, ihm auf sein ehrliches Gesicht, (da dieser ihn gar nicht kannte,)

hundert Piaster vorzuschießen, um seine Schulden im Hospital bezahlen, und zu seiner reichen Familie in Virginien, der er, aus Mangel der Posten, von seinem hülflosen Zustande nicht Nachricht geben könnte, zurückkehren zu können. — Der gutdenkende Mann erfüllte sein Verlangen. Der junge Amerikaner reisete weg von ihm, und fünf Wochen darauf erhielt er einen Brief von dem Vater desselben, voll von Ausdrücken des dankerfülltesten Herzens, die man nicht ohne innige Theilnehmung lesen kann.

„Ich hatte zween Söhne, der Eine starb für das Vaterland; den andern haben Sie mir erhalten, indem Sie ihn in den Stand setzten, zu seinen Eltern zurückzukehren. Von nun an soll der vierzehnte Oktober, an welchem Tage Sie ihm seine Bitte gewährten, ein jährliches Fest in meiner Familie seyn, an dem wir Gott danken und uns vergnügen wollen. Meine Sklaven sollen immer an diesem Feste und dessen Vergnügen Theil nehmen; denn sie sind Menschen, und ich bin immer mit ihnen wie mit Menschen umgegangen. — Sie haben meinem Sohne Gesundheit, Freiheit, und das Vergnügen verschafft, seinen Vater wieder zu sehen. Wie viele Wohlthaten haben Sie dadurch mir erwiesen! — Wie viele Sorgen von meiner Familie hinweggenommen! Sie sind unser Tröster geworden! — Kommen Sie zu uns! — Theilen Sie mit uns den Besitz und Genuß alles dessen, was wir haben! Sie sind unsrer Familie bereits einverleibt! Kommen Sie, nehmen Sie Besitz von dem Stuhle, der Sie an unserm Tische erwartet. — Der Ueberbringer dieses Briefes ist der Sohn meines Bruders; er wird Ihnen einen authentischen, nach aller Form Rechtens abgefaßten Schenkungsbrief der Hälfte einer meiner Plantagen überliefern, deßgleichen einen Neger, den ich Ihnen schenke, einen andern, den Ihnen mein Sohn schickt, einen dritten, den die Mutter meiner Frau hinzufügt, und noch einen Sklaven, den Ihnen jeder meiner Brüder anbietet.“ —

Gelobt sey Gottes Vorsehung, die unter allen Himmelsstrichen Menschen, die da lieb haben und gerne thun, was edel, recht, tugendhaft, löblich und herrlich ist, geboren werden läßt!

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 6tes Stück.

Das Traumbild.

(Fortsetzung).

Er öffnete gewöhnlich in ihrer Gegenwart die Briefe aus der Heimath, und las sie ihr laut vor, wobei sie es auch jetzt beruhen ließ.

Bei einem solchen von der Mutter, eben wo die Rede von Adolph war, stockte er im Lesen, und dadurch aufmerksam gemacht, bemerkte sie recht gut, daß er einige Worte überging. Als er den Brief zur Seite gelegt hatte, trieb die Neugierde sie an, diesen in einem gelegenen Augenblicke wieder zu öffnen. Sie hatte sich die Stelle gemerkt und las: „Du sprichst so kurz von deinem Freunde; wahrscheinlich hat er sich eben so wenig, wie ich, von unserem Grame erholt. Sein Schmerz hat mir ihn theuer gemacht. In seiner letzten Unterredung meinte er, den Tod der heißgeliebten nicht überleben zu können — ich glaubte es auch nicht, doch leben wir beide noch.“ —

Das hatte also Adolph der Mutter nicht gesagt! — Wie ganz anders lautete das, was er ihr berichtet! Es war, als flüsterte ihr eine innere Stimme zu, daß er durch eine Lüge ihre Neigung erschlichen habe. Von die-

sem Augenblicke an entstand ein Mißtrauen in ihrer Brust, das ihren Blick schärfte, und der Geradheit, dem nicht schmeichelnden, nicht Aufsehen erregenden aber seelenvollen Benehmen des Grafen einen höheren Werth verlieh. Er wurde — sie täuschte sich nicht — allmählig mehr in sich gekehrt. Seine frühere fröhliche Laune, die zuweilen in der Freude in eine weiche Wehmuth zu verschmelzen schien, nahm allmählig einen Charakter der Schwermuth an, die in unbewachten Augenblicken, besonders fern von ihr, sich in einem mürrischen Aufstande äußerte. Diese Verwandlung schrieb sie in ihrer dankbaren Seele dem, ihm selbst vielleicht nicht deutlichen Mißbehagen zu, mitten in einem scheinbaren Genuß ehelicher Liebe, bei dem Anblick des fehlenden Glücks, sich so einzeln und verlassen zu fühlen, und diese Empfindung gab ihrem Benehmen gegen ihn eine so zarte, zuvorkommende Aufmerksamkeit, die dem gewöhnlichen Zuschauer als ein bewährtes Zeugniß ihres Eheglücks gelten mußte. Er besaß sichtbar ihr unbegrenztes Vertrauen, während ihr Blick sich oft argwöhnisch unter einem verstohlenen Seufzer auf Adolph heftete, bei dem ein Mangel an Zartgefühl gegen den Freund sie auf mancherlei Weise verletzte. So bezeigte er oft, in Egons Gegenwart, eine laute Freude über ihre zunehmende Schwangerschaft, wobei es ihr nicht verborgen blieb, daß jedesmal eine Wolke über des Bruders Stirne zog. So geschah es eines Tages, daß ein Brief aus der Heimath eintraf, der eine Erwiederung auf die Nachricht von ihrer neuen Lage enthielt. Sie hatten diese Mittheilung nicht länger verschieben dürfen, und es kam auch, so wie sie befürchtet hatten. Die Eltern wünschten, daß die Tochter bei ihnen niederkommen möchte. Dieses war aus sehr natürlichen Gründen Keinem recht, und Egons Vorsicht hatte auch schon für einen Ausweg gesorgt. Er hatte

kaum diesen ausgesprochen, als Adolph freudig aufsprang, ihn umarmte, und rief, indem er das Zimmer verließ: „Unser Schutzgeist! Nun, wenn ich Vater eines Sohnes werde, soll er auch den Namen Egon tragen!“

Der Graf warf ihm, sich in die Lippen beißend, einen unmuthigen Blick nach. — „Sonderbar,“ sagte er dann plötzlich mit Wehmuth: „Es scheint, als soll, selbst gegen den Willen und das Wesen deines Vaters, Ida! seinen Nachkommen mein Erbe zufallen, und mein Wappen das ihrige werden.“

Nein!“ entgegnete Ida rasch mit Thränen in den Augen und mit begütigender, sanfter Stimme: „Es fehlt ja nur eins zu unserer Aller Glück, daß auch du heirathest, Egon!“

„Um,“ versetzte dieser, „durch eine Doppel-Heirath die Verwirrung noch mehr zu verwirren. Nein, Ida! ich heirathe nie. Mein Geschick ist entschieden — ich muß ja Gevatter bei deinen Kindern werden.“ Er verließ schnell, von einem Gefühl, das er zu verbergen suchte, überwältigt, das Zimmer.

Ida sah ihm sinnend nach. Ihr erstes Aufschrecken aber ging bald in ein Lächeln über; sey es nun, daß ihr weiblicher Scharfsinn sie dießmal unrecht leitete, denn sie meinte leise, es muß dennoch so seyn; und von diesem Augenblicke an war es das erste und eifrigste Geschäft ihrer schwesterlichen Sorgfalt, ringsum in ihren Cirkeln nach einem Gegenstande zu spähen, welcher der Neigung des theuren Bruders würdig, und fähig wäre, diese an sich zu ziehen. Sie spähete lange vergebens. Erst nachdem sie Mutter einer Tochter geworden, und ihre Wochen vorüber waren, die sie, beinahe insgeheim, nicht im Florentinischen, sondern in der Nähe der Klosterkirche wo sie getraut worden, gehalten hatte, und sie mit ihrer vermehrten Familie wieder nach Florenz zurückgekehrt

war, schien der Zufall ihr von selbst entgegen zu führen, was sie bisher vergebens mit ängstlicher Umsicht gesucht hatte.

Eines Morgens, als beide Männer ausgegangen waren, ließ der italienische Hauswirth sich bei ihr anmelden. Ida hatte etwas so Inniges und Vertrauenerweckendes an sich, daß es nicht selten war, daß selbst ferne Bekannte ein oft lästiges Zutrauen zu ihr faßten; und die geheimnißvolle verlegene Weise, womit der Wirth seinen Antrag einleitete, ließ sie ein solches befürchten.

„Sollte nicht die Signora Comtesse,“ sagte er endlich mit sichtbarer Unruhe, „eine eben nicht gewöhnliche Kindermagd brauchen können, wo es gilt, eine gute That auszuüben?“

„Sprechen Sie deutlicher,“ sagte Ida gutmüthig und verwundert.

„Darf ich?“ rief er, und ohne weitere Antwort zu erhalten, eilte er aus der Thüre und kehrte, bald hernach wieder, mit einer halb städtisch, halb ländlich gekleideten, großen, schlanken Mädchengestalt, deren blendende Weiße, und die zwar niedergeschlagenen, jedoch durchdringenden, furchtlosen Augen, der Benennung Dienerin widersprachen.

Diese ergriff Ida's Hände, und zutraulich die großen, schwarzen Augen auf sie richtend, sagte sie halb knieend: „Wollen Sie meine Beschützerin seyn?“

Ida sah sie erstaunt, überrascht an: „Wer sind Sie?“ fragte sie. — „Die erste Bedingung meiner Hülfe, in so fern sie hinreichen kann, ist Vertrauen und Wahrheit.“ —

Auf einen Blick der Fremden zog sich der Wirth, um eine Ueberraschung zu verhüten, in das äußere Zimmer zurück. Jene nannte nun einen Namen, der in höheren Gesellschaftskreisen, die Ida indeß selten besuchte, mehr als einmal ihr Ohr berührt hatte. Sie wollte aufstehen, das Mädchen aber hielt sie zurück.

„Vergessen Sie," sagte sie schnell, „diesen leeren Laut; aber nicht, daß ich hier als eine hülflos Bittende erscheine, die Sie, aber auch nur Sie allein, weder Ihr Gatte noch Ihr Hausfreund erkennen darf; nicht aus Mißtrauen," fügte sie schnell hinzu, „aber es würde die Unbefangenheit meiner Rolle stören."

Ida erröthete leicht, und neigte sich, fast ohne es selbst zu wissen, bejahend, ganz im Anblick der Fremden verloren. In ihren Zügen, in ihrem ganzen Wesen, waren Schönheit, Anmuth und Jugend so glücklich mit einander verwebt, daß es schwer zu bestimmen war, welche von diesen den Vorzug hatte. Aus der bescheidenen Hülle sprach, troß der demüthigen Haltung, ein angeborner Anstand, ein gebietender Blick, ein Takt, der sie über ihren angenommenen Stand erhob, und sie in jedem ausgezeichnet haben würde. Während sie, um das Loos einer Dienerin bittend, dastand, schien vielmehr Ida die Flehende zu seyn, der die völlige Fassung und der Muth erst durch die Erzählung der Fremden von ihren Drangsalen wiederkam.

Sie gestand, daß ihr Vater, ja ihre ganze Familie in den letzten piemontesischen Unruhen compromittirt war. Es war dem Ersteren und ihrem Bruder gelungen, sich zu flüchten. Sie hätte zwar mit ihrer Mutter ruhig da bleiben können; allein der Umstand, daß es nur zu bekannt war, wie sehr ihr Vater an ihr hing, die Furcht, zu einer Art Geißel für ihn, oder zu einer Falle, um ihn zurückzulocken, gemißbraucht zu werden, hatte beide auf die Flucht getrieben. Die Mutter hatte Zuflucht in einem Kloster gefunden. Ein solcher Aufenthalt stimmte mit der gewohnten Lebensweise der Tochter nicht überein; und die Familie, zu der sie sich in Florenz hatte flüchten wollen, war bei ihrer Ankunft seit kurzer Zeit abwesend. Dagegen hatte sie in dem Hauswirthe einen

treuen Diener ihres Hauses gefunden; von ihm hatte sie erfahren, daß die bei ihm sich aufhaltende deutsche Familie bald nach ihrer Heimath durch die Schweiz zurückzukehren gedachte; und sogleich hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie ersuchte die Gräfin, sie in der Hülle einer Dienerin mit nach der Schweiz zu nehmen; dort den Augen ihrer Landsleute entrückt, wähnte sie sich geborgen. Auch befand sich dort ein Handelshaus, mit dem ihr Vater in Verbindung stand; von diesem hoffte sie, zu erfahren, wo er sich verborgen hielt, und dann entweder dort, oder wenn die Verhältnisse es nicht gestatteten, vielleicht im Hause des Grafen, den günstigen Augenblick abzuwarten, wo sie sich mit ihm vereinen, oder er wenigstens über ihr weiteres Geschick bestimmen könnte.

Es fuhr der Gedanke Ida'n wie ein Blitz durch die Seele, daß dieß kaum sechzehnjährige Mädchen, noch unverdorben, wie es schien, und unglücklich, von einer strahlenden Anmuth, von der sie sich weit übertroffen fühlte, und von einem Geschlechte, der stolzen Familie des Bruders mehr als genügend, ihm eine würdige Braut seyn müsse. An die drohenden Hindernisse, die seine Lage entgegenstellte, dachte sie nur weniger. Sie vertraute dem Glücke, das sich ihr so günstig gezeigt, und noch zeigte, und fühlte sie sich doch in der ähnlichen Lage nur wenig beengt; und so gewährte sie schnell und zuvorkommend die Bitte der Fremden, um so mehr, da das beglückende Gefühl, Hülfe bringen zu können, ihr so neu und beseligend war. Mehr an das Innere des Hauses gefesselt, als zuvor, selbst ganz mit ihrem Kinde beschäftigt, schien ihr wirklich eine weibliche Hausgenossin unentbehrlicher, als sonst, da das Geheimniß ihres häuslichen Verhältnisses sie auf die allernothwendigste Bedienung beschränkt hatte. Doch als Dienerin wollte sie die neue Freundin nicht aufnehmen, und nur die Beharrlich-

keit der Fremden bewegte sie endlich, diese als eine etwas untergeordnete Gesellschafterin bei sich zu behalten, womit die von ihr schnell erfundene einfache Fabel auch genau stimmte, welche beide Männer bei der Rückkehr anzog und sogleich ihre Zustimmung gewann. —

Den Gatten betreffend, verbarg Ida das Vittorien versprochene Geheimniß treu; nicht so dem Bruder. Theils glaubte sie ihm, dem sich selbst immer aufopfernden Wohlthäter, dem sie Offenheit in ihrer Seele unter jeder Bedingung gelobt, diese ganz schuldig zu seyn, theils und das war wohl der Hauptgrund, hoffte sie, durch diese Mittheilung, obgleich ihre geheimen Wünsche, nach ihrer Meinung, hinreichend verhehlend, seine Theilnahme für das schon an sich anziehende Mädchen in einem noch höhern Grade rege zu machen.

Er stutzte, sah sie verwundert, als habe er sie dennoch errathen, an, seufzte und sagte: „Möge nur nicht,“ — dann brach er rasch ab.

Ohne es durch die kleinste Aenderung in seinem Betragen ahnen zu lassen, daß er ihr Geheimniß theilte, bezeigte er der Fremden, wie Allen einen schlichten, jedoch Vertrauen erweckenden Gleichmuth. Allein es ging gar nicht so, wie Ida gehofft hatte. Im Gegentheile, es war, als lösten auf eine höchst unerfreuliche Weise schon die nächstfolgenden Wochen ihr allmählig das kleine Räthsel, das Egon ihr in abgebrochenen Worten aufgegeben hatte, auf.

Adolphs Blicke hatten in so fern auch Vittoria's Geheimniß durchdrungen, daß ihre Haltung selbst ihr künstlich schlichteres Benehmen, ihm das Daseyn eines solchen hatte ahnen lassen. Indessen glaubte er, daß es in ihrem Busen allein aufbewahrt würde. Natürlich beschäftigte diese Aufgabe seine ohnehin leicht bewegliche Phantasie, und da diese bei ihm die Stelle eines tiefe-

ren Gefühles vertrat, hörte Ida weit früher auf, seine Gedanken zu fesseln, als es bei dem zwischen ihnen obwaltenden Geheimnisse sonst der Fall gewesen seyn würde. Er gab sich von nun an alle Mühe, sich in das Vertrauen des reizenden Mädchens einzuschleichen. Gelegenheit dazu fehlte ihm nicht. Weder die Gattin noch der Freund schienen Mißtrauen gegen ihn zu hegen; und sein äußeres Verhältniß, dessen Zwang ihm früher so peinlich vorgekommen war, gestattete ihm nun einen Anschein von Freiheit, die er zu benutzen nicht versäumte, und so wurden die Fesseln, die er sich in der Gegenwart der Geschwister anlegte, von Vittorien, die keine Ahnung von seiner Ehe hatte, auf die Rechnung der so gut als erklärten Cicisbeatur geschrieben. So ging eine geraume Zeit hin. Ida merkte nichts. Ihre Aufmerksamkeit war auf den Bruder hingerichtet, der, zu ihrem Verdruß für die Vorzüge der Fremden, wie es schien, unempfindlich blieb, die es übrigens weder an Anmuth noch an Witz fehlen ließ, um den kleinen, mehr und mehr auseinander fallenden Kreis zu erheitern. Egons Blick sah indessen tiefer als Ida's. Er ergrimmte in der Stille, und zwar so sehr, daß seine finstere Stirn endlich Ida und selbst Adelph auffiel. Dieser wurde dadurch verstimmt, und, wie es zu gehen pflegte, mußte die Gattin, freilich ohne Absicht von seiner Seite, die bösen Launen manchmal entgelten.

Die Flitterwochen waren längst vorüber. Mit den Muttersorgen war der Ernst der Ehe eingetreten. Die neue Würde hatte Ida's Herz, wenn auch nicht anspruchsvoller, so doch empfindlicher gemacht; und nun trat allmählig das morgenkalte, nüchterne Gefühl ein, das der ausgeschlafene Rausch der Leidenschaft einflößt, wenn diese nicht durch die ruhige und feste gegenseitige Anerkennung und Anhänglichkeit eines warmen Herzens ersetzt

wird. Ida erkannte mit Schrecken, daß sie die Zuneigung des Gatten verloren habe. Die Eltern trieben und trieben. Vittoria sehnte sich aus ihrem Vaterlande dem Vater entgegen. Die Rückkehr konnte nicht viel länger verschoben werden. Dieser ernste, immer näherrückende Zeitpunkt beschäftigte immer mehr die Gemüther. Das Drängende ihrer Lage wurde nun, da es eigentlich galt, sie verborgen zu halten, nachdem das geträumte Glück derselben unmerklich verflogen war, Jedem deutlich und drückend. Egons Trübsinn wurde so sichtbar, daß Ida sich dadurch höchst beunruhigend fühlte. Es kam ihr vor, als zöge er sich schärfer, kälter als früher von Vittorien zurück; als errege ihr Lächeln, ihr Frohsinn ein bitteres Gefühl in seiner Seele.

„Wäre es möglich?“ flisterte es in ihrer Brust, „sollte er Vittorien vielleicht doch lieben? Sollte diese Bitterkeit seiner beengenden Lage nur gelten? Sollte er, der sich so ganz für Sie aufgeopfert, sich dadurch selbst das Glück der Liebe verschlossen haben?“ Ein unaussprechlich wehmüthiges Gefühl ergriff ihr Herz: und doch war es ihr, als entstände mitten in diesem eine Eifersucht auf das Mädchen, von dem sie sich in der Stille bemüht habe, jede Lichtseite hervorzuheben. „Wie gut!“ sagte sie halb in Bitterkeit zu sich selbst, „daß ich nicht seinen Bitten nachgegeben — er hat sich ja auch getäuscht — allein was konnte Adolphen täuschen, daß ich in seiner Brust auch den ersten Platz verloren habe?“

Sonderbar! diese kleine Eifersucht füllte ihre Brust mit Bitterkeit, nicht gegen den Bruder, den sie beklagte, sondern gegen den Gatten. Es war ihr, als sey dieser ihr Ersatz schuldig für die verlorne warme Neigung des Bruders, die sie doch selbst gesucht hatte, von sich zu entfernen. Sie empfand sich tief im Innersten unglücklich; spürte sie aber in stillen Betrachtungen der Quelle

dieses Gefühles nach, so verwirrten sich ihre Gedanken. Diese kehrten nun öfters, so wie sich ihre Brust mehr beengt fühlte, zu der Vergangenheit, zu der letzten schrecklichen Zeit im elterlichen Hause — dem Traume, aus welchem nun die Todte ihr immer bedrohlicher vorschwebte, ihren Frevel des umgangenen Schwures bestrafend, den eisigen Arm gegen ihr Herz ausstreckend. Sie erschrack nun weniger bei dem Gedanken, daß jener Traum ihren Tod bedeute, es war ihr vielmehr, als wünsche sie ihn. — Denn sie glaubte immer deutlicher zu sehen, daß nur dieser dem geliebten Bruder Ruhe, Freiheit und Glück geben könne, und die Sehnsucht, sich diesem aufzuopfern, wurde immer lebendiger in ihr, je mehr die Kälte des Gatten, der ja auch dadurch eines Zwanges ledig wurde, ihr deutlicher ward. Auch hatte sie einen reiferen Umblick auf die Welt, einen tieferen Blick in sich gewonnen. Es war ihr nach ihrer Meinung klar geworden, daß Adolph sie nie geliebt, daß er sie, die Schwester, sich selbst getäuscht, daß er nicht lieben könne; nur bei Einem hatte sie treue unwandelbare Anhänglichkeit, Liebe selbst — nein! Liebe wohl nicht, wenigstens nicht mehr — bei Einem, bei dem theuren Bruder, gefunden! Jedoch erst allmählig, erst während der etwas später angetretenen Rückreise, gestalteten sich alle diese noch verschwimmenden Gefühle und Betrachtungen klar und bestimmt vor ihrer Seele.

Vittoria indessen, zwar ein fröhliches Kind, dessen Ausgelassenheit jedoch das Gefühl ihres höheren Standpunktes und zuweilen das Andenken an das Unglück ihrer Familie, dämpften, besaß dennoch den angebornen Scharfblick ihrer Landsmänninen, ohne das sie umgebende Verhältniß klar durchschauen zu können. Im Anfang hatten Ida's leise, aber nicht zuverkennende warme Bemühungen, ihr die schönen und guten Eigenschaften des

Grafen in einem anziehenden Lichte darzustellen, den Stolz ihres Charakters empört; denn diese bezweckte Annäherung zwischen ihr und dem Gatten sah sie als eine Hinterlist an, um ein vielleicht — für ein reines Gemüth immer — tadelnswerthes Verhältniß zu Adolph, auszugleichen; denn, daß ein wenigstens sehr trauliches zwischen ihnen statt fand, konnte ihr nicht verborgen bleiben; aber sie brauchte nur Ida sehr kurze Zeit kennen und schätzen zu lernen, um ihr in der Stille Abbitte zu thun; und so schrieb sie ihre Vertraulichkeit der italienischen Cicisbeatur im edelsten Sinne zu, wohl wissend, daß auch damit ein Zartgefühl verbunden ist, das den dienenden Ritter auf die Aufwartung seiner Dame beschränkt. Sie läugnete sich selbst nicht, daß, wenn Egon frei sey, und Beider Verhältnisse gleich wären, ja, wenn Ida selbst nicht so geschäftig dabei erschien, seine nordische feste Ruhe, vielleicht mehr als Adolphs geheime Bemühungen, ihr Herz zum stärkeren Klopfen bringen würde; dennoch konnte sie sich nicht erwehren, die Huldigung des freien jungen Mannes dankbar anzuerkennen, theils, weil es ihr, ohne daß sie es wußte, vielleicht schmeichelte, ihn sich ganz eigen gemacht zu haben, und theils, weil es ihr mit seiner Kunst, und doch mit scheinbarer Unbefangenheit, gelungen war, ihn vor der Vermuthung ihres vornehmen Standes abzubringen, ohne daß diese Enttäuschung sie in seinen Augen herabgesetzt, sondern im Gegentheil seine Bemühungen um sie noch inniger gemacht hatte. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie nur brauchte, ihn ihres Geheimnisses theilhaftig zu machen, um einen ebenbürtigen Gatten, oder wenigstens einen erklärten Liebhaber aus ihm zu machen; aber dieselbe Stimme flisterte ihr auch zu, ob ihr Vater, ja selbst ihre Wohlthäterin, deren Verhältniß zu Adolph sie mit alle dem, daß sie von ihrer Anhänglichkeit an den Gat-

ten überzeugt war, doch nicht klar durchschauen konnte, sich nicht durch diese Liebe verletzt fühlen würde? Dieser Zwiespalt in ihr — denn wo die Leidenschaft einen solchen findet, weiß sie ihn immer zu ihrem Siege zu benutzen, — machte es ihr immer schwerer, dem Flehen der blauen, schmachtenden Augen, den Bitten der wohlredenden Lippen zu widerstehen.

Unter so verschiedenen, fast feindlichen, Gemüthsstimmungen, wurde die Rückreise endlich angetreten. Wie man sich unter den hellsehenden Augen der Mutter in dem heimathlichen Schlosse am bequemsten und sichersten einrichten würde, war noch gar nicht besprochen. Theils verhinderte Vittoriens nur wenig unterbrochene Anwesenheit eine offene Abrede, theils war es, als scheute sich ein Jeder, diesen Zeitpunkt scharf in's Auge zu fassen; vielmehr suchten sie ihn noch länger zu entfernen, indem sie Alle darin einig waren, die Reise durch die Schweiz so langsam wie möglich zu machen. Die alte Einfahrt schwebte ihren Gedanken, wie der Eingang zu einem dumpfen räthselhaften Grabgewölbe vor. Obgleich Jeder für sich, mit Bezug auf ihr geheimes Verhältniß, dieß sich selbst verantworten zu können meinte, war es doch, als ergriff Alle bei dem Gedanken an die Heimath ein Gefühl von Schuld. Es war, als würde alles Unheimliche, das früher geschlummert hatte, nun in ihrer Seele wach. Egons Blick ruhte am meisten schwer, wie mit geheimem Vorwurfe, auf Adolph. Wie schlecht belohnte dieser durch seinen ungezügelten Leichtsinn das schwere Opfer, das er freilich um Ida's willen, aber dennoch ihn beglückend, gebracht hatte? Immer wachsende Angst, das Gefühl bitterer Täuschung — selbst unbewußte Reue bewegten sich in Idas Brust. Vittoria, sich dagegen fröhlich der Gegenwart, der erhabenen Natur überlassend, brachte glücklicherweise durch ihre Nähe eine Art von

Gleichgewicht hervor, das wenigstens den lauten Ausbruch der inneren Unzufriedenheit verhinderte. Etwas Unheimliches ahnend, schloß sie mit Fleiß die Augen. Sie wollte Alle lieb haben, Allen lieb bleiben, Allen Freundin seyn; und wenn Beides sich thun ließe, auch Geliebte; allein selbst diese Empfindung verlor sich in Sehnsucht nach dem Vater, dem sie sich ja jetzt, so hoffte sie wenigstens, mit jedem Schritte nähere, nach dem Lande, von dem sie so viel gehört, und welches doch, das empfand sie, mit ihrem sonnenklaren Vaterlande keinen Vergleich aushalten könne.

Dagegen war es, als wenn Adolphs ganzer Leichtsinn bei dem Gedanken an die nothwendige Rückkehr in das Schloß des Freundes zusammenbräche, als wenn Juliens bleiche Gestalt spuckhaft und drohend aus der alten Einfahrt ihm entgegen träte, ihm die Verläugnung seiner Liebe für sie, seine wachsende Untreue gegen die Schwester vorwerfend. Was ihm den Aufenthalt in dem Schlosse hätte erträglich machen, die innige Freundschaft, die ihn mit Egon verbunden hatte, die Liebe zu seiner Frau, zogen ihn nicht mehr an; diese Bänder waren locker geworden. Lange hatte er gefühlt, daß mehr Phantasie und Tändelei, als Liebe ihn zu ihr gezogen, die er nie an den Tag gelegt haben würde, hätte er das Ziel, wozu er beinahe durch Ueberraschung geführt ward, sich nicht als unmöglich zu erreichen gedacht. Er wähnte sich, nicht ganz ohne Unrecht, der Betrogene zu seyn, und um so bitterer, als er sich nun einbildete, zum ersten Male wirklich zu lieben, ein Wesen zu lieben, daß an Anmuth alle übertraf, denen er sich noch genaht, und dessen Zauber noch durch eine geheimnißvolle Hülle erhöhet wurde, worüber sie ihn in Ungewißheit gelassen, obgleich er aus einigen Scherzen die Vermuthung gezogen, daß sie wohl die Tochter einer berühmten Opern-

fängerin seyn könnte, und zu einer verfolgten Familie gehöre. So war sein Herz mit Bitterkeit gegen Ida, ja selbst gegen den Freund erfüllt. Er haderte mit ihm wegen der nothwendigen Abhängigkeit, in welcher dieser ihn, nach seiner Meinung, hielt, und der er sich selbst so anscheinend glücklich ergeben. Er scheuete unmuthig seinen scharfen Blick, weil er ihn fürchtete, nur den Aufseher in ihm erblickend, da er recht gut fühlte, daß er seine Freundschaft verwirkt hatte. Ohne Vittoriens Gegenwart hatte er dieß peinliche Verhältniß nicht ertragen können; allein, wie kurz würde ihn diese noch beglücken? In Zürich erwartete sie Nachrichten zu finden, die sie vielleicht aus seinem Kreise rief. Was sollte dann aus ihm werden? Unmöglich konnte er alsdann in das Schloß zurückkehren; in die Ruinen, die gegen ihn zeugten; in die Nähe des Sarges der verläugneten Geliebten; unter die Augen der strengen, gebieterischen Frau; in die unheimliche, dumpfe Stille, die von dem gemüthskranken Vater ausging. Dieser peinliche Zustand konnnte den Mitreisenden nicht verborgen bleiben. Jedes deutete ihn nach seiner Ansicht. Vittoria sah in den sehnsüchtigen Blicken, die er mitten in seiner Unruhe auf sie heftete, nur ein Uebermaaß der Liebe, das ihr schmeichelte und wohlthat, und da sie sich um ihrer selbst willen geliebt fand, welches immer, selbst auf den höhern Stufen der Welt, das stolzeste Herz anzieht, wurde auch das ihrige für andere Rücksichten immer unempfänglicher.

Inzwischen waren sie auf schweizerischem Grund und Boden angelangt. Hier gaben die Geschwister, so wollen wir sie noch immer nennen, weniger der eigenen Wißbegierde, die nicht von ruhigen Herzen unterstützt wurde, als dem Dringen Vittoria's nach; die kleinen Kantone in kurzen Tagreisen zu Fuß durchzuwandern. Adolph besonders, der auf diese Art Gelegenheit zu finden hoffte,

einen Vorsatz, der mit jeder Stunde, die ihn Deutschland näher brachte, lebendiger in seinem Innern reifte, gegen die Geliebte auszusprechen, und der auch früher diese Reise gemacht hatte, stellte die beschriebenen Beschwerden, ja selbst die Gefahren dieser Wanderung als höchst übertrieben vor.

Kaum war diese beschlossen, und die Wagen mit der bewährten Kammerfrau Ida's, deren Obhut die nunmehr einjährige Tochter anvertraut wurde, voraus nach Zürich gefahren, als Vittoria, die sich schon in der Stille zu der Fußreise vorbereitet hatte, in männlicher Kleidung, leicht und heiter, ihren kleinen Mantelsack dem Führer übergebend, zu den Uebrigen trat. Sie war in dieser wirklich bequemen Reisetracht so reizend, daß Adolph, der dadurch eine sichtbare Schranke verschwunden sah, hingerissen von Leidenschaft, beinahe Alle vergaß, und sobald die Wanderung angetreten war, sich unbedenklich zu Vittorien gesellte, die mit jugendlichem Ungestüm, in dem freien Lande und der fremden Tracht sich wie neu geboren fühlend, bei der ersten waldigen Anhöhe, froh wie ein Kind, voraus eilte. Nicht ohne verhehlten Verdruß folgte ihm Ida's Blick. Eine Unterredung, die sie vorher mit Vittorien gehabt, hatte sie nur zu deutlich gelehrt, wie sehr ihre geheimen Plane sich gegen sie gewandt hatten. Diese hatte nämlich, als Ida, mehr unwillkührlich als absichtlich, welches allmählig immer der Fall war, des Grafen mit warmer Theilnahme erwähnte, ihr zwar gutmüthig, doch ein wenig verletzt, und auch wohl nicht ohne geheime Absicht geäußert: „Immer loben Sie den Gatten, und haben kein freundliches Wort für Ihren Freund, als wenn er Ihnen gar nichts wäre. Ich weiß nicht; allein blos dadurch, daß ein Mann verheirathet ist, bekömmt er in meinen Augen etwas Bärenhaftes. Es ist mir, wenn er artig thut, als flisterte mir eine Stimme zu: Hüte dich, er stellt sich so fromm an, und will dich nur beißen. Loben Sie mir lieber Signor Adolph — der ist nicht verheirathet, und darf mir gut seyn — und," fügte sie leicht hinzu — „im Vertrauen, er hat es mir auch gestanden. Hüten Sie sich, Gräfin, daß

ich nicht in allem Ernst glaube, daß Sie nicht viel von ihm halten — denn dann entführe ich Ihnen den verschmähten Cicisbeo mit leichtem Herzen.“

Dieß arglose Geständniß von der Untreue ihres Gatten, machte einen tieferen Eindruck auf sie, als ihre eigenen Beobachtungen es gethan. Vorher war ihr doch immer ein Zweifel übrig geblieben, der ihr jetzt benommen war; dennoch empfand sie bei dieser Ueberzeigung mehr Bitterkeit als Gram. Als sie Beide, so leichtsinnig Alles um sich vergessend, hineilen sah, regte sich ein Gefühl von Verlassenheit in ihrem Busen. Da fühlte sie sich auf einmal sanft umfaßt; sie sah auf, und begegnete Egon's treuen, bekümmerten Blicken. Es war, als zöge ein Anflug von Reue über ihren Mißmuth durch ihre Brust, als empfände sie, zwar mit einem Seufzer, allein doch mit leiser siegender Genugthuung, daß sie nicht verlassen sey, daß ihr ein Herz treu geblieben wäre, auf das sie im Leben wie im Tode bauen dürfe. Seit Monaten beinahe hatte sie keine vertraute Unterredung mit dem Bruder gehabt. Seine düstere, ungleiche Laune, Adolphs argwöhnische Blicke, selbst eine gegenseitige Scheu, von ihm zu reden, Vittoria's stete Anwesenheit hatten eine ruhige Auseinandersetzung dessen, was die Gemüther bedrückte, immer gehindert. Es war, als habe er sich gescheut, ein Verhältniß zu berühren, dessen Erfolg so offen und unerfreulich vor ihren Blicken lag. Aber nun! es war, als sey in dieser erhabenen heimathlicheren Natur, wo Italiens reine Luft zwar noch, obgleich schärfer wehte, wo aber lange nicht gehörte, deutschähnliche Töne, ihre glückliche Kindheit zurückzauberten — die lange stürmische Zwischenzeit, die ihre Herzen wie ihre Gemüther getrübt hatte, ihrem Gedächtnisse entschwunden. Durch die Krümmungen des waldigen Pfades verhindert, sahen ihre Blicke nicht diejenigen, hörte ihr Ohr deren Stimme nicht, denen sie so trübe Erfahrungen zu verdanken hatten. Sie waren allein vertrauende, trauliche Geschwister, wie in voriger Zeit. Es war sogar, als scheueten Beide die endlich zurückgekehrte fröhliche Stimmung durch Erörterungen, die doch nicht unerwähnt bleiben konnten, zu stören. Sie gingen still, wortkarg, fast glücklich nebeneinander, die Gegenwart, wie einen fröhlichen Traum der Vergangenheit entlehnt, genießend.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 7tes Stück.

Das Traumbild.

(Fortsetzung.)

In Wäggis fanden sie ein leichtes Frühstück bereit Die jungen Herren wären schon vorausgegangen, sagte die Wirthin. Keines von ihnen schien Unmuth darüber zu fühlen. Sie eilten ihnen doch bald nach. Indessen stockten bald, mit einer Beklommenheit Ida's, und mit Besorgniß Egon's Schritte, der sich still über Adolphen's Leichtsinn ärgerte, dessen Ueberredung sie einer allerdings nicht gefahrlosen Wanderung blos gegeben, als sie am Fuße der fast aufrechtstehenden Felsenwand des gewaltigen Rigi sich befanden, und die beinahe perpendikulär hängenden oder aufgestellten Leitern erblickten, deren sie sich hin und wieder, wo die Felsenwand gar zu abschüßig war, bedienen mußten. Die Vorausgeeilten waren auch da nicht mehr zu sehen. Im Aufsteigen sah Ida mitunter nach den sich immer verlängernden Anhöhen hinauf. Zwar kam es ihr vor, daß sie weit oben einzelne dunkle Gestalten schweben sah, allein in solcher Entfernung, daß sie nicht unterscheiden konnte, ob es der Gatte und seine Begleiterin sey, die schon glücklich die Schwierigkeiten des Weges besiegt hatten. Ida bebte zwar je-

desmal, so oft sie die ungewohnte Leiter bestieg, und schritt sehr langsam vorwärts; doch fühlte sie sich innerlich sicher und ermuthigt durch Egon's treue Sorge, von dessen Arm umschlungen, das beschwerliche Aufklettern glücklich von statten ging. Es war ihr, als möchte sie ewig so wandern.

Endlich ließ der Führer sie auf einer kleinen Fläche stille halten, und überreichte Beiden einige mitgebrachte Stärkungen. Sie saßen an die Felsenwand gelehnt, eine reiche, herrliche Aussicht vor ihnen. Hinter dem hohen Pilatusberge ragten in der Ferne, wie es schien, noch höhere hervor, deren mit Schnee bedeckte Gipfel unwillkührlich Ida's Augen an sich zogen. Doch lange durften sie nicht rasten; ein scharfer pfeifender Wind zog über ihre Häupter hin, und drohte mit einer Erkältung.

Egon fragte, während sie sich zum Aufbruche schickte: „Ist es vielleicht dieser Wind, den man den Föhn nennt?"

„Nein!" lächelte der Führer. „Es ist nur ein kalter Luftstrom von der Jungfrau her."

Bei diesen Worten fuhr ein Schauder durch Ida's Herz. Mitten in dieser großen erhabenen Natur trat auf einmal jener ängstliche Traum vor ihre Seele, an den sie, in Beziehung auf die Umgebungen und den genannten Namen, durch diese selbst sonderbar erinnert wurde. Es war ihr plötzlich zu Muthe, als müßte ihr hier heute noch ein Ereigniß begegnen, das Eis und Tod in ihrem Herzen hervorrufen würde. Die frühere sanfte Ruhe in ihrer Seele war auf einmal verschwunden. Sie mußte ihre Angst dem treuen Begleiter mittheilen. Lächelnd suchte er sie zu beruhigen; aber trotz seinen Bemühungen, kehrten alle Augenblicke ihre Gedanken nach jener Zeit, nach der letzten Vergangenheit zurück; und so konnte sie nicht umhin, selbst inne zu werden, wie die

Welt seit jener Zeit ihre Begriffe und Verhältnisse um gestaltet hatten.

Unter solchen Betrachtungen, deren Ursprung sie noch immer nicht los werden konnte, hatte sie die letzte Anhöhe erreicht, als der Führer, der bis hieher geschwiegen, auf einmal rief: „Nun sind wir gleich oben."

Unwillkührlich richtete sie die Blicke in die Höhe, — aber plötzlich erbleichend, wäre sie beinahe in Egon's schnell umfassende Arme hingesunken. Es war nicht mehr die bloße Erinnerung an jenen Traum, als vor dieser, ihrer Furcht selbst, die sie plötzlich verwirklicht und lebendig vor sich sahe.

Auf der Spitze der Anhöhe, zu der sie das Auge erhob, stand fast riesengroß eine weibliche Gestalt, im weißen flatternden Gewand, von der untergehenden Sonne fast grell beschienen, aber doch so entfernt, daß sie die Züge nicht erkennen konnte. Eben so hatte sie jene Traumgestalt auf der Spitze des Felsens gesehen, eben so, obgleich jetzt wie begrüßend, drückte sie die eine Hand an die Brust, während sie die andere gegen sie ausstreckte. —

Ida sah sie mit unverwandten Blicken an: „Julie, Julie!" rief sie fast außer sich — „ach!" versetzte sie schwach, Egon zitternd umklammernd: „Siehst du! ich wußte es wohl. Sie kommt, mir das Herz zu zerdrücken. Möge es denn in deinen Armen geschehen, aus denen ich mich nie hätte locken lassen sollen, mein einziger Freund!"

„Fasse dich," rief er schnell begütigend. Aber das Wort, das sie unwillkührlich ausgesprochen, hallte noch in seinem gleich ihrem bebenden Herzen. — „Siehst du denn nicht, daß es Signora Vittoria ist, die nach vollendeter heutiger Wanderung sich die eigenen Kleider an-

gelegt, wahrscheinlich um die Wirthin zu machen — denn wir schlafen ja auf dem Rigi diese Nacht."

Sie hörte ihn zwar verwirrt und ungläubig an; doch lächelte sie bald über ihre Täuschung. Die Freundin eilte ihr entgegen, und führte sie in das einzeln dastehende, recht geräumige Haus, wo man noch beschäftigt war, die Mahlzeit zu bereiten. Adolph war nicht gegenwärtig; er war in die Gegend hinausgegangen, und kam erst, nachdem man lange auf ihn gewartet hatte. Die Sonne war im Untergehen, und während ihre letzten Strahlen die Gipfel der Gebirge noch rötheten, stand schon der Mond hoch am Himmel. Unter der Mahlzeit war es ein schöner Abend geworden; dieser war stiller, als es in den Seelen der Reisenden zu seyn schien, obgleich sie nebeneinander, jeder mit den eigenen Gedanken beschäftigt, verstummt, fast schweigend da saßen. Ida fühlte sich sehr angegriffen. Die sonst heitere Vittoria sah oft bedenklich und starr gerade vor sich hin, und konnte zum ersten Mal den frohen Ton, der ihr eigen war, nicht recht finden. Adolph schwieg gedankenvoll, aber die verstohlene Gluth seines Auges, die mehr als billig auf Vittorien haftete, gab dem im Inneren aufgeregten, obgleich dadurch immer verstimmter werdenden Egon, nur zu deutlich zu erkennen, daß ein Verständniß zwischen Beiden zu Stande gebracht sey, das den Freund, und mehr als den Freund in ihm beleidigte.

Als die Tafel aufgehoben war, fanden sich indessen Adolph und Vittoria ganz unerwartet allein. Ida, sich an der Seele mehr als an dem Körper erschöpft fühlend, hatte sich in dem Hause auf das Bett geworfen. Egon schien verschwunden zu seyn. Wahrscheinlich hatte er, seinen Launen nachhängend, sich in die Felsen verloren. —

Adolph winkte Vittorien. „Komm'," sagte er liebkosend und leise — „die Gelegenheit ist uns günstig —

so laßt uns auch jeden Augenblick benutzen, uns ganz kennen zu lernen. Wie viel haben wir nicht noch zu erwägen und abzureden? wie viel uns noch zu gestehen, zu eröffnen? und wie karg und kurz ist uns die Zeit zugemessen? Ich will dich an eine Stelle hinführen, die ich entdeckt habe; dort wird uns Niemand suchen, und die Heiligkeit des Orts entspricht unsern Gefühlen; dort, vor den Augen einer Heiligen, dort darf keine Täuschung statt finden; der Natur selbst entquillt die heilige Weihe!"

Sie sah ihn verwundert an, und folgte. Er führte sie eine Strecke von dem Hause, nach einer Felsenkluft hin, so schmal, daß sie kaum neben einander durchschlüpfen konnten; diese bildete einen kurzen, krummen, offnen Gang, durch welchen sie sich fast in demselben Augenblicke auf einem kleinen grünen Platz, von mäßig hohen kahlen Granitwänden umgeben, befanden, in dessen Hintergrund eine kleine, doch geräumige Kapelle lag. Neben derselben strömte, wie in einen von der Natur gebildeten Weihkessel, eine silberne Quelle aus dem Felsen hervor. Eine so tiefe Stille umgab den geweihten Ort, daß man selbst in der ziemlichen Entfernung, außer dem Eingange, den dünnen Strahl hinabplätschern hören konnte, der so, gleich einem ewigen Glockenruf, den verirrten Frommen einlud, und zum Wegweiser diente. Gerade über den Felsen umzäunten Vorhof stand der Mond, und beleuchtete hell den kleinen, verborgenen Dom des Gebirges. —

Düsterer als im Vorhofe war es in der Kapelle. Zwar brannte eine kleine helle Ampel vor dem Bilde der Mutter Gottes, das den kleinen Altar schmückte, der von dem übrigen Theile der Kapelle durch ein kniehohes metallenes Gitter, an dem ein langer Betschemel lehnte, getrennt war. Allein das Licht, kaum hinreichend, die dunklen Züge des Bildes zu beleuchten, verschwand

in einer größeren Entfernung in dem durch die dunklen Fenster hineindringenden Mondscheine, der ein ungewisses, fast schauderhaftes Halbdunkel verbreitete. Noch stand zu der Seite, die ganz im Schatten lag, ein geräumiger Betstuhl mit dunklen Blenden, und auf der gegenüberstehenden, von dem Monde zitternd beleuchteten Wand, waren eine Menge undeutliche Votiv-Tafeln und kleine menschliche Glieder in Wachs und Silber aufgehängt.

Aber sie waren nicht allein. Egon hatte nach beendigter Mahlzeit, so wie er in's Freie trat, die kleine, kaum in den Schatten des Abends bemerkbare Thurmspitze entdeckt, die aus den Felsenwänden emporragte. Diese und das leise Rauschen der Quelle leiteten seine Schritte. Die Neugierde trieb ihn hin. Aber die heilige Stille des Orts, und der stürmische Aufruhr in seiner Brust, den es ihm Noth that zu beschwichtigen, fesselten ihn dort. Es war, als wehete ihm schon in dem offenen, und doch so eingeschlossenen Vorhofe der Kapelle, ein stiller Frieden an; als dämmerten dunkle Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit auf; als er in die Kapelle trat; ja, es kam seiner lebhaften Phantasie vor, als schwebe der Schatten seines Vaters, dessen er zum ersten Mal in seinem Leben sich dunkel erinnern zu können glaubte, langsam an ihm vorüber. — In sich versunken, mit den Gedanken so fest in sein Inneres und seine Verhältnisse gerichtet, als fürchtete er, von den äußeren Gegenständen gestört zu werden, knieete er in der Blende des Beichtstuhls nieder. Die Welt war ihm wie entrückt. Endlich war es ihm, als säuselte der Klang bekannter Stimmen in sein Ohr. Seine Aufmerksamkeit kehrte wieder auf die äußere Welt zurück, er vernahm Worte; er verstand sie, allein ihre Bedeutung hielt ihn wie gewurzelt an der Stelle fest. —

„Komm!“ flisterte Adolph, das zagende Mädchen hineinziehend. „Hier vor dem Altar wollen wir im Angesicht der Heiligen uns besprechen, damit unsere wahren und reinen Empfindungen durch ihre Nähe eine höhere Weihe erhalten. Mag sie allein unser Zeuge seyn, dann brauchen wir kein Zeugniß mehr.“

Er hörte Adolphen, Vittoria seine innigste, erste wahre Liebe aussprechen, hörte ihn, sich über eine gehäßige Vormundschaft, über eifersüchtiges, weibliches Auflauern, beklagen; ihr anvertrauen, daß er Gelegenheit gefunden, sein im Vaterlande sich befindendes kleines Vermögen in Wechsel zu verwandeln; ihr erklären: daß er entschlossen sey, die Freunde, die ihn beherrschen wollten, heimlich zu verlassen, Vaterland und Namen, um ihrentwillen, um seines eigenen Heiles hinter sich zu werfen — hörte ihn Vittorien beschwören, ihm zu folgen, sogleich mit ihm erst voraus nach Zürich, dann nach ihrem Vater, wohin sie wolle, je weiter weg, je besser, zu flüchten, ihm die Ariadne zu seyn, die mit dem Faden ihres klaren Gemüths, ihn aus einem Labyrinthe zöge, worin seine Seele, seine besten Kräfte verstrickt zu Grunde gingen. — Egon sah Vittoria erschüttert, bewegt, unentschlossen, aber nicht abgeneigt, ihm zu gestatten, sie zu dem Vater zu bringen, der über ihr Geschick zu entscheiden hätte, obgleich dennoch immer an seiner Aufrichtigkeit, an der Wahrheit seiner Vorspiegelungen, — denen ihre Meinung von den Freunden widersprach — zweifelnd. Egon hörte ihn geduldig, der Gewalt der innern Verworrenheit hingegeben, auf's Neue schwören — da war er nicht länger Herr seiner selbst; mit dem raschen donnernden Worte: „Verworfener Lügner!“ trat er, zitternd vor Zorn, drohend zwischen. Beide von den Knieen schnell Aufgeschreckte. Mit einem lauten Geschrei des Entsetzens — in ihrer Angst einen Mord befürchtend, — stürzte Vit-

toria aus der Kapelle, aus dem Vorhofe, durch den Gang hinaus. —

Ida hatte keine Ruhe gefunden. Der Mond schien so hell und silbern auf ihr Lager hinein. Sie war aufgestanden, aus dem Hause getreten, und wunderte sich eben bei der tiefen Stille, die sie umgab, Keines von ihren Angehörigen in der Nähe zu sehen, als das gellende Geschrei an ihr Ohr schlug, und beinahe noch in demselben Augenblicke, noch ehe sie in ihrem Erschrecken wußte, wo sie sich hinwenden sollte, Vittoria athemlos in ihre Arme fiel.

„Komm!“ rief sie außer sich, „halte die Rasenden zurück!“

„Wer? wo?“ fragte Ida.

„Ihren Gemahl“ schrie sie auf! „heimtückisch, mit pöbelhaften Scheltworten ist er über den armen Adolph hergefallen. Welch' ein räthselhaftes Verhältniß! was habt Ihr mit dem Schicksale eines freien Jünglings zu schalten?“

Während dieser heftigen, abgebrochenen Rede, hatte Vittoria, ganz Italienerin, das will sagen, vor der Gewalt einer heftig hervorbrechenden Leidenschaft alle anderen Rücksichten hintansetzend, Ida, die kaum folgen konnte, schnell mit sich durch den Gang, über den Vorhof, bis in die Kapelle gezogen. Hier begegnete ihnen Egons Stimme, stark, gewaltig, wie sie diese noch nie zuvor gehört hatten.

„Uns schlagen!“ hörten sie ihn sagen. „Nein! du bist es nicht werth! und hielt ich in meinem Arme eine Waffe, so schwer, wie mein Zorn heftig ist, würde ich dennoch Kräfte haben, sie wegzuwerfen. Den ich Freund nannte, will ich nicht tödten, wenn auch nicht dein Verhältniß zu einem Wesen, dessen du unwerth bist, mir dein Leben heilig machte, obgleich es mir ein ewiger Vorwurf ist!“

Adolph schwieg; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Allein in Vittoria's Brust wogte das stolze Blut ihrer Vorfahren, und empört über den vielleicht auch durch Adolphs Vorspiegelungen mißverstandenen Sinn seiner Worte, rief sie, die eigene Würde vergessend, außer sich, indem sie schnell gefaßt zu diesem hintrat: „Gib ihm Antwort, Adolph! damit ich dich achten kann! Welch' ein schmähliches Gaukelspiel fesselt deinen freien Willen! Welch' ein empörendes Verhältniß, wo der Ehemann schamlos dem Günstling seiner Gattin vorwirft, daß er sich aus ihren Fesseln losgemacht hat! Habe Muth, ihm zu sagen, daß der bessere Theil deines Wesens sie verschmäht!"

„Gütiger Gott!" schrie Ida auf, und wäre zu Boden gesunken, hätte sie sich nicht mit ihren letzten Kräften an dem Beichtstuhl gehalten.

„Was war das!" sagte Egon: „solche Aeußerungen hat der Verächtliche gewagt? Nein! wo es Ehre und Schande einem von diesen Beiden gilt, darf nicht mehr geschwiegen seyn. So hören Sie denn ein Geheimniß, Signora! an dem Leben und Seligkeit hängt. — Ich bin der Bruder dieser Frau, aber er ist ihr Gatte."

Vittoria erblaßte; doch stand sie noch ungewiß, harrend, als müsse ihr Geliebter diese Lüge strafen. „Sprich, Adolph!" rief sie. „Sprich! widerlege ihn; oder ist es wahr?"

„Wahr!" stammelte Adolph, bleich, zitternd, mit wildem Blicke: „wahr! ich war es, ich bin's! aber höre mich, Vittoria! höre mich, mein Leben!"

„Hinweg! mein Tod!" rief sie heftig; und stolz mit der ganzen zurückkehrenden Würde ihres Geschlechtes fügte sie hinzu: — — „Wisse denn auch du, Erbärmlicher! daß ich die Tochter des Prinzen von *** bin. O! meine arme, verkannte Ida!" wandte sie sich mit schneller

Demuth zu dieser, rasch vor sie niedersinkend und ihre Kniee umklammernd, während diese besinnungslos an ihren Busen sank.

„Komm! komm! tragen wir sie zur Quelle hinaus!“ rief Egon, indem er kräftig Beide in seine Arme erhob, und sie, Ida tragend, aus der Kapelle führte.

Beide waren um die unglückliche Frau beschäftigt. Als es ihnen endlich gelungen war, sie wieder zu sich selbst zu bringen, war Adolph nicht mehr da. Bei ihrer Rückkehr in das Haus erfuhren sie, daß er dort gewesen; daß er mit einem auffallenden starren Benehmen ohne ein Wort zu sagen, ohne Antwort zu geben, sein kleines Felleisen unter den übrigen herausgesucht, und ohne Führer, stumm, wie er eingetreten, fortgewandert sey. —

Ein erleichtender Seufzer drang aus Egons Busen; er beugte sich sanft über die bleiche todtmüde Ida nieder, küßte sie auf die Stirne, und flisterte leise: „Vergiß, verschlafe, wenn du kannst, den langen, bösen Traum!“

„Welchen meinst du?“ entgegnete sie schwach. „Ja! der Traum ist erfüllt — dieser Sturm war die Hand der Jungfrau, Juliens Eisfinger hat mein Herz berührt.“

„Das verhüte Gott!“ versetzte Egon. — „Es wird, es muß genesen. — Schüttle nur muthig jeden kranken Wahn von deiner erhitzten Phantasie ab, — Vittoriens Gestalt, nicht die, welche du gefürchtet, ist es, die schmerzlich fühlend, aber heilend dein Herz berührte.“

Auch erstarrte es nicht. — Es gelang Vittoriens beinahe leidenschaftlicher Sorgfalt, während der Natterbiß einer zum Glück in der Geburt selbst entlarvten Liebestäuschung, die Farbe von ihren Wangen trieb, den Glanz in ihren Augen verlöschte — es gelang Egons sorgender, in allen seinen Aeußerungen hervortretender Liebe, es wieder allmählig zu erwärmen. Als die Mor=

gensonne ihr Zimmer erhellte, befand sie sich zu ihrer eigenen Verwunderung wohl, nur der Kopf war ihr schwer und wirr. Es war, als hätte ein vorübergehender Schreck, ein plötzliches Entsetzen, mehr als ein tiefer Kummer ihr Herz berührt. Dieser Kummer war ihr ja auch nicht neu. Ihr war, als fühlte sie sich nach einem heftigen Kampfe mit ihrem Schicksale plötzlich in eine stille Ruhe versetzt, von der sie noch keinen Begriff hatte, als spiegelten sich in Egons theilnehmenden Blicken, in Vittoriens kindlicher warmer Ergebung Leiden ab, die ihr Herz nicht selbst fühlte. Sie konnte sogar aufstehen, und bestand darauf, die Wanderung fortsetzen zu wollen. Egon, der recht gut wußte, wie heilend und tröstend die Religion, besonders an der Stelle wirkt, wo uns die tiefsten Wunden geschlagen sind, führte sie und Vittorien, von dem Hauswirthe begleitet, der eigentlich den Küsterdienst bei der kleinen Kapelle besorgte, noch einmal dorthin. Er hatte noch einen anderen Grund: er hoffte, das drohende Bild aus ihrem Traume in das der Madonna zu verwandeln, in deren Angesicht sie ein freilich harter, aber zur Genesung führender Schlag getroffen hatte. Er ahnete nicht, welche neue merkwürdige Ueberraschung, die ihn selbst und die Uebrigen wie ein Wunder ansprach, weil sie einen unbegreiflichen Zusammenhang, ihn selbst betreffend, für den frommen glaubenden Sinn, der in dem Wundervollen Trost und Ueberzeugung sucht, darbot, und so ein Zeichen wurde, das, wie von oben herab, dem noch schauderhaften Eindruck jenes Traumes, in Ida's Seele eine segenbringende Richtung gab, und sein Herz zu glückverheißenden Hoffnungen erwärmte.

„Hier,“ flisterte er bei'm Eintritte in den Vorhof Ida zu, „wollen wir erst Gott bitten, unsere Schuld, wie wir unseren Schuldnern, zu vergeben, und uns vom Uebel zu befreien.“

Es schien wirklich auch, daß sie, an Egons Hand, Muth zu Allem hatte. Sie sehnte sich selbst, den Ort wieder zu betreten, wo sie ihren Gatten zum letzten Male gesehen; denn sie fühlte, daß trotz seines verwerflichen Leichtsinnes doch etwas Besseres tief in seinem Innern, daß sie wohl zu erkennen und zu schätzen wußte, ihm nicht gestatten würde, mehr vor ihr zu erscheinen oder von sich hören zu lassen. Es trieb sie, ihn als todt zu beweinen, Gott für sein Heil zu bitten, ihn anzuflehen, sie an dem Verrirten nicht zu rächen, und ihn, in seiner Verzweiflung, nicht gegen sich selbst verderbend wüthen zu lassen. —

So traten sie Alle zusammen in die Kapelle. Das alte Heiligenbild, jetzt hell von der Sonne beleuchtet, glänzte ihnen deutlich, mild, aber bräunlich entgegen; doch zog ihr Anblick sie Alle, verehrend vor ihr nieder. Nachdem sich Jedes allmählig von dem Gebete wieder erhoben, fielen ihre Blicke auf die vielen Votivtafeln, welche die leere Wand der Kapelle fast ganz bedeckten. Plötzlich ergriff Egon mit unwillkührlicher Eile Ida's Hand, zog sie rasch der Wand näher und zeigte schweigend auf ein altes Voto-Geschenk hin. Es war ein kleines weißes, wächsernes Herz, an welchem nicht ohne Kunst, in einfachen Farben, ein Wappen, das seine, das wohlbekannte steinerne Wappen, nach verjüngtem Maßstabe befestigt oder gemalt war.

„Wie kömmt das hierher?“ fragte Egon, mit erkünstelter Fassung, den Hauswirth.

„Kennt Ihr es?“ sagte der Greis verwundert. „Ihr seyd der Erste, der darnach gefragt, und kommt eben zu rechter Zeit, denn die Jahre liegen schwer auf meinem Haupte, und bald würde das einfache Geheimniß mit mir gestorben seyn. So hört denn. Es mag wohl ungefähr zwanzig Jahre her seyn, da kam hier vorüber ein noch

junger, aber hinfälliger, kranker Mann, der einen noch kränkeren unmündigen Knaben von vier bis fünf Jahren trug. In so fern ich ihn verstanden, hatte er Hülfe bei einigen Verwandten in Savoyen oder Genf gesucht, aber diese entweder nicht getroffen, oder war abgewiesen worden. Er war im Begriff nach Deutschland zurückzukehren. Es lag ihm auf der Seele, vor seinem Tode den Sohn dort unterzubringen, allein der Knabe schien selbst dem Tode nahe. Die Seelenangst des armen Mannes dauerte mich — weiter konnte er nicht kommen; ich nahm ihn in meine Hütte auf, und pflegte sorgfältig das Kind, aber alle meine Heilmittel wollten nicht anschlagen. Da rieth ich ihm endlich, den Sohn der Beschützerin dieser Kapelle zu übergeben. Noch denselben Abend trug er ihn hieher auf seinem kleinen Kissen, und legte ihn vor dem Altar nieder. Der Vater und ich, wir wollten Beide bei ihm betend wachen; allein gegen meinen Willen schlief ich bald ein; nicht so der Vater. Ich fand am Morgen den Knaben süß schlafend, und den Vater wach und hocherfreut. Er vertraute mir, daß er eine Erscheinung gehabt, doch war es ihm nicht klar, ob wachend oder im Traume. Es war ihm nämlich vorgekommen, als sey das Bild, größer und lebendig, zu ihm hingetreten, und habe die Hand auf die fieberhaft wogende Brust des Knaben gelegt, der sogleich sanfter geathmet habe; da war es dem Fremden, als habe er in inbrünstigen Gebeten die Heilige angeflehet, dem Sohn zu dem ihm angebornen Glück in der Welt zu verhelfen, oder ihn lieber sogleich abzurufen. Allein das Bild habe leise mit dem Kopfe geschüttelt — und die Antwort war ihm, er wußte nicht wie, vernehmlich geworden: „ich heile nur das Weh des Herzens; wenn das Heil des seinigen ihm untreu wird, mag er zu mir wiederkehren, und meine Hand soll ihn zum zweiten Male heilen.“ Ob dieses

nun Alles nur ein Spiel seiner an das Höhere gerichteten Phantasie gewesen, wie die Weltleute gern herausklügeln wollen — kann und mag ich nicht entscheiden, allein das Kind gesundete von dieser Nacht an; während seiner Besserung stiftete der Vater zum Andenken dieß Herz, malte selbst das Wappen daran, und weihte Beide der Heiligen. Seinen Namen hat er nicht ausgesprochen, und ich habe seitdem nie von ihm gehört."

„Ich war dieser Knabe, es kann kein anderer gewesen seyn!" rief Egon, „das äußere Glück ist mir gekommen, aber das des Herzens nicht!" —

„Vertrauet der Hand der Jungfrau," sagte der Greis, „die Euch zum zweiten Male hierher geführt hat."

Egons Blick traf Ida. — Sie schlug den ihrigen zu Boden, ihre Hand zitterte in der seinigen.

„Ja," sagte er erschüttert, „zum zweiten Male ist mir Heil wiederfahren, das fühle ich an der plötzlichen Ruhe, an dem Muthe in meiner Brust." Dankbar drückte er die Hand des Greises, dann flisterte er bewegt zu Ida: „Wie deutest du nun die Träume, weil es doch deinem Gemüth um eine Deutung Noth thut? Wer war jene Jungfrau, von der du geträumt; und ist in ihrer Hand der Tod? Mir hat sie Leben gegeben!"

Sie war keiner Antwort fähig.

Still gingen Alle, in höchst verschiedene Gedanken versunken, zurück. Selbst Egons leuchtende Blicke, als er aus der Kapelle trat, wurden, so wie die Wirklichkeit seiner trostlosen Lage ihn wieder umgab, trüber und finsterer. Vittoria dagegen schien das jüngst Erlebte am wohlthätigsten berührt zu haben. Zwar war sie still, in sich gekehrt, aber oft richtete sie ihre Blicke gen Himmel. Inbrünstiger, begeisterter Dank für ihre Rettung, und

Mitleid mit dem Unglücklichen, dessen Leidenschaft bald der ihrigen eine Falle geworden wäre, malten sich darin.

In einer Stunde waren sie schon wieder auf der Reise. Doch hatte Egon vorher insgemein eine Unterredung mit dem alten Hauswirthe gehabt, und zwei tüchtige Führer, jeder mit einigen Zeilen von ihm versehen, wurden ausgeschickt, um den Flüchtling zu suchen. Sobald der Rigi heruntergestiegen war, und die Ermüdeten einen Ort erreicht hatten, von welchem aus ein Fahrweg führte, sorgte Egon für einen Wagen. Die Wanderung, die ihnen früher fast erwünscht gewesen, war ihnen nun unerträglich geworden. So kamen sie bald in Zürich an. Ida's erste, ängstliche, laute Frage war nach Adolph, obgleich sie im Voraus der Antwort so ziemlich gewiß war. Er war nicht angelangt. Es war, als hätte eine Art von Krampf während der vorigen Stunde sich in ihrer Brust gesammelt; aber der Anblick — der hier vorgefundenen so gut wie vaterlosen Tochter, die sie an den Verlornen, an die Fülle der Liebenswürdigkeit, die in sträflichem Leichtsinne untergegangen war, nun auch äußerlich erinnerte, löste jenen in Thränen, Thränen der Versöhnung, der Verzeihung, des sanfteren Kummers auf.

Vittoria's schnell wieder erworbene Selbstbeherrschung, ihre rührende, nicht in Worten, aber in einer treuen Anhänglichkeit ausgesprochene Reue, hatte sie Ida sehr theuer gemacht. Es schmerzte sie daher tief, daß der Banquier jener nicht allein Nachrichten, sondern sogar ein Schreiben von dem Vater mittheilte, sie auffordernd, so bald als möglich seine Sehnsucht nach ihr zu befriedigen, und sich zu ihm nach Belgien zu begeben, wo er unter einem schlichten Namen eine sichere Freistätte gefunden hatte. Wie sehr Vittoria sich auch seit Kurzem an Ida gefesselt fühlte, hatte doch das Schrei-

ben des Vaters ihre ganze Sehnsucht auf's Neue rege gemacht, um so mehr, da doch ihre Umgebung sie nur zu sehr an eine Schwäche erinnerte, die ihr indessen eine für ihr ganzes Leben heilsame Lehre gegeben. Sie hatte übrigens durch die Nachrichten von ihrem Vater einen Theil ihres früheren Frohsinns wieder erhalten. Es gelang ihrer muthigen Selbstüberwindung, den kleinen Stachel des Schmerzes aus dem Herzen zu drücken, und so hoffte Ida, selbst in der Persönlichkeit der Freundin einen Schild zu gewinnen, der die scharfen Blicke der Mutter und die spähenden des Vaters vor der eigenen Zerrissenheit ablenken möchte, welche durch den ängstlichen Gedanken des Wiedersehens noch vermehrt wurde. Es wurde ausgemacht, daß sie die Reise mit den Freunden fortsetzen, und sich, nach einem kurzen Ausruhen in Ida's elterlichem Hause, dort von ihnen trennen wollte.

Der Gedanke an diese Trennung war Ida ängstlich. Sie kannte nun und schätzte Vittorien; diese besaß das Geheimniß der Geschwister, und es war ihrer Meinung nach ihr noch deutlicher als früher geworden, daß dem Bruder das Glück der ehelichen Liebe, zur Befriedigung der Ansprüche seines Herzens und seiner Stellung in der Welt, unentbehrlich sey. Ihr altes Vorhaben konnte sie noch nicht aufgeben, und sie begriff nicht, daß Egon für so viele Liebenswürdigkeit noch immer blind seyn könne.

Sie betrachtete ihn spähend, zitternd sogar, und erblickte wirklich in seinen Augen eine weiche Wehmuth, eine Unruhe, die von einem beklommenen Herzen zeugte. Den wahren Grund aber errieth sie nicht.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 8tes Stück.

Das Traumbild.

(Schluß.)

Der eine insgeheim ausgeschickte Führer war eben so geheim wie schnell in Zürich eingetroffen, und hatte ihm Adolphs Felleisen zurückgebracht. Noch früher, als Ida Gott angefleht hatte, ihn vor der Verzweiflung zu retten, hatte er geendet. Was seine Absicht eigentlich gewesen, als er sein kleines Gepäck abgeholt hatte, ist nicht entdeckt worden; indessen scheint doch dieser Umstand einen gefaßten Entschluß, eine Besonnenheit zu bezeugen, die doch nicht groß genug gewesen ist, ihn vor der Gefahr zu sichern, die eine übereilte Wanderung auf unbekannten gefährlichen Gebirgspfaden, ohne Führer selbst in den hellsten Nächten, herbeigeführt. — Er war — unbegreiflich warum, vielleicht, weil er keinen andern Weg kannte — denselben wieder heruntergestiegen, den er mit Vittorien jüngst so leicht und glücklich zurückgelegt hatte. Es scheint, daß er von einer jener Leitern heruntergestürzt war, denn am Fuße einer solchen, doch noch weit tiefer unter dieser, fand der Führer ihn sterbend. Er hatte diesen mild und ruhig angeblickt, einige Tropfen frisches Quellwasser begierig geschlürft, seine Hand

gedrückt, und war verschieden. Egon betrieb mit dem Führer und den Behörden, was dieß traurige Ereigniß ihm zur Pflicht machte. Er glaubte aber den Frauen eine Nachricht noch verschweigen zu müssen, die ihn so tief erschüttert, und zugleich sein Herz versöhnend und beschwichtigend berührt hatte; doch war die Bewegung seines Inneren an seinem Aeußeren sichtbar. Mit ängstlicher Eile trieb er zur Abreise.

So langten endlich die Geschwister nach einer mehr als 2jährigen Abwesenheit, klüger, erfahrner, aber nicht glücklicher in dem elterlichen Schlosse an. Ida mit weniger ängstlichem Herzen, als sie es vor einigen Wochen gewähnt hatte, doch mit dem drückenden Bewußtseyn einer geheimen Schuld, als beide Eltern sie, zärtlicher als jemals, bei ihrer Ankunft umarmten. Selbst Vittoria genoß, als ihre Freundin, eine weit herzlichere Aufnahme, als früher Egons Freund. Eine wunderliche Empfindung regte sich dabei in Ida's Herzen. Egon hatte den Eltern in jenem einen unwillkommenen geheimen Schwiegersohn zugeführt, durfte sie aus dieser Aufnahme hoffen, ihnen eine willkommenere, vielleicht eben so geheime Tochter in der Freundin zu bringen? Allein Egon blieb, seiner weichen Unruhe ungeachtet, stumm; und selbst die bösen Früchte ihres vorigen Treibens erkennend, wagte Ida nicht, einen Gegenstand mit Worten zu berühren, der einen sonderbaren Zwiespalt in ihr erregte, obgleich es ihr immer deutlicher wurde, daß es ihr Noth thue, eine neue Scheidewand zwischen sich und ihm zu erheben, um, was ihr ein immer dringenderes Bedürfniß wurde, unbedenklich an seiner Seite leben zu dürfen.

Vieles fanden die Geschwister in der Heimath verändert. — Im Heranfahren hatten sie schon eine ihnen höchst auffallende äusserliche Veränderung bemerkt; die alte unheimliche Einfahrt war niedergerissen, und über

dem Portal des Schlosses prangte Egons mit wirklicher Kunst ausgehauenes Wappen. Es war, als löste diese an sich unbedeutende Kleinigkeit, als eine günstige Verheissung, schon etwas die Beklommenheit ihrer Herzen.

Die Eltern, ziemlich unverändert im Aeußeren, schienen indessen ihre Rollen gewechselt zu haben. Die Mutter hatte etwas Gebücktes, weniger Gebieterisches in ihrem Wesen bekommen. Ernst, doch weniger durchdringend als früher, betrachtete sie die Umgebung, betrieb stiller wie vorher ihre Geschäfte, sprach nicht mehr, als durchaus nöthig, und war leichter zu befriedigen. So war sie mehr einem Automat, das eine aufgezogene Uhr in Thätigkeit setzt, zu vergleichen, als einem in frohem Bewußtseyn lebendigen Wesen. Es schien, als sey ihr Geist zu der verstorbenen Tochter hingezogen. Doch kehrte ein inneres Feuer in ihr Auge bei dem Anblicke ihrer Enkelin zurück, und es war, als weckte sie der Name Julie, der nun auf's Neue in ihrem Ohre klang, plötzlich aus ihrem Geistesschlummer. Sie achtete nur wenig auf die eigenen Kinder; aber ihr Kind rief sie allmählig wie zum Leben wieder. Sie wähnte, daß es der Verstorbenen ähnlich sähe, und die vorher ernste bleiche Frau mit dem erloschenen Auge wurde täglich jünger seit der ersten Umarmung des Kindes. Der Vater verrieth nur in einem schnellen, argwöhnischen Herumblicken, einige leichte Spuren der vorigen Sinnesschwäche; sonst war er thätig, selbst rüstig geworden, und hatte weniger als Eigenthümer, als eine Art Factotum des Schwiegersohnes, über welches Verhältniß er sich mit diplomatischem, geheimnißvollen Doppelsinne ausließ, die Oberherrschaft des Gutes und seines Vermögens wieder übernommen. Sein erstes Geschäft, nachdem er die Kinder umarmt hatte, war beinahe, ihnen den reichen Segen in seinen Scheunen, der, wie er sagte, zu ihrer Disposition stän-

de, zu zeigen. Das Kind herzte er wohl, doch äußerte er dabei etwas geheimnißvoll, während er den Kindern in die ihnen bereiteten Zimmer folgte, sein Mißbehagen, daß es kein Knabe sey, und meinte, daß er nicht recht froh würde, bevor ein Sohn da wäre. Die Kinder seufzten unwillkührlich Beide.

Sobald sie wieder allein waren, eilte Egon zu dem Tische, worauf einige kurz vor ihrer Ankunft eingetroffene Pakete und Briefe, seiner harrend, da lagen. Er ergriff schnell einen großen schwarzgeränderten und schwarz gesiegelten, der dadurch zwischen den übrigen auffiel. — Noch während er ihn uneröffnet sinnend betrachtete, schrie Ida beinahe laut auf. Er sah sie verwundernd fragend an. „Läugne mir es nicht!“ sagte sie, plötzlich gefaßt — „ich bin darauf vorbereitet, und habe vor diesem Augenblicke gezittert; darum habe ich auch Fassung, nun da er da ist. — Es ist die Nachricht von Adolphs Tode — öffne ihn nur. Möge er doch nicht selbst Hand an sich gelegt haben!“

Egon sah sie lange und bewegt an, legte den Brief uneröffnet nieder, und sagte weich: „Die Sorge kann ich dir benehmen — ja, er ist todt, aber schon seit langer Zeit, Blumen mögen wohl schon aus seinem Grabe sprossen. Dieser Brief mag einer andern Trauerbotschaft gelten.“ Nun berichtete er ihr, so schonend wie möglich, was er selbst erfahren und gethan hatte, und glaubte, kein Unrecht zu begehen, wenn er die Umstände noch ein wenig milderte, und selbst einen versöhnenden Gruß dem Hingeschiedenen in den Mund legte. So ging diese befürchtete Gewitterwolke, sanfter als er erwartet hatte, an ihren Häuptern vorüber, und mit Muth eröffnete er schnell den Brief. Es war eine Nachricht von dem Ableben seines mütterlichen Oheims, des Erzbischofs in S***. „Sonderbar,“ sagte er, Ida die Hand reichend: „fast in

dem Augenblicke der Rückkehr muß eine Stunde zwei Verirrungen lösen, die uns Beide befangen hielt. Du kannst den Eltern freier in die Augen sehen, und ich bin des beschämenden Gefühles los, die Erwartungen eines Mannes, dem ich Ehrfurcht schuldig war, täuschen zu müssen.“

Sie sah ihn gespannt an; allein er verließ mit einem wehmüthigen Lächeln das Zimmer. Sie hatte ihn nicht verstanden; es fiel ihr sogar ein, daß der Oheim vielleicht daran gedacht und geäußert hätte, selbst ihm mit der Zeit eine Frau wählen zu wollen, und daß er sich nun freuete, eines zweiten ihm lästigen Zwanges befreit zu seyn! Ja, mit einem Gefühle, das schneidend wie Eifersucht einen Augenblick ihre Brust beklemmte, als wäre er nicht ganz wahr gegen sie gewesen, stand es klar vor ihrer Seele, daß sie nun die Ursache entdeckt hatte, warum er sich gleichgültig gegen Vittoriens Vorzüge gestellt. Von diesem Augenblicke an richtete sie ihren Blick noch schärfer auf den Grafen. Sie konnte sich nicht verbergen, daß er wirklich, gewiß von jener Stunde an, sichtbar leichter, aufgeräumter geworden war; ja, sie glaubte sogar, ach! mit der innigen Freude, womit sie einst selbst den Wunsch gehegt hatte, inne zu werden, daß er sich mehr als früher um Vittorien beschäftigte, daß er sogar unter irgend einem nicht erheblichen Vorwande, sie überredet hatte, ihre Reise aufzuschieben. Mit klopfendem Herzen folgten ihre Blicke Beiden. Ihre Seele wurde wieder ein Raub der Sorgen — ihre Vernunft ihre Liebe selbst für Egon billigte diese Wahl, und zeigte ihre Vernunft ihr jetzt die Hindernisse weit größer als früher. — Wollte, konnte auch Vittoria in eine heimliche Ehe willigen? war es wohl dem Stolze der italienischen Fürstin angemessen, obgleich selbst seine Verhältnisse dadurch weniger gefährdet wurden? Warum schwieg

denn Egon, da doch seine Blicke redeten? — fürchtete er vielleicht, sie zu beleidigen — ein neues Gewitter über ihre Häupter herzuziehen? — hatte er nicht den Wunsch des Pflegevaters gehört? — Was gäbe sie nicht darum, aus dieser Ungewißheit zu kommen — oft war es ihr, als wenn beide in ihrer Gegenwart sich einen gewissen Zwang auferlegten. Das betrübte sie; hundertmal hatte sie sich vorgesetzt, bei Vittorien, bei Egon diese Saite anzuschlagen; aber eine plötzliche Beklommenheit des Herzens hemmte jedesmal die Worte auf ihren Lippen. Vittoriens Abreise näherte sich indessen immer mehr. Mit jedem näherrückenden Tage schlug Ida's Herz ungestümer; ihre innere Bewegung war sichtbar. Egon, wirklich aufgeräumter, ruhiger als seit langer Zeit, betrachtete sie verwundert. Sie, die sonst so offen mit ihm sprach, war wortkarg, zurückhaltend geworden. Es war, als bedrückte etwas ihre Brust, er wußte aber nicht was, denn obgleich, wie immer, sanft und freundlich gegen Vittorien, deren Abreise sich, theils einer nothwendigen Veränderung des Aufenthaltortes ihres Vaters, und theils Egons Sorgfalt, ihr eine zuverlässige Reisegesellschaft zu verschaffen, länger als sie vorausgesehen, verschoben hatte, suchte sie mehr als früher die Einsamkeit, und schloß sich oft mit ihrem Kinde ein. Egon that, als merkte er es nicht; er glaubte, daß diese Stunden Adolphs Andenken gewidmet wären, und daß sie bei der Nachricht von seinem Tode eine Fassung erzwungen hätte, die sie nicht besaß, und die sie am leichtesten durch die eigene ungestörte Bemühung in das allmählig sich herstellende Gemüth wiederkehren würde.

Da trat eines Morgens Ida's Vater in ihren gemeinschaftlichen Salon ein. Er rief Egon, und winkte die Tochter geheimnißvoll zu sich hin; zog mit frohen funkelnden Blicken ein Document aus seinem Busen her-

vor, und entfaltete es mit vor Freude zitternden Händen vor ihren Augen. — „Kinder!" sagte er, „endlich ist mein mühevoller Zweck erreicht, der sehnliche Wunsch deiner seligen Mutter, Graf Egon! Es hat freilich Mühe und noch mehr gekostet; in vorigen Zeiten ging so was leichter. Sieh' hier; in deinem Namen habe ich gehandelt. Dein väterliches Stammgut ist zu einem Majorat erhoben. Da nimm es." Er umarmte Beide, legte ihre Hände in einander, trocknete die reichlichen Thränen ab, und eilte fort, um seine Rührung zu verbergen.

Egon hielt einen Augenblick die Hand vor die Augen, und warf dann nachlässig das Document auf den Tisch.

Ida sah ihn lange durchdringend, schweigend an, dann faßte sie sich ein Herz, und sagte entschlossen:

„Dein Schmerz geht mir durch die Seele. — Vertraue auch du. In jener Kapelle ist dir ja Heil verheißen. Du hast so viel für mein Glück gethan, darf ich denn gar nichts für das deine thun?"

Egon sah sie groß an.

„Das Wappen deiner Väter," fuhr sie fort, „fordert dich auf, einen besseren Segen als Hab und Gut ihrem Stamme zu verleihen. Warum denn zweifeln und zögern? Wir kennen Vittorien Beide, und haben ihr unser Vertrauen geschenkt. Der Schmerz einer getäuschten Hoffnung hat ihrer Jugend den Uebermuth wohlthätig abgestreift. Sie ist dir ebenbürtig, ja wohl auch noch mehr; ihr Unglück gleicht diesen kleinen Unterschied aber aus. — Sie schätzt dich hoch! Sie muß dich schätzen, ehren, lieben; wer kann um dich leben, ohne es zu thun? Darf ich dein Freiwerber seyn?"

„Ida!" gab Egon zur Antwort, „es war eine Zeit, wo Vittoriens viele Reize mich unter andern Verhältnissen wohl hätten anziehen können. Warum sollte auch

ich nicht den jugendlichen Leidenschaften ihren Tribut bezahlen? Allein deine Anhänglichkeit, dein Unglück, du selbst hast mich davor bewahrt. Wohlan, du hast offen mit mir gesprochen! ich will auch, auf die Gefahr hin, dein Gefühl noch einmal zu verletzen, offen mit dir seyn. Als ich dir mit leichtem Herzen die Freiheit gab, wußte ich noch nicht, welch' ein Kleinod ich so arglos aus den Händen ließ. Nun! hätte ich es gewußt, hätte ich es wohl nicht weniger gethan. Dein Wahn, deine Leiden, deine Geduld, sogar deine Leidenschaft, haben es mich gelehrt; aber zugleich, daß mein Herz keine Veränderung kennt. Du kannst mir nie ein Weib auffinden, das ich dir vorziehen würde; und außerdem will ich keine neue Komödie spielen! Die gespielte nagt noch an meinem Herzen; es hätte aus ihr ein noch größeres Trauerspiel werden können! Nein! nur deine Kinder mögen meine Erben seyn. Sey es der rechte Augenblick oder nicht! ich will dir nicht mehr verbergen, was ich fühle — ich habe es nie wissentlich gethan, bevor — doch ich darf reden, denn du bist frei. — Nenne es, wie du willst — ich will und kann keine Andere lieben, als dich."

„Egon!" — sagte Ida — und ein heftiges Zucken fuhr durch ihre Brust — ein Thränenstrom brach ihre Stimme. „Ich bin deiner nicht würdig. — Wo hast du," fragte sie rasch, „die Dispensation des heiligen Vaters?" —

„Ich verstehe dich!" sagte der Graf: „du fürchtest, da ich meine Gesinnungen ausgesprochen, dich mir länger anzuvertrauen! — Deinem Widerwillen weicht dein Vertrauen, nun, da jede andere Scheidewand zwischen uns versunken ist." Er trat zu dem Pulte hin, nahm das Pergament hervor, und überreichte es ihr, mit einem düstern Blick — „Hier ist es — bewahre es denn selbst auf." —

„Nein!“ sagte sie, innig und erröthend — „wenn du mich deiner wirklich werth hältst, und mir versprichst, die Trauer einer Wittwe zu ehren, die, welchen Namen du auch wählst, nicht von dir lassen kann — will ich — magst du es zerreissen.“

Leise hob sie das Auge zu ihm auf; als sie die leuchtende Freude in seinen Blicken sah, wäre es in der einen, alle andern ausschließenden Empfindung von Seligkeit ihres Herzens um das Pergament geschehen gewesen, wenn er nicht mit schneller Besonnenheit ihre Hand zurückgehalten. Ohne ihn zu fassen, sah sie ihn höchst erschreckend, zur Lilie erbleichend, an.

„Verkenne mich nicht!“ rief er schnell vor ihr niedersinkend, „damit ich um dein theuer erkauftes Vertrauen nicht gebracht werde. — Die, obgleich selbst aufgestellte Scheidewand, dürfen wir nicht zerreissen. — Nur derjenige, der uns gelöst, vermag uns wieder zu binden; aber ich habe die Hoffnung, daß er, in so fern unsere Freunde in Rom nur bewirken können, daß er uns würdigt, einen prüfenden Blick in unsere Gemüther zu werfen, es thun wird; bis dahin winkt dir, eine, hoffte ich, beglückende Buße, und mir der fröhliche Brautstand, um den ich sonst wieder gebracht worden wäre.“

Da kehrten die Rosen auf ihre Wangen zurück, um sie schöner und länger als je vorher zu schmücken, und sie sank glücklich in die sie froh auffassenden Arme. —

Wenn wir hinzufügen, daß die Trennung von Vittorien jetzt, von keiner Seite ungewöhnlich schwer sich äußerte; daß diese, wie wohl ihre Entfernung erst eine Empfindung von heimathlicher Ruhe in die Herzen zweier Wesen brachte, die eine so sonderbare Prüfung erst allmählig lehren mußte, was sie einander waren, ihm

dennoch immer theuer blieb; daß freilich lange hernach ein Brief von ihr, sie überzeugte, daß die frühere Leidenschaft gänzlich von einer würdigeren Liebe, ungefähr zu derselben Zeit verdrängt worden war, wo endlich die mit Sehnsucht erwartete neue Dispensation, welche die alte wieder aufhob, von Rom anlangte, und daß Ida in weniger als Jahresfrist hernach, von einem Knaben genaß, der dem Grafen Gelegenheit gab, sich des Majorates zu erfreuen, der seinem Sohne die ihm gebührenden Rechte verlieh, ohne Ida's Tochter das ihrige zu rauben, und daß jener eben so sehr die Freude des Großvaters wurde, als die der Großmutter an der kleinen Julie hing, ohne es zu ahnen, daß eben ihr Vater die nächste Veranlassung zu dem schnellen Dahinscheiden der geliebten Tochter gewesen; so glauben wir den Zeitpunkt erreicht zu haben, wo wir getrost die Feder niederlegen können.

Unterseeische Schifffahrt.

Wenn auch wirklich der Gedanke unterseeischer Schifffahrt schon früher von irgend Jemand gefaßt worden ist, so kam doch bestimmt nur der David Buschnell's zur wirklichen Ausführung. Herr Eyre Lee, früher Unteroffizier und später Fähnrich in dem Heere Amerika's, von welchem wir die folgende Beschreibung haben, und der volle Glaubwürdigkeit verdient, war der Erste, der sich auf diesem neuen und gefährlichen Fahrzeuge einschiffte. Man darf Buschnell's Maschine als die erste in ihrer Art erklären, und so bin ich überzeugt, daß man ihre Zusammensetzung höchst originell finden, und ihm in Folge dieser Erfindung die Geisteskräfte zugestehen wird,

welche ihm einen Platz unter den Erfindern ersten Ranges anweisen. Zuerst werde ich eine genaue Beschreibung dieser Maschine versuchen, und erst dann der Unternehmung Lee's erwähnen, mich in beiden Fällen nur auf die Mittheilungen dessen selbst beschränkend.

Buschnell's Maschine war aus mehreren Stücken Eichenholzes gezimmert, und hatte die Gestalt einer runden Klaue. Sie ward von eisernen Reifen umschlossen; die Fugen waren mit Kork verstopft, und das Ganze mit Theer angestrichen, um das Eindringen des Wassers in das Innere gänzlich unmöglich zu machen. Der innere Raum war groß genug für einen Ingenieur, darin zu stehen, oder zu sitzen und die Arme frei zu bewegen. Das Dach bestand aus einer wasserdichten Metallcomposition, und paßte genau zu dem Körper. Das Dach war beweglich und bildete den Eingang zu der Maschine. Sechs kleine Stückchen dicken Glases waren in diesem Dache angebracht, um Licht einzulassen. Bei hellem Sonnenschein und klarem Wasser, sagt mein Berichterstatter, konnte er drei Faden tief unter der Oberfläche des Meeres zum Lesen völlig genug sehen. Um die Maschine aufrecht und in dem gehörigen Gleichgewicht zu erhalten, waren an dem Boden 700 Pfund Blei befestigt; zwei hundert Pfund davon konnten jederzeit abgelöst werden, um die Schwimmkraft der Maschine zu vermehren. Um den in der Maschine befindlichen Seemann in den Stand zu setzen, wenn er sich unter dem Wasser befand, sie nach Gefallen zu heben oder sinken zu lassen, waren zwei Pumpen angebracht, durch welche das Wasser abgedrückt werden konnte; auch befand sich innerhalb ein Hahn, vermittelst dessen man Wasser einlassen konnte, wenn man mit dem Fuße darauf drückte. Im Falle die Pumpen ihren Zweck nicht erfüllten, konnte man dadurch in die Höhe kommen, daß man das Bleigewicht am Boden ablösete.

Ein Steuer lenkte den Lauf; das Ruder ging von hinten in die Maschine. An der einen Seite befand sich ein kleiner Taschenkompaß, zwei Stückchen leuchtenden Holzes (auch Fuchsfeuer genannt) bezeichneten die Nord- und ein dergleichen Stückchen die Südseite. Während der Nacht, wo durch das Dach kein Licht eindrang, war dieser Kompaß der einzige Wegweiser des Seemanns.

Der scharfsinnige Erfinder hat auch eine Vorrichtung angebracht, um zu messen, wie tief sich die Maschine jeden Augenblick unter dem Wasser befinde. Die Maschine bestand in einem gläsernen Tubus von zwölf Zoll Länge, und etwa vier im Durchmesser, die an der Seite befestigt war. In diesem Tubus befand sich ein Stückchen Kork, das mit dem Steigen des Schiffes fiel, und mit dessen Fallen stieg; ein Zoll des Fallens oder Steigens zeigte eine Klafter des Steigens oder Fallens an. Die Grundursache davon vermochte Mr. Lee nicht anzugeben, da er durch die Gefahr, welche seine unterirdische Schifffahrt mit sich brachte, und die stete Aufmerksamkeit, welche dieselbe erfoderte, von jeder Beobachtung abgehalten ward.

Keine der mindest-geistreichen Erfindungen an dieser Maschine war die Einrichtung, durch welche die horizontale Fortbewegung derselben sich abmessen ließ. Sie bestand in einer Art von Mühlrad, das, durch die äußere Einwirkung des Meeres in Bewegung gesetzt, sich regelmäßig umdrehte; mit einer Hand setzte der in der Maschine eingeschlossene Seemann dieses Rad in Bewegung, mit der andern lenkte er das Steuer. Zwei kürzere Flügel dieses Rades, die mit demselben in Verbindung standen, aber für sich bewegt oder angehalten werden konnten, dienten dazu, das Steigen des Ganzen zu bewirken.

Durch schnelles Umdrehen dieses Rades, dessen Flügel nicht über zwölf Zoll lang und vier breit waren,

konnte die Maschine, bei ruhigem Wasser, drei Meilen in einer Stunde fortgetrieben werden. War sie außer dem Bereiche des Feindes oder anderer Beobachtung, so konnte man sie so schwimmen lassen, daß sie mit der Spitze gerade über dem Wasser hervorragte; während dessen drang unablässig frische Luft durch drei Oeffnungen ein, welche sich schlossen, sobald die Maschine sich wieder unter das Wasser senkte.

Der Hauptbestandtheil dieser Maschine bleibt nun noch zu besprechen übrig, nämlich ihr, zur Vernichtung und Zerstörung bestimmtes Magazin. Dieß war getrennt und entfernt von der übrigen Maschine. Es hatte die Gestalt eines Eies, und bestand, gleich der Maschine selbst aus sorgsam gezimmerten, mit eisernen Bändern zusammengehaltenen Eichenbohlen. Hundert und dreißig Pfund Schießpulver, eine Uhr, und ein Flintenschloß mit einem Feuersteine, bei dem man das Versagen nicht zu fürchten hatte, waren die Gegenstände, die es enthielt. Es war an der Rückseite der Maschine durch eine Schraube befestiget, deren eines Ende den Pendel der Uhr hielt, während der andere im Bereiche des unterseeischen Steuermanns war, so daß er die Schraube zu sich hereinziehen konnte. War dieß geschehen, so fing sogleich die Uhr an zu gehen, bis sie nach dreißig Minuten das Pulver entzündete; während der Zeit mußte zugleich der Abenteurer sein Entkommen bewerkstelligen. Die größte Schwierigkeit aber bestand darin, dieses Magazin am Boden eines Schiffes zu befestigen. Dadurch, und dadurch allein, mißglückte, wie durch die folgende Erzählung einleuchten wird, die mit dieser kriegerischen Erfindung beabsichtigte Unternehmung. Auf dem Deckel der Maschine befand sich ein sehr spitziges Eisen, welches mit dem Innern zusammenhing, und hier einen Griff hatte, vermittelst dessen der Seeman es in das Schiff

stossen konnte. Dieses Eisen war mit einer Schraube versehen, so daß es von der Maschine abgelöst, und in dem Schiffe zurück gelassen werden konnte. Ein Seil, das von der Schraube nach dem Magazine führte, erhielt dieß leztere in der bestimmten Lage, bis die Explosion erfolgte.

Im August des Jahres 1776 lag Admiral Howe mit einer bedeutenden englischen Flotte in der Bay von New-York; und zugleich drohte eine ansehnliche Landmacht in den Staaten-Island unter dem General Howe, den Truppen Washington's Untergang und Verderben. Da bat Buschnell den amerikanischen General Parson um zwei oder drei entschlossene Männer, die er die Leitung seiner neu erfundenen Maschine lehren könne, weil er damit einige der feindlichen Schiffe zu zerstören gedächte. Parson sendete sogleich nach dem damaligen Korporal Lee, so wie nach zwei andern Männern, welche sich anheischig gemacht hatten, an Bord eines Branders zu gehen. Man machte sie mit der Absicht Buschnell's bekannt, und sie verweigerten auch diese neue Art des von ihnen geforderten Dienstes nicht. Man ging nun in den Sund von Long-Island, und stellte hier längs der Küste mehrere Versuche an. Als sie in der Leitung und Senkung die nöthige Kenntniß erlangt hatten, kehrten sie durch den Sund zurück, aber während ihrer Abwesenheit hatte der Feind von Long-Island und Governors-Island Besitz genommen. So mußte daher die Maschine zu Lande von New-Rochelle über den Hudson-Fluß nach New-York gebracht werden.

Die brittische Flotte lag jezt nördlich von Staaten-Island mit einer großen Anzahl von Transportschiffen; gegen diese sollte der erste Versuch gerichtet werden. Die erste ruhige Nacht ward zu der Unternehmung fest gesezt, und Sergent Lee sollte dieselbe wagen. Als nach

einigen Tagen eine Nacht einbrach, wie man sie wünschte, bestiegen mehrere Matrosen zwei oder drei Ruderboote und nahmen Buschnell's Maschine in das Schlepptau. Sie ruderten so nahe an die Flotte, als sie sich wagen durften; Lee bestieg nun die Maschine, und die Boote kehrten zurück. Lee fand aber die Ebbe zu stark, und noch ehe er es verhindern konnte, hatte sie ihn weit von den Kriegsschiffen hinweggetrieben. Aber dennoch gelang es ihm durch eine ununterbrochene, angestrengte Arbeit von zwei und einer halben Stunde an dem Rade, in die Nähe eines Schiffes zu kommen. Der Tag fing bereits zu grauen an, und beim Lichte des Mondes konnte Lee die Mannschaft am Bord des Schiffes sehen, und ihr Gespräch hören. Dieß war der Augenblick des Tauchens; er senkte sich daher unter den Boden des Schiffes hinab, und versuchte, das Eisen zu befestigen, aber troß aller Anstrengung wollte ihm dieß nicht gelingen; theils mochte hieran wohl die Härte des Kupfers, mit dem das Schiff beschlagen war, schuld seyn, theils der Mangel eines Stützpunktes, der es ihm möglich machte, seine ganze Kraft anzuwenden *). Er steuerte nun nach einem entgegengesetzten Theile des Schiffes, aber bei dieser Fahrt stieg er wider Willen zu der Oberfläche des Meeres empor, und setzte sich bei dem von Minute zu Minute wachsenden Tageslichte der größten Gefahr aus, entdeckt zu werden. Er senkte sich wieder hinab, und wollte sogleich einen zweiten Versuch anstellen, aber der Anbruch des Tages brachte ihn in die Gefahr, unter die Boote zu gerathen, und hielt ihn daher ab; er hielt

---

*) Es ist noch sehr zweifelhaft, ob dieser Uebelstand je ganz beseitigt werden wird. — Mit den Torpedos des Herrn Fulton wurden niemals praktische Versuche angestellt, doch behaupten er und seine Freunde, daß sie sich in jeder Hinsicht als erfolgreich beweisen würden.

es für das Beste, jetzt auf seinen Rückzug zu denken. Er hatte eine Strecke von mehr als einer Meile vor sich, aber das Wetter war günstig. Bei Governors=Island drohte ihm eine große Gefahr. Sein Kompaß war in Unordnung gerathen, und er sah sich daher gezwungen, öfters durch den Deckel der Maschine zu sehen, um seinen Lauf lenken zu können.

Die Soldaten auf Governors=Island erblickten die Maschine, und Neugier lockte viele Hunderte von ihnen an das Ufer, um ihre Bewegungen zu beobachten. Endlich bestiegen mehrere von ihnen ein Boot, und ruderten auf den unbekannten Gegenstand los. Jetzt hielt Lee seinen Untergang unvermeidlich, doch machte er als letztes Vertheidigungsmittel das Magazin los; er vermuthete, daß sie dieß gleichfalls aufhalten, und sie durch dessen Explosion in Stücke gerissen werden würden. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen; als der Feind sich der Maschine auf fünfzig bis sechzig Klafter genähert hatte, und das Magazin sich nun von der Maschine trennen sah, vermuthete es irgend eine Kriegslist, und kehrte, von Besorgniß erfüllt, nach der Insel zurück.

Als Lee sich der Stadt näherte, gab er ein Zeichen! die Boote wurden ausgesetzt, und brachten ihn glücklich an das Ufer. Während dessen war das Magazin an Governors=Island vorübergetrieben worden, und flog hier mit furchtbarem Krachen in die Luft; große Säulen Wasser, Rauch und Stücke Holz umherschleudernd. General Putnam und viele andere Offiziere, welche an der Küste standen, waren Zeugen dieser Explosion.

Lee machte späterhin noch einige Versuche, aber alle mißglückten auf die eine oder die andere Weise.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 9tes Stück.

Der große Antlas zu München.

»...... falsch wie treulose Wellen.«

Wie stolz der Hirsch, wenn er im Gefühl der ungefesselten Kraft über die Bergfläche dahinstiebt! wie schön der stürzende Wasserfall, dessen Perlen und Demanten, hundertfach wiederstrahlend im wallenden Spiegel, sich üppig und unaufhörlich mit demselben vermählen! Stolzer und schöner jedoch das Mädchen im Thal, in der wohnlichen Hütte, im Schatten der Martinswand. Gelenke und wohlgeformte Glieder, Augen wie Prachtjuwelen, eine Stimme so lockend und süß, Geberden, die stets den Zauber vollendeten, den Augen und Stimme begonnen...... alle Reize, die bestricken und den Herrn in einen Knecht verkehren .... Theres besaß dieselben als ein Eigenthum, und die Natur hatte solche Schätze nicht in die Hand einer Unwissenden gegeben. Die Jungfrau des Gebirgs mußte ihr Herz im eisigen Waldstrom abgekühlt haben, denn es schlug nie heftiger, und Stirn und Wange glühten nicht heißer, wenn auch die Blicke Feuer strahlten, und die schneller athmende Brust ein Leid oder eine Wonne zu verrathen schien. Die Lüfte, so von den Bergen wehen, mußten ihr gesagt haben: Du bist der Schön-

sten Königin; lass' dich nur küssen von uns! — Die geschwätzigen Wipfel des Hains: Der Weisheit Tempel ist Deine Brust; plaudere nur mit uns! — Die nimmerruhenden Heimchen der Flur: Sie ist kein Mährchen, die Sage vom Berggeiste; auf der Martinswand ist sein Thron, das Abendroth seine Krone, der schäumende Bach sein funkelnd Geschmeide. Bewahre dich für ihn, verachte den sterblichen Mann! —

Und des Mädchens Vater sagte nicht minder zu ihm: „Freue dich des Lebens, Theres; nicht oft ist eine glücklicher als Du. Sieh dieses wohlhäbliche Haus, die weitverbreiteten Matten, die frischen Heerden, Scheuer und Keller von Segen gefüllt. Hörst Du klingen die Thaler, so durch meine Finger rollen? nicht umsonst heißen mich die Nachbarn den Silber-Nazi und beneiden meinen Reichthum. Gräme Dich daher nicht um einen Mann; für einen Jeden bist Du ein unschätzbar Kleinod. Genieße Deine Jugend in Fröhlichkeit, und binde nicht Dein Herz. Doch ist mir's lieb, wenn Du, so Du einmal wählen möchtest, den Scheiben-Toni nähmest. Er wird mir ein erwünschter Eidam seyn."

Da betrachtete Theres den braunen Toni, der ihr nicht viel nachstand an Geld und Gut, und sie meinte, wie der Vater, sie möchte ihn wohl leiden können, aber die Stunde dränge nicht, und ein kleiner Zeitvertreib wäre nicht ungelegen. Als nun Toni, vom Silber-Nazi ermächtigt, seine Werbung schlicht und ernsthaft fürbrachte, — denn er war wohl zehn Jahre älter, als die hoffärtige Theres, — da sagte die letztere: Sie spräche nicht Ja noch Nein; eher doch Ja als Nein. Aber sie kenne den Freier kaum, und wolle sich überzeugen, wie es eigentlich mit seiner Liebe stehe. Sie begehre, nur einen erprobten Mann zu heirathen, sonder Wechsel noch Unbestand, denn Kaltsinnigkeit wäre ihr Tod, und eine stetige Liebesflamme ihres Herzens Bedürfniß. —

So sprach ihre kalte Seele zu einer feurigen, und Toni, der rauhe, treffliche Schütz, der, in allen Thälern wohlbekannt, nur umzuschauen brauchte, um zwanzig Bräute, statt der einen, zu gewinnen, vermeinte plötzlich, er konnte nicht mehr leben ohne Theres, und ganz in der Ordnung sey's, wenn ihm die Schöne mancherlei Prüfung auferlege. — Sie ließ es wahrlich daran nicht fehlen. Bald war's eine Alpenblume, gewachsen in schwindelnder Höhe, am Rande des ewigen Eises, wonach ihr verlangte; bald war's ein fabelhafter Stein, von dem die Altmütter des Thals, als von einem besondern Heilmittel, erzählten. Dann trug Theres Verlangen nach einem lebendigen Steinbock, schon dazumal ein Ding, schwer zu schaffen; oder nach der Gemskugel aus dem Leibe der abentheuerlichen weißen Gemse, die nur in den Mährchen der Winternächte ihr Daseyn gefunden. Endlich begehrte Theres ein zu Loretto am heiligen Hause geweihtes Amulet; endlich forderte sie ein Säcklein voll Erde vom Grabe des heiligen Fridolin. — Und wie nimmer ihre Grillen müde wurden, zu heischen und zu befehlen, so war nimmer Toni verdroßen, zu thun, was die feine Hexe begehrte, deren Dienst er sich gewidmet hatte. Mit Lebensgefahr holte er den Speik vom Rande des gräßlichsten Abgrunds, den wohlriechenden Stein aus tiefen Klüften; nach mondenlangen Mühen und Beschwerden fing er den schönsten Springer der Gebirge, ein Steinböcklein, wie gewebt aus den starken Lüften der Wildniß; die hellste Gemse, die sein heitres Auge entdecken mochte, wurde seine Beute, sie mochte fliehen und steigen, wie und wo es war. Dann lief er selbst als ein Pilger gen Loretto, und holte das geweihte Heiligthum; dann wanderte er hinaus an den Rhein, in die Waldstadt Säckingen, und scharrte Erde vom Grabe des Heidenbekehrers; und immer kehrte er wieder, frisch ge-

stählt, in voller Kraft und mit neuem bereitwilligen Gehorsam, so, daß in den Thälern der Heimath das Sprichwort aufkam, wenn irgend etwas Unmöglichesvon Einem gefordert wurde: „Meynst Du? Geh' zum Scheiben-Toni!"

Ein Dienstmann von solcher Ausdauer und Folgsamkeit gereichte der hochmüthigen Theres zu nicht geringem Stolze, und sie wünschte sich Glück, den wackersten unter allen frischen Buben des Gebirgs den ihrigen nennen zu dürfen. Keiner ging rüstiger einher in stattlicherm Gewand mit schönrer Zierde. Sein grüner Hut trug den köstlichsten Gamsbart mit glänzend schwarzem Rande; an seiner Bandschnalle ragte der stolzeste Busch von weißgesprenkelten Auerhahnfedern, und an der linken Seite, hinter dem Gamsbart, die Spitzen voran, drohten die zwei Federn des Spielhahns, die bedeutsame Herausforderung des geübten und furchtlosen Stoßringkämpfers. Der fernhin treffende Gamsstutzen des Scheiben-Toni funkelte von Silberzierrath, von demselben Metall das Besteck an seiner Seite, das Thillmesser des flinken Waidmanns. Wem dieser Aufzug nicht bereits Ehrfurcht und Scheu einflößte, den lehrte der ernsthafte Schritt des Tyrolers Bescheidenheit, und der stetige Blick der blauen großen Augen, die muthig aus dem braunen Antlitz zu fragen schienen: „Wer wagt's, unsern Herrn scheel anzublinseln, und wo sind die Augen, die weiter schauten, denn wir?"

Armer Toni! wohl fürchten Dich Gemsen und Buben, und freundlich schielen nach Dir die Töchter des Thals, aber gerade die, für welche Du das Blut aus dem Herzen gäbest, just Theres hat kein Herz für Dich, spottet Deiner in der Stille ihres Kämmerleins, und sinnt mit boshaftem Trachten stets und stets aufs neue, wie sie mit höher gespannten Wünschen und Forderungen

Deine Geduld ermüden möchte; — denn ein Sieg wär es für die hoffärtige Magd, nach dem Höchsten, was je eine Liebste von ihrem Buhlen begehrt und erhalten, zum Buhlen zu sprechen! „Geh' hin; ich will Deine Dienste nicht mehr, und für Alles werde Dir — Nichts."

Theres hatte eine schlaflose Nacht mit allerlei Vorsätzen zugebracht, und ihrer Launen zahlloses Heer gemustert, und über leichtsinnige Tollheiten gebrütet. Unzufrieden mit dem Ereigniß solch stiller Berathung floh sie am frühesten Tage das Lager, verdrossen und träge, statt munter zu seyn, und zeigte sich dem Morgenroth als eine Lilie, nicht, wie gewöhnlich, als eine Rose. Es war nicht der günstigste Augenblick, den Toni wählte, ihr im Vorübergehen einen freundlichen Gruß zu bieten. — „Grüß Gott, Resel." — „B'hüt Dich Gott, Toni." — „Ho, warum heut so wild, Du mein Diendl?" — „Geht es Dich was an, gschnappiger Bub?" — „Nu, sey nicht harb, mein Schatz; 's war nicht bös gemeint." — „Wohin, Toni? — „Ei, in's Gebirg, auf die Blümelalm. Der Großvater braucht ein paar Kräuter zur Medizin; vielleicht find ich auch ein Gamskrückel zu einem Stock für den alten Mann." — „Pfui auf das ewige Müßiggehen! Auf die Blümelalm, wo die Nannerl ihre Heerde hütet? Müssiggang ist aller Laster Anfang, Toni. Bleib weg von der Alm, oder ich werde falsch." — „Ich blieb' gern herunten, Theres, wenn ich zum Pfarrer gehen dürfte, daß er einmal ein Ende mit uns machte." — „Meinst Du? das hat noch Zeit, Toni." — „Schon recht; aber das sagst du alle Tage, und ich werd' am End ein steinalter Kerl, und Du bist dann selber nicht mehr jung, und die schönsten Jahre geh'n vorbei." — Theres rümpfte höhnisch die Nase, und sagte: „So lauf' einer Andern nach; es steht Dir frei. Mir eilt's nicht mit der Hochzeit. 's gibt noch andere Dirnen." — „Das

weiß ich," lächelte Toni gutmüthig, und sang, den vermeintlichen Scherz fortzusetzen:

„An allen Stiefeln Spor'n,
An allen Spor'n a Rad'l,
Fünf Finger an der Hand,
An allen hangt a Madl."

„Unverschämter Gesell!" zürnte Theres, und schlug das Fensterlein mit Gewalt zu. Der Scheiben-Toni fiel aus seiner Seligkeit schnell herab, und verlegte sich auf Bitten und Betteln. Da verfing jedoch lange nichts, selbst die Vermahnungen des alten Silber-Nazi trugen nur spärliche Frucht; denn Theres stellte sich schwer beleidigt, wollte nichts mehr von dem Verlobten wissen, und redete nur von Trennung und Nimmerwiedersehen. Das feindselige Spiel dauerte so lange, bis der arme Bräutigam höchlichst betheuerte, sein Lieb nicht mehr betrüben zu wollen, und sich jeder Strafe unterzog, wenn nur wieder Vergeben und Vergessen zu erwarten stände. Diese Erklärung des Verliebten besänftigte wieder ein wenig die trotzende Jungfrau, daß sie erwiederte: „Meinetwegen; ich will den boshaften Spott vergessen, aber nur, wenn Toni eine Weile in ein fremdes Land, mir aus den Augen geht, und dann etwas Hübsches zum Andenken nach der Heimath bringt."

Dem guten Buben war's wohl eine neue Qual, wieder von seinem Schatze gehen zu sollen; doch faßte er sich, da es das einzige Mittel war, Theresens Gunst zu gewinnen, und er sprach: „Wohin willst Du, daß ich gehe, Resel? Auf wie lange, und was wäre Dir zum Andenken lieb? Sag's frei heraus, Du böse Dirne, denn ich bin nur zweimal erschrocken in meinem Leben: einst vor des bairischen Herzogs Leuen, und heute vor Deinem Zorn. Darum thu' ich gern, was Du verlangst."

Als hierauf Theres, stille überlegend, nicht gleich antwortete, fragte der Silber-Nazi neugierig: „Was

war das mit dem Löwen, Toni? Laß hören," — „Hm, das hat keine Gefahr," versetzte der Scheiben-Toni, und begann: „Du weißt, Nazi, daß mein Vater mit Limonien aus Botzen nach München gehandelt hat und ich half ihm, als ein gar junger Bube, die Früchte hinüber tragen. Zu München hatte ich immer ein gutes Leben, und schlenkerte faul umher, während der Vater mit der Waare in die Häuser lief. So kam ich eines Tages in den alten Hof, wo der Herzog wohnte, bevor er in die neue Veste gezogen war. Zu meiner Zeit waren in dem alten Hofe nur die Herrenkammern; aber auch der Löwenstall in einem Graben, und ich gaffte hinunter als ein neugierig Kind, und meinte, alle Löwen der weiten Welt wären darinnen eingesperrt. Wie ich mich jedoch umdrehte, und an einem Zwinger auf schmalen Gang fortlief, kam mir plötzlich ein gar trutziger Löw in voller Freiheit langsam entgegen. Das war aber ein zahmes Thier, das mit dem Herzog Albrecht ging, gleich einem Hunde. Ich wußte es freilich nicht, und nicht, daß der Herzog selber hintendrein komme, und war halb todt vor Schreck und Entsetzen, bis des Herrn Stimme rief: Sey ruhig, Knab, und rühre kein Glied, sonst ist es um Dich geschehen! — Also that ich, und schnaufend schlich der Leu an mir vorüber, und Albrecht gab mir ein gnädig Geschenk für die erlittene Angst. — Dafür hätt' ich, ein paar Jahre später, bald des guten Herrn Sohn erschossen." — »Wie das?" fragte Nazi weiter, und weil auch Theres mit vieler Aufmerksamkeit der Erzählung zu lauschen schien, fuhr der Scheiben Toni gar bereitwillig fort: „Zu Miesbach wars; ich hatte eben das Schützenhandwerk begriffen, und wanderte zu einem Schießen, ich weiß nicht mehr wohin. Zu Miesbach gab's viel Aufruhr und Mordgeschrei. Es waren viele Lutherische da beisammen, und es hieß, der Herzog kom-

me selber mit Waff' und Wehr, die Ungläubigen zu Paaren zu treiben. Dem hellen Haufen der Aufrührer kam eben jede Faust zu Statten, die ein Feuerrohr zu handhaben verstand, und wie Jugend allweg frech und vorwitzig ist, so fragte ich nicht viel nach Glauben noch Unglauben, ließ meinen Ranzen mit Kraut und Loth füllen, und schoß wie ein Teufel auf die Bairischen, die zu stürmen kamen. Da hieß es wieder, der Herzog reite selber heran, und die Miesbacher zeigten nach einem blanken wohlgeputzten Manne auf einem weißen Pferde, mit vielen Leuten im Gefolge. Auflegen, zünden, den Schuß thun, ging mir eifrig von der Hand, und der blanke Herr stürzte maustodt in den Sand, und des Frohlockens war unter uns gar viel, denn wir vermeinten, der Herzog sey dahin; bis nach einer Stunde wir inne wurden, daß dem nicht also war, und daß ein Edelmann mit Fleiß des Fürsten Gewand getragen habe, ihn zu beschirmen, und den Tod gefunden, während Herzog Wilhelm in gemeiner Reitertracht gefahrlos neben ihm geritten. Wie hab' ich mich geschämt, und Reißaus genommen, als die Baiern Sieger wurden! Ich hätte mein Trinkgeld nicht einnehmen mögen, und versprach mir fein in die eigene Hand, die Münchnerstadt nicht mehr zu betreten, damit nicht ein Zufall mich dem Herrn verriethe, weil mein Gesicht und Name zu Miesbach gar wohl bekannt und in Erinnerung." —

„Das thut mir wahrlich leid," sagte nach einer guten Weile Theres mit spöttischem Lächeln; „da sind wir auf immer geschiedene Leute, guter Toni. Denn nur eine Bedingung setze ich auf unsre Hochzeit, und Du erfüllst sie nicht." — „Das wäre! Sag' an!" — „Sieh! kommende Woche ist der Herrgotttag, der große Antlas*)

*) Fronleichnamsfest.

der zu München gefeiert wird, wie nirgends in der Welt. So erzählen wenigstens Alle, die es mit ihren Augen gesehen haben. Und auf den Antlas folgt das große Frei- und Ehrenschießen, und wer das Beste von dem Schießen zu München mit nach Hause bringt, und mir verehrt — nur derjenige wird des Silber-Nazi Tochtermann."

„O weh!" seufzte Toni niedergeschlagen: „das bringt mir den blassen Tod!" — „Sey doch gescheut, Resel!" ermahnte sogar der Vater: aber Theres blieb steif auf ihrem Kopfe, und wiederholte — wie sie sagte, zum letztenmal — den gefährlichen Befehl. „Bedenke, mein grausames Diendl," flehte Toni, „daß mein Haupt nur an einem Faden hängt, so ich gen München reise. Wenn mich Einer erkennt, der mich zu Miesbach gesehen, so ist es aus mit mir." — „Schäme Dich;" höhnte dagegen Theres: „hast Du weniger gewagt als dein armes Leben, da von den Felsen Du mir Blumen und Wild liefertest, eine Steuer freudiger Buhlschaft? Jetzo zitterst Du, da es auf die letzte Probe ankömmt? Getraust Du Dich nicht, das Beste zu gewinnen? Fahr' hin, Du feiger Bube!" — Worauf der Scheiben-Toni kummervoll erwiederte: „Ein andres wars, da ich im Gebirge nach dem Abentheuer jagte. Mein Leben stand in Gottes Hand, und ich hätt' im schlimmsten Fall mein Genick gebrochen als ein freier Jägersmann. — Aber in die Hand der Schergen fallen .... an dem Strick des Henkers gehen .... den Kopf verlieren durch ein ehrlos Schwert .... o das bekümmert meine Seele, und, ob ich schon mein Wort gegeben, möchte ich doch desselben ledig seyn, wenn Du den bösen Scherz niederlegen wolltest." —

Da stieg auf's Angesicht der Theres ein finsterer Sturm, und sie ließ sich trotzig vernehmen; „Thu's oder

thu's nicht; mir ist's ein Ding. Ein Andrer liefe hundert Stunden weit, und fürchtete nicht Tod, nicht Schmach. Dir aber fiel das Herz in die Schuhe, und ich mag keinen Mann, der nicht stets die Herzhaftigkeit zur Hand führt. B'hüt' Dich Gott, und bleib' mir hübsch von der Seite, Scheiben-Toni.“ Somit riß sie von dem flehenden Bräutigam sich los, daß er nur mit Mühe sie wieder auffing, und mit einem Tone, worinnen bittrer Zorn und blinder Liebe Hingebung um den Vorrang stritten, antwortete: „Frisch auf, es sey, mein Schatz, wie Du gesagt. Was ein Andrer thäte — Du weißt's — das thut Dein Toni auch. Ich gehe, um das Beste zu gewinnen, und vielleicht hilft mir die Kühnheit und die Zeit, die in so manchen Jahren mein Gesicht verstellte, über die Gefahr hinaus. Dein Wille geschehe. Wenn ich aber nicht selber käme, Resel, mit Kranz und Glück, und in der Hand die Seidenfahne, behängt mit Silberstücken und köstlichem Geschmeide, ... wenn statt meiner ein Anderer käme, als mein Bote, und brächte Dir mein Fazzolet, getaucht in rothes Blut zu einem Andenken, . . . so erinnere Dich auch fein, daß an dem Tüchlein mein Blut klebt, und daß ich's auf dem Rabenstein zu München vergossen, und daß Du es nicht anders gewollt hast.“

Da er nach dieser Rede voll Betrübniß und Leidenschaft spornstreichs davon lief, und den Kopf nicht mehr nach dem Mädchen umdrehte, wischte der Silber-Nazi einen Tropfen aus seinem Auge, und sprach wehmüthig zur Tochter: „Du rufst ihn nicht zurück, Theres? Geh, ruf' den armen Schelm.“ — Worauf Theres den Nacken stolz zurückwarf, und kaltsinnig redete: „Laß' den hoppetaschigen*) Buben springen. Er will's nicht bes-

*) Hoffärtigen.

ser, und gerade so müssen die Mannsbilder traktirt seyn!“

„.... ein Dienst, o Herr, ein Dienst wie eine Rose; aber auch voll Dornen!“

Vom Himmel leuchteten, wie das Volk in seiner kräftigen Sprache zu sagen pflegt, alle siebenundzwanzig Sonnen. Es war ein Feiertag, der viele, eben so blaue und vergoldete Nachtreter versprach, und ein freundlicher Herold für den großen Antlas erschien. Der große Antlas! Der festliche Umgang zu Ehren des hochwürdigsten Sakraments! Die frommen Bürger zu München sprachen von nichts Anderm, seit dem zweiten Osterfeiertage, an welchem der andächtige Herzog Wilhelm den Befehl erlassen, daß der ganze Umgang, die Procession in ihrer vollständigsten Pracht für dieses Jahr stattfinden solle. Lebenslustige Hoffnung auf den schönen Prunktag, gottesfürchtige Sehnsucht nach dem Feste des heiligsten Gutes, klopften, je näher Tag und Fest rückte, immer ungeduldiger in männlichen und weiblichen Herzen, und nichts wurde von Seiten des Herzogs und seiner Ceremonienmeister gespart, um dieses Hangen und Verlangen eifrig zu fördern und zu unterhalten. Schon wurden Münchens schmutzigste Straßen gereinigt, Pflaster und Rinnsäle ausgebessert, schon übten sich Schützen und Stadtreiter und Söldner, die Wehrmänner aus der Bürgerschaft, in den Waffen. Von dem Thurm des alten Hofs, nach der Burggasse hinaus, flatterte an langer Stange das große Labarum des Umgangs, als eine heilige Werbfahne, und der fürsichtige Direktor des ganzen Festes, der wohlerfahrne Licentiat Müller, ein Rath des Herzogs und unverdrossener Diener, hatte be-

reits in der sogenannten Umgangs-Stube der alten Veste seine Kanzlei, Werb- und Geschäftskammer aufgeschlagen, umringt von den ihm beigegebenen Commissarien und Feldgehülfen.

Kein wichtigerer Mann in Ober- und Niederbayern und in der Pfalz bei Rhein, als der Licentiat zu jener Frist. Der Herzog mit allen seinen Räthen und Kanzlern, Rittern und Herren, Pfaffen und Schreibern, war nur ein Müssiggänger, dem Licentiaten gegenüber, der eine Welt auf seinen Schultern trug, und kaum Zeit fand, nothdürftig seine Mahlzeiten abzuhalten; so wenig gönnte er sich Ruhe, so eifrig war er, wohl zu verrichten, was ihm sein gnädigster Herr befohlen. Von Ostern bis zum großen Antlas gab es für ihn keinen Sabbath, und nicht für die Helfer, die er sich erwählt, und worüber er gebot, gleich einem unbedingten Herrscher.

Heute namentlich war ein Tag der Arbeit und des Schweißes. Schon um vier Uhr Morgens hatte der Licentiat sein Bett verlassen, war nach dem alten Hof geeilt, und mit besonderm Grimme über die Meister Schneider und Gesellen hergefahren, die mehr denn gewöhnlich gezögert, sich zur rechten Stunde im Schneidergaden einzustellen. Der Garderobemeister, Herr Thomas Pellmair, einer der geschicktesten Nadelkünstler, mußte viele gute Worte vergeuden, um des Direktors Zorn zu besänftigen, und immer aufs Neue wiederholte der Licentiat mit donnerndem Vorwurf: „Ist's denn erlaubt, so lässig im Dienste Gottes und Sr. fürstlichen Gnaden zu seyn? Dreißig Kreuzer einem Meister, zwölfe einem Gesellen, nebst freiem Morgentrunk, Mittagimbiß und Abendbrod, — ist das nicht ein königlicher Taglohn? Drängt endlich nicht die Zeit, und liegen nicht noch Hunderte von Gewändern unvollendet, und unausgebessert da? Kämt ihr pünktlich um Vier, und gingt

nicht vor sechs Uhr Abends von dannen, mit genauer Noth würdet ihr fertig mit allen diesen Mänteln, Röcken, Hauptbünden, Kollern und Kresen *). Arbeitet, faule Tagdiebe, die mit dem Haselreis abgeschmiert werden sollten! Die Furcht des Herrn aller Weisheit Anfang. Wenn ich aus der Messe komme, will ich das Werk gefördert sehen!"

Mit schnellen Schritten flog er nach dem Kirchenstübel des alten Hofs, wo das Glöcklein läutete, betete hastig, wartete nicht ohne Ungeduld die Frühmesse zu Ende, und eilte sodann, rastlos wie zuvor, nach dem sogenannten Jägerpichl, wo die Maler arbeiteten und die Bildschnitzer, der Stuckatore gypsbestäubtes, der Anstreicher buntgetigertes Volk. — Auch diese Leute warteten mehr des Frühtrunks, als des Tagwerks, aber der Licentiat verfuhr glimflicher mit ihnen, wie es Künstlern gebührte, ermahnte nur freundselig, statt zu schelten, und bat mit väterlichen Worten, statt Befehle zu donnern. „Wie stets mit Euern Meerrossen, Meister Veit?" — „Ei, die sind schön zerfezt vom vorigen Umgang, Herr Rath. Sie wieder frisch aufzumalen, und den Schweif der Syrena in blankes Gold zu fassen, das kostet Zeit." „Was machen denn die Moriones, künstlicher Paulus?" Der Künstler hob an langen Stangen, einen nach dem andern, die fratzenhaften Larvenköpfe empor, die zum Theil Narren=, zum Theil Mohrengesichter vorstellten, und beklagte sich, daß der Burgpfleger mit dem Firniß karge, und mit der rothen Farbe, deren doch die ungeheuern Lippen der Mohren so sehr bedürften. Der Licentiat versprach abzuhelfen, und gelobte dann den neu verfertigten Rachen des Wallfisches, so den Jonas ver=

*) Kres, Kragen.

schlang, ließ ihn zum öftern auf- und zuklappen, tadelte die allzusteifen Mähnen an Salomonis gepappten Löwenhäuptern, empfahl den kunstgerechten Malern das neue, außerordentliche Gewölk, worinnen die heilige Jungfrau Maria von den Bruderschaften zu sitzen kommen sollte, verordnete eine vollständige Ausbesserung des Meerwassers von Leinwand und Silberzendel, und bestellte eine Menge von Apostelstäben und geistlichen Trophäen. — Da er hinwegging, rief er einen zum Dienst der Maler gesetzten Tagwerker bei Seite, und redete vertraulich zu ihm: „Höre Hansel! den Pinseltragern ist alles zu verwilligen, was sie billig begehren, und wohl etwas mehr, denn ihre Köpfe sind allweg ein bissel verrückt, und nicht wie anderer Menschenkinder Häupter gemacht. Aber, habe Gott vor Augen, und sieh fleißig darauf, daß sie nicht stehlen, wie die Raben, sintemalen ihnen gute Beute ist, was in ihre Hände fällt: Oel, Farben, Linnentuch, Malergold und Silber; ja selbst der einfältigen Kohlen nicht zu geschweigen, die ein mancher im Sack nach Hause trägt, und vor seinem Blasbalg verbrennt. Denke Hansel, mein Sohn, daß Alles aus des Herzogs, unsers Durchlauchtigsten Herrn, Cassa geht, und selbst Gott Vater bestohlen ist, so beim Fest des Leibes Christi irgend etwas veruntreut würde.“

Nun machte sich der Rath wieder schnell auf seine Füße, kehrte nach seiner Kanzlei zurück, und verzehrte in einem traulichen Winkel das Morgensüpplein, das ihm seine Ehefrau von daheim geschickt hatte, damit er ausdauern möge, bis des Herzogs Mundkoch mit einem bessern Frühstück sich einstellte. — Indessen wimmelte es im Vorzimmer von biderben Werkleuten im Feierstaat, die als Führer und Handlanger bei den heiligen Processionsfiguren der vielen Zünfte, von dem Direktor in

Eid und Pflicht genommen werden sollten. Darum eilte der Letztere sehr mit seinem Frühstücke; nicht sowohl um der Handwerker willen, als vielmehr, daß er bereit sey, den jungen Herzog Maximilian zu empfangen, den geliebten Sohn des regierenden Herrn, welcher nicht unter seiner Würde hielt, dem frommen Eid der Zünftigen, „Alles beim großen Umgang mit Fleiß und gebührender Andacht verrichten zu wollen," als Zeuge zu dienen. — Derweilen scharrte jedoch vor dem Thore des alten Hofs der flinke Gaul Maximilians, und der zerstreute Blick des Fürstensohns machte dem Licentiaten eine anständige Eile zur Pflicht. Die förmliche Handlung war somit bald abgethan, und der Prinz seiner Frohne ledig, aber nun begann erst die schwerste Arbeit des geplagten Direktors. — Seine Collegen versammelten sich: der Hofrath Albrecht Prunner, der Kammerrath Johannes Schrenkh, und der gelehrte Doktor Vischer, gefolgt von einem Protocollisten und einigen andern Schreibern. Schier zu gleicher Zeit traten ein mehrere Verordnete des innern Raths der Stadt München, um herkommsweise die Befehle Sr. herzoglichen Gnaden, insoferne sie den großen Antlas betrafen, von Dero Commissarien zu vernehmen. Auch des Herzogs Küchendiener stellten sich ein mit einem Morgenessen von Lebzelten, Pomeranzen, Hohlhippen, Zuckerwerk und wälschem Wein, um den Gemeindeherren klüglich zu versüßen, was des Herzogs Wünsche herbes für sie haben mochten. Denn Se. Durchlaucht waren strenger Natur, und eigensinnigen Wesens, standen auch seit der verwichenen Fastnacht mit Ihren getreuen Geschlechtern und Bürgern von München nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße. Der Grund dieser verdrüßlichen Wirrniß war einzig und allein nur eine Schlittenfahrt, die, dem Herkommen gemäß, von Rath und Patriziern der Haupt-

stadt zu Ehren des Herzogs hätte abgehalten werden sollen, aber nicht abgehalten wurde, 'weil das Haupterforderniß, der Schnee, sich nicht eingestellt hatte. Demungeachtet vermahnte der Fürst die Münchner, dem Herkommen zu genügen, und erwiederte sogar auf deren unterthänigste Vorstellung und Entschuldigung: „sie hätten die Schlittenfahrt zu halten, ob es schneye oder nicht.“ Nach langem Hin- und Herschreiben blieb freilich endlich die Sache beim Alten!, und die Münchner schlittirten nicht; aber eine gewisse Verstimmung hatte sich zwischen den Partheien festgesetzt, unerträglich für Beide, aber nicht minder hartnäckig, weil keine der andern ein Haarbreit nachgeben mochte. — So hatte Herzog Wilhelm die Gelegenheit des großen Umgangs benützt, um drohende Rescripte an den Magistrat zu richten, worinnen derselbe tüchtig ausgefilzt wurde, weil er nur saumselig die Ordnung erhielt, und dem Schlemmen in den Wirthshäusern während der Prozession nicht steuerte, auch nachläßig mit der Bewaffnung und Uebung der Stadtwehr verfuhr. —

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Wenn du liebest, so bewahre
Amor dich vor meinem Loos,
Denn mich zog der Liebe Sehnen
In der Wellen dunklen Schooß. —
Auch ein Göttermädchen findest
Schön und flüchtig du in mir,
Deine Freuden, deine Schmerzen,
Bringet und entführt sie dir. —
Drei von meinen Zeichen haben
Einst ein holdes Kind befreit,
Das ein düstrer Aberglaube
Schon dem Opfertod geweiht. —
Drei auch nennen das Gebilde,
Unnachahmlich dir erbaut,
Das der Schöpfung Melodien
Deinem Innern anvertraut.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 10tes Stück.

Der große Antlas zu München.

(Fortsetzung).

Diese Pillen den stolzen Münchner Herren beizubringen, war nun auch Obliegenheit des armen Licentiaten, und er vollzog den Auftrag, als ob die Pillen ihm selbst gegolten hätten, und schenkte dabei fleißig seinen Gästen ein, brachte auch manchen Schwank für, und verkehrte die sauern Rathsgesichter in lächelnde, als er ihnen ankündigte, er habe, sie zu belustigen, auf heute die Weiberbeschau anberaumt, worinnen die Frauenbilder gewählt werden sollten, die im Umgang heilige Personen vorzustellen hätten; es sey ihm eine Ehre, wenn die Herren Zeugen seyn wollten. — Dazu gab ein Jeder freundlich sein Jawort, und da die Stadtsöldner, welche an die bezeichneten Jungfrauen und Weiber die Ladung, bei Strafe zu erscheinen, gebracht hatten, auftraten, und meldeten, daß bereits Treppen und Vorstuben von den gehorsamen Dirnen wimmelten, — ließen sich Commissarien, Deputirte und Schreiber mit der Wichtigkeit eines Senats auf ihren Stühlen nieder, und nahmen die frei- und unwilligen Antlasjüngerinnen in Verhör und Augenschein.

Da kamen in ihrem besten Feiertagsputze die von den Zünften zu ihren Figuren vorgeschlagenen Mädchen, die von den Commissarien als tauglich genannten, die aus dem Hofgesinde sich herzudrängenden, die von aufgestellten Spurwächtern nnd Kerzelweibern in Kirchen, Kapellen und Betstübeln bemerkten; die meisten anmuthig von Gesicht, mit gesenkten Wimpern, möglichster Andacht auf der Stirne; nur wenige als räudige, mißwillige Schäflein mit trutzigen Blicken und frecher Geberde. — Der ganze Haufe von einigen Hunderten wurde beweglich und salbungsvoll von dem Licentiaten angeredet, und er sprach zu den Weibern: „Vorerst ists ein gutes Werk, wozu Se. fürstliche Gnaden euch auffordert, tugendsame Jungfrauen. Glück wird es bringen hier und jenseits den Gehorsamen, als zum Beispiel durch einen frühen und wohlgelungnen Ehestand, oder durch eine reiche Erbschaft, oder durch ungestörte, sonderbarliche Gesundheit des Leibes; Unglück aber wird der Ungehorsamen Loos seyn, wie durch viele Exempel leichtlich erhärtet werden könnte. Dieweilen aber Gehorsam und Demuth vor Gottes und Sr. Durchlaucht Befehl die erste Pflicht für euch, so wollet gedenken, daß die Niedrigste wie die Höchste und Vornehmste des gleichen Verdiensts sich theilhaftig machet, und wollet daher die Eitelkeit bei Seiten thun, und jetzo vergessen, wie ihr Weiber es beständig macht, da eine Jede sich besser dünkt, als die Andere. Es glaube keine, verachtet zu seyn, wann sie zu einer minderen Person berufen würde, als ihre Nachbarin. Ihr könnet nicht alle die heiligen Gottesmütter, und Martyrinnen und Königinnen, so im Umgang erscheinen, fürstellen. Es müssen auch Nachtreterinnen und Kammerjungfrauen und Leidtragende, und Mägde der Heiligen und Weiber aus dem Populo vorhanden seyn, und deren zwar viele, so daß kaum eure

Zahl ausreichen mag. Erwartet daher in Geduld, welche Person euch zugetheilt wird, und lechzet nicht nach Ueppigkeit in Kleidern, und nehmt eure Blicke gefangen; merket nur aufs Gebet, und lernt fleißig, was euch aufgegeben wird. Den Ungeberdigen sey schließlich bei harter Strafe geboten, sich zum Ziele zu legen, und nur Derjenigen, die wider Vermuthen sich eines züchtigen Wandels nicht bewußt wäre, sey erlaubt, sich zu entfernen, sintemalen die Ehre, an dem heiligen Umgang Theil zu nehmen, nicht einen Freibrief für schlechte Sitten abgeben soll." — Hier schwieg der Licentiat; da jedoch keine von der dargebotenen Befreiung Gebrauch zu machen für gut fand, fuhr er fort: „Jetzo ist's an der Zeit, daß eine Jede einzeln fürgehe zu dem ersten Schreiber, der das Protocoll und die Register führt, und ihren Namen, auch ihre Wohnung fleißig und treulich angebe."

Dieses geschah, und die Beistände des Licentiaten hielten dabei auf schönste Ordnung, und zur großen Freude der Stadtbevollmächtigten, welche Muße genug fanden, eine jede Dirne, die durch ihre Schönheit sich vor andern auszeichnete, gehörig betrachten zu können. Der eifrige Direktor hatte aber nunmehr mit den Augen und Geberden mehr zu thun als vorhin mit dem Munde, denn, so wie eine der Jungfrauen an ihm vorüber, und zur Thüre hinausging, winkte er dem Schreiber, und machte demselben ein Zeichen. Stellte er sich an, wie eine Amme mit dem Kinde im Arme, so bedeutete es, daß die Candidatin in die Liste der Marien eingetragen werden müsse; machte er um sein Haupt einen Kreis, wie von einem Schein, so war die Jüngerin in das Verzeichniß der Heiligen zu setzen; that er, als ob er eine Schleppe trüge, so bezeichnete er das Register der dienenden Personen; warf er die Lippen auf und

schüttelte die Hände, als spräche er von Crethi und Plethi, so meynte er auch wirklich Populum, das jüdische und ägyptische Weibervolk. — Auf diese Weise verstanden die Jungfrauen nicht, welch eine Person ihnen bevorstand, und erwarteten mit Gelassenheit und freundlicher Hoffnung den zweiten Mustertag, wo ihnen die Kleider zur Probe angelegt, und die Figurenzettel ausgetheilt wurden, alles nach der unpartheiischen Würdigung des erfahrnen Direktors. Dieser Gleichmuth hinderte jedoch heute Herrn Müller keineswegs, vorzugsweise zweien Dirnen zuzulächeln, die er in eigener Person gewählt, auserlesen und beschieden. Als die erste von ihnen am Licentiaten vorüberschritt, schnalzte er mit der Zunge dem Schreiber zu, und dieser schrieb verständig in sein Buch: „Susanna Aberl, des Schmieds Tochter bei'm Büttrichkloster, wird fürstellen die Jüdin auf dem Roß im rothen Meer, so die Figur der Metzger in der untern Fleischbank ist.“ — Bei der zweiten, die zugleich die Letzte des ganzen Haufens war, schlug der Licentiat in die Hände, und frohlockte: „Ihr lieben Herrn und Freunde! habt ihr etwa eine schönere Maria gesehen? Diese wachsweiße Salome soll die sechzehnte Maria, die Maria von den Bruderschaften, machen. Glichen ihr doch alle übrigen an Weiße und Goldhaar! Aber da hilft nichts. Freilich wird ihnen allen auf die Seele gebunden, daß sie sich etwas weniges der Sonne enthalten, und fleißiger baden möchten, als gewöhnlich, aber die Zeit ist zur völligen Bleiche zu kurz, und der Wille nicht immer der beste.“

Da sich hierauf die Bevollmächtigten des Magistrats entfernten, sprach Herr Hundertpfund, der Rathsherr, zu seinem Collegen, dem Patrizier Ligsalz: „Auch Dein Wille scheint heute nicht der beste zu seyn. Während der ganzen lustigen Musterung entrunzelte sich Deine

Stirn nicht.“ — „Ich möchte mich hängen;“ versetzte der Geschlechter unwirsch: „Meine Mechtild ist vom Herzog selber zum heurigen Umgang erkieset worden, und soll die Margareth machen, die in der Ritterbruderschaft-Figur den Lindwurm führt; aber der eigentliche höllische Lindwurm sitzt hinter ihr zu Pferde, als Ritter Georg.“ — „Das wäre? Der edle Herr von Puchhaimb etwa?“ — „Er selbst, mein Freund. Ich ersticke vor Zorn. Die Mechtild den ganzen Tag in seiner Nähe, und ich, stets eine Meile Wegs von ihr, im Mantel, mit der Kerze, unter des Herzogs Augen! Es ist zum Tollwerden, und noch obendrein keine Hoffnung, daß die Dirne mir die Freude machen dürfte, schnell zu erkranken. Du kennst ihre Andacht zu dem verruchten Sanct Jörg. Was ich mit so viel Mühe zerrissen, näht gewiß der große Antlas wieder zusammen!

„.... fremde Abentheurer, braun von Sonne und Neid; hütet euch, weiße Nordlandskinder!“

An der Kreuzstraße, wo man geht zu Unsrer Frauen Thor, stand ein schönes Haus, ein Pallast zu nennen in damaliger Zeit, geschmückt mit Erkern und zierlichen Fenstern, mit einem breiten Söller versehen; hoch ragend in die Lüfte mit schlanken Windfahnen, mächtigen Schornsteinen und zackigen Giebelzinnen. Ueber dem Thor des Hauses, so wie über der kleinen Eintrittspforte, prangte, sauber in Stein gehauen, eines Mannes Brustbild, schauend nach der rechten Schulter und den Kopf bedeckt mit einem Sturmhute. Das war der Ligsalze Wappen, und das Haus des Geschlechtes Wohnsitz, den es gegen den alten in der Weinstraße, unfern vom Wurmeck, eingetauscht. — Das Gebäude, groß,

geräumig, nach neuerm Geschmack errichtet, bot der Gemächer viele, die nicht alle von des Geschlechters Angehörigen eingenommen werden mochten. Darum hatte Herr Hans Liegsalz einen Gast unter seinem Dache aufgenommen, einen vornehmen Fremdling, der in der Hauptstadt bei Groß und Klein Verwunderung erregte, und am Hofe gehalten wurde wie ein Freund. Der vornehme Mann aus fremden Landen nannte sich Marco Bragadin von Mamugna, und einige hielten dafür, er sey mindestens ein Graf aus Bologna, ohne Zweifel jedoch der gelehrteste Doctor von Padua, und höchst wahrscheinlich sogar ein Prinz von Candia oder einer aus dem königlichen Geschlechte von Cypern. Es war kein Reichthum, den er nicht besessen hätte; die kostbarsten Gewänder, Juwelen im Ueberfluß, Pferde und Wagen und Sänften, sechs und dreißig Diener in goldverbrämLivreyen, und Gold, das ihm aus allen Taschen quoll. Kein Wunder auch, weil er das Gold zu machen verstand, und den Stein der Weisen besaß, wie vor ihm noch keiner. Diese Kunst hatte der gute fremde Herr alsogleich verrathen, da er nach München gekommen war, und einen Lustritt in die Hirschau unternommen. Nachdem er die schlanken Hirschlein, die im Thiergarten zu vielen Hunderten liefen, mit Ergötzlichkeit betrachtet, wollte er eines Trunks begehren, und trat in's Jägerhaus, darum zu bitten. Und wie er den Wein getrunken, und vergebens suchte nach dem Beutel, den Förster zu belohnen, und sein Leibdiener sich erbot, mit Silbergelde ihm auszuhelfen, fuhr er denselben mürrisch an, sagend: „Weißt Du nicht, deutscher Tölpel, daß ich nur mit Dukaten zahle?“ Nahm auch urplötzlich eine Stanitz aus dem Brusttäschlein, bat die Försterin gar zierlich um eine kleine Pfanne, warf darein ein Päckchen rothen Pulvers, rührte und schüttelte über dem Feuer,

stürzte mit einemmale die Pfanne um, und zog aus der Glut ein kohlrabenschwarzes Stänglein mit goldgelben Striemen; schenkte es dem Förster, der es abputzte, und da war es reines Gold und mehr als zehn Dukaten werth. Vom Förster erfuhr die Stadt solch Wunderwerk, und darauf das Hofgesinde, und vom Hofgesinde der gnädigste Landesherr. Herzog Wilhelm schaute aber hoffnungsreich um sich her, betrachtete mit Ernst, wie die Andacht ihm Schatz und Beutel geleert hatte, und wieviel Reichthum der Herren Jesuiten Kirche und Collegium ihm gekostet, und die geheime Wallfahrt nach Loretto, sammt den königlichen Geschenken an das heilige Hause, und die Erbauung des Pilgerhauses auf dem Rochusbergl, und die Erneuerung der Gnadenkirche zu Ramersdorf, und die Vollendung des Wilhelminischen Pallastbaues, und der Almosen Ueberzahl, so er im Verein mit seiner gottesfürchtigen Gemahlin Renata gespendet, — — und freute sich, einen Künstler wie Mamugna im Lande zu haben, der ihm das schwierigste Arkan lehren, und seine Schatzkästen mit unerschöpflichem Segen erfüllen möchte. So kam der geheimnißvolle Bragadin an den Hof, wurde gehätschelt, wie kaum ein Anverwandter des Herzogs, und nahm vor der Hand sein Theil von des Herrn und des Landes Vermögen, bis der Zeitpunkt gekommen seyn würde, den größten Prozeß anzuheben und zu vollenden: die Verwandlung schlechter Metalle in die edelsten, sammt der Erzeugung der Diamanten aus dem rohen Flußkiesel. Aber Alchymia ist eine zögernde, eigensinnige Schöne, die nichts lieber thut, als aufschieben das Schäferstündlein, und vexiren den allerfleißigsten Dienstgesellen. Der gelehrte Bragadin von Mamugna empfand diese Launen; er kam im Laboriren nicht vom Flecke, vertröstet von den heiligen Nächten bis zur Frühlingsnachtgleiche, dann zur Charwoche,

dann auf Johannis Fest verwiesen. So mochte nicht fehlen, daß auch des Herzogs Operationen stille standen, sein blankes Geld in eiteln Rauch dahin ging, und endlich seine Geduld bedeutend wankte; wie bei großen Herren Geduld nicht stets die dauernste Tugend ist. Sie verhehlen auch ganz und gar nicht ihr Mißfallen, ihren Argwohn, ihren Verdacht, machen stürmische Gesichter nach Belieben, runzeln gern drohend ihre Stirnen, wählen just das Wort nicht, wenn sie zürnen. Herzog Wilhelm obendrein war ein ächter deutscher Mann, der selbst in seinen Gebeten mit dem lieben Gott nicht viel Federlesens machte, in seinen Rescripten eine sehr verständliche Sprache führte, seine vertraulichsten Briefe gleich aus Granit hieb*), und gegen einen Wälschen, der ihn zu narriren schien, kein Blatt vor den Mund nahm.

Darum kam, wenige Tage vor dem Antlas, der sogenannte Graf oder Prinz von Candia sehr verdrossen und finster von Hofe in sein Quartier an der Kreuzstraße, warf sich schmollend in den bauschenden Polsterstuhl, zwickte hämisch seine riesigen schwarzen Fanghunde in die Ohren, und als sein Leibdiener Bonaventura ihn vertraulich um die Ursache seines Grolls befragte, sagte er: „Chi dorme coi cani, si lava colle pulici! Wäre ich doch nimmer in das vermaledeite Land gereiset, wo man neun Monate des Jahrs hindurch den Ofen heizt, und binnen den übrigen drei Monaten vor Kälte vergeht; wo die Einfalt zwar groß, aber noch größer das

---

*) Ein Beispiel aus einem Briefe des Herzogs an seinen Sohn Albrecht zu Ingolstadt: »Sei gottesfürchtig und fleißig und studire daß Khracht und daß mans bis gen München hören künde.«

Mißtrauens; wo der Zorn so plump wie die Speisen, der Geist so träge wie das fette Bier! Ach, mein guter Freund, mir schwant nichts Gutes, und säße ich hundert Meilen von hier, es wäre mir nicht zu weit!“

Bonaventura, ein gediegener Schelm aus irgend einer wallisischen Bastardrace, zuckte die Achseln, und meynte: „Wohl gut, aber die Schulden sind groß, und tausend Augen belauern unser Thun und Treiben. Zudem wär's gewagt, mit völlig leerer Tasche in dem fremden Lande vorzudringen, auch steht kein Zufluchtswinkel offen, und nach dem Vaterlande darf Eure Herrlichkeit nicht zurück. So wäre also von der Klugheit geboten, zu temporisiren, und eifrig an dem bisherigen Plane zu arbeiten, den Thronerben in's eigene Interesse zu verwickeln, damit er zur Zeit der Noth eine Stütze gegen den zornigen Vater sey; sodann gedenke Eure Herrlichkeit der Heirath, die des Ansehens, Schutzes und des Reichthums Fülle mit sich bringen, und vermittelst besagten Reichthums eine Hinterthür zur sichern Flucht öffnen würde.“

Darob schüttelte Bragadin den sorgenschweren Kopf, erwiedernd: „Bist ein guter Maler und Feuerwerker, aber Deine Farben und Raketen dauern nicht. Fing ichs nicht wie ein Tausendkünstler an, den Prinzen zu gewinnen, seine Habsucht rege zu machen, daß er lüstern würde nach meinen Schätzen und sie dem Vater mißgönnte? Ach, wie betrog ich mich in diesem Maximilian, in diesem deutschen Eisenkopf! Denke Dir, daß er seinen Vater liebt, wie ein Säugling seine Amme; daß er ein Frommer von Grund des Herzens ist; daß er Gold und Demant verachtet, nach Krieg und Sieg verlangend, Triumphe begehrend und nicht Schätze! Mit ihm ist nichts anzufangen; an seiner steifen Rechtschaffenheit scheitern alle meine Bemühungen. Aber, wäh-

rend der Prinz, in seinem Herzen mein Feind, mich gerade nur am Hofe duldet, weil sein Vater meiner Dienste heiß begehrt, wird der Herzog selbst von Tag zu Tag stützigar, ob ich gleich in seinem Laboratorio das Feuer nicht ausgehen, die Tiegel nicht verglühen, den Blasbalg nimmer stille stehen lasse, und seine Hoffnungen stets mit schärferm Sporn stachle. Antlitz, Geberde und Wort, verkünden mir ein nahes Gewitter, und den letzten Geduldtermin hat der alte Herr auf die Sommernachtgleiche verlegt. Was er beginnen wird, so er noch einmal seine Wünsche betrogen sieht, — ich weiß es nicht. Aber jedenfalls hat dann das vergnügte Leben in Egyptenland ein Ende, und schmähliche Verweisung am Bettelstab ist mein Lohn."

„Heute roth, morgen todt!" lächelte Bonaventura: „Warum laßt Ihr die Gaben schlummern, die Euch die Natur an den Hals geworfen? Ein schöner Mann, wie Ihr, ist gemacht, aus Weiberhänden sein Glück zu empfangen, und nur Weiberhände drehen die Kugel der Fortuna, die Kugel der Welt." — „Was meynst Du damit? Soll ich liebäugeln mit der strengen und frommen Herzogin Renate? oder mit der stolzen Fürstenwittib Anna? oder mit der tugendsamen Gattin des Herzogs Ferdinand, dem Fräulein von Petenbeck, das mit Aug' und Ohr und Herz nur an dem erlauchten Gemahle hängt? O schweige; dieser Hof eckelt mich an um seiner Zucht und Tugend willen. Da ist nichts für mich zu schaffen, und ich mißtraue schier meinen Vorzügen, da mir nicht einmal gelingen mag, das fürwitzige Kind dieses Hauses in mein Netz zu verlocken. Mechtild, zweifle nicht, kann mich nicht ausstehen, obschon der Vater mir ehrenhaft und ermunternd begegnet. Aber die liebe Einfalt hat einen Buhlen, frei und frank und grob, wie hier zu Lande die Bengel alle sind. Prinz

Max und Ritter Puchhaimb sind meine ärgsten Widersacher; der Eine schlägt mir bei'm Herzog, der Andere bei Mechtild ein Bein unter, und wenn mir nicht gelingt, durch irgend eine wichtige That, durch irgend einen Liebesdienst den regierenden Herrn mir zu verbinden, und den Puchhaimb zur Hölle zu jagen, so habe ich mein Spiel verloren, und keine Karte hilft mehr, wie kein Würfel."

Als nun der Diener seines Herrn Muthlosigkeit mit Schrecken inne wurde, sagte er mit pfiffiger Geberde: „Ich weiß, was Eurer Herrlichkeit frommen möchte. Es dürfte bald gegen den Puchhaimb und Mechtild ein Streich auszuführen seyn, wozu die unvorsichtigen Liebesleute selbst die Hände bieten. Sie haben etwas vor, das dem Vater zur Unehre ausschlagen würde; und wäre Einer, der das hinderte, und dann nachsichtig das Mädchen zur Braut wählte. . . . Alles ginge herrlich von Statten." — „Welch ein Geheimniß! Heraus mit der Sprache!" — „Warum nicht? Meine Quelle ist rein; Bertram, des Edelmanns Reitknecht, der die Pferde hielt, während im Garten das Pärchen koste, hat es belauscht, und Bertram sagt die Wahrheit, und Bertram wäre lüstern nach Euerm Dienst und Euren rothen Röcken." —

Ein blauer Rock trat rasch in das Gemach; ein herzoglicher Diener, der den Mamugna zur Wilhelmsburg beschied, indem der Fürst am Schmelzofen zu arbeiten gedachte. — „Folge mir;" sagte Mamugna zu seinem Vertrauten: „Du erzählst mir dann unterwegs, was Du erfahren, und was uns nützen soll."

Da sie vor's Haus traten, stand unter'm Vorsprunge der Ritter von Puchhaimb in eifrigem Geflüster mit Afra, der treuen Magd. Als er den wälschen Grafen bemerkte, drehte er demselben barsch den Rücken zu, und

entfernte sich, dem Mädchen bedeutsam winkend. Mamugna sah ihm verdrießlich nach, sodann mißbilligend auf Afra, die ihm ohnverweilt den finstern Blick zurückgab, im Hause verschwindend. — „Wie die Frau, so die Magd!“ lächelte Bragadin bitter, und Bonaventura setzte hämisch hinzu: „Die Hoffart der eiteln Tyrolerin wird auch noch ihr Ziel finden;“ worauf er, neben den Herrn tretend, dessen Ohr in Beschlag nahm, und leise schwatzend ihn fort und fort begleitete.

Dagegen stieg Afra in's obere Geschoß, begrüßte die freundliche Herrin, spähte sowohl in die Langstube, als in das Erkergemach, und da sie den Patrizier nicht gewahrte, sprach sie treuherzig zu Mechtild: „Einen schönen guten Tag von Euerm Liebsten, mein werthes Fräulein!“ Alsogleich ebneten sich die Falten der Melancholie auf Mechtilds Wangen, und ihre Augen glänzten von mildem Entzücken. Ohne der Dienerin zu antworten, harrte sie mit halb erschlossenem Rosenmunde eines fernern Berichts, den Afra auch wirklich erstattete: „Der edle Herr läßt Euch fragen, wie Ihr gesonnen und ob Ihr seinen Vorschlag überlegtet? Er müsse heute Abend den Bescheid empfangen, denn die Zeit sey kostbar, und einen sicherern Tag gebe es nimmer als den Antlaß.“ — Schweigend senkte Mechtild das Haupt, und ihres Busens Sturm verrieth einen schweren innerlichen Kampf. Afra neigte sich zu ihr mit demüthiger Liebe, redend mit der sanftesten Stimme, die je einem Weibe geworden: „Ihr könnt nicht allein mit Euch fertig werden, tugendsame Jungfrau. Darob kümmere ich mich sehr, und ob ich gleich eine schlechte einfältige Dirne bin, möchte ich mit gutem Rathe bei der Hand seyn. Sagt mir Euern Schmerz, Eure Zweifel.“ — Als Mechtild noch immer das Vertrauen weigerte, fuhr Afra ernsthafter fort: „Ihr seyd ein Engel auf Erden, lieb Fräu-

lein. Wär's etwas Gutes, das Euch bewegt, Ihr wärt schon lang damit im Reinen. Wo aber der Versucher mit redet, da müssen ehrliche Leute zusammen halten, daß nicht eine Seele unterliege. Ich habe Euer Vertrauen nie mißbraucht; ich thu's auch heute nicht. Seyd offen gegen mich." —

Nicht ferner widerstand Mechtild, und erzählte ihrer getreuen Magd, wie ihrer Liebe kein Hoffnungsstern leuchte, und jede Hülfe ihr versagt sey, wenn sie nicht selbst die Fesseln breche. Sie könne von Puchhaimb nicht lassen, und Puchhaimb sey unglücklich ohne sie. Darum habe er ihr den Antrag gemacht, sie aus dem Antlas zu entführen, und vom Gewühl des Festes und des Umgangs Förmlichkeit begünstigt, gen Starnberg zu bringen, auf das Schloß, dessen Pfleger ihm bekannt und ergeben sey. Zugleich sey Herzog Maximilian seyn Freund, und nicht zweifelte er, durch dessen Fürbitte des alten Herrn und des Patriziers Verzeihung zu erlangen, wenn nur einmal der entscheidende Schritt geschehen wäre. Mechtild setzte hinzu, daß ihr freilich vor dem kecken Wagniß bange, aber dennoch wolle sie lieber ihre Zustimmung geben, als länger vom Liebsten getrennt und den Bewerbungen des wälschen Grafen ausgesetzt seyn, den sie hasse, je länger, je mehr.

Afra schlug ein Kreuz über Stirne, Mund und Brust, und fragte zitternd: „Und Euers Vaters graue Haare, meine ehrenreiche Jungfrau? Und Euerer Freundinnen gebrochne Herzen? Ach, wie versänket Ihr doch in Schmach und Aergerniß, so ihr thätet, wie der von Puchhaimb begehrt! Man sieht wohl, daß die Männer hitzig mit Faust und Stirn darein fahren, wenn nicht Alles ihnen nach Wunsch eintrifft, und sie fragen nicht nach ihrer Liebsten Leumund, Sittsamkeit und Tugend. O, mein Fräulein, folget nicht der Hölle, die Euch

verlocken möchte. Vertraut lieber dem Himmel, der in seiner Weisheit Alles ordnet und wohl macht." — Mechtild verzog bitter und ungläubig den Mund; um so ängstlicher redete Afra weiter: „Ihr seyd so hoch gestellt unter den Töchtern dieser Stadt; der liebe Gott hat Euch einen Ehrenrock angezogen. Vertauscht ihn nicht mit dem Sacke der Büßerin. Ihr wurdet, als eine Jungfrau von Stamm und Geschlecht, erwählt, die heilige Margaretha vorzustellen, die den Lindwurm führt; werdet nicht ungetreu dem heiligen Amte. Eure Mutter im Fegefeuer würde unsägliche Schmerzen empfinden. Betrübt ihre arme Seele nicht, betrübt nicht meine Wohlthäterin, bekümmert nicht Eure mit Leib und Leben ergebene Afra. Schaut mich an, die arme Dirne, die Niemand mehr angehört. Ich bin nur der Staub an Eurer Sohle, und dennoch bin ich heiter, wohlgemuth, und baue zuversichtlich auf des Himmels Gnade. Denn meine Mutter hat mir stets gesagt: Bete, arbeite und hoffe, mein Kind. Was der liebe Gott mit Dir vorhat, ist all zu Deinem Besten. Und hat sich's nicht bestätigt? Meinem Heimathsthal entwandert, der Mutter folgend, die gen München zog, ihr Brod zu verdienen, sah ich mich bald als eine verlassene Waise, dem größten Unglück preis gegeben. Und dennoch richtete der Herr das Elend zu meinem Glücke her. Eure Mutter fand mich auf der Straße, setzte mich in dieses Haus, und seit zehn Jahren hab' ich es nicht verlassen, frei von allen Sorgen des Lebens, schier wie eine Schwester von Euch gehalten, so daß Ihr mir sogar meines Vaterlandes Tracht gelassen, und nicht meiner spottet, auch mich nicht zanket, wenn dann und wann ein ungeschicktes Wort meinem Munde entfährt, oder meine plumpe Hand eine Arbeit verdirbt. Also bei Euch bis zu meinem Ende zu verbleiben gedachte ich, wenn nicht einmal ein Wunder

geschähe, und ein ehrlicher Mann mich, die blutarme Dirne, zur Frau nähme . . . .! Aber, wenn Ihr thätet, was der verblendete Herr, der von Puchhaimb, als ein Zeichen Eurer Liebe begehrt . . . . ich könnte nimmer in Euern Diensten bleiben, und müßte ich mein Brod vor den Kirchenthüren betteln!“

„Gib Dich zufrieden!“ tröstete Mechtild, von der frommen Angst ihrer Magd innigst gerührt: „Du heißest, wovon ich sprach, eine Sünde gegen die heilige Dreifaltigkeit und des Vaters Liebe? Aber ich habe noch nicht Ja gesagt, und ein Augenblick ändert oft des Menschen Herz von Grund aus.“ — Schmeichelnd umschlang Afra die Gebieterin, und bat flehentlich: „Beharrt auf gutem Vorsatz, Fräulein, das bringt Segen. Wenn der Himmel mit Euch kämpft, so müssen des Vaters Drohungen endlich doch verstummen und entweichen muß der überlästige Freiersmann. Denkt an mich: dem leichtfertigen Grafen aus Wälschland geht's nimmermehr gut, und eben so wenig seinem verderbten Knecht, der mich schon lange gern gedungen hätte, ihm alles zu verrathen, was Ihr beginnt. Ich hielt jedoch mit Gott den Unhold weit von mir, und bitte Euch, mit dem Versucher ein Gleiches zu thun.“

Die andächtige Predigerin zu beruhigen, gelobte Mechtild, was sie forderte; aber in ihres Herzens Tiefe kämpfte stets der Liebe Verlangen mit dem Gesetze der Pflicht. Unschlüssig noch sah sie den Abend nahen, unschlüssig nahm sie Haube und Schleier, unschlüssig wandelte sie durch die geräuschvolle Stadt bis vor das Schifferthor, wo unfern von Herzog Alberts Lustgarten, auch der Ligsalze Garten lag; und in der grünen Einsamkeit trug für einen Augenblick die Besonnenheit den Sieg davon. Da klirrte jedoch der Riegel, leise, vertraute Schritte rauschten durch den Sand, Puchhaimbs Arm

umfing die Ueberraschte, und schon lange bevor auf St. Clarens Thurme die Trennungsstunde schlug, hatte Mechtild das Urtheil der Vernunft widerrufen; hatte sie just das Gegentheil von dem versprochen, was sie der treuen Rathgeberin zugesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Edle Gesinnung.

Im Jahre 1776 stiftete ein edeldenkender Gutsbesitzer in der Normandie für die Kirchdörfer Canon, Meridon und Vieux Fümee das Fest der guten Leute. Es werden an diesem Tage zwei Personen gekrönt, welche für die Besten erkannt worden sind, und jede erhielt außer der Krone und übrigen Ehrenzeichen, ein Geschenk von 300 Pfund (138 fl.). Zum erstenmal traf dieß ruhmvolle Loos einen Greis von 79 Jahren, Namens Peter Le Monnier und ein Mädchen Namens Johanne Cölin. Ersterer hatte eine so lange Laufbahn ohne Tadel verlebt, 6 Kinder zu guten Christen und zu redlichen Mitbürgern erzogen, und zwar ohne andre Mittel als durch Fleiß und Arbeitsamkeit. Als man seinem 82jährigen blinden Weibe ankündigte, daß ihr Mann die Krone erhalten habe, fiel sie in Ohnmacht, und als sie sich wieder erholt hatte, sagte sie mit Schluchzen zu ihm: »o mein Freund! wir haben Vieles in unserm Leben ausgestanden; es gebrach uns oft an Brod, du hast niemals etwas Uebels gethan, um es zu bekommen! Wie wohl ist dir nun!« — Kurz nachher traf ihn der Pfarrer des Orts auf den Knieen an, und als er ihn um die Ursache fragte, erhielt er zur Antwort: »ich bitte Gott um die Gnade, die Ehre ertragen zu können.“ Seine zahlreiche Nachbarschaft begleitete ihn bei dieser Feierlichkeit. „Sie näherten sich, so sehr sie konnten ihrem Patriarchen, und es ist nicht zu zweifeln, daß dieser rührende Vorgang auf manchen Anwesenden guten Eindruck gemacht haben wird.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 11tes Stück.

Der große Antlas zu München.

(Fortsetzung.)

»Weise bin ich, und gewaltig; dennoch höhnt der plumpe Zufall mich, spielt Ball mit meiner Krone.«

Es war am Nachmittage vor dem Antlasfeste. Der Direktor desselben hatte die Stadt durchritten, und sich ihrer Reinlichkeit gefreut; doppelte Almosengaben aus fürstlicher Hand waren der Armuth und den Spitälern von ihm gespendet worden, damit Bettler und Pfründner um schönes Wetter bitten möchten. Denn des Himmels Kleid war nicht das schönste, das reine Blau zugedeckt von grauen unheimlichen Wolken, und die Hähne schrieen verdrüßliche Prophezeiungen aus. Darum hing auch von Sorgenwolken voll des Licentiaten Stirne, und zwischen den Ohren seines Pferdes hindurch in die Weite stierte unverrückt sein bekümmerter Blick. Sein Ehrentag drohte mit Unglück, den sorgfältigsten Vorbereitungen, den angenehmsten Vorbedeutungen zum Trotz. Zweifel und Gram nagten an der Brust des ehrlichen Müller, der sogar aus seines gnädigsten Herzogs Antlitz und Weisheit nicht Trost noch Hülfe zu schöpfen wußte. Herzog Wilhelm war nach Schleißheim gefahren, den Bau

einer dort von ihm errichteten Klause zu untersuchen. Kein Stecken und Stab für den niedergeschlagenen Ceremonienmeister, als nur der eigenen Hausfrau Klugheit, und ihrer Freundinnen Erfahrung, welche zu benützen er nach dem alten Hof eilte. In der obern Kanzleistube waltete ordnend der fürstliche Gewanddiener, Hanns Fröhlich, ein alter Praktikus und Vertrauter des Licentiaten, der ihn dringend fragte: „Wie ist es mit der Salome?“ — „Krank, roth wie Scharlach, gelehrter Herr.“ — „O weh! die unzeitigste Krankheit. Wo nehmen wir die Maria für die Bruderschaften her?“ — Hanns zuckte die Achseln. — „Und der Pharao, der uns noch mangelt?“ — „'s ist just, als hätten sich die Leute zu München allesammt um einen Kopf kürzer machen lassen, kein einziger langer Kerl mehr aufzutreiben.“ — „O welche Schande, o welch ein jämmerlich Geschick für mein Haupt! Meine Ehre und Reputation wird dahin seyn; mein Sterbestündlein ist vor der Thür. Des Herzogs Ungnade überlebe ich nicht.“ —

Hanns Fröhlich kümmerte sich nicht sonderlich um die Verzweiflung seines Vorgesetzten, und befleißigte sich, seine Geschäfte zu vollenden, während er im Kopf berechnete, wie viel an Trinkgeldern der kommende Tag ihm einbringen möchte, sintemalen er die Engel zu besorgen und anzuziehen hatte, und sich gerne, wie bei den früheren Umgängen, von zärtlichen Eltern bestechen ließ, ihre Kinder in die Schaaren der Seraphim und Cherubim einzuschwärzen. — Er setzte auf die Seitentafeln der Stube schöne gemalte Krüge mit Blumensträußen, legte umher, was zarte Frauenhände zum Schneiderwerkzeug bedürfen; Scheeren, Reiberlein, Bürsten, Faden von Zwirn und Seide, Nadeln zum Nähen, zum Heften, zum Aufstecken von Schleiern und andern Hauptzierden, Kämme und Fingerhüte; Schreibzeug und

scharfe Federmesserlein. Auch nicht ermangelte er, die große Tafel zu rüsten mit einem feinen Tischtuche; aufzustellen duftende Lebkuchen, süßen Tyrolerwein, Früchte in glänzenden Schalen, Meth in blanken Zinnkännchen. — Diese Herrichtung erinnerte den niedergeschlagenen Direktor an die Gäste, so er sehnlichst erwartete, und fragte er: „Sind die ehrenwerthen Frauen geladen, und haben sie alle zugesagt?“ — „Geladen alle, zugesagt die meisten.“ — „O mein guter Hanns, wie theuer ist heute guter Rath!“ — „Allemal, gelehrter Herr. Wir werden eben doch die Sepherl zur Maria machen müssen.“ — „Lieber sterb' ich. Lieber werde der ganze Antlas zu Wasser!“ — „Wer weiß; es himlizt*) schon brav über'm Hesselloh und Grünewald; 's kann leicht Wasser geben, mehr als genug.“ — Mit großen Schritten auf und niedergehend, sprach der Licentiat weiter: „Nimmermehr geb' ich zu, daß die Sepherl, des einaugeten Stalltrabanten Liebste, eine Maria mache. Ist schon genug, daß wir ihres Buhlen nicht zum Longinus entbehren mögen, weil er von langem Leibe, und eben nur ein Auge hat. Nichts da. Und der Pharao im rothen Meer, . . . wer wird den Tyrannen machen?“ — „Ich hab' einen Befelch ausgehen lassen, gelehrter Herr.“ — „Du? wie das? laß hören.“ — „Hab' auf die Thorwachen sagen lassen, daß der erste beste lange Stachander, so als Maulaff zum Feste einzieht, vor Ew. Gelahrtheit gebracht werden solle. Ihr werdet sehen, Herr Doktor Magnificenz, wie haben noch die Wahl.“ — Gnädig lächelte Herr Müller auf des Dieners Scharfsinn hernieder und versprach ihm eine ehrliche Zehrung; beisetzend: „Kannst ein Paar Engel auf Deine Faust

*) Himlitzen, blitzen.

annehmen, Hansel. Ich will zudrücken die Augen, wenn sie nur fein sauber gewaschen und aufgemacht*), und keine gar zu öden**) Wechselbälge sind. Sie sollen die Morgensuppen einnehmen, ehe sie die schönen Engelkleider anlegen, damit sie dieselben nicht verunreinigen; auch die Kothlachen vermeiden und nicht im Schlamm trampeln, auch in den Zwingern sich nicht auf die Erde setzen, die Zungen nicht herausstrecken, untereinander sich den Schopf nicht beuteln, wie es leider alljährlich geschieht. Denn Se. fürstliche Gnaden . . . .“

Des Licentiaten Ermahnung wurde unterbrochen. Vor den Thüren plapperten viele weibliche Zungen, und steife Kleider rauschten in das Gemach. Die Frau Licentiatin an der Spitze, die Seele der Guarderobemeisterei, so wie ihr Eheherr die Seele des ganzen Umgangs war; in ihrem Gefolge die gestrengen Frauen von Neideck und Rechberg, die Doktorinnen Nadler und Eberl, Frau Jakob Hundin, die Rathsfrau, die Frau Pfistermeisterin vom Hofe, die junge Frau von Pinzenau, des Stallmeisters, die Frau Andorfferin, des reichen Thalbecken, und die Frau Niclas Ungerin, des Schreibers. — Von Gottesfurcht und inniger Freude am heiligen Feste beseelt, hatten die genannten adeligen und bürgerlichen Ehefrauen gerne die Pflicht übernommen, der Licentiatin im großen Werke des Ankleidens beizustehen, und die ganze Nacht diesem Zwecke aufzuopfern. Bevor sie jedoch der kurzen Ruhe genossen, die ihnen Kraft und Ausdauer verleihen sollte, versammelten sie sich jetzo schon, um des Licentiaten kummervollen Bericht zu vernehmen, und ihm zu rathen, wie er es anzu-

---

*) angezogen.

**) öd, garstig, abgeschmackt.

fangen habe, in aller Eil die plötzlich erkrankte Salome zu ersetzen. Das Gedächtniß und die Zungenfertigkeit der Frauen, die weder das Gespräch noch die Collation versäumten, lieferten der Namen die Menge; aber mitten in seinen Aengsten hatte der Licentiat nicht aufgehört, wählig zu seyn, und mäkelte so unbarmherzig bald an dem Leumund der Einen, bald an der Leibesgestalt der Andern, daß den weiblichen Räthen endlich die Geduld ausging, und alle meynten, solchem Eigensinn werde in Ewigkeit nicht abzuhelfen seyn; und besser würde die ganze Verhandlung aufgehoben. —

In diesem Augenblicke bangen Zweifels und Verdrusses führte Meister Pellmair der Jungfer Ligsalzin Magd ein, die sich zu erkundigen kam, ob ihre Gebieterin nach dem alten Hof oder in die Neufeste zu kommen habe, ihren Staat anzulegen. Afra's Erscheinen war die Sonne, die im Nu alle Gewölke verdrängte; mit einem Blicke erkannten Direktor und Senat die seltne Schönheit des Mädchens, gepaart mit der reinsten Unschuld und Demuth; mit einer Stimme bezeichneten sie die vor freudigem Schreck Erstarrende als die sechzehnte Maria, die in die Wolken steigende verklärte Muttergottes. Triumphirend hob der Licentiat den grünen Hut von dem Haupte der erröthenden Magd, daß ihr reiches Haar um Schläfe, Schulter und Nacken wallte; mit züchtigen Fingern und rosenfarbigem Bande nahm er das Maaß des schlanken Leibes, und sang mit tanzenden Geberden: „Gefunden ist die Schönste, und Gottes Gnade mit Dir, mein frommes Kind!“ — Wie ferner die Frauen der Dirne Sittlichkeit und fleckenlosen Wandel priesen, sonder Einschränkung und Achselzucken, da feierte der Licentiat selber seine Verklärung, und ehe Afra in ihrer Bestürzung sich zu sammeln vermochte, war sie als die Hauptperson des Festzugs ausgerufen; sie, die

nicht gewagt hatte, zu der mindesten sich zu melden. Kaum entließ sie der Direktor noch auf eine kurze Weile, daß sie der Herrin ihr glücklich Loos melden mochte. Mit inniger Bewegung umarmte Mechtild die Jubelnde, und belud sie mit Kleinodien, ihr Mariengewand zu schmücken. Weinend — sie dachte an des nächsten Tages Flucht — riß sie alsdann von der Freundin sich los, und fuhr nach der Neufeste, wo die Geschlechterinnen, denen es zukam, die Personen der heiligen Margareth, Judith, Ursula und Veronika darzustellen, von der Herzogin Ferdinand eigenen Händen gekleidet wurden. Afra ging bescheiden mit Anbruch des Dunkels nach dem alten Hofe, und wartete, wie ihre zahlreichen Gefährtinnen, auf der kunstreichen Frau Müller Beistand und Hülfe. Bis die gute Guarderobedirektorin ihren kurzen Schlummer endigte, belehrte der eifrige Licentiat die neue Maria, wie sie Haupt und Hände zu halten, wie sie zwar sittsam aber dennoch fröhlich auszusehen, und überhaupt sich zu geberden hätte, daß Gott und alle Menschen sich ihrer Anmuth erfreuen möchten.

»O sehet und merket, wie huldreich der Herr Denjenigen, so ihn fürchten, und ihm vertrauen!«

Ein unbelehrter Pilger, der seinen Kalender nicht bei der Hand hat, oder ein Heide, der vom Antlas nichts weiß, würden darauf geschworen haben, daß ein gewaltiger Feind die Stadt München umlagere, und die gesammte Bürgerschaft zwinge, die ganze Nacht hindurch auf ihrer Hut zu seyn. — Ein geheimnißvolles Treiben und Weben begann just zur Stunde, da sonst der ermüdete Bürger sein Lager zu suchen pflegt. Die Gasthäuser und Trinkstuben waren angefüllt mit vielen hundert

Fremden, die von aussen gekommen waren, das Fest zu schauen, und die kurze Nacht lieber bei Becher und Tafel verbringen wollten, als daß sie nur das Geringste vom Feste im Bette verschlafen hätten. Für diese Wandervögel läutete nicht Bier- nicht Weinglocke; sie blieben ungestört hinter ihren Kannen, während der Züchtiger mit seinen Knechten unnachsichtlich jeden Eingebornen aus dem Wirthshause schaffte. — Dafür entschädigte sich der Bürger innerhalb seiner vier Pfähle, wo alles vor Mitternacht wieder lebendig wurde. Es war nicht eine Haushaltung in der Hauptstadt, die nicht eine oder mehrere Personen zu der Feierlichkeit geliefert hätte. Hohe und Niedere, Vornehme und Geringe rüsteten sich nach und nach zu Amt und Handthierung. Jeder Bedienstete mußte mit dem Früheſten bereit seyn; die Zunftvorsteher, Führer und Altgesellen; die unzähligen Fahnenträger, die Tausende von hülfeleistenden Handwerkern und Taglöhnern, die gedrängten Schaaren der im Zuge als Personen Figurirenden, die Banden der Musikanten, der Hofdiener unermeßlich Volk, das stark bewaffnete Aufgebot der Bürger und der Bauern aus den umliegenden Gerichten, der Neugierigen tagdiebisch Geschlecht, und der Clerus, der wie Sand am Meer sich hervorthat, ... alle regten eifrig Hände und Füße, schmückten, labten, ergötzten sich, erwartend den ersten Frühstrahl. — Indessen durchkreuzten sich auf den Straßen Knechte und Mägde mit Windlichtern, klopften an den Thüren, weckten die Frauen, die im Altenhof und in der Neuveste das Amt der Ankleiderinnen zu versehen hatten; trieben zusammen diejenigen der heiligen Personen, die sich nicht pünktlich zur Stunde eingestellt hatten. Das grobe Geschütz rasselte aus dem herzoglichen Zeughause durch die Straßen nach den Thoren, wo es aufzustellen war. Zahlreiche Rotten von Hackenschü-

zen mit Lunte und Pulverbüchsen folgten, ziehend nach Unsers Herrn Thor und vor den schönen Thurm. An dem Thor gen Sendlingen und vor der Isarporten sammelten sich in hellen Haufen die Speerreiter, der Bauern reisig Volk mit Piken und Trompeten, während rings um die Stadt eine Streifwache ritt, an hundert Pferde stark, lauter wohlgerüstete, kriegserfahrne Mannen. Das Fußvolk der Bürgerschaft stellte sich am Anger bei dem Stadt-Haus in Ordnung. Die Leibwache des Herzogs, sein reitend Hofgesind und seine Trabanten schaarten sich vor ihren Häusern und Ställen nächst der Neuveste und der Wilhelmsburg. — Vor des Herzogs Harnischkammer panzerten die Knechte des heiligen Georgs und seines großen Streithaufens Rosse. Und also war griegerischer Klang in allen Ecken der Stadt, und dazwischen tönten die Axtschläge der Handwerker, welche die Evangelienaltäre aufzimmerten, und das fröhliche Geschrei der Leute, die bei Fackelschein jene Altäre mit Tapeten, Sammet, Gemälden und Blumen zierten, auch mit goldenem Dock und hellen Spiegeln das Theatrum ausschlugen, welches von dem Münchner Magistrate an dem Schrannenplatze errichtet war, und wo das heilige Sakrament niedergesetzt wurde, bevor der eigentliche Zug den Anfang nahm. — Auch die Trinkstube am Eck der Dienersgasse, worinnen der Herzog abzutreten pflegte, ehe er sich dem Zuge anschloß, wurde mit Tapeten, Fahnen und grünen Bäumen geputzt; und so fehlte es nicht daß auf dem Platze das Volk wimmelte, gleich einem Immenschwarm, der mit Lichterschimmer aus dem Korbe gescheucht wird, und der fröhliche Tumult auf und ab zog durch alle Zugangsstraßen, nicht ausgenommen das enge Schleckergäßlein, so zum Rindermark führte, noch das Thalburger Thor unter dem Rathsthurm, noch die Hallen und Gewandlauben des Rathhauses.

In dem letztern befand sich jedoch ein Ort, dessen Bewohner zwar den Jubel des schwärmenden Volks vernahmen; aber sie theilten den Jubel nicht. Unter ihren Gitterfenstern tummelte sich die Freiheit; hinter denselben brütete stille verdrossene Gefangenschaft. — Das Schergenstübel war heute ansehnlich vollgepfropft, und alle Augenblicke wurde ein neuer Gast hineingeschoben, der in dem finstern Gemach weder seine Gefährten erkannte, noch eigentlich von denselben gesehen wurde, weil der zweifelhafte Laternenschimmer des Wärters stets alsogleich wieder hinter der schweren Thüre verschwand. — Da lagen, lehnten und saßen bunt durcheinander Bürgersöhne, die nicht zur rechten Stunde aus dem Trinkhause gewichen, Stadtknechte, die ihr Amt träge verrichtet, Zünftige, die nicht ihre Hände zu den Antlasarbeiten hergeliehen, Diener, die den herzoglichen Festcommissarien den Gehorsam verweigerten, Fremdlinge, die man um verdächtigen Aussehens willen lieber gefänglich eingelegt, als auf freiem Fuße gelassen. Sie Alle murrten über ihr Loos, haderten mit dem böswilligen Geschick; jedoch lag keinem ein schwererer Felsen auf dem Herzen, als einem Manne, der auf der breiten Fensterbrüstung saß, die Arme verschränkt, den Kopf tief darnieder gebeugt, die Beine gekreuzt; ein regungsloses Bild, ob es gleich in seiner Seele gar wunderlich auf und ab stürmte. Jeder Riegelruck an der Thüre erfüllte ihn mit neuen Schrecken, und der Arme wußte nirgends, weit und breit in der volkreichen Stadt, einen bekannten mitleidigen Menschen, nicht einen Fürsprecher, nicht einen Helfer. So oft die Pforte sich rührte, einen neuen Gefangenen einzulassen, dachte bei sich der fremde Mann: „Jetzo holen sie dich, und irgend in einem Zwinger wartet der Meister Hämmerling und es ist Matthä am Letzten.“ —

Sein banges Befürchten stieg aufs höchste, als wieder das Gemach sich geräuschvoll öffnete, und beim Schimmer einiger Windlicher ein magerer alter Herr in rabenschwarzem Schreibergewand, eine goldene Kette um den Hals und ein zierlich befranztes Piret auf dem Kopfe, eintrat, begleitet von einigen dienenden Leuten. Der Gefängnißscherge bückte sich tief vor dem Manne, und einer der hier aufgehobenen Frevler warf sich ihm sogar vor die Füße, indem er rief: „Ach, Ew. Weisheit, ach gestrenger Herr Direktor, wollet mir vergeben meine Widerspenstigkeit, womit ich Euch beleidigte. Ich will ja gerne das Kamelthier laden und auch im Umgang führen, wenn des Herzogs Gnaden und Ew. Weisheit es befehlen. Schenket mir nur die Haft und erlasset mir die Prügel, die mir übermorgen werden sollen. Ich will ja nimmer grob seyn, nimmer Schandreden führen, und stets nüchtern und dienstwillig meiner Verrichtung obliegen.“ — Worauf der magere Herr mit triumphirendem Blicke: „Merkst Du jetzo, Achazi, wie ich Dir aufspielen kann? Steckt den Bauer in Gold und Seiden, und der Stiefel wird alleweg hervorgucken. O du mein Achazi! hast gut der Kammerherren Tafeldiener seyn, bist doch alleweil der alte Eseltreiber. Hast g'meint, man dürfte sich nicht an Dir vergreifen, Du tröstlicher Gesell? So man euch Schliffeln einzig mit Drohworten kommt, lacht ihr uns nur aus. Zerschmeißen muß man euch, daß ihr mit euch selber Erbarmen habt, und auf jedwed „Kreuz tibi Domine“ aus eurem ungewaschenen Maule, und auf jedwed sauer Gesicht von euch, immer wieder wohl abschmieren, bis ihr abermal gehorsam, lustig, fromm und getreu zu seyn begehrt. Eine gute Flaschen*) auf die trutzige Goschen, . . . das ge-

*) Ohrfeige.

hört euch. Ich wills Sr. fürstlichen Durchlaucht sagen. Wenn der Herzog Dir die Prügel schenkt; meinetwegen. Ich thät's nicht, Achazi, und Du hättest nur Dein verdientes Theil."

Als der schlüsselverwaltende Scherge hörte, aus welchem Tone der Herr Direktor Müller redete, schwang er recht augenfällig den Ochsenziemer in der Hand, und gab somit allen seinen Kostgängern zu verstehen, und es jetzo nichts besseres gäbe, als mäuschenstille zu seyn. Der Licentiat nahm diese Huldigung, woran es Niemand fehlen ließ, mit gebührender Gnädigkeit auf, und fragte seinerseits mit lauter Stimme: „Wo ist der Mensch, der am Sendlinger Thor ergriffen wurde, da er mit den langen Schmieden von Mittewald einwanderte?"

Der Mann auf der Fensterbrüstung hätte sich gerne nicht gemeldet, aber seine ansehnliche Statur und der bedeutsame Wink eines Söldners, der mit dem Direktor gekommen war, verriethen ihn. — Herr Müller ging steif auf ihn los, befahl ihm, sich aufzurichten, betrachtete ihn vom Wirbel bis zur Zehe, nickte öfters mit zufriedenem Gesichte, und sagte dann: „Ja, ja, das ist der Mann; das ist die rechte Facies, ein grimmig und blutdürstig Antlitz. Se. fürstliche Durchlaucht wird Ihren Diener gebührend loben." — Nach einer Pause fuhr er fort: „Von wannen gebürtig, Freund?" — „Aus Tyrol;" antwortete der Andere verlegen, weil ihn ja doch seine Sprache verrathen hätte. — „Dein Name?" — „Fidel Gschray." — Der Scheiben-Toni wurde roth vor Schaam, da er in seiner Herzensangst eines Jagdgefährten Namen angab, statt des seinigen. Indessen mischte sich der Söldner in die Reden, indem er sprach: „Der Mensch ist ein Schütz und grober Schroll, der sich mit der Handbüchse vertheidigen wollte, da wir ihn nach Gebot ergriffen. Das Feuerrohr liegt auf der Rathsstube."

— „Weiß er schon, weßhalb man ihn einstweilen hier einlegte?“ — „Wir wußten's selber nicht, Ew. Weisheit Wir sollten den langen Kerl, der zum Thore hereinkommen würde, bei'm Zwiefackel nehmen; so hieß der Befelch. Da kamen just vor ihm die Gesellen aus Mittewald, die zu jedem Umgang hergeschickt werden, daß sie die Riesen fürstellen; hinter ihnen jener braune Raufer, der um sich schlug, wie ein ungarischer Ochs.“ — „Na, es soll ihm schon vergolten werden;“ meynte der Licentiat lächelnd: „Der allergnädigste Herzog bleibt nicht gerne was schuldig.“ — Als hierauf der Scheiben-Toni, vom bösen Gewissen bedrängt, sich auf seine Kniee legte, und herzinnig bat, der gestrenge Herr möchte doch bei'm Herzog ein Wort zu seinen Gunsten reden, daß ihm wenigstens nichts an Leib und Leben geschähe, lachte der Licentiat immer mehr und mehr ob der Einfalt des armen Burschen, flüsterte dem Hanns Fröhlich etwas in's Ohr, und ging, nachdem er dem Tyroler befohlen, besagtem Fröhlich ohne Widerred zu folgen, denn nichts sey zu München verpönter als der Ungehorsam gegen Se. fürstliche Durchlaucht. —

Wie ein Lamm dem Schlächter, trat der Scheiben-Toni dem Fröhlich nach, unter'm Arm geführt von einem baumstarken Schergen, und wandelte, eines heimlichen Todes gewärtig, durch die Burggasse nach dem alten Hof. Die vielen Menschen, die sich da herumtrieben, in dem seltsamsten Aufzuge, mit den sonderbarlichsten Geberden, beleuchtet von Pechpfannen und Laternen, versetzten den unschuldigen Tyroler in größere Angst, statt ihn zu beruhigen, und da seines Trabanten Weg immer tiefer in die Gewölbgänge der Ludwigsburg führte, vermeynte er ernstlich, an der Grenze seines Lebens zu stehen; bis Hanns eine Thür aufstieß, in dem Kellergemach auf eine rauchende Badwanne zeigte, und ihm befahl,

ohne Säumen in das Bad zu steigen, sich wacker der Seife zu bedienen, und sodann, feinlichst abgetrocknet, des Weitern gewärtig zu seyn. — Wohl der Erwartung voll, gehorchte der arme Doni. Aber seine Verwunderung fand bald kein Maaß und Ziel, als einige Gewanddiener eintraten, ihn von Kopf zu Fuß in eine feine weiße Kutte hüllten, an seine Beine abentheuerliche Stiefel von allerlei Farben und Borten schnürten, sein Haupt mit einem spitzigen goldgekrönten Heidenbund bedeckten, und mit einigen schweren Brokatgewändern, eins über das andere gezogen, seine Schultern, Arme und Gestalt bekleideten, daß er schier unter der Last des Geschmeides und der steifen Tressen erlag. Der Gewanddiener Fröhlich legte ihm mit eignen Händen, ein zierlich mit Roth und Gold ausgenähtes Schnupftüchl als einen umgeschlagnen Kragen um den Hals, damit er die von dem seligen Herzog Albert geschenkten Prunkkleider nicht etwa verunreinige, zwängte des Tyrolers Finger in weiße Lederhandschuhe, reichte ihm dann einen mit Purpursammet und falschen Steinen geputzten Zepter, und sprach: „Jetzo bist Du der König Pharao im rothen Meere, und Dein braun Gesicht, wie auch dein Schnauzbart werden trefflich zu dem Heidenkönig stehen. Merkst Du jetzo, warum wir dich auffingen, langer Strick? Sey nur ruhig; Du bekömmst Deine Büchse zurück, und dabey eine stattliche Verehrung vom Herzog, ohne Zweifel. Mußt nur steif auf Deinem Wagen stehen, und ein blutsauer Gesicht machen. Reiße nicht die Augen groß auf; drucke sie lieber ganz klein zusammen; stelle Dich, als wolltest Du die ganze Menschheit wie einen Zimmetstengel zermalmen. Weiter hast Du nichts zu thun." — Der Scheiben-Toni, seinen Aengsten aufs angenehmste entrückt, hätte vor Freude tanzen mögen, aber in des seligen Herzogs Brokatkleidern tanzte sichs nicht leicht, und

schon riefen obendrein die Stimmen der Ordnungsherrn und Umgangs-commissarien nach den letzten angekleideten Leuten, dieselben aufzustellen. Draußen läutete die Salve-Glocke, der Tag war angebrochen, von ferne das Spiel des reisigen und laufenden Volks; die großen Figuren waren bereits ausgeschoben; die ungeheuern Massen begannen sich zu bewegen. —

Die allgemeine Freudigkeit war indessen sehr gedämpft worden, durch das tückische Ansehen, welches das Wetter angenommen. Die drohenden Gewitter der Nacht hatten sich zwar verzogen; aber düstres Grau bedeckte den Himmel, und nicht ein einziger Sonnenstrahl machte sich Bahn durch die zusammengeballten Gewölke. Herzog Wilhelm, der mit seinen Söhnen und dem Hofstaate schon in der vierten Morgenstunde seinen Pallast verließ, um nach St. Peter zu ziehen, von wannen heuer der Zug ausgehen sollte, blinzelte verdrüßlich nach den Regenschleiern in der Höhe, sagend: „Schier möcht' ich wetten, daß heute der boshafte Versucher, den Unsre Andacht ärgert, mit einem groben Keil in Unser gutes Werk schlagen werde." Und die Hofschranzen bejahten achselzuckend und kopfschüttelnd. — Wie sie nun an dem prächtigen Jesuitercollegium vorüber kamen, welches der Herzog mit verschwenderischer Freigebigkeit und Vorliebe erbaut und ausgestattet, standen die Vorgesetzten der sehrwürdigen Väter unter der Pforte, den Fürsten zu begrüßen, der zu ihnen redete: „Hochwürdige Patres, haltet Uns nur immerhin wacker den Daumen*), daß Uns das böse Wetter erlaube, zu vollbringen, was Wir zu Ehren des zartesten Fronleichnams Unsers Herrn und Mittlers fromm begonnen haben!" — Der Rektor zeig-

---

*) Süddeutsche Redensart für: »bittet und betet!«

te mit andächtig niedergeschlagenen Augen auf den Schutt- und Trümmerhaufen neben der Kirche des Collegiums, — vor gar kurzer Frist war der Thurm mit dem ehernen Standbilde des Erzengels Michael herabgestürzt — und versetzte: „Wie der Allmächtige befiehlt, fürtrefflichster, durchlauchtigster Fürst. Aber post nubila Phöbus, und bei dem Schöpfer der Himmel und Erden genügt auch schon der fromme Wille.“ — „Er spricht wie ein Apostel,“ äußerte der Herzog gerührt, und die Hofschranzen bückten sich, gänzlich einverstanden. So schlossen sich dem Herzogsgeleit die Väter Jesu an, und wenige Schritte davon läutete vor dem Fürsten die Glocke der Augustiner, und diese Mönche reihten sich an; und in der Stiftskirche Unsrer lieben Frauen wurden nicht minder die Metallzungen gerührt, und mit Kreuz und Fahnen folgten Probst und Chorherren, Pfarrer, Kapläne und alle Klerisei des edeln Münsters dem gottesfürchtigen Herrn Wilhelm. Die Gebeine des heiligen Benno und Arsacius wurden in prächtigen Kasten mitgetragen, und an die des ersten Heiligen wendete sich der Herzog vertrauensvoll mit den Worten: „O heiligster Bischof, den Unser erlauchter Vorfahr aus dem fernern Meißnerlande holen ließ, und als einen Landespatron eingesetzt; den Wir, der Nachfolger, mit Freuden bestätigten, Bitt für uns, daß der Umgang nicht gehindert seye, zu größerer Ehre des Schöpfers aller Elemente!“ — Und die Hofschranzen, dem Gebieter zu gefallen, verneigten sich tiefer, denn er, beugten die Kniee, schlugen an die Brust, und murmelten, damit der gute Wilhelm es höre: „Wahrlich! wenn Einer uns hilft und erfreut, so ist es der heilige Fürbitter Benno!“ — Da hob es plötzlich an, zu regnen wie dichter, schwerer Hagelschlag, und alles Volk flüchtete sich unter Bögen und Häuserpforten, und der Herzog kam wacker gebadet zur Kirche des heiligen Pe-

ter, wo ihn der Dechant sammt seiner Priesterschaft mit Kerzen und Weihrauchfaß empfing. Kaum saß der Herr in seinem Oratorio, so trat auch schon geschäftig der Licentiat Müller, begleitet von einigen seiner Festgehülfen, die alle auf prächtig geschmückten Pferden zur Kirche geritten, vor den Gebiether, und fragte nach seinen Befehlen.

Unschlüssig deutete der Letztere nach den Fenstern und dem trüben Himmel. Der Licentiat versetzte hierauf mit geflügelter Zunge: „Ew. fürstliche Durchlaucht, der liebe Gott wird uns für so viele Mühe und Anstrengung nicht zu Schanden werden lassen. Schon hat der Regen plötzlich aufgehört, als der Herr Bürgermeister, da er vom Anger gegen das Schwabinger Thor mit seinem Fußvolk zog, den Stadtfahnen entfalten ließ. Ei, hat das Wetter schon Respekt vor dem dicken Pannermeister, dem schwarzen Mönch und dem purpurrothen Schwenkel(*), was wird es aufbringen mögen, so Unsers Herrn Leib fürgetragen würde?“ — „Wo ist der Thürmer?“ fragte der Herzog. „Hier;“ antwortete der Genannte: „Ueber der Stadt hat das Wetter inne gehalten, ob es schon gen Sendling, Böhring, Garching und Dachau regnet, was es immer kann.“ — „Gute Vorbedeutung;“ meynte der Herzog, dessen Seele an der Procession hing: „Wenn Wir's mit Fleiß bedenken, dürfte keine Zeit zu verlieren seyn, lieber getreuer Licentiat.“ — „So bitt' ich, nur ein Vaterunserlang zu gedulden, Ew. Durchlaucht, bis ich dem heiligen Ritter Georg sammt den Seinigen durch die Rosengasse und den Blau Enthenthurm nach dem Färbergraben den Paß gewiesen. Gleich bin ich Ew. Fürstlichen Gnaden gehorsamster Knecht.“

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Eine Fahnenwimpel, deren schmaler Streif weit über die Breite des Banners hinausflatterte.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 12tes Stück.

Der große Antlas zu München.

(Fortsetzung).

Der bereitwillige Diener, den es nur schmerzte, daß er sich an diesem festlichen Tage nicht verzehnfachen konnte, flog, seine Pflicht zu üben, kaum achtend der dicken Tropfen, die ihm auf Gesicht und Hände fielen, und abermals nahen Regen verkündeten. Ein stattlicher Zug von Corbiners *) sperrte ihm auf ein paar Augenblicke die Straße. Der Hauptmann dieser Reisigen schaute mürrisch unter dem schwarzbefiederten Hute hervor, und handhabte ungeduldig den so stolz auf den Schenkel gestützten Commandostab. „Gott grüße Euch, Herr Ligsalz!“ rief der Licentiat; der Andere dagegen ungestüm: „Nu, wie ists? Wird etwas daraus oder nicht? können wir abziehen oder müssen wir aushalten?“ — „Aushalten!“ antwortete Herr Müller fröhlich: „Der Umgang muß seyn: so befiehlt der Herzog.“ — Ligsalz murmelte einen ausgiebigen Fluch, daß sich der Rath entsetzte. „Alles hat sich gegen mich verschworen!“ fuhr Ligsalz fort: „Wir

*) bürgerliche Reiterei.

werden noch schöne Streiche vernehmen, alter Freund. Wie sehr ich dem Oberrichter zürne, daß seine Krankheit mich an die Stelle eines Reiterhauptmanns schob, so freut mich doch, daß ich dem Herzog nahe seyn werde. Seyd von der Güte, Herr Direktor, meiner Tochter dann und wann einen Blick zu schenken. Sie ist nicht in der besten Gesellschaft, und wenn ich anders dem Grafen Mamugna trauen darf . . . .“ Die anrückenden Speerreiter, in ihren blauen und braunen Bauerjacken, aber alle mit schwarzem Küras und einer blaubefiederten Sturmhaube, langem Saras und scharfen Spießen versehen, verschlangen in ihrem Getümmel des Patriziers Worte, und an der nächsten Ecke hatte auch der Licentiat das, was er gehört, vergessen. Von Stolz und billiger Besorgniß beseelt, setzte er sich an die Spitze des Georgi-Haufens und geleitete ihn an das Eckhaus der Neuhausergasse. Schön überzogene Bänke standen hier, die heilige Jungfrau Margareth und ihre Dienerinnen zur Ruhe einzuladen. Daneben stellte sich der heilige Rittersmann mit seinen Kriegern. Von Hoffnung voll blühte des Puchhaimb Gesicht; der Ligsalzin Antlitz war wie von Schnee gemacht, und doppelt seltsam neben der gräulichen Figur des Lindwurms, der in grünen und rothen Farben brannte, gehalten von der Heiligen an einem Rosenbande. — Der Ritter Georg hatte plötzlich mit seines Rosses Panzergurt zu schaffen, daß er absteigen, und verstohlen seiner schönen Nachbarin zuraunen mochte: Geduld und Muth, meine Holdschaft. Schon dacht' ich, der Umgang würde unterbleiben, aber Gottvater und der Herzog sind unsrer Liebe günstig. Beim Heimzug .... hörst Du? an den Zwingern .... die großen Figuren gehen nicht in die Zwinger .... dann, in der unvermeidlichen Verwirrung, folge mir, und sieh' nicht um.“ Er wartete sehnsuchtsvoll auf ein Wort aus Mechtilds Munde, aber

die Jungfrau dankte im Herzen den Heerpauker, der seine Felle stimmte, und den Trompetern, die ihre Bleche versuchten, und ihr die Mühe ersparten, die im ärgsten Seelenkampf erstarrte Zunge zu regen. —

Schon hatte zu dieser Frist der Licentiat dem Färbergraben den Rücken zugewendet, und flog nach der Peterskirche zurück. Mit sonderlicher Befriedigung in allen Mienen neigte er sich vor seinem durchlauchtigen Herrn, und sagte: „In Gottes Namen haben wir jetzo alles in schönster Ordnung. Gefällt es Ew. fürstlichen Gnaden, so wollen wir die Glocken läuten und den Umgang anziehen lassen." — Der Herzog nickte, stand auf, und gab das Zeichen. — Alsobald zogen die Bruderschaften mit ihren Panieren aus der Kirche; die Klerisey folgte mit stillem Gebet, dann der Baldachin mit dem hochwürdigsten Sakramente des Altars, welches von dem Pfarrer und Dechanten zu St. Peter, Herrn Christoph Staudinger, getragen wurde, und der Pfarrer zu Unsrer Lieben Frauen, Ulrich Hacker, trat ihm nach, mit Probst und Chorherren. Vor dem Baldachin schritt aber die fürstliche Cantorey, angeführt von dem berühmten Kapellmeister Orlando de Lasso. So wie derselbe am Herzog und seinen jungen Herren vorüberkam, ließ er das berühmte Mottet „Gustate et videte" anstimmen, und plötzlich, da unter solchem Gesang Cantorey und Capelle auf den Freihof von St. Peter ausgehen, heitert sich der trübe Himmel auf, die schwarzen Gewölke zerreissen, hindurch strahlt die Sonne, und vergoldet des Kirchthurms Spitze, daß alle Herzen froh werden, dem guten Licentiaten die hellen Thränen der Rührung in die Augen schießen, und er vor innerlicher Bewegung den Hofgebrauch vergißt, aus der Reihe laufend, losgehend auf den Herzog und sagend zu ihm mit fröhlichem Munde, indem er nach den sonneblinkenden Fenstern zeigt: „Gus-

tate et videte quam suavis sit Dominus timentibus eum et confidentibus ei!“ — Welches Herzog Wilhelm mit Freuden angehört, und darauf, nicht weniger ergriffen, erwiedert: „Freilich, freilich!“ Worauf der feierliche Umgang seinen Anfang genommen*).

Der Direktor zu Pferde führte den Zug. Ihm folgten einige seiner Gehülfen, und sechzehn Diener der Stadt München, gleich gekleidet in Wämsern von weißer Leinwand, schwarzen Pumphosen, rothen Strümpfen und eben solchen Hüten mit gelben Federn; schwarzwollene Mäntel mit Sammetkrägen auf den Schultern, weiße Schuhe an den Füßen. — Mehrere enggeschlossene Glieder der Corbiners oder Schützenpferde trabten hintendrein: die ansehnlichsten Bürger auf wohlgenärten Gäulen, in saubern Röcken von schwarzem Wollentuche, mit Sammt ausgeschlagen, die Aermel lang und fliegend; gelbléderne Beinkleider, weite Stiefel mit schweren Sporen. Auf den Häuptern trugen sie Filzhüte mit schwarzen Federn und gelben Schnüren, an einem breiten Bandelier über die Achsel den schweren großen Degen, die lange Muskete drohend auf das rechte Bein gestemmt. Dann die Clerisei mit dem Hochwürdigsten; der Herzog Wilhelm, dessen Bruder und Söhne und Hofstaat im Gefolge; dann die Leibtrabanten in schwarz und blau gestreiften Casaken, endlich einige Rotten bürgerlichen Fußvolks in schwarz und gelben Landknechtskleidern mit Partisanen

---

*) Dieser kindlich fromme Auftritt, historisch, ist der eigenhändigen Relation des Licentiaten Ludwig Müller entnommen, so wie viele der in gegenwärtigem Gemälde vorkommenden Details daraus geschöpft wurden. Jenes äußerst interessante Dokument aus einer andächtigen, lange verklungenen Zeit, findet sich, freilich nur im Auszuge, in Westenrieders Beiträgen abgedruckt.

und kurzen Wehren; der Hauptmann mit fliegender gelber Schärpe und dem Commandostabe. Ein Trupp Speerreiter deckte den Zug, der unter steter Musik der fürstlichen Cantorei, dem Läuten der Kirchenglocken und der kleinen Cymbeln, die von den Chorbuben gerührt wurden, nach dem Schrannenplatze ging, wo mit Feierlichkeit das Sakrament auf das goldene Theatrum niedergesetzt und der Herzog sammt den Seinigen eingeladen wurde, in die Trinkstube emporzusteigen, den Umgang zu schauen, bis die Zeit kommen würde, daß auch Er demselben sich anschlösse. Um den ganzen Platz, wie auch in den Gassen, die nach unsers Herrn Thor führten, waren in regelmäßigen geraden Linien die Fußvölker der Stadt aufgestellt, geschmückt mit gelben Franzen und Borten auf den schwarzen Röcken, bewehrt mit feinbequasteten Picken. Die anführenden Bürgermeister und Fähndriche blitzten im Goldgeschmucke ihrer Ketten und Tressen. — Unbeschreiblich war der Zudrang des Volks, um desto ungestümer, als bereits die meisten Gassen von den aufgestellten Figuren verlagert waren, und dem Getümmel nur die engsten Schlupfgäßlein übrig blieben, auch die Wehrmänner mit dem gröbsten Eifer die Ordnung handhabten. Wer unberufen die Reihen derselben durchbrach, wurde mit Hellebardenschlägen oder Musketenstößen weggejagt; wer sich widersetzte, alsogleich in das sogenannte Narrenhäusel gesperrt. Frauen und Töchter brüsteten sich, wie Pfauen, an allen Fenstern; auf jedem Dachziegel saß ein neugieriger Bube, und auf dem Pflaster der Stadt kämpften mit den Wogen des tobenden Pöbels die neugierigen oder leichtfertigen Stutzer, die nach Abentheuern streiften, spöttelnd über die Frömmigkeit der ältern Männer, welche selber mit der Procession gingen. Ach, wie gestraft wurden sie ob ihrer Leichtfertigkeit, die müßigen Junker, da sie in die unsanfte Umarmung des

Volkes sich wagten! Diesem zerriß der Mantel, das Spielwerk seiner geckenhaften Hände; Jener verlor das Fazzolet, so er in den wohlbalsamirten, gespreizten Fingern trug, oder die Pomeranze, woran er roch, oder den Zimmetzucker, woran er kaute. Der Hoffierer büßte ein dem Handschuh seiner Liebsten, den er an den Hut geheftet; der Raufer das Rappier, das wagerecht, ein Sitz der Sperlinge, an seiner Hüfte hinausstand, und von groben Bräuerfäusten abgeknickt wurde; der Blumengeck die Rose, die er hinter's Ohr gesteckt; der Schlemmer die Hühnerklaue, die er prahlend in das Knopfloch gehangen, oder den Zahnstocher, den er im Mund getragen. Wehe den flatternden Kniebändern, wehe den steifgefälteten Spitzen- oder Linnenkragen, die das gemeine Volk ein „Narren-Wappen" nennt! Alle Lumpenherrlichkeit findet ihr Ende, wenn am Feiertage der Pöbel die Fidel aufspielt, und den Meister macht! —

Nach kurzer Ruhe der Leute und Glocken gab von den Fenstern der Trinkstube herab der Herzog mit dem Tuche ein Signal und der Direktor ersah's mit durstigem Blick, und winkte, und seine verordneten Boten flogen links und rechts, und ein weiß und blau befiederter Hackenschütz eilte, was er konnte, nach Unsers Herrn Thor, seine Gesellen zu vermahnen, ihre Lunten bereit zu halten. — Unter'm Schall der Posaunen und dumpf geschlagenen Trommeln schritten aus, nach der Dienersgasse hinauf, zwei Verordnete des äussern Raths im Magistratsgewande, vergoldete Stäbe in den Händen, als gravitätische Wegweiser des heiligen Umgangs. Darauf in drei Gliedern neun aufgerüstete Pferde, von Stadtsöldnern in Wehr und Waffen geritten. Sodann der Münchnerherren Trompeter, vier an der Zahl, das Stadtwappen auf den fliegenden Trompetenfähnlein; ein Bürgermeister, geleitet von sechs Trabanten; auf seinen Fer-

sen zogen drei Herolde, wovon der mittlere das große Festlabarum, aufrecht und entfaltet, trug, während seine Begleiter ihre Caduceen schwangen. — Vierzig Tagwerker schleppten hierauf einen künstlich von Holz und Leinwand erbauten und gemalten Berg, auf dessen Spitze ein Riese saß, einen ungeheuern Regimentsstab in der Faust, als ein Verkündiger des prachtvollen Umgangs. — Fünfhundert Männer aus allen Zünften der Hauptstadt, alle in weißen Röcken mit rothen Gürteln und mit Blumenkränzen auf dem Kopfe. Sie trugen die grünen und silbernen Lichterstäbe und die Bilderstangen, römischen Feldzeichen nicht unähnlich, umwebt von Kerzenglanz und Farbenschimmer. Laut betend oder singend gingen sie als demüthige Vortreter den stolzen Figuren der Zünfte voraus, von welchen die erste, den Fischern gehörig, die Erschaffung des Himmels und der Erde darstellte, wie folgt: Ein Fahnenträger in der Fischer Farben, weiß und blau, mit dem Wappen und Denkspruch der Zunft und mit dem Bilde ihres Schutzpatrons. Die große Erdkugel, auf Rädern geschoben, umgeben von vier handfesten Engeln mit steifen Flügeln und langen geraden Posaunen, woran blaue Paniere herabhiengen, mit der Aufschrift: Oriens, Occidens, Meriedies und Septentrio. Dieser Engel Kleider, aufgezogen wie Gewölk, waren blau, gelb und roth; Larven mit dick aufgeblasenen Backen, verhüllten ihre Gesichter, phantastische Schleierhauben ihre Köpfe. Dann zwei Gewölke; auf dem einen die Sonne, auf dem andern der Mondschein, getragen von zwei starken Engeln, so in Golddock der erste, in Silberdock der zweite gekleidet, Sternhauben mit Strahlen auf dem Scheitel, vergoldete Larven vor dem Gesichte. Abermals vier Engel, welche Sterne trugen, und Goldkreuze auf dem Wirbel. Eine große Muschel, von drei Meerrossen gezogen, die von einer Syrena, welche

das Meer bedeutet, geleitet wurden. Auf Walzen rollte ihr nach ein ansehnlicher Wallfisch, geritten von dem heidnischen Neptunus, der einen Pinsenhut und langen Bart trug, auch eine dreizackige versilberte Gabel in Händen führte. Nachmals erschien Gott Vater, schwebend auf einem Wasser von Leinwand und Zendel, so ihm um die Hüften gebunden war, vorne höher als hinten, damit er im Gehen nicht anstieße. Die Hände hielt er aufgehoben von einander, sein Pluviale von Goldbrokat und rothem Sammet lag weit ausgebreitet über die Leinwandfluthen, seine dreifache Krone, von vergoldetem Messing mit einem Strahlenkranz, war geputzt mit falschen Edelsteinen. Sein Gang und seine Geberden erbauten sehr das zuschauende Volk, denn der Licentiat hatte einen geraden, starken, wohlgemachten Mann mit langem grauem Bart und glatten rosenrothen Wangen, ausgesucht, der eines feinen Ganges sich beflis, sich wenig umschaute, nicht sauer oder lächerlich dreinsah, wohl aber sittsam und fröhlichen Gemüths. Engel folgten; nebenher wandelten zwei Zunftführer mit grünen Stäben, im bürgerlichen Feierkleide.

Die Zunft der Schaffler (Kiefer) zum zweiten, mit der Figur von Adam und Eva. — Der große Baum mit den Aepfeln der Erkenntniß; darum gewunden eine bunte Schlange mit einem Weiberkopfe; hinter dem Baume Adam, eine lange wohlgefärbte junge Mannsperson, der just der Bart zu wachsen beginnt; Eva, ein junger Knabe ohne Bart, beide in gelbledernen engen Gewändern *), umhangen von Lämmerfellen mit künstlich gemachten Haaren. — Das Gefolge mehrere wilder Thiere von Pappe und Leinwand, darinnen willige Buben verborgen, solche zu bewegen. Zuletzt der Erzengel Michael mit einem goldenen Flamberg.

---

*) »Nackhete Khlaidt.«

Die Sündfluth, Abraham's Opfer, der Thurm zu Babel und mehrere Zunftfiguren kamen nun; endlich der Nadler Gewerb, mit Isaak und Rebekka. — Der Fahnenträger voraus. Ein Brunnen, von mehreren Handlangern geführt. Rebekka, ein stattlich Weibsbild, mit einem goldnen Trinkgeschirr. Sechs Jungfrauen mit goldenen Kannen. Knechte des Abraham. Ein Kameelthier, mit Silber beladen, von zwei Männern geleitet. Isaak in Staatskleidern. Jakob, ein wohlgewachsener junger Gesell mit kleinem Bärtlein; Esau in einem haarigen Fell von oben bis unten, mit Bogen und Pfeil. Ein Jäger, der einen Hasen trug, und ein Bub mit den Leithunden. Zwei Zunftführer.

Der Wagner Zunft, mit der Himmelsleiter, worauf viele Engel an der einen Seite hinauf, an der andern herabstiegen, vor dem träumend daliegenden Jacob, eine große Figur mit vielen Helfern und Rädern. —

Der Kornmesser Zunft, mit Jacob und seinen Söhnen, die ihm des Benjamin bunten Rock vorzeigen. Der Erzvater ein alter grämlicher Mann mit eisgrauen Bart, kläglich und melancholisch anzuschauen.

Das Gewerb der Handschuhmacher, mit dem geduldigen Hiob. — Nach der Fahne mit dem Wappen schritten sechs Diebe, die den Hiob um sein Vermögen bestohlen; häßliche Mannen in grellen Kleidern mit Bündeln und Gefäßen in Händen. — Hinter ihnen ein brennendes Haus auf Stangen und Walzen, mit natürlichen Feuer, das immer von den bestellten Schornsteinfegern aufs neue eingelegt wurde, und gar hell zu den zwei versteckten Schloten herausbrannte. — Vier Boten mit den Hiobsposten, in Starnberger Kleidern mit staubigen Schuhen; thaten sehr durstig und verhetzt. — Die Hiobin, eine trutzige Person, in grünem silbergestriemten Unterkleid, darüber ein Brokatgewand, braun und gelb,

verbrämt mit scheckigem Sammet und Goldstreifen, einen gewundenen Spitzbund auf dem Kopfe. — Ihre Freunde und Freundinnen, sechs an der Zahl, die Männer in türkischen Kleidern, die Weiber nach dem Muster der Jobin. — Zwei Diener mit todten Kindern im Arm; waren Kinder von Holz. — Letzlich Hiob auf dem Streuhaufen, geschoben von mehreren Handlöhnern. Selbiger Hiob war ein langer dürrer Mann von gelber Gesichtsfarbe, ein alter Schneider von München mit einem dünnen grauen Bart, angethan mit einem ledernen Kleid, worauf allerlei Striemen und Aussatz; that sich zu Zeiten mit Hafenscherben kratzen, zu Zeiten die Hände ineinander schließen, traurig, gleichsam weinend gen Himmel schauen, dann den Kopf hängen, oft seufzen und kläglich greinen. Um ihn her gingen drei Belzebub mit großen Teufelskresen und gemachtem Haar. Der eine spie öfters Feuer, gemacht mit Schwefel und Branntwein; bekam dafür einen halben Gulden, daß er sich zum öftern das Maul verbrannte.

Die Metzgerzunft, und zwar die von der untern Bank, mit dem Auszug der Juden von Aegypten. Hinter der blutrothen Fahne stracklich der Moses und Aaron; nachmals die Pharisäer mit hochmüthigem Gang und dicken Bäuchen, so mit Kissen ausgestopft waren. Dann die Jüdin auf dem Roß, — die schöne Susanna Aberl, des Schmieden Tochter, eine lange starke Dirne in weiten Gewändern, mit traurigem Antlitz; neben ihr der Laufer, hintendrein viele Jüdinnen mit ihren Kindern und einige Juden mit Hausrath. — Nun trat des Pharao Kriegsheer auf; die Vorhut eine Reiterschaar in Tigerhäuten mit Streitäxten. — Zwei Schalmeyen und ein Heerpauker zu Pferd. Vier Trabanten zu Fuß mit türkischen Hacken. Der Capitano, ein Bürger von München, Herr Niklas Unger, zu Roß, in persianischen Klei-

dern, wie auch dessen Schildjunge und Trabanten. Ein Schwarm von Reitern in Panzerhemden mit türkischen Tartschen. Zwölf Rotten Speerträger, ein Trompeter, ein Pannerträger, siebzehn Rotten Lanzenknechte, und sodann der Zwerg des Herzogs Ferdinand, in wunderlichen Kleidern, zu Pferd. Endlich der König Pharao, auf seinem Triumphwagen gehend, zu seinen Füßen ein Edelknabe in köstlicher ungarischer Tracht, im Gefolge wieder viele Rotten mit Speeren und zwei Führer der Zunft.

Die Zuschauer deuteten mit Begierde nach dem stattlichen Kriegshaufen und dem Pharao, der so ernsthaft und grimmig von seinem Wagen schaute. Sie ahneten nicht, daß im Herzen des guten verkappten Scheiben-Toni ein ganz andres Gefühl, als seine Blicke verkündeten, das Regiment führte. Ihn kümmerte nicht des Volks Getöse, nicht der Prunk des Tages, nicht der aufs neue mit einem schweren Wetter drohende Himmel. In sich selber tief versunken, starrte er vor sich hin, und rief sich mit aller Anstrengung seiner Einbildungskraft ein reizend Bild stets und stets vor die Seele; ein Bild, wie so schön er nie etwas in seinen Träumen gesehen; ein Bild das wie mit einem Zauberschlag sein Herz verkehrt, von der grausamen Zwingherrin, die es bis jetzo besessen, abgewendet, einer mildern, lieblicheren Heiligen unterthänig gemacht hatte. Wie hätte er auch vergessen können, was er mit Staunen erblickt, da er im ersten Morgenleuchten vor dem Altenhof seinen Königswagen bestieg? Kaum fünfzig Schritte von ihm ein groß Gerüst mit Wolken, Engeln und Strahlen, bewegt wie vom unsichtbaren Hauch des Himmels, und in diesen Wolken, in diesen Strahlen das reinste Frauenbild mit offnem Haar, mit Glanz und Schmuck beladen, eine wahre Fürstin des Himmels, eine Königin der Unschuld und Anmuth! Ein gewaltiger Pulsschlag durchbebte Toni's Glieder, ei-

ne plötzliche, unnennbare erstickende Lust preßte seine Seele zusammen, in einen langen Blick wollte sich sein Leben auflösen . . . . da blies die kühle Luft in die Schleiergewölke, des Direktors Befehl trennte unerbittlich die Himmelsfürstin von ihrem so schnell gewonnenen Sklaven; nach der rechten Seite verschwand sie mit Engeln Strahlenkronen, linksab zogen die Rosse Pharaonis Schlachtenwagen. — Viel der Pracht und des Geschmeides blitzte an Toni's Augen vorüber, aber wo achtete er der Herrlichkeit, die ihm todt war ohne jene himmlische Jungfrau? Wie ungelenk auch seine Zunge, wie alltäglich sein Verstand, dennoch ging in seiner Brust ein wunderliebliches Mährchen auf, daß er wie verzückt auf seinem Zepter lehnte, staunend, wie nicht alles Getümmel plötzlich schwieg, wie nicht alle vor der Göttin seiner Gedanken anbetend in den Staub stürzten, wie nicht alle priesen sein Glück. Jubeln und weinen in einem Athem... das hätte er gekonnt; nicht minder hätte er der gesammten Welt den Friedenskuß gegeben, vereint alle, die da liebten, versöhnt Alle, die sich haßten. — Die Figuren, die sich in Ordnug auf ihre Standplätze begaben, flirrten nur an seinen träumenden Sinnen vorüber. Der schillernde Lindwurm, der wildsprengende Georg weckten ihn; er schaute in Margarethens bleiches Antlitz, in des heiligen Kriegers vor Verlangen brennende Augen. „Sie haben sich lieb!“ flüsterte Toni's prophetisch gestimmtes Herz, und mit einem heißen Gedanken betete er zum Himmel, daß er das Paar vereinen, daß er ihm, dem sehnsüchtigen aller Pharaonen, der Jungfrauen Reinste bescheeren möchte.

Also dahin fahrend, ein verliebter Schäfer unter der Larve eines Wüthrichs, bemerkte er kaum, daß der Zug stockte, indem ein Haufe muthwilligen Volks von einer Straßenecke nicht weichen mochte. Mitten unter dem

Geschrei der Bürgermiliz, der zürnenden Gassenstreicher, der scheltenden Commissarien, waren es jedoch gerade nur zwei Stimmen, dicht an den Rädern des Pharaowagens, die zu Toni's Ohr gelangten; worunter eine ihm sehr bekannte, ihm wohl erinnerlich wegen des Kauderwälschen, das sie redete. Zwei Männer redeten vorsichtig mit einander, überzeugt, daß unter dem Tumult niemand ihrer Worte achte. — „Warum so träge? sollteſt schon weit seyn;“ sagte der eine in schlechtem Deutsch. — „Wie Euch, hielt mich die Sperre auf.“ — „Hast Du ihn wohl betrachtet, Dir gemerkt?“ — „Ich denk's; der Silberritter hinter der Margareth. Der Kranz auf seinem Kopfe läßt ihn nicht verkennen.“ — „So laufe nach dem Püttrichthurm. Die Zeit ist kostbar, da uns nicht bewußt, wann er mit seiner Buhlin auszureißen gedenkt.“ — „Ich will schon fertig seyn; doch wißt Ihr auch genau, daß jener der rechte Weg?“ — „Gewiß; nach Starnberg will er. Jag' ihm nach auf den Fersen, und fall' ihn an, sobald er das Thor hinter sich hat. Auf das verabredete Geschrei komme ich dann mit meinem Hinterhalt, der schon vor dem Thore lauert.“ — „Ich merk's, Ihr wollt, daß ich des Ritters erste Streiche aushalte, und daß Eure Haut ganz bleibe. Meinetwegen; bin des Raufens nicht ungewohnt, und war der Lindwurm dumm, der sich dem Jörg ergab, so will ich's nicht seyn. Aber der Lohn...?“ — „Der Graf lohnt kaiserlich. Jetzt gibt's Platz; reiß aus!“ —

Im Nu waren beide verschwunden, und der Scheiben-Toni war darob nicht böse, denn er hatte ein Gesicht erkannt, woran ihm just zu München nicht gar viel gelegen. „Was will der wälsche Schweizer hier?“ brummte er in den Bart: „Seiner kann ich gerathen, denn sein Maul scheint noch so vorlaut, wie ehedem. Und welch' ein Spitzbube! Dem Ritter Jörg will er aufpassen? O

der Schande! Könnt' ich nur den blanken Junker warnen, mit Freuden thät' ichs, denn er ist verliebt.... und ich... ach du liebe Zeit! Ich komm' mir vor, als wär' ich gar nicht mehr der alte Scheiben-Toni."

Es that ihm Noth, jetzo ein Anderer zu seyn, weil just seine Figur unter des Herzogs Fenstern vorüber zog. In seine angelernte Stellung steif zurückfallend, bestand er die Musterung so rühmlich, daß der Fürst freundlich dem Licentiaten zuwinkte, der, hoch in den Bügeln aufgerichtet, mit einem stolzen Wink den Gebieter zu fragen schien, ob er nicht einen schönen Heidenkönig ausgewählt.

Stattlich folgte dem ägyptischen Heere das Handwerk der Sieber, mit dem Propheten Jonas. Der wehenden Fahne rollte eine Galeere nach, worauf Jonas und das Schiffvolk, aus allerlei Handwerkern bestehend. Dann der große Wallfisch, in dessen aufgesperrten Rachen dann und wann der Prophet geworfen wurde, und subtil unten wieder durchkroch. Ein König, mit seinem Volke in Klagkleidern, sechs und zwanzig an der Zahl. Ein Ochse und ein Rind wurden hintendrein geführt.

Könige und Richter in Israel, der wilde Saul, David und Goliath, David und Urias, David tanzend vor der Arche, der ungehorsame Absolon, Salomonis Urtheil und andere Bilder des alten Testaments gingen in bunter Reihe vorüber, mit immer größerer Pracht an Panieren, Maschinen und Gewändern, bis endlich, als ein Herold des Neuen Testaments, der Kaiser Octavianus Augustus, das neue Zeitalter, in der Figur der Pergamenter, Buchbinder und Gstadlmacher auftrat. Heer- und Kirchenfahnen, Kriegstrophäen und Adler des siegreichen Roms, riesige Mohren auf hohen Kothurnen mit ungeheuern Federbüschen, Elephanten führend, und darauf reitend, Pauker und Edelknaben, Lictorien und Rennknechte, der Kaiser Octavianus mit Harnisch und Lorbeer

auf seinem Wagen, gezogen von acht weißen Zeltern, des Kaisers Leibpferd mit Sammtdecken und Federsträußen, purpurgeschmückte Senatoren, und Priester mit krummen Stäben, dann ein Poet, singend des Kaisers Ruhm; Gärtner, Bauern, Maurer und Zimmerleute, Johannes, der heilige Täufer, mit einem Gefolge von Juden — das war die prunkvolle Einleitung in den neuen Bund.

Die Vermählung der heiligen Maria mit dem Nährvater Joseph, die Verkündigung, die Heimsuchung Mariä, des Heiland's Geburt, der Hirten Anbethung, der heiligen drei Könige Huldigung, die Flucht in Aegypten, waren die Vortreter des blutigen Herodesbildes, der Lehre Jesu im Tempel und aller Figuren aus des Heilands Leben und Passion; Figuren, deren Fülle, Pracht und Aufwand das Außerordentlichste waren, welches im teutschen Lande je gesehen wurde. Der Weber Figur, die Ausführung und das Sterben Christi, beschäftigte allein gegen zweihundert Menschen, und erregte die innigste Theilnahme des Volks, das sich die Brust zerschlug, des Erlösers Leiden schauend und die verzweifelnde Maria, die in ihrem weißen Tüchlein eine Pomeranze trug, mit deren Saft sie von Zeit zu Zeit ihre Augen bespritzte, daß sie roth wurden und zu thränen schienen. Die Auferstehung des Herrn und seine Himmelfahrt mit der Glorie erquickten sodann wieder der Zuschauer bewegt Gemüth, und manch einer hätte geglaubt, es sey nun ferner nicht mehr möglich, die Reihe von Prachtbildern fortzusetzen.

Was klingt aber so freudig aus der Ferne? wehen dort nicht lustig bunte Fahnen und krause Helmbüsche? Welch ein Glanz, welch ein Strahl! Die düstern Regenwolken am Firmament fliehen davor. Die Trompeter und Pauker, die Banner und Federsträuße . . . . das ist des heiligen Georg's Geschwader.!

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste wünschet das Zweite immer,
Sonst könnt' es nicht das Erste seyn;
Das Zweite wünschet das Erste immer;
Sonst würd' es nicht das Zweite seyn;
Und Jedes nimmt und Jedes gibt,
So wenig das Erste und Zweite sich liebt.
Das Ganze ist das Zweite immer,
Und Vieles ist ihm unterthan;
Es fehlt ihm nicht an Küch' und Zimmer,
Auf seinen Hofe kräht der Hahn;
Auch scheut man seinen Urtheilsspruch
Oft mehr als das Pandectenbuch.

Palyndrom.

Ich halte pünctlich Zeit und Stunde,
Doch immer rückwärts geh' ich nur,
Auch gibt allein von mir die Kunde
Die mächtig waltende Natur.
Vergeblich sind gelehrte Fragen,
Woher mein wundervoller Gang.
Du hörest stets denselben Klang,
Du magst mich vorwärts oder rückwärts sagen.

Charade.

Gefährlich für den Reichen,
Gefürchtet von dem Geitzhals,
Ist meine erste Sylbe,
Die zweite Sylbe saget,
Was jene schon gethan hat;
Und was man von ihr fürchtet,
Benennet euch das Ganze.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 13tes Stück.

Der große Antlas zu München.

(Fortsetzung.)

Die Figur der Ritterbruderschaft, eine der glänzendsten des Umgangs, wurde zum größten Theil von dem fürstlichen Hofgesinde und adeligen Freiwilligen vorgestellt. All erdenklicher Prunk war daran verschwendet. Zwei Trompeter vorauf, in weiß und rothen Wappenröcken. Zwei Anführer, in denselben Farben und in Atlas gekleidet, darüber den halben Panzer von Silber, die Rosse behangen mit taffetnen Decken und metallner Rüstung. Der Reiterhauptmann von Kopf bis zu Fuß in Silberstück gekleidet, ein goldnes Kreuz auf der Brust, mit weißen Stiefeln und rothem Waffengehänge, gleich allen übrigen des Trupps. Prächtige Federn wehten von seinem silbernen Hut. Neununddreißig Lanzenreiter, weiß mit halben Panzern und Spießfähnlein, von roth und weißer Seide. In der Reiter Mitte ein Pannerträger mit der Atlasfahne, darauf das rothe Kreuz. Ein Edelknecht, gekleidet wie der Hauptmann, aber mit vergoldetem Schwert und Dolch, zu Fuße, das Panner der Bruderschaft. Nach ihm die heilige Margaretha, strahlend von Gold- und Silberprokat, von gelben und wei-

ßem Seidenzeug, mit Ketten und Schnüren behangen, aufgeputzt mit einer goldenen Krone, wandelnd in weißen Sammetschuhen. Sie führte den Lindwurm; ihre Schleppe wurde von einer ehrsamen Jungfrau getragen. Deßgleichen folgten zwei wohlgeschmückte Dirnen als Kammermägde. Sechs Trompeter und ein Heerpauker, in Seide und Sammet. Drei Geharnischte, Mann und Roß mit Harnischröcken und Decken von Atlas; Helme, Roßstirnen und Roßschweife mit rothen und weißen Federn besteckt. Drei Diener zu Fuß mit silbernen Waffen. Endlich der heilige Ritter Georg im völligen Silberharnisch mit goldenen Zierrathen, auf dem Haupte den prächtigen Hut, funkelnd von Gold, Silber und dem kostbaren Juwelenkranze, an dessen Vordertheil ein großer Diamant prangte; die Hände bekleidet mit Handschuhen von weißem Sammet, in weißen Sammetscheiden das schwervergoldete Schwert, der blitzende Dolch. Der Schimmel, der brausend unter dem Druck der Gold-Sporen stieg, trug einen Panzer, überzogen mit Silberstück, einen Wald von Federbüschen, weiß und roth, eine Menge von wehenden Seidenquasten und Silberfranzen. — Kaum bemerkte das Volk hinter der Lichterscheinung des Ritters den nicht minder geschmückten Schildjungen zu Roß, mit der Wappenfahne; kaum noch den Schwarm von weißen Reitern, die des Geschwaders Nachhut bildeten. Obendrein stob der Zug, wie ein Blitz an der gaffenden Menge vorüber, denn die Georgiknappen setzten einen Ruhm darein, ihre Rosse recht ungeberdig zu tummeln, und öfters bunt durcheinander zu jagen, daß der Haufe aussah, wie ein farbiger rolliger Knäul. — Darauf hatte auch der Herr von Puchhaimb gerechnet, da er zu Mechtild's Entführung sich entschlossen.

Die Figuren der heiligen Ursula und ihrer Jungfrauen, von der Zunft der Lebzelter, und des jüngsten

Gerichts, von der Goldschmiede Handwerk dargestellt, zogen, trotz ihrer Großartigkeit, wenig beachtet dahin, weil die Himmelfahrt der heiligen Maria aller Augen beschäftigte. — Eine Unzahl von Fahnen und Panieren flatterte voraus. Hinter ihnen schritten die sieben Haupttugenden der Himmelskönigin: Religion, Glaube, Hoffnung, Liebe, Weisheit, Keuschheit und Demuth, vorgestellt von anmuthigen Jungfrauen mit Palmen in den Händen. Sodann die zwölf Apostel und zwanzig lobsingende Engel, ein jeder tragend ein klein Labarum, worauf ein Symbol der Jungfrau gemalt war. Schließlich das große Gewölk, auf dessen Höhe Gott Vater saß, die Hände segnend ausbreitend über die heiligste Mutter, so gekrönt und geschmückt auf der Mondessichel stand. Schwebende Engel hielten an goldnen Bändern die Krone ob ihrem Haupte; Seraphime saßen und knieten zu ihren Füßen, ihr zu dienen; der Widerschein ihrer purpurnen Flügel verklärte noch einmal so schön Afra's rosenrothe Wangen, und in den Fingern der züchtigen Magd zitterte, so vor innerlicher Freude, als vor geschämiger Demuth, der Zepter der Welten. Cymbeln, im Gewölk verborgen, klangen lieblich immerfort, daß kaum die Hymnen durchdrangen, die von den nachfolgenden Kirchenlehren und Pilgern, welche mit Jacobsmuscheln und Stäben wandelten, gesungen wurden. —

Wenn auch hier die Figuren ein Ende hatten, so streckte sich dennoch immer länger der Zug: die Brüderschaften alle, mit ihren Lichterstäben, Sängern, Priestern, Kreuzstangen und Symbolen; sechszig Schüler von St. Peter's Pfarre; sechszig Schüler aus dem Sprengel von Unsrer lieben Frau; der Augustiner Convent mit seinem Crucifix; der Väter Jesu Gemeinde; die Baarfüßer und niedere Klerisei; Hofkapläne und Chorherren in römischen Chorröcken mit Hermelinknappen; die Prä=

laten der baierischen Stifter und Klöster; Bischöfe mit ihren Weih-Bischöfen im großen Ornat; die herzoglichen Trompeter, Pauker, Sänger und Instrumentalisten; zwanzig Engel mit den Trophäen Christi und den Laternen von U. L. Frau; der Baldachin, von Kammerherren getragen, darunter das hochwürdigste Gut, begleitet von einem Bürgermeister und einem Guardihauptmann, wie von zwölf Engeln mit Cymbeln, Blumengefäßen und Fackeln; die zwei Laternen von St. Peter, und der Bischöfe Insignien. — Nun kam die Reihe an den Herzog, wieder mit seinem Gefolge in den Zug zu treten, brennende Kerzen haltend. Die Schützenpferde und viele Rotten der laufenden Gesellen schlossen den wunderherrlichsten Umgang, der je in der Christenheit gehalten worden.

Vergnügt schaute der Fürst in die Straßen, an den von Neugierigen wimmelnden Häusern hinan, und nickte mit seltner Herablassung gegen den Rathsherrn Ligsalz, welcher, von seinem Pferde gestiegen, neben dem Traghimmel schritt. — Bei dem ersten Evangelienaltar, während für den Herzog der Betstuhl gerüstet wurde, winkte der Herzog dem Ligsalz, und als dieser gekommen, und das Hofgesinde unterthänig bei Seite gewichen, sprach Wilhelm leise zu ihm: „Habt Ihr gesehen den Staat und Pracht des Ritters Georg? Ist der Puchhaimb nicht ein Junker, wie gedrechselt? Ich steure ihn aus, und hoffe, daß Ihr weiter keine Umstände machen werdet.“ — Der Ligsalz sagte nicht ein Sterbenswörtlein entgegen, und hastiger fuhr Wilhelm fort: „Halsstarriger Rechenknecht, steifes Holzgenick, was wollt ihr Besseres? Schier besorge ich, daß der Mamugna Euch behexte; der zweideutige Schwarzkünstler, der mir gerade vorkömmt wie Gift und Opperment. Wie?“ — Ligsalz nahm sich zusammen, und entgegnete ehrerbiethig, ohne jedoch ganz

seine Bitterkeit zu verhehlen: „Ew. fürstliche Durchlaucht und Dero erhabener Sohn lieben den Ritter; was soll ich dagegen sagen? Aber die Tochter ist mein, und nimmer gebe ich mein Kind demjenigen, der mir's stehlen will, wie ein Dieb." — Des Herzogs Gesicht wurde blutroth, sein freundlicher Blick verstellte sich in einen grimmigen; und sein Mund würde nicht das billigste Wort geredet haben, wenn nicht das Evangelium seinen Anfang genommen hätte. Aber kaum läuteten wieder die Glocken und brüllten die Geschüße vor den Thoren, als Herr Wilhelm den Ligsalz aufs neue angriff. „Wie ein Dieb? das könnte mich für den Puchhaimb wurmen. Sagt an." — „Gerne, Ew. Durchlaucht, so wie der Graf Mamugna, mein bester Freund, mir's berichtet." Als jetzo der Rathsherr in derber Kürze gemeldet, was Puchhaimb und Mechtild beschlossen, und daß Mamugna bereits Vorsorge getroffen, den Starnberger Ritt zu hintertreiben, versetzte Wilhelm mit unterdrücktem Zorn: „Wir wollen Uns nicht ärgern, heute nicht, an Christi Ehrentage nicht. Ist's jedoch, wie Ihr gesagt, und schändet der Puchhaimb durch solche Frevelthat das Fest, so wird er niemals Gnade vor Unsern Augen finden, das schwören Wir, und ist's Uns leid, daß Wir so manches Wort zu seinen Gunsten verloren. Fort muß er dann von Hab und Gut, vom Hof und auch vom Lande. Unsre Ungnade selbst dem eignen Sohne, wenn er eine Fürbitte für den Unchristen einlegte!" — Hierauf kehrte sich der Fürst von dem Rathsherrn, und verwendete, fürbas wandelnd, kein Auge von dem Pflaster der Straße. Der Graf Mamugna jedoch, der in die letzten Reihen der Hofleute sich eingedrängt, bemerkte von weitem den kurzen Zwiesprach des Herzogs und des Geschlechters; sein Herz schwoll in ehrgeiziger Hoffnung, sein verzogener Mund fand wieder ein Lächeln; im Vorgefühl des Sieges glaub-

te er wieder selber an seine Zauberkünste, prieß sich einen Sohn des Glücks.

„Was auch die Bösen prakticiren,
Stell' dem Herrn Dein' Sach' anheim."

Nahe bei den Zwingern war's; da stand ein Schütz, der unvorsichtig mit seinem Feuerrohre spielte, daß der Schuß loßging. Das brachte große Verwirrung in den Zug, just an dem Flecke, wo sich die großen Haufen von den minderen sondern, die ersteren nach Unsers Herrn Thor, die letzteren durch den Zwinger gehen sollten. Die Pferde der aufgestellten und mitziehenden Speerreiter wurden scheu, überschlugen sich, warfen hier einen Bewaffneten aus dem Sattel, dort einen aus dem Volke zu Boden. Darum liefen die Figuren wirr durcheinander, und verwundert waren manche der frommen Larvenspieler, plötzlich Nachbarn zu finden, die sonst in weiter Entfernung von ihnen gewesen. Die Pferde des Pharao im rothen Meere theilten die Angst der Bauergäule, rissen ans, und der Scheiben-Toni, seiner Gelenkigkeit vertrauend, sprang mit einem Satze vom Wagen, lief ohne Zepter und Pagen in das Gewimmel hinein. Seiner Maria wollte er begegnen; er stieß jedoch auf ein wüstes Gespreng von Kürissern, gerieth schier unter die Hufe eines wild ausgreifenden Renners. Sich zu retten, fuhr er dem Thier in die funkelnden Zügel, und gewahrte, aufblickend, zwei Gestalten auf Sattel und Decke; beide in grau e Kapuzenmäntel verhüllt, aber unter dem grauen Loden blitzte verrätherisch der Panzer des heiligen Jörg, der goldige Rock der heiligeu Margaretha. „Gerade recht," dachte sich der handfeste Pharao, kümmerte sich wenig um den Streich, den ihm der Puchhaimb von Rosses Höhe auf die Brokatschulter niedermaß, und reck-

te sich tannenlang zu dem Ritter empor, vornehmlich warnend: „Geh' nicht von der Stelle, Jörgl. Kehr' um fein stat*), sonst bist du verloren!" — Darob Herr Puchhaimb wohl gefragt, warum, woher, und wie das zu verstehen. Aber der ehrliche Tyroler hat ihm guten Bericht gegeben, und Mechtild ist alsobald reuigen Sinns geworden, und der tapfre Georg hat endlich selber gemeynt, besser sey's, den Schwank zu verschieben, oder aufzugeben, als in der Feinde Wolfsgruben zu rennen. — Leider fand der dankbare Herr nicht Zeit, seinen Wohlthäter nur nach dem Namen zu fragen, weil das Gelauf immer rasender wurde, und sich im Nu ein dergestaltiger Schlagregen einstellte, daß ein Jeder eilte, was er konnte, unter Dach zu kommen. Die Fluthen des Himmels wirkten kräftiger als der wachthabenden Wehrleute Streiche; die Gassen standen plötzlich wie ausgefegt; wer ein Winkelchen wußte, floh dahin, und der Puchhaimb, nachdem ihm der Pharao gleichsam unter den Händen weggekommen, war nicht der Letzte, der sein Lieb wohlbehalten in's väterliche Haus zurückbrachte. — Wohl lauerte am Püttrichthurm der Verräther; am Sendlinger Thor der Hinterhalt; im Altenhof versteckt der Graf, gewärtig seines Boten; unter'm Vordach des Stadthauses am Anger, schnaufend vor Angst und Ungeduld, Herr Ligsalz, durch sein Commando an seine bewaffnete Schaar gefesselt. Umsonst, vergebens war Aller Warten und Ungeduld. Als das böse Wetter nachgelassen, als die Fußknechte und Corbiner auseinandergegangen, als der Geschlechter neugierig und hastig heim gelaufen, seine Hauptmannsrüstung abzuwerfen, und Neues zu vernehmen, — fand er Mechtild und Puchhaimb, die vom guten Engel

---

*) stat, sachte.

berathen, zu seinen Füßen stürzten, zu gewinnen endlich des Vaters Gnade. Die phantastische Schönheit in dem Aufzuge der Liebenden, der feierliche Tag, die angenehme Ueberraschung des Patriziers, der von Frevel geträumt und kindlicher Biederkeit in die Arme gefallen, die Erinnerung an des Herzogs Worte und Aussteuer, sowie an die durch edles Beginnen widerlegten Verläumdungen des Mamugna . . .! Der rauhe Bürger verlor plötzlich seine Wildheit, um der weichmüthigste Vater zu seyn. Rückblickend auf sein eignes langjähriges Haus- und Gattenglück, knüpfte er den Bund der Geliebten; ließ sie ein in die so schnell erstürmte Burg seines Herzens. —

Den Segen, der laut aus des Vaters Munde strömte, erwiedert vom lauten Danke der Verlobten, lispelte Afra in ihrer stillen Kammer nach, dankend dem gütigen Gott in der Höhe, der Alles wohl macht. Die von der Procession ermüdete Jungfrau, ihrer Muttergottesherrlichkeit entkleidet, ruhte, erquickt von dem Glücke ihrer Gebieterin. Ligsalz und die Seinen waren zum Banket auf die Trinkstube gegangen; Afra hatte Muße, des Tages glänzenden Zaubertraum noch einmal durchzuleben mit halb geschlossenen Augen; ihren Triumphzug, den Beifallstrom des Volkes, den herzlichen Dank des Licentiaten, den huldreichen Gruß ihres Fürsten und Herrn. Dann erhob sie sich schnell von dem niedrigen Schemel, stellte sich vor den Spiegel, ergriff eine Rose statt des Himmelzepters, verwandelte in Gedanken den grünen Hut in die Juwelenkrone, und fragte sich in Demuth, Andacht und Verwunderung: „Bin ich's denn wirklich? Afra, hast Du wirklich nicht geschlummert und des Schlummers Gaukelbilder für Wahrheit genommen? Du hast der heiligsten Mutter Person fürgestellt? Du, die Magd im groben Mieder, in der rauhen Schürze? Du selber,

Afra, Du bist heute das schönste, vornehmste, glücklichste Dirnel in ganz München gewesen?" — Und sie lachte fröhlich vor sich hin, alle Mühen vergessend; und sie lächelte dann sehnsüchtig, gedenkend der Prophezeiung des Direktors, der ihr ein baldig Glück verhieß, zum Lohne des frommgeleisteten Dienstes. — Unwillkührlich verglich sie ihre Lage mit derjenigen ihres Fräuleins Mechtild; unwillkührlich hafteten ihre Gedanken an dem Glücke, das sich für Mechtild bereitete. Afra seufzte; Afra in ihrer armen Stube umherschauend, zweifelte; Afra, das fromme Kind, suchte Trost und Ergebung in ihr Loos vor dem Bilde ihrer himmlischen Fürsprecherin. In ihrem Busen jedoch regte sich im Voraus ein beseligend Gefühl; süße Ahnung erwärmte ihn, ein unschuldig und felsenfestes Vertrauen erfüllte ihn mit unsäglichem Frieden. Afra hätte in ihrer Zuversicht einen Eid darauf geschworen, daß des Licentiaten Worte in Erfüllung gehen würden; noch mehr: ihr war zu Muthe, als ob schon heute, zur Vesperstunde, das verheißene Glück eintreffen müsse: als ob gerade jetzo dessen Bote um das Haus schliche, und ihren Namen riefe mit leiser Engelsstimme. —

Während die Unschuld oben im Hause einer Verkündigung entgegenharrte, polterte unten ein Teufel über die Treppe. Bonaventura, athemlos nach Hause gekommen, seinem Herrn die üble Post zu bringen, flog, um den Altenhof zu gewinnen. Als er die kleine Spitzpforte des Fletzes aufschlug, die nach der Straße ging, prallte er zurück, vor einem hastig eintretenden Manne, der nicht weniger verwundert schien, Bart an Bart mit dem Walliser zusammenzutreffen. Alte Bekanntschaft von beiden Seiten, dem einen sehr unerwünscht, dem andern bald ein willkommen Ereigniß. — „He, sieh doch! der Scheiben-Toni?" — „Ach mein, Ventur', Du schweizer'scher

Krauskopf!“ — „Grüß' Gott!“ — „Willkommen Du.“ — „Kennst mich noch, Toni?“ — „Ich glaub's; bist ja noch immer der Alte.“ — „Bist auch nicht stark verändert.“ — „'s ist Schad! Es wär' mir lieb, wenn ich aussäh' wie ein Aff. Du weißt ja noch, Ventur'? zu Miesbach . . . . he? kennst noch den Stutzen?“ — „Mit dem hast Du auf den Herzog geschossen. Wie?“ — „Pst! um aller Erzengel willen! schluck' nieder, was Du weißt. Wir sind ja zu München.“ — „Wohl wahr; doch verräth ein Spießgesell den andern nicht.“ — Der Scheiben-Toni maß seinen Spießgesellen unschlüssig; ihm fiel die Verrätherei ein, so an dem guten Ritter Georg hätte begangen werden sollen. Bonaventura, welchem daran lag, daß der Tyroler nicht lange seinen Gedanken nachhienge, fragte dringlich und unaufhörlich, was den Schützenfreund nach der Stadt und in dieß Haus führe. Bald hatte er die vollständige Beichte des Gebirgsohns vernommen, und gehört, daß Toni nach eifrigen Erkundigungen erfahren, wie seine geliebte Maria als ein ehrlicher Dienstbote der Ligsalze Haus bewohne, und daß er komme, sie kennen zu lernen und seine Hand ihr aufzubieten, wie ein biedrer Freiersmann.

Bonaventura mußte mit halber Wendung und vorgehaltenen Fingern sein Gesicht verbergen, damit Toni die Teufelsfratze nicht sah, die er schnitt, von Schadenfreude und Bosheit hingerissen, dann warf er sich gewaltsam an des Tyrolers Hals, rufend: „Dir hat Gott mit Fug und Recht Reichthum und frischen Muth geschenkt, Du thust ein gut Werk an der tugendreichen Magd, für wahr! Und ein gut Werk macht gute Worte und diese finden eine gute Statt. Geh' keck hinan die Stiege; bring' Deinen Spruch an, und Gottes Segen mit Dir! Aber . . . eins versprich Deinem Freunde und Gesellen. Weile, bis ich wiederkehre. Nur meinem Herrn eine

Botschaft zu melden, lauf' ich; bin gleich wieder zurück, und sehne mich, mit Dir ein Wort zu plaudern." — „Mein narreter Tattel, tausend für eins, versteht sich. Aber . . . . . liebster Ventur'. . . . hab Gott im Herzen und sey verschwiegen, wie ein Grab. Sollst mich dankbar finden." — Der wallische Schelm legte eine Hand auf die Brust, die andere, wie ein ächter Kreuz- und Nothbruder in die Rechte des Scheiben-Toni, eine schöner als die andere. —

Während er lief gleich einer Spinne, seinen Herrn zu suchen, und ihm eine Gelegenheit zu verrathen, wodurch er sich wieder in des Fürsten volle Gunst setzen möchte, schlich der Scheiben-Toni behutsam die Stiege hinan, und fand das Haus leer, wie ausgestorben. Als er von Thüre zu Thüre ging, vergebens pochend, vergebens die Klinken versuchend — denn das Gesinde des Ligsalz und des Mamugna hielten großen Sabbat — wurde ihm scheu zu Sinne, und öfters sagte er zu sich selber: „Hätte doch etwa dem narbeten Walliser nicht Alles heraussagen sollen! Aber, wie finge ich's an, eine Lug vorzubringen? Und, eins wie's andre; ich muß ihn ja nicht erwarten, kann mich früher davon machen." —

Und dieses Letztere war er im Begriff, in's Werk zu setzen, als er oben im Hause einem mildiglichen Gesang vernahm, und es war ein andächtig Lied, was Afra in ihrer Kammer sang. — Das gute Mädchen hatte seine wenigen Putzstücke aus der Truhe geklaubt, und auf dem Tischlein ausgespreitet: Goller, Mieder, feine Aermel, und schöne Bänder; das schönste war jedoch ein von ihrer Mutter ererbtes; nach wälscher Art musirt mit silbergestriemten Zacken. Das leuchtete lieblich im Sonnenstrahl, der zur Dachlucke hereinstach, und war der zweite Gegenstand, der dem Toni in's Auge fiel, da er am Schlüsselloch lauschte, und mit bebendem Herzen

erkannte, daß hier oben wahrlich die reinste Jungfrau ihren Thron aufgeschlagen. Das Beben in der Männerbrust theilt sich leicht der Männerfaust mit, und daher kam's, daß unvermuthet die Thüre aufsprang, und als wie hereingehagelt der stattlich bewaffnete Tyroler vor seiner Landsmännin stand, die nicht recht wußte, wie ihr geschah.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer in Ungarn.

Drei Tage nach seiner Abreise von Wien stieg ein Pferdehändler vor einem Gasthofe ab, der, am Eingange eines kleinen Fleckens liegend, ihm anständig und ruhig schien. Er empfahl besondere Sorgfalt für sein Pferd, trocknete seine Kleider am Feuer, und als das Abendessen fertig war, so setzte er sich mit dem Wirthe und seiner Familie zu Tische, die das Ansehen hatten, sehr ehrliche Leute zu seyn. Während des Abendessens fragten sie ihn, woher er käme, und als er dann darauf geantwortet „von Wien," waren sie Alle neugierig, etwas aus der Hauptstadt des Reichs zu hören. Der Pferdehändler erzählte Alles, was er wußte. Als nun der Wirth auch fragte, welche Geschäfte ihn nach Wien geführt hätten, erwiederte der Reisende ohne Bedenken, daß er dahin gereist sey, um die schönsten Pferde zu verkaufen, die gewiß jemals dort zu Markte gebracht worden wären. Bey diesen Worten warf der Wirth einem gegenübersitzenden jungen Manne, der sein Sohn zu seyn schien, einen verstohlenen Blick zu. Der Fremde bemerkte ihn, achtete aber wenig darauf; bald wurde er nur zu fühlbar daran erinnert, und hatte Ursache, seine Unachtsamkeit zu bereuen.

Der Ruhe bedürftig, bat er nach Tische, daß man ihn in das bestimmte Zimmer führen möchte. Der Wirth selbst nahm eine Lampe und führte den Reisenden über einen Hof, in ein abgesondertes kleines Gebäude, das zwey, für einen ungarischen Gasthof ziemlich nette, Zimmer enthielt. Ein Bett war im Hintergrunde des zweiten bereitet. So wie ihn der Wirth verlassen, entkleidete sich der Reisende, schnallte seine Geldkatze los, welche eine große Summe in Geld enthielt, und nachdem er sich versichert, daß sie, so wie eine Portefeuille voll österreichischer Banknoten, noch in gutem Zustand war, legte er beides unter sein Kopfkissen, löschte das Licht aus und entschlief, Gott und allen Heiligen für den Erfolg seiner Reise dankend.

Er mochte eine oder zwey Stunden geschlafen haben, als er plötzlich durch das Geräusch eines sich öffnenden Fensters geweckt wurde und zugleich die ihn anwehende Nachluft fühlte. Er richtete sich im Bette auf und entdeckte im Fenster, das gerade seinem Bette gegenüber war, den Kopf und die Schultern eines Menschen, der sich alle Mühe gab, um sich durchzudrängen und in das Zimmer zu kommen. Zu gleicher Zeit hörte er Stimmen mehrerer Menschen, die unter dem Fenster zu seyn schienen. Die schrecklichste Furcht bemächtigte sich nun unsers armen Reisenden, der, sich für verloren haltend und kaum wissend, was er that, schnell unter das Bett kroch.

Einen Augenblick darauf sprang ein Mensch schwerfällig in das Zimmer und näherte sich, schwankend und sich gegen die Mauer stützend, dem Bette. So bestürzt der Pferdehändler auch war, so entdeckte er doch bald, daß der Eingestiegene ganz betrunken war. Dieser Umstand gab ihm indessen nicht viel Hoffnung; denn er hatte sich wahrscheinlich berauscht, indem er sich zu dem be-

vorstehenden Verbrechen Muth trinken wollte, und überdieß hatte der Reisende ja Menschenstimmen gehört, so daß der Raubmörder, im Falle des Widerstandes, auf Beistand seiner Cameraden wahrscheinlich zählen konnte.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als er den Unbekannten seinen Rock auf den Fußboden werfen und sich unverzüglich auf dem Bette ausstrecken sah, das er eben verlassen. Einige Augenblicke darauf hörte er den Unbekannten schnarchen, und der Schrecken fing allmählig an, der Ueberlegung Platz zu machen, ob er gleich den ganzen Vorfall nicht begreifen konnte; eben schickte er sich an, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und die Bewohner des Gasthofes zu wecken, um ein anderes Bett statt dessen, woraus man ihn auf eine so sonderbare Weise vertrieben, zu fordern, als er die äussere Thür leise öffnen hörte; darauf vernahm er den vorsichtigen Tritt von Menschen und bald öffnete sich auch die Thür seines Zimmers, und zwei Menschen, der Wirth und sein Sohn, erschienen auf der Schwelle. „Laß die Lampe doch zurück“ — murmelte der Vater mit halb verhaltener Stimme. — „Was haben wir denn zu fürchten“ — flüsterte der junge Mann — „wir sind zwey gegen einen; überdieß hat er nur ein ganz kleines Messer bey sich und liegt in tiefem Schlafe; horcht nur, wie er schnarcht.“ — „Thue, was ich sage“ — erwiederte unwillig der Vater; — „willst Du ihn wecken? soll sein Geschrey die ganze Nachbarschaft in Allarm setzen?“ —

Der Pferdehändler war vor Schrecken erstarrt; er lag unter dem Bette völlig unbeweglich und der Athem stockte mehr, als daß er ihn zurückhielt. Der Sohn zog nun die Thür hinter sich zu und beide Elende schlichen auf den Fußspitzen dem Bette zu. Einen Augenblick nachher erzitterte das Bett von einer convulsivischen Bewegung und ein erstickter Schmerzlaut schien die Ahnung

zu bestätigen, daß dem Unglücklichen im Bette eben der Hals abgeschnitten worden sey. Nach einer kurzen Pause furchtbarer Todesstille sagte der Wirth: „Es ist vorbey mit ihm; suche nun geschwind das Geld.“ — „Ich habe es schon unter seinem Kopfkissen gefunden“ — antwortete der Sohn; — „es ist ein lederner Beutel und Portefeuille.“ Darauf verschwanden die Mörder.

Als nun Alles wieder still war, kroch unser Reisender unter seinem Bette hervor, sprang aus dem niedrigen Fenster in den Hof hinab und eilte in den nahliegenden Flecken, um die Behörde von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Der Bürgermeister versammelte schleunig die bewaffnete Macht und in weniger als drey Viertel-Stunden war der Gasthof von Soldaten umringt und einer Menge Einwohner, die sich zu Verhaftung der Schuldigen an sie angeschlossen hatten.

Alles im Hause schien in tiefer Ruhe zu liegen; als man sich inzwischen den Ställen genähert hatte, vernahm man einiges Geräusch. Augenblicklich wurde sofort die Thür erbrochen, und da erblickte man den Wirth und seinen Sohn beschäftigt, eine Grube zu graben. So wie die Mörder den Pferdhändler sahen, stießen sie einen Schrey des Entsetzens aus, hielten die Hände vor das Gesicht und stürzten sich zur Erde. Dieß war nicht Reue, noch selbst Furcht vor der Strafe; sie glaubten, den Ermordeten zu sehen — ungeachtet sie doch den Reisenden sprechen hörten. Es kostete Mühe, sie vom Gegentheile zu überzeugen. Nun führte man sie gebunden nach dem Nebenhause, wo die Gräuelthat geschehen, begierig, wie sich das Räthsel lösen würde. Die Gefangenen schienen ziemlich gefaßt, aber doch in dumpfen Hinbrüten; als man aber im Zimmer angekommen war, und sie den im Bette liegenden Leichnam erblickten, da fiel der Sohn bewußtlos zur Erde, und der Vater stürzte

sich mit Jammergeschrey auf das Bett, den blutigen Todten umklammernd und in Verzweiflung ausrufend: Mein Sohn! o mein Sohn! ich, Dein Vater, ich bin Dein Mörder!"

Der Ermordete war wirklich der jüngste Sohn des Wirthes. Trunkenheit war der einzige Fehler dieses jungen Menschen und er war diese Nacht, statt, wie Vater und Bruder glaubte, in seinem Bette zu liegen, insgeheim ausgegangen und hatte mit andern lustigen Brüdern in der Schenke gezecht. Bald gehörig betrunken, hatte er den Zorn seines Vaters gefürchtet, wenn er ihm in diesem Zustande vor die Augen käme, und daher die Nacht in dem isolirten Pavillon zubringen wollen, wie schon öfter geschehen. Seine Freunde hatten ihn dahin begleitet und ihm, bey Ersteigung des Fensters, Hülfe geleistet.

Das Uebrige bedarf keiner weitern Erklärung. Eben so wenig brauchen wir auch wohl hinzuzusetzen, daß die Mörder ihr Verbrechen mit dem Leben büßten, der Pferdehändler aber, obwohl glücklich gerettet und wieder im Besitz des geraubten Gutes, doch noch jetzt der schrecklichen Nacht mit Schaudern gedenkt.

(Börsenhalle.)

Homonyme.

Drei Zeichen unverändert, nennen
Dir eine Landschaft, eine Stadt;
Doch muß auch Jener wohl mich kennen,
Der Leich' und Hochzeitfei'r gesehen hat;
Wer mich zu stark aus Wein gethan,
Den wandelt leicht ein Schwindel an;
O, daß sich's immer wahr befinde,
Was ich im Herzen still verkünde!

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 14tes Stück.

Der große Antlas zu München.

(Schluß.)

Da nun die ersten Fragen vorüber waren, wurde sie es bald inne. — „Jesu!" — „Grüß' Gott schöne Tyrolerin." — „Dank' Gott, Landsmann; woher?" — „Am Zierlsperg, da ist halt meine Heimath!" — „Ach, im Flecken haben auch wir gewohnt, die Mutter und ich." — „Ich weiß, ich weiß, Du lieb's Diendl; das Band hat mir's verrathen." — „Das Band?" — „Ein Citronenhändler hat einmal um Deine Mutter gefreit, und es ist nichts daraus geworden. Aber das Band hat er ihr gebracht von einer Dult." — „Auf ein Haar ists so; und Du heißest?" — „Hiob oder Lazarus, wenn Du Dich nimmer besinnst auf den kleinen Toni, der mit Dir gespielt hat, wie Du nicht höher warst, als der Tisch Du herzige Afra!" — „Ei, du heilige Mutter! der Toni! grüß tausendmal Gott!" — Die freudige Magd reichte dem Jugendfreund die Hand, die er rechtschaffen schüttelte, und nicht losließ, da er sich vor das Mädchen auf den Schemel setzte, um fortzufahren: „Dein Mütterl?" — „Tröst' sie Gott!" seufzte Afra mit schwimmenden Augen: „Und dein Vater, Toni?" — „Gott hab ihn selig.

Bin ganz allein.“ — „Ei ja doch! Du ein reicher Mann! Hast gewiß schon eine Staatsfrau, und liebe Kinder. Du bist geborgen, und die arme Afra mußte weit von der Heimath unter den Ehehalten *) ihr Brod verdienen.“ — „Tappetes Ding! mir fehlt noch's Beste; was meinst? — Die erröthende Dirne schwieg verlegen und sah zur Erde, während als wie himmlische Musik des Toni Rede weiter lautete: „Bin lang ein Narr gewesen, hab' mich herumg'hackelt mit einem g'schupften Weibsbild, das nicht weiß, wo aus noch ein, vor Uebermuth. Wie ich dich gesehen habe, ist alles mit der Theres aus geworden. Schau mich an, Afra. Auf Galli Tag dreißig Jahr', ein Gütel frei von Schulden, ein saubrer Stall mit Vieh und hie und da ein blankes Tausend Gulden... das biet' ich Dir, und das hast Du, wenn Du einschlägst, und wir heut noch unsere Stuhlfest **) machen.“ —

Einer Ohnmacht nahe, schwankte das von seinem Glücke tief bewegte Mädchen. Von des Scheiben-Toni starken Armen gehalten, stammelte sie: „Ich hab' keine Aussteuer als meine Armuth, lieber Toni!“ Und er antwortete mit freudiger Entschlossenheit: „Wenn Du auch nicht ein Paar Schuhe vermöchtest, ich ginge nicht von dannen ohne Dich.“ Aus seinen Augen stürzten Thränen, Afra sah die hellen Zähren, trocknete sie schnell durch ein fröhlich Jawort, und legte zuversichtlich ihre Rechte in die des wonnetrunknen Freiers. — Da meldeten sich Gäste zur Verlobung; ach, es waren unwillkommene Leute, mit Spießen und Stangen, eine Rotte Stadtsöldner, geführt von Bonaventura, dem Judas. „Greift zu!“ befahl er den lärmenden Knechten: „Packt,

*) Ehehalten, Dienstboten.
**) Verlobung.

bindet ihn, den Hochverräther, der schon einmal nach des Herzogs Leben getrachtet; der jetzo gen München gekommen, um sein Frevelstück desto gewisser zu vollführen. Die verdiente Strafe erwartet ihn!" — Schon war der aus seinem Freudentaumel gerissene Toni unter den Fäusten der Schergen, Afra vernichtet, zu Boden geschmettert, ein Paradies in den Staub getreten. Der Falkenthurm mit seinem düstern Grauen umfing den trostlosen Bräutigam.

»Ein Fürst, der da wandelt in der Furcht des Herrn,
gibt auch der Menschheit geziemende Ehr.«

In seiner Schlafkammer, vor dem Crucifixe von Elfenbein, umwebt von tiefer Einsamkeit, kniete und betete der Regent des Baierlandes. Er hatte bald die reichbesetzte Hoftafel verlassen, um seinen Andachtpflichten zu genügen. Sein Schlafgemach war geeignet, einen eifrigen Beter zu beherbergen; es glich der Klause eines Mönchs. Das Getäfel, so wie die Wände von oben bis unten überzogen, von braunem Holze, eben so die Decke der Kammer. Hie und da ein Gemälde des kunstreichen Christoph Schwarz, des Heilands Leidensgeschichte darstellend; ein sehr leserliches „Memento mori" über der Thüre; ein schlichter Vorhang von violettem Zeuch, der das schmucklose Bett und dessen wollene Decke verbarg; . . . das war das Geräthe des prachtvollsten Fürsten seiner Zeit, in dessen Sälen und Galerieen die Bildwerke des Alterthums, unermeßliche Reichthümer an Kleinodien der Kunst, zur Beschauung, zum Genusse aufgestellt waren; dessen Hof eine eigene Stadt bildete, ob des zahlreichen adelig und bürgerlich gebornen Gesindes. Und er kniete unterthänig, wie ein Knecht, denn seine Tugend war Demuth; fromme Milde verklärte sein Gesicht, denn

er umfaßte mit Christenliebe Land und Leute. Wer seine erhabene Gestalt, sein ausdrucksvolles Antlitz, die feurigen Augen unter dichten Brauen und kahler Stirne, wer den befehlenden Mund unter dem schwarzen Bart gesehen, achtete ihn für einen heldenmüthigen Fürsten von rauher Zunge und unerbittlichen Beschlüssen; wurde jedoch mit dem Kreuze an seine Brust geklopft, flugs that sich auf das wachsweiche Herz. Wenige Stunden seines Tags gehörten dem Regiment, mehrere den Künsten, die meisten dem Gebet; der Abend der Familie. Keinen Augenblick mehr verschwendete Wilhelm auf Jagd und Spiel, auf Krieg und Richteramt. Ein wohlgelungener Kirchenthurm galt ihm mehr als alle Gerichtshöfe; ein pünktlich abgehaltenes Fronleichnamsfest freute ihn mehr, als der glänzendste Sieg.

Daher, des Prunks sich entsinnend, womit er heut abermals seinem Gott und Glauben ein verherrlichendes Opfer gebracht, erhob er sich vom Gebet mit verklärter Stirne; verscheucht war aus seiner Brust der grollende Wurm, den Mamugna mit ein paar Worten geweckt, welche er, hinter des Herzogs Stuhle stehend, dem Fürsten in die Ohren geflüstert hatte. Wohlgemuth trat Wilhelm in sein Vorgemach, und gab dem meldenden Edelknaben gnädig die Weisung, den wartenden Licentiaten herein zu lassen. — „Gustate et videte!" rief er dem Direktor zu, und streifte einen Rubinring von seinem Finger, ihn dem getreuen Rathe hinzureichen: „empfanget dieses Kleinod als einen Beweis Unsrer huldvollsten Zufriedenheit. Das heutige Fest übertraf an Ordnung und Pracht selbst den Antlas von Anno vier und achtzig. Unsern gnädigen Dank Eurer Hausfrau. Ihr sollt beide auf Unsrer Kämmerei nicht vergessen werden."
— Der Licentiat bückte sich in einem fort, stammelte seine unterthänigste Erkenntlichkeit, und ließ ruhmredig

mehrere Worte fallen, die seine mannichfachen Verlegenheiten erzählten; zugleich jedoch die Mittel und Wege, die sein Scharfsinn erfunden, sothauen Verlegenheiten zu steuern. Dieses Kapitel endend, sprach er: „Jedoch ist auch allerdings dem Höchsten der wärmste Dank zu bringen, weil Er nicht zuließ, daß mein Eifer zu Schanden wurde; weil gleichsam an Seiner Hand mir mancherlei Werkzeuge zuwandelten, Seinen Namen zu preisen in Ewigkeit.“ — Der Herzog erinnerte sich der Maria, die ihm während des Umgangs der Licentiat gezeigt, und entgegnete: „Eine stattliche Magd, die in der Himmelfahrt Mariä. Wir möchten schon derselben eine Verehrung reichen, an sie ein Wort der Gnaden richten, indem sie Uns und Unserer Gemahlin absonderlich und nicht wenig gefiel. Bringt sie noch heute vor Unsere Augen, Lieber und vergesset nicht, den langen Pharao der so unschuld'gerweise im Schergenstübel gesessen, mit einem Trinkgeld zu bedenken.“ — Noch einmal verneigte sich der Licentiat, sagend: „Das Erstere wird unfehlbar geschehen; das Zweite wäre schon verrichtet, doch ist der Mensch nirgends noch zu finden gewesen.“ — Hierauf entfernte er sich, und ließ dem Patrizier Ligsalz, der mit seiner Tochter und dem Eidam kam, freies Feld. — Wilhelms Gesicht wurde sonnenhell, da er seinen Schützling am Ziele seiner Wünsche sah, und er streckte herablassend die Hände hin, daß sie geküßt würden von dem Brautpaar, welches sich seiner Gnade empfahl. „Gescheut, gescheut, Herr Ligsalz!“ rief der Fürst gerührt; „Bei dieser Hochzeit macht die heilige Dreifaltigkeit, so zu sagen, selber den Copulirpriester. Glaubt es; Ehen, an solchen Festtagen geschlossen, halten wie Stahl und Eisen, bringen Glück bis in's tausendste Glied.“ — Dann klopfte er den Puchhaimb auf die Wange, fortfahrend; „Schau, armer Gesell, wie sie Dich verläumdet. . . . .

wie sie das schöne Kind da angeschwärzt hatten! Haben Wir nicht gleich gesagt, Herr Ligsalz, daß Wir's nicht glauben möchten von dem Puchhaimb? Er, das ehrlichste Blut im Baierland, er, eine Jungfrau entführen! er, ein Aergerniß geben der ganzen Christenheit! ein Scandalum, so Wir, auf Fürstenwort, nie vergeben hätten?" — Das Brautpaar senkte erröthend die Häupter zu Boden, während Ligsalz entzückt die Augen zum Himmel kehrte; der Herzog faßte aber Puchhaimb's Kinn, hob sein Antlitz empor, und sprach weiter: „Darum haben auch Wir dich erzogen, und seynd stolz auf Dein Gedeihen, und werden nimmer Unsere Hand von Dir abziehen, und Dir eine fürstliche Aussteuer mitgeben. Ach, Wir tragen ja nur eine heilige Schuld an Dich ab, und mögen dennoch in Ewigkeit nicht das kostbare Blut Deines Vaters vergelten. Gott verleih' ihm die höchste Seligkeit! Er starb als ein Biedermann für den lieben Heiland, seine christkatholische Kirche, und seinen Herzog. Wir denken's noch, als wär's gestern gewesen, wie er neben Uns ritt im hellen Harnisch, und die Kugel sauste, die auf Uns gemünzt gewesen, und der Puchhaimb fiel, daß ihn jedermänniglich beneidete . . .!"

Die Thränen des Herzogs spiegelten sich wieder in des Sohnes Zähren; plötzlich aber trocknete Wilhelm seine Augen, zog die Brauen zusammen, und begann: „Bei allen vierzehn Nothhelfern! Wißt ihr schon, daß der Gaudieb gefangen sitzt, der den edeln Ritter erschoß? Der Bösewicht hat sich in München eingeschlichen, um Uns den Garaus zu spielen, kann alte Bosheit nicht vergessen, obschon Uns Gottes Hand sichtbarlich beschirmt. Unser Engel war dießmal der Mamugna, der's in den Sternen las, und alsogleich den Frevler zur Haft bringen ließ. Manche Lügen und Winkelstreiche verzeihen Wir dem Wälschen um dieses Dienstes willen." — „Mei=

nes Vaters Mörder?“ fragte Puchhaimb auffahrend; aber Ligsalz hängte kopfschüttelnd die Frage an: „Wird es wahr seyn, was der Graf berichtet, gnädigster Herr? Ich hätte Felsen auf ihn gebaut, und dennoch hat er mein liebes Kind verläumdet, und dieses wackern Jünglings Ehre beleidigt.“ — Aus Puchhaimbs Augen fahren drohende Blitze, und lächelnd meinte der Herzog: „Wir zweifeln nicht, daß der Ritter verstehen werde, den giftig hingeblasenen Rost von seiner Ehre Spiegel zu putzen. Was aber den heimtückischen Mießbacher angeht, so wollen Wir alsobald ins Reine mit ihm kommen. Wir befahlen, ihn aus dem Kerker zu ziehen, und vor Uns zu bringen. Unser Befehl muß bereits vollzogen seyn.“

Gewohnt, von seines Gesindes Gehorsam pünktlich bedient zu werden, betrog sich heute der Herzog in seiner Voraussetzung nicht. Der Scheiben-Toni wartete schon draußen, der Ketten entledigt, unter den Speeren der Wächter. Der ersten Ueberraschung, die den Tyroler zu Boden geworfen, war eine ihm selber unbegreifliche Ruhe gefolgt. Er scheute sich nicht, dem unter die Augen zu treten, der über sein Leben entscheiden konnte; er wünschte sogar dieses Verhör. Der niedrige Verrath, dem er erlegen, hatte ihn vor sich selber wunderbar erhoben, und Balsam war für seine Brust der Gedanke, daß Afra für ihn betete, daß die frömmste Seele in München an ihm hing, daß er nicht von aller Welt verlassen stand. Mit solcher Freudigkeit erschien er vor dem Herzog, und dessen würdig Antlitz getröstete ihn noch mehr, daß er muthig, obgleich bescheiden, nach der ersten Frage zu dem Herrn anhob: „Heil und Segen Dir, Du frommer Herzog Wilhelm! Wir sprechen daheim in unsern Thälern oft und vielmals von Deiner Gerechtigkeit, und wie Du ein guter Vater seyst Deinen armen Leuten und Unterthanen. Wollest auch gerecht

seyn mit dem unglücklichen Scheiben-Toni, der vor langen Jahren, ... ich läugne es nicht mehr, ... im Kriege auf Dich geschossen hat; aber ein Schelm ists, welcher sagt, ich sey anher gereist, um als ein Nachtmörder Dir ans Leben zu wollen. Wenn's Dir kein' Langweil macht, Wilhelm, so erzähl' ich Dir bäurisch und einfältiglich, wie es mir ergangen. Horch' auf meine Red', und nicht auf das Geplausch des Walliser Spanbrenners, der mich verrathen hat."

Die treuherzige und dennoch so geschmeidige Anrede des klugen Gebirgssohns, und sein ernsthaft männlich Wesen bestachen den just heute gar menschenfreundlich gestimmten Herzog, daß er mit geduldigem Ohre zuhörte von Anfang bis zu Ende, was Toni, der Wahrheit die Ehre gebend, vorbrachte. Als gegen den Schluß seines Berichts der Erzähler von seiner Liebe zu Afra, von seiner Freiwerberei, seinen Hoffnungen und seinem plötzlichen Unstern lebendig und beweglich redete, rührte er auch den Fürsten tief, daß derselbe ihm mit der Hand winkte, stille zu schweigen, und abgewendet zu dem Geschlechter sagte: „Findet Ihr eine Schuld an dem Buben? Was er zu Mießbach gethan, that er im Kriege, war nicht unser Unterthan. Und meint Ihr, er hätte auf eine fröhliche Hochzeit denkend, noch einmal auf Uns schießen mögen? Und Ihr habt ihn gesehen, wie schön er den Pharao machte?" — „Mamugna wollte freveln an dem Unschuldigen, frech zählend, auf Ew. fürstl. Durchlaucht Leichtgläubigkeit;" versetzte Ligsalz achselzuckend, und der Herzog schwieg lange mit grollend gerunzelter Stirn. — Während dessen flüsterte bittendes Auges, der Scheiben-Toni, der klug verschwiegen, welchen Dienst er dem Puchhaimb geleistet, demselben, der in sich verloren da stand, zu: „Um Deines glücklichen Brautstandes willen, Jörgl, red' ein gut's Wörtl zum Herrn,

und Gott vergelt' Dir's tausendmal!" — „Unseliger!" entgegnete der Jüngling schmerzlich: „Du hast meinen Vater getödtet....!" — Nun verstummte freilich erblassend der Tyroler, aber Mechtildis beredeter Blick, zu dem Verlobten auffliegend, schien mit zärtlichem Vorwurf zu fragen: „Grausamer, verdanken wir nicht Diesem unsere Seligkeit, und ist Dein Edelmuth nicht stark genug, eine That zu vergessen, die ein blinder Kriegszufall dem Schützen auf die Schultern warf?" — Puchhaimb verstand den Blick; der seinige fiel auf das Bild des heiligsten Mittlers; seines Vaters Stimme schien aus den Wolken zu rufen: „Vergib um meinetwillen!" und, gehorchend der edelsten Regung, dem schönsten Gefühle seines Lebens, warf er sich zu des staunenden Herzogs Füßen, rufend: „Eure Weisheit, Eure Großmuth, durchlauchtigster Herr, hat gewißlich schon entschieden zwischen diesem armen Bauer und dem lügnerischen wälschen Abentheurer; gewißlich habt Ihr diesem armen Schelmen vergeben, was er einst gegen Euch versuchte. So aber nöthig wäre, Euern fürstlichen Gnadenspruch erst flehentlich zu erbieten, so hört günstig die Fürsprach des Puchhaimb, des trauernden Sohns, der selber seiner Rache sich entkleidet, um Euch zuzurufen: Schenkt diesem Manne das Leben, die Freiheit, Verzeihung und Eure Huld! Sich sträubend gegen des Jünglings Ungestüm, entgegnete schmollend der Herzog: „Steh' auf, scham' Dich in Dein Herz hinein, Gelbschnabel. Sind Wir denn ein Tyrannus, ein Herodes? Steh' auf, sagen Wir; Gott allein die Ehre. — Was gibts aber draußen? — Wer heult vor Unsern Porten? Herein, wer ists?"

Vom Licentiaten halb geschleppt, halb geschoben, erschien Afra, ein Bild der Wehmuth und der ängstlichsten Schüchternheit auf der Schwelle, und kniete schluchzend nieder, auf Toni deutend, Gnade bittend für ihn. „Potz

Falken!" sagte der Herzog, dem selber angst und bange wurde: „Steht's auf mitsammen, macht's Uns den Kopf nicht warm. Komm herbei, Tirolerbub. Da, küsse Uns die Hand; hast den Pharao brav gemacht, viel Ehr' damit eingelegt, und wann die Maria dort Dich lieb hat, und Du sie ehrlich halten willst, so mag vergeben seyn, was zu Mießbach geschah, und wir wollen nicht glauben, was Uns von Dir geträtscht worden ist. Aber Alles gilt nichts, was wir hiemit versprochen haben, wenn Du nicht ausweisen magst, daß Du der vermaledeiten Ketzerei abgeschworen hast, wofür Du dazumal Dein Pulver verklopftest. He, Du Longinus, wie stehts mit dem Christenthum?" — Da war der Scheiben-Toni gesattelt; aus der Tasche zog er den Rosenkranz, unter'm Brusttuch hervor das Agnus Dei; auf seine Kniee sinkend, und die Hände faltend, betete er zum Herzog empor den Glauben und dann das Vaterunser, und endlich den englischen Gruß, sonder Anstoß noch Irrthum; daß ihm Herzog Wilhelm zu guter Letzt einen sanften Backenstreich gab, ihn vereinigte mit der Braut, und ihm erlaubte, seinen treuen Stutzen beim Scheibenschießen zu gebrauchen. — Nachdem alle die Glücklichen unter tausend Segenswünschen von dem mildreichen Herrn geschieden waren, entließ er auch den fröhlichen Licentiaten mit den Worten: „Schreibt's auf, Herr Müller, was sich heut am Antlasfeste zugetragen. Kind und Kindskinder sollen lesen, wie der Finger des Allmächtigen in all diesen Verwirrungen sichtbarlich gewesen, und wer's nicht glaubt, . . . dem fahre das Wetter in den Ketzerschädel; Gott vergebe Uns die schwere Sünde! — Was den Mamugna angeht, so schneiden Wir ihm aufs Kerbholz, was er Uns heute vorgelogen!"

Das Beste, Haupt, Kranz und Glück vom Münchner Ehrenschießen brachte der Scheiben-Toni nach dem heimischen Thale zurück. „Da ist, was ich Dir versprochen;“ sagte er zu der überraschten Theres, indem er die seidenen Fahnen, behangen mit Silbermünzen, zu ihren Füßen niederlegte: „Hier ist aber auch, was ich für mich behalte!“ setzte er hinzu, und zeigte der Vernichteten die schöne Braut. — Als er seine Afra heimführte, und die Berge vom Jubel wiederhallten, verbarg sich neidvoll und beschämt Theres in einem Kloster; just an demselben Tage wurde zu München Marco Bragadin um seiner Betrügereien willen am Leben gestraft und in vergoldeten Stricken aufgehangen. Dem Walliser schenkte man für seine Lebenszeit einen Platz auf den Ruderbänken einer venetianischen Galeere.

Rothenbühler,

holländischer General-Gouverneur von Batavien,

und

Maximilian Joseph I.

Es mögen ungefähr 70 Jahre verflossen seyn, seit in öffentlichen Blättern, von Amsterdam aus, der Tod eines in Batavien verstorbenen Deutschen, Namens Rothenbühler, angekündigt wurde. Es war dieser Rothenbühler als Junggeselle, ohne Hinterlassung eines letzten Willens, aber im Besitz eines sehr beteutenden Vermögens von der Erde geschieden, dessen zufolge seine ebenfallsigen in Deutschland lebenden Intestaterben aufgefordert worden waren, mit rechtsgültigen Ansprüchen zu der in Frage stehenden großen Erbschaft sich zu melden. Ein einziger Bewerber trat auf, nämlich ein in Ruhestand gesetzter, sehr armer Schullehrer in dem Zweibrückenschen

Städtchen Hornach, welcher sich ebenfalls Rothenbühler nannte. Der Schullehrer war mit seinem einzigen zehnjährigen Söhnchen in Amsterdam eingetroffen, um die Erbschaft anzusprechen, wo er aber zu seinem großen Schrecken den Bescheid erhielt: es werde die Verlassenschaftssache auf Java verhandelt.

Der Schullehrer gedieh zu dem Entschlusse, mit seinem unmündigen Sohne die Reise nach Batavien anzutreten, und führte diesen Entschluß in der That auch aus. Auf dem Fahrzeuge, auf welchem sich die Hornbacher eingeschifft hatten, befand sich unter andern Passagieren auch ein nach Batavien auswandernder schwäbischer Prediger protestantischer Confession. Dieser Prediger war ein nicht minder weltkluger als menschenfreundlicher Mann; er schloß sich mit Interesse an die Hornbacher an, versprach, sie in Batavien mit Rath und That zu leiten, und unterrichtete während der langen Seereise den jungen Rothenbühler in der lateinischen Sprache und anderen nützlichen Kenntnissen.

Die Gesellschaft langte glücklich auf Java an. Der Schullehrer aus Hornbach trat mit seinen Ansprüchen bei den Gerichten auf, und sah sich in Kurzem in dem Besitz jener Erbschaft, deren Umfang selbst seine kühnsten Erwartungen noch übertraf. Allein nicht lange vermochte der Schullehrer aus Hornbach seines ihm so unverhofft gewordenen Glückes sich zu erfreuen; er wurde ein Opfer des ungewohnten Klimas, und starb nach Verlauf weniger Monate schon.

Nun war dessen zehnjähriges Söhnchen, Rothenbühler III., natürlicher Erbe des ungeheuren Vermögens. Der bereits erwähnte schwäbische Prediger nahm sich des Unmündigen an, und sorgte, als dessen erklärter Vormund, für des Knaben weitere Ausbildung und Erziehung.

Rothenbühler der Dritte reifte zu einem verständigen und wackern Manne heran; er wußte die ihm gewordenen Schätze nicht nur zu erhalten, sondern sie noch bedeutsam zu vermehren, ja er sah sich in der Folge sogar von der holländischen Regierung zum General-Gouverneur Bataviens ernannt, in welcher obersten Civilwürde er vieles Gute und Ersprießliche wirkte.

Als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Britten Batavien besetzten, wollte die englische Regierung den allgemein hochgefeierten, bisherigen General-Gouverneur, sogleich in seinem Posten bestätigen, allein der edle Rothenbühler glaubte durch Annahme einer solchen Bestätigung undankbar gegen die vormalige holländische Regierung zu handeln; er lehnte daher die ihm zugedachte Ehre ab, und begnügte sich, dem unaufhörlichen Drängen der englischen Regierung endlich nachgebend, mit einer untergeordneten Civilstelle, deren Funktionen er sich nun auch unter dem neuen Regime mit dem ihm eigenthümlichen Eifer unterzog.

Wenn schon in der frühesten Jugend dem teutschen Vaterland entrissen, schlug nichts destoweniger Rothenbühlers Herz stets voll Theilnahme für die liebe Heimath, — und in den höchsten Enthusiasmus versetzte den Zweybrücker die wichtige Nachricht, welche er von einem Verwandten aus Hornbach erhielt, daß sein Geburtsland endlich unter Maximilian Joseph I. von Bayern seinem alten hochgeliebten Herrscherstamm wiedergegeben sey.

Der vormalige holländische General-Gouverneur betrachtete sich noch immer als Zweibrücker, und als solcher feierte auch er die Huldigung, welche Zweibrücken dem bayerischen Könige brachte, freudenvoll, ja damit nicht einmal zufrieden, beschloß er bei dieser Gelegenheit, dem neuen Herrn Zweibrückens aus dem alten Stamme mit kostbaren, eines batavischen General-Gouverneurs würdigen Angebinden zu überraschen.

Das ganze Geschäft einzuleiten und zu führen wurde der bekannte und würdige, als Oberkonsistorialrath in München angestellte Herr Dr. Philipp Casimir Heintz ersucht, und willig entsprach dieser berühmte Gelehrte auch dem ehrenvollen Zutrauen, welches mit so vollem Rechte sein ferner Landsmann in ihn setzte, und noch heute befindet sich Herr Dr. Heintz im Besitze mehrerer eigenhändigen Schreiben des batavischen General-Gouverneurs.

Herr Rothenbühler auf Java hatte eine Menge der seltensten und kostbarsten Mineralien, Statuen, Vasen der alten und neuen Welt zum Geschenk für König Maximilian Joseph bestimmt.

Diese merkwürdigen Geräthschaften alle wurden sorgfältigst gepackt, und auf mehreren Schiffen vertheilt, nach Deutschland gesendet; allein leider fand gerade jenes Fahrzeug, welches der Geschenke größten und kostbarsten Theil bewahrte, in den Fluthen des Meeres seinen Untergang, und nur der kleinere Theil der batavischen Kunstschätze traf glücklich und durch Vermittelung Rothenbühlerischer Wechsel selbst gänzlich portofrei in München ein.

König Maximilian Joseph empfand großes Vergnügen ob den erhaltenen Geschenken aus Batavien. Kein Diener durfte bei der Auspackung Hand anlegen, denn der König selbst unterzog sich mit dem Herrn Konsistorialrath Heintz diesem angenehmen Geschäfte.

Die Rothenbühlerischen Angebinde wurden zu München in den königlichen Kunstkabineten aufgestellt, wo sie sich heutigen Tages noch befinden. Die Kisten, in welchen diese Schätze verpackt über das Meer gekommen, waren aus einem fremden Holze verfertiget, kostbarer und härter noch als Mahagony; der König wollte solche Kisten zerlegen, und aus denselben Meubles für die königliche Burg verfertigen lassen. Ob dieses wirklich geschehen, können wir nicht behaupten.

Herr Rothenbühler auf Java erhielt den bayerischen Civil-Verdienst-Orden, und selbst der Fuhrmann, welcher den Transport der Kunstschätze auf der Achse nach München besorgt hatte, wurde königlich belohnt.

Ob unser Landsmann, der greise ehemalige holländische General-Gouverneur auf Java noch lebt, ist uns nicht bekannt.

Schließlich haben wir nur noch zu bemerken, daß wir vorstehende interessante Notizen der freundlichen, mündlichen Mittheilung des Herrn Konsistorial-Raths Dr. Heintz selbst verdanken. (v. Schaden.)

Merkwürdige Hülfe durch einen Traum.

Der berühmte Joh. Aug. Ernesti, von Mit- und Nachwelt, als Mit-Urheber christlich-theologischer Aufklärung geehrt, erzählt in der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters (Memoria Frn. Aug. de Apfelstadt, in Ernestis: Opusculorum oratiorum novum volumen Leipzig 1791) folgende Begebenheit. Der junge Apfelstadt war sechzehn Jahre alt, als plötzlich sein Vater an einem hitzigen Fieber starb. Die Hinterlassenen geriethen dadurch in Gefahr, ihr ganzes Vermögen zu verlieren. Der Vater hatte eine Einnehmerstelle zu Erfurt, und blieb jetzt eine beträchtliche Summe Geldes, die sich nirgends vorfand, nebst der Rechnung darüber, zur kurfürstlichen Kammer schuldig. Sie überstieg bei weitem seinen gesammten Nachlaß. Dieser sollte nun nächstens für die Kammer versilbert werden. Matt von Betrübniß, in der äussersten Noth, legt sich der Jüngling Abends zu Bette. Da erscheint ihm im Traume die Gestalt seines Vaters, der ihn in das Sitzungs-Zimmer der

Hofkammer führt, und ihm hinter den Sessel des damaligen kurfürstlichen Statthalters Boineburg einen kleinen Kasten zeigt, ni welchem er das Geld nebst den Rechnungen gelegt habe.

Der Jüngling erwacht schnell von seinem sehr klaren Traume; er konnte die Sache vor Freude kaum glauben, weil aber die Noth so dringend war, so wollte er nichts unversucht lassen und faßte den Entschluß, auf die Hofkammer zu gehen, und sich von der Wahrheit oder Falschheit des Gesichts zu überzeugen. Er kommt in das Zimmer, das er vorher wachend nie gesehen hatte, und erstaunt sogleich über die innere Einrichtung, welche völlig der nächtlichen Erscheinung glich. Die Anwesenden wundern sich, was der junge Mensch wolle; er aber geht gerade auf die Stelle zu, die ihm im Traum war angezeigt worden, findet die Kiste, und siehe da, das Geld liegt vollständig mit den Rechnuugen darin. Indeß die gegenwärtigen Personen starr vor Verwunderung stehen, eilt er nach Haus mit der Nachricht zu seiner Mutter, und beide ergießen sich in Lob gegen Gott, für diesen augenscheinlichen Beweis seiner Erbarmung. Diese Geschichte war ihm ein Unterpfand der göttlichen Vorsicht, die ihn durch sein ganzes Leben mit wunderbarer Güte leitete und wurde ihm ein starker Antrieb zur ernsten Frömmigkeit. Nie konnte er diese Begebenheit vergessen, und nie ohne Freude und Dank gegen Gott sich derselben erinnern. So weit Ernestis Erzählung.

Charade.

(Zweisylbig.)

Lieb' und Tod nur macht das Erste;
Glaub' und Hoffnung gibt das Zweite,
Reiner Wille schafft das Ganze.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 15tes Stück.

Der Bauer von Portugal.

Eine Novelle, dem Tagebuche eines Reisenden entlehnt.

Von Dr. G. N. Bärmann.

Gewaltig waren die Fortschritte, welche die Franzosen im Jahre 1807 auf der pyrenäischen Halbinsel unter den Marschällen Soult und Junot gemacht hatten. Eine lange Kette von Verwüstungen zeigte sich den Verstärkungen, die Napoleon dem Hauptheere nachschickte. Feuer und Rauch, Wehklagen und Verwünschungen waren Willkommgruß und Begleitung jenen Nachrückenden, so weit diese die Schritte lenken mochten. Kriegsgetöse, selbst denen furchtbar, die daran gewöhnt waren, brach um diese Zeit herein über ein liebliches portugiesisches Dörfchen, vor welchem ein Theil des französischen Heeres plötzlich ein Lager aufschlug, und um so mehr Schrecken und Entsetzen um sich her verbreitete, als seine Gegenwart durchaus unerwartet gewesen war.

Ein Kürassierregiment rückte heran, um den Ort zu besetzen. Während der Rosse Gestampf fern daher schallte, wie des Sturmes Geheul durch Wald oder Wellen zu brausen pflegt, schloß Joao Taxillo, der glücklichste Bewohner jenes Dörfchens, Liebe und Treue,

die so eben erst seinen Wünschen gewonnene Braut Marguerita an seine Brust.

Joao Tarillo war als Kind an der Pforte eines benachbarten Klosters gefunden worden. Ein reich gestickter, brauner Kriegermantel, ein Schwert, dessen Klinge von vorzüglicher Güte war, und ein Wehrgehenk von kunstvoller Arbeit, waren die Attribute, welche man dem ausgesetzten Kinde beigegeben hatte.

Hieraus folgerte Joao Tarillo, einer der Mönche jenes Klosters, der dem Kinde seinen Vaterschutz angedeihen und seinen Namen erben ließ, daß der Vater des Findlings ein Krieger und wahrscheinlich ein Edelmann sey. Aus diesem Grunde beschloß der fromme Pater dem Kleinen eine Erziehung zu geben, welche mehr jener muthmaßlichen Herkunft als irgend einer anderen noch mehr schwankenden Ansicht entspräche. Vergebens jedoch war und blieb solcher Entschluß. Kurzweil treiben und Possen reißen, des kleinen Findlings liebstes Thun, bestätigten solches nur allzubald. Lange, schwarze Augenwimpern konnten kaum die Schelmerei verbergen, die aus dem Antlitze des Knaben hervorguckte und neckende Schadenfreude waren der vorherrschende Ausdruck seines Gesichtes, über welches nur selten ein schnell wieder verschwindendes Lächeln zog. Bücher waren ihm verhaßt, Studium und Bußübung waren für ihn Martern, von denen er nicht ausmitteln konnte, welche die größere sey, bis endlich Klosterregel und Mönchsgebräuche ihm so zu Gräueln wurde, daß er beschloß, seine Beschützer und deren düstere Wohnstätte zu verlassen.

Jedoch ehe er von dem Orte wich, der ihm, als er den Augenblick des Scheidens auf immer nun herbei zu führen gedachte, durch tausend freudige und schmerzliche Erinnerungen theuer sein mußte, sprach er in der Hütte

eines oft von ihm besuchten freundlichen Landmannes ein, welcher nicht allein für den Wohlhabendsten im Dorfe galt, sondern dessen Tochter und Erbin der Schmuck, die Schönheit und der Stolz des Ortes war.

Joao glaubte eine Thräne in Marguerita's Auge schwimmen zu sehen, und wähnte, es erstürbe das Lebewohl auf des Mägdleins Rosenlippen, als sie dem stattlichen Abentheurer ein Segensgebet mitgeben wollte auf den Weg der planlosen Wanderung. Scheu und Freude fesselten auf einen Augenblick Joao's Zunge; doch gewohnt, Hindernissen zu begegnen und dieselben, wo möglich, zu bewältigen, floß ihm bald wieder der Strom der Rede. Hinsinkend zu des Mädchens Füßen, begegnete ihm leise der Druck von Marguerita's Hand, welcher, obwohl auch dem schärfsten und aufmerksamsten Beobachter unbemerkbar, glühend durch Joao's Adern rollte, und in seinem Herzen eine Flamme zündete, die selbst im Blute von hundert Opfern nicht erloschen sein würde. —

„Marguerita," rief er, „Du liebst mich, Du wirst die Meinige werden. Wie dank' ich es Dir aus voller Seele! Allein Du bist ein Preis von unschätzbarem Werthe, und ich muß Etwas thun, um Dich zu verdienen. Nicht genügt es mir, so manchem Mitbewerber den Rang abgelaufen zu haben, selbst wenn Einer oder der Andere von ihnen mich in manchem Betrachte übertreffen möchte. Wahrlich! ich müßte mich selbst verachten, wenn ich eines so ausgezeichneten Glückes ganz theilhaftig werden wollte, ohne vorher eine des Preises würdige That vollbracht zu haben. Ich will also alle Jünglinge des Dorfes und der Umgegend zum Wettstreite in der Tapferkeit, der Geschicklichkeit und der Behendigkeit herausfordern, und wenn ich dann den Letzten aller Kämpfer und Ringer werde überwunden haben, dann will ich um Dich,

mit dem Gefühle werden, daß ich einen so herrlichen Preis verdiente. Bis dahin — lebe wohl!“

Die Greise des Dorfes hielten Joao für höchst anmaßend, wenn nicht gar für närrisch, aber die Jünglinge brannten vor Ungeduld, mit ihm zum Wettkampf zu gelangen, denn Marguerita, die Geschmeicheltste unter Allen durch Joao's Entschluß, war so tugendhaft wie sie schön, und so liebenswürdig, wie sie tugendhaft und schön war.

Greise und Jünglinge des Dorfes hielten es überdies für unmöglich, daß Joao seinen eiteln Stolz würde wahr machen können; allein die Muthmaßungen und Erwartungen so der Weisen wie der Thoren werden nicht selten durch unvorherzusehende Ereignisse zunicht gemacht!

Wochenlang zeigte Joao sich als unbesiegter Fechter, Ringer und Schwimmer, als der Armstärkste und Schnellfüßigste unter allen seinen Mitbewerbern und Gegnern. Der scheelsüchtige wie der frohgelaunte Ueberwundene mußte, wohl oder übel, von fernerem Wettstreite abstehen!

Ein junger Edelmann des Landes, der zufällig einem Ringkampfe zugesehen hatte, fand so großes Wohlbehagen an Joao's riesigem Körperbau und dessen außerordentlicher, mit der höchsten Anmuth und der zartesten Behendigkeit verbundenen Muskelkraft, daß er sich nach dessen näheren Verhältnissen und Charakter erkundigte, und ihm dann das Anerbieten machte, ihm ein genügendes Einkommen zu verschaffen, welches ihm, neben der Morgengabe seiner Braut, ein von allen Launen des Geschickes unabhängiges Erdenloos würde bereiten können.

„Ohne Zweifel seid Ihr von edler Herkunft,“ sagte

der Marquis von Marialva zu Joao, „also gönnt mir das Verdienst, Euch in eine, Eurem Stande angemessene Lage zu versetzen.“

„Herr,“ war Joao's Antwort, „haltet mich nicht für übermüthig, wenn ich Euren Antrag zurückweise. Mein Stolz ist von eigener Art. Mit Verdruß würde ich mich — und gleichsam nur zur Hälfte — einem Stande beigesellt sehen, der mich doch nur mit Widerwillen in seine Kreise aufgenommen haben würde und aufnehmen könnte; und ich würde in solchem Verdrusse gewiß meine Verächter, und noch mehr die Verachtung derselben, zu allen Teufeln jagen. Trage ich doch Kraft genug in mir, zu gedeihen, ohne daß ich Fütterung bei denen suche, die mir bisher stets fern blieben! Fühle ich mich doch belebt genug zu Entwürfen und Thaten, die ich aus mir selbst entwickeln möchte! Die Zeit wird herankommen, wo mein Vaterland, — denn ich fühle es, daß ich ein Portugiese bin! — eines unerschrockenen Mannes bedarf, wo ein furchtloses und entschlossenes Gemüth nöthig seyn wird, um das Geschick des Tages auszugleichen! Dann soll mir, dem Namenlosen, ein Name erblühen; und stolz werde ich dann darauf sein, den Titel: »Der Bauer von Portugal« zu erlangen. — Ihr lächelt, Herr? Mögt Ihr immerhin lächeln; dennoch möchte ich lieber Einer seyn, der seines Vaterlandes Retter ward, oder doch im treuen Dienste desselben starb, möchte lieber mich der allgemeinen Benennung erfreuen, die der halben Bevölkerung der Erde beigelegt wird, als der Gutsherr der reichsten Besitzung, und der Erbe eines nichtssagenden Titels in der sogenannten vornehmen Welt sein.

Während Joao also mit glühenden Wangen und leuchtenden Blicken sein Innerstes offenbarte, ahnete er nicht, wie nahe die Gefahr war, welche er gleichsam in

begeisterter Prophezeiung verkündigte; jedoch das plötzliche Hereinbrechen derselben diente nur, seinen Muth und seine Strebekraft zu erhöhen.

Wiewohl erst seit Kurzem in den Bräutigamsstand getreten, bereitete Joao bei dem Gerüchte von der Annäherung französischer Truppen, sich gelassen vor, seine Geliebte sonder Murren zu verlassen, und Marguerita, noch unkundig jener von außen hereindringenden, entsetzlich drohenden Gefahr, machte ihrem künftigen Gatten zärtliche Vorwürfe, daß er gleichsam am Hochzeittage auf unbestimmte Zeit von ihr scheiden wollte. Allein Joao stand schon als Verfechter seines Dorfes auf der Schwelle der Wohnung, die all sein jetziges und künftig zu hoffendes Glück enhielt — da wendete er sich noch einmal, um die von den Wangen seiner Erwählten und Errungenen fließenden Thränen wegzuküssen, und ihr mit den lebhaftesten Farben sein Verlangen nach Ruhm, seine Wünsche nach Auszeichnung, um der Heißgeliebten noch würdiger zu werden, zu schildern. O wie wahr sprach Joao auch in dieser Stunde, wie in jener, wo er vor dem Marquis von Marialva die geheimsten Tiefen seines Gemüthes erschauen ließ! Der Liebe glühende Leidenschaft hatte jede schlummernde Fähigkeit seines Wesens mit der ihr ewig eigenen wundersamen Gewalt und Schnelligkeit geweckt — wen die Liebe nicht belehrt, nicht leitet, nicht erhebt, nicht empor flügelt, in dessen Brust ist das Herz erstorben für jegliches Thun, wodurch der Mensch von seinem moralischen Dasein Zeugniß zu geben vermag!

Mit vollkommener Geistesruhe und besonnener Entschlossenheit ertheilte er unter gemeinsamer Zustimmung aller Aeltesten seines Dorfes Befehle zur Vertheidigung des Ortes gegen die anrückenden Franzosen. Seine Anordnungen trugen das Gepräge der höchsten Zweckmäßig-

keit und zogen wie durch Zauberschlag die pünktlichste Ausführung nach sich.

Joao hatte nunmehr das treffliche Schwert seines ihm freilich unbekannt gebliebenen Vaters der Scheide entnommen — erhoben hatte er sich von dem ehernen Pfühl, auf welchem er in seinem zartesten Kindesalter hatte ruhen müssen, und beschwor nun die versammelten Dorfbewohner — lauter rüstige Männer und Jünglinge — für ihre Hütten, ihre Weiber und Schwestern, ihre Kinder und ihre Weinberge bis zum Tode zu fechten.

„Wir wollen leben!“ rief er. „Wir werden leben, meine Freunde, um mit erhöhetem Gefühle jene Lieben an unser Herz zu drücken, jene Lieben, denen wir um so theurer sein werden, weil wir Gefahr und Bedrängniß, Schmach und Verderben von ihnen abwenden. Sollten wir aber fallen, so werden unsere Leiber einen unübersteiglichen Wehrdamm bilden, den zu beschreiten auch den verwegensten Feind mit Entsetzen erfüllen soll!“

Alle jubelten der Begeisterung des jungen Redners entgegen, als wäre der weissagende Herold eines glücklichen Ausganges ihrer so unglücklichen Sache; und nimmer ward einem französischen Regimente unter Napoleon's Fahnen, wie brav dasselbe auch fechten mochte, mit mehr Feindseligkeit, mit stärkerem Widerstrebungsgeiste zuwidergewirkt!

Davon benachrichtigt, daß eine Hand voll portugiesischer Bauern es wagen wolle, einem Regimente zu trotzen, das bei seinem obersten Feldherrn, dem gewaltigen Kaiser der Franzosen, in hohen Gnaden stand, und dessen mehrste Mitglieder mit Auszeichnung seiner Zufriedenheit — wahrlich schwer errungene Auszeichnungen! — geschmückt worden waren, fand der Führer dieses Regiments es für unerläßlich, den Befehl zu ertheilen, das Dorf mit Schwert und Feuer, mit Mord und Plünde-

rung heimzusuchen. Jedoch die Bauern fochten an den Gränzen ihres Bezirkes und endlich auf den Thürschwellen ihrer Hütten für die Oelbaumpflanzungen und Weinberge, aus denen sie ihre Wohlhabenheit gewannen, für die Lieben, deren Leben und Habe zu vertheidigen sie geschworen hatten. Sie waren keine Miethlinge, welche gegen kümmerlichen Tagssold ihr Blut um einer Sache willen vergossen, für welche sie weder fühlten, noch empfanden; sie waren ein schlichtes Völkchen, kannten wenig von dem kläglichen Ehrgeize solcher Herrscher, die, aus der angeborenen Niedrigkeit sich emporschwingend, ihre blutige Laufbahn mit Tod und Verderben bezeichnen, sie waren Männer, und bis zur Verzweiflung gereizte Männer!

Und was hatten ihre Feinde dagegen zu setzen? Leider viel, sehr viel! Leider das Ueberwiegende! Ihrer war die Vielzahl, die stets sich erneuernde Vielzahl, ferner strenge Kriegszucht, tüchtige Hauptleute und ach! was mehr noch sein mochte, als dieß Alles — die Rache; Rache, welche sie antrieb, über die endlich Besiegten, endlich Hülflosen und Unbewehrten herzufallen, nachdem die Starken und Bewehrten vor ihnen stürzten. Es würde Gnade, eine von einem wilden, plündernden Soldatenhaufen selten oder nie gekannte Gnade gewesen sein, hätten diese Soldaten nur das Herz ihres Racheopfers durchbohrt — rohe Sinnenlust und brennende Rachgier werden dadurch nicht gesättigt! O nein! Die Sieger entehrten erst, bevor sie niederstießen, um die Sterbenden jeglichen Trostes zu berauben.

Eine Zeit lang hatte Marguerita sich in dem, ihrer Wohnung nahen, dichten Orangenwäldchen verborgen gehalten, doch ach! ihre Sicherheit war nicht von langer Dauer. Eben da, wo Marguerita in den Tagen des Friedens Schutz und Schatten vor der Mittagsglut zu

finden gewohnt war; eben da, wo sie so oft der Liebe traulich Wort mit ihrem Erwählten gewechselt hatte — eben da sollten Schmach und Tod sie ereilen!

Vergebens strebte der Sonne brennendes Auge, den dichten, von kühlen Lüftchen durchweheten Hain, wo Pomeranzen und Limonen dufteten, zu durchdringen; jedoch des wilden Feindes Wuth und Schandthat drangen ein in dieses Heiligthum. Hier, wo die Liebenden sich so oft in ein süßes Entzücken der Freude und des Vergessens alles dessen versenkten, was mit ihren Gefühlen in verletzende Berührung gekommen sein mochte; hier, wo lächelnde, schäkernde, theilnehmende Freunde und Freundinnen den Liebesbund Joao's und Marguerita's hatten segnen helfen — o, welch' ein entsetzliches Begegnen sollte hier den beiden Liebenden bereitet werden! Glühende Thränen entströmten hier Marguerita's Augen, ein Blutstrom entquoll sodann ihrem Busen, wogender noch entstürzte ihrem angstgequälten Herzen die rosige Fluth, weil sie in noch größere Wallung gebracht ward durch die Seelenmarter, welche Thränen der Verzweiflung über die Wangen der Bejammernswerthen hernieder fließen ließ. — Leben raubend, wie Leben verhauchend war dieser Anblick!

In solchem entsetzlichen Momente sollte Joao seine Geliebte finden!

Körperliches Weh fühlte die Unglückliche nicht. Joao stand neben ihr, sprach nicht, redete nicht; wie eingewurzelt haftete er an der Stelle, wo er stand, zunggelähmt, das Bewußtsein des Gräßlichen, das geschehen war, in seiner tiefsten Seele! Sie, Marguerita, seine Geliebte, seine Braut, seine Verlobte lag im Sterben! Betrübniß, klagende Zärtlichkeit, hätten die vorherrschenden Regungen seines Herzens sein mögen; jedoch für Dergleichen hatte seine eherne Brust jetzt nicht Raum,

und nicht bedurfte es Marguerita's gebrochener Rede, um die fürchterliche Leidenschaft, in welcher sein ganzes Wesen verloren gegangen war, noch mehr anzufeuern.

„Nahe mir nicht, Joao," stammelte die Verscheidende: „O, wie habe ich mich gesehnt, an Deinem Busen zu ruhen und zu fühlen und zu erkennen, daß ich das Weib deines Herzens sey! O, wie habe ich mich gesehnt, Dir die Unwandelbarkeit meiner Liebe zu beweisen! Der Traum ist vorüber; aber, o Madonna! was hab' ich verbrochen, daß ich so schändlich, so fürchterlich aus demselben geweckt werden mußte?" Ein sichtbarer Schauder rannte durch die Glieder der Sterbenden, als sie fortfuhr: „Ich bin ein verlorenes Geschöpf, und mir geschieht Recht, indem ich sterbe; jedoch so jung — so nahe dem Glücke — und auf solche Weise — O Joao! wie ehrlos und bübisch verhöhnten sie mein Widerstreben — mein Flehen — mein Gebet! Ich flehete nur um den Tod von ihrer Hand; sie aber — Wehe! Wehe! — sie gaben mir — Schande — und den Tod!«

Noch einmal heftete Marguerita den erlöschenden Blick auf ihren Geliebten, und sank dann ausgestreckt, im letzten Kampfe, auf den Rasen hin.

Joao, erstarrt bis zum Wahnsinne bei diesem Anblicke, beugt sich über die erbleichende Gestalt und beschwört sie, noch einmal die Augen zu öffnen, damit sie sein schauerliches Gelübde mit hinüber nehmen möge vor den Thron des Weltenrichters: „Athme auf, nur noch einmal athme auf, schmählich gemißhandelte, ehrlos hingeopferte Marguerita! Du mußt, Du darfst nicht sterben, bevor Deine Seele nicht beruhigt ward, durch meinen Eid der Rache!«

Indem er dies sprach, knieete er nieder und drückte den Knauf seines Schwertes an seine brennenden Lippen. Dann rief er feierlich: „Bei dieser Waffe, bei den theu=

ern Rosen, in welche ich dieselbe tauche, bei der heiligen Mutter und ihrem heiligeren Sohne schwöre ich: dies Schwert soll weder im Wachen, noch im Schlafe von meiner Seite kommen, so lange noch ein Einziger aus jenem verfluchten Regimente am Leben ist, aus welchem her die Mordräuber kamen, die diese schändliche Doppeltunthat verrichteten! Wie flehend die Elenden auch um Gnade bitten mögen — nichts, nichts soll ihr Winseln ihnen helfen! Hat nicht auch meine schöne, meine unschuldige Marguerita vergebens ihre bittende Stimme erhoben? Soll ich es seyn, der der Bluthunde Wunden heilt? Ließen sie nicht meine Braut in ihrem Blute liegen? Soll ein Gedanke an der frechen Ehrenräuber fernwohnende Weiber oder Schwestern meine rächende Hand gegen sie aufhalten? gegen sie, die die Königin meines Herzens zu ihrer verworfenen Sclavin machten? gegen sie, die, wilden Thieren gleich, mir meine jugendliche, in prangender Lebensfülle blühende Geliebte mir so schmählich, so grausam entrissen? Nein! bei dem lebendigen Gott, ihr Maaß soll erfüllt werden."

Der entsetzliche Conflickt des Augenblickes, der Joao's offenem, schönem Angesichte einen dämonischen Ausdruck verliehen hatte, ging zwar vorüber; jedoch von nun an nahm man an dieser gigantischen, ernsten und resignirten Gestalt keine Spur jener früheren, jugendlichen Munterkeit mehr wahr, die in glücklichen Tagen in Joao's Blicken sichtbar und auf seinen Lippen laut zu werden pflegte.

Joao eilte, um an den Ufern des Zezereflußes die wenigen, noch übrig gebliebenen, einst so glücklichen Bewohner seines geliebten Dorfes zu versammeln. In ihrer Gegenwart erneuerte er sein fürchterliches Gelübde. Er tauchte sein Schwert in die Fluth, um das Blut der Franzosen, womit es bis zum Griffe geröthet war, von

demselben abzuwaschen. „Einst,“ sprach er, „waren diese Flecken ehrenvoll. Sie entstanden durch das Herzblut von Männern, welche bis auf den letzten Mann fochten, und rühmlich auf dem Schlachtfelde blieben. Fürwahr! jene Männer waren unsere Feinde; aber sie waren brav. Jedoch rasende Wildheit ist nicht Muth. Wir, die wir zur Vertheidigung unseres Herdes stritten, verdienten eine andere, bessere Behandlung, nicht aber den Rest unseres Lebens hindurch die Zeichen der Schande zu tragen. — Der patriotische Geist, der mich ehemals beseelte, ist von mir gewichen! Rachgier trat an dessen Stelle. Dieser Begier soll vollgenügende Sättigung werden. Für jeden verlorenen Freund, für jedes geschändete Mädchen sollen ganze Rotten jener Wütheriche heulend und zähnklappernd hinunter fahren zum Abgrunde der Hölle. Alles, was ich bin und vermag, setze ich daran, Eure Schmach und die meinige fürchterlich zu rächen. Ich verlasse Euch jetzt für immer und ziehe mich zurück in meine künftige Wohnung, die eine Höhle, tief in den Gebirgen, unweit Abrantes ist. Von dort aus soll ein unsichtbarer Arm zu dem Lager unserer verhaßten Feinde hinüber reichen, und — einem Würgengel gleich — Tod und Entsetzen verbreiten. — Wägt meine Thaten nach den Opfern meiner Rache!“

Nachdem er also gesprochen hatte, winkte er mit der Hand Allen ein Lebewohl zu, und verlor sich bald, seine gigantische Figur in seinen dunkelbraunen Mantel gewickelt, in der Ferne.

Am folgenden Morgen war das ganze feindliche Lager in Bestürzung, und fürwahr! man hatte dort vollgenügende Ursache dazu. Zwei Schildwachen waren todt, ihre Rümpfe ohne Kopf gefunden worden. Im Lager selbst waren zwei Soldaten für die Ewigkeit ent-

schlummerte. Sie waren erweislich, ohne vorhergegangenen Kampf, gestorben, waren im Schlafe ermordet worden. —

Die Schildwachen wurden nun verdoppelt, und zu erhöheter Wachsamkeit ermahnt, jedoch vergeblich war jede Vorsicht: sie kamen um das Leben, ehe sie noch im Stand waren, Lärm zu machen. Jede Nacht verhüllte wenigstens einen ähnlichen, grausenvollen Mord, jede Morgensonne schien mindestens auf ein frisches Grab der Franzosen.

So schweigend, so heimlich und mit so außerordentlicher Behutsamkeit vollfügte der Tod seine furchtbare Sendung, traf so unfehlbar sein Ziel, daß die Soldaten, von panischem Schrecken ergriffen, in den Wahn verfielen, jene Mordthaten seyen das Werk irgend eines mit übernatürlichen Kräften begabten Dämons, gegen welchen menschlicher Widerstand eben so fruchtlos bleiben müsse, als der Widerstand einer Flaumfeder gegen die Gewalt des Sturmwindes; ja, daß solches Widerstreben nur um so sicherer das Verderben der noch Uebriggebliebenen fördern würde.

Die Hauptleute, durch den Wahn, der immer tiefer in den Gemüthern ihrer Krieger Wurzel faßte, noch mehr beunruhigt, als durch die allnächtlich wiederkehrenden Hinrichtungen, wie blutig und entsetzlich diese auch seyn mochten, sandten Kundschaft in die Umgegend, daß, wo möglich, der Urheber dieser abscheulichen Morthaten entdeckt würde. Die Spione kehrtrn mit der Nachricht zurück, daß Joao Taxillo, der rings um nur der Bauer von Portugal genannt würde, der alleinige Urheber und Vollstrecker des Gräuels sein müsse; denn sein Gelübde und sein Verschwinden waren, ungeachtet der Verschwiegenheit seiner frühern Genossen nud Nachbarn, ruchbar geworden, und überdieß nahm man einen bis jetzt auf

kaum begreifliche Weise unbemerkt gebliebenen Umstand wahr, der die eingebrachte Nachricht der Kundschafter nur allzu nachdrücklich beglaubigte: Es waren nämlich die Schlachtopfer, die Nacht und Nacht fielen, nur Kürassiere eben desjenigen Regimentes, das vorzüglich an der Plünderung des Dorfes Theil genommen hatte.

Oft leitet die Entdeckung der Quelle eines Uebels zum Auffinden eines wirksamen Verhütungsmittels; nicht aber war das dieses Mal der Fall! Jeder Engpaß, jede Schlucht, jeder Winkel des Gebirges, ward zwar durchsucht, jedoch umsonst! Die strengste Forschung, der eifrigste Muth halfen nicht, um den Franzosen Schutz gegen den nächtlichen Würger zu verleihen. Bisweilen fiel ein fröhlicher Reitersmann durch unvermutheten Stich oder Hieb oder Schuß neben seinen Cameraden, so daß sein noch unvollendetes Lachen ihm in der Kehle zum Todesgeröchel erstarrte. Ein anderes Mal weckte der Ausruf: „O mein Gott!“ den der Hingewürgte noch hervorächzte, den neben ihm Schlafenden, der dann den Vorangegangenen auf dem finsteren Todeswege begleiten mußte.

Obwohl dieß alles in der Dunkelheit und mit unermüdlicher Geschicklichkeit und Ausdauer bewerkstelligt ward, blieb es doch nicht immer ungesehen. Nicht selten ward Joao von etlichen der feindlichen Soldaten wahrgenommen. Kugeln sauseten ihm dann nach, jedoch jederzeit ohne ihn zu treffen, pfiffen an seinem Kopfe vorbei, der mit nichts als seinen krausen Locken behelmt war; rissen ihm auch wohl den Mantel in Fetzen; schienen indessen an ihm abzuprallen, als wäre er in einen doppelten, kugelfesten Harnisch eingescheidet. Oft von den französischen Kriegern verfolgt, höhnte seine Hurtigkeit den mächtigen Grimm derselben. Bisweilen ließ er auch einer der ihm Nachsetzenden sich nahe kommen, zielte dann gelassen sein selten fehlendes Feuerrohr — und im Hui

hatte der Bursch die Kugel im Herzen oder in der Gurgel, nur Joao's wildes Gelächter spottete dann um so ärger der Wuth der scheu gemachten Genossen des Gestürzten. —

Geistesschwäche, die gewöhnliche Krankheit, die jeden Menschen erfaßt, wenn er sich unerbittlich hartnäckig verfolgt sieht, war Joao's bester, ausreichender Beistand; denn unmöglich war es geworden, jenem französischen Kürassier-Regimente den Aberglauben auszureden, daß unser unglückseliger Held ein mit dem leibhaftigen Satan Verbündeter war. Alle schwuren bald einmüthig, und lebten des unerschütterlichen Glaubens, daß Schwert und Lanze und Karabiner allesammt kraftlos würden, sobald man sie gegen diesen entsetzlichen Mörder richtete. Ihre Furcht steigerte seine riesenmäßige Gestalt bis zu einer übernatürlichen Größe; seine übermäßige Ausdauer seine Behendigkeit, Hurtigkeit und Leibesstärke könnten, so behaupteten sie, nicht menschlicher Natur seyn. Endlich weigerten sich alle noch von dem Regimente Uebriggebliebenen, ferner die Waffen gegen den nächtlichen Würger zu richten.

Der Obrist des so bedrängten Regimentes ließ Einen der Widersetzlichen durch das Kriegsgericht zum Tode verurtheilen, um den Uebrigen ein schreckendes Beispiel zu geben; jedoch dieser Act der Gerechtigkeit nützte zu weiter nichts, als die Schlachtopfer, welche Joao niedergeworfen hatte, noch durch eines ohne seine Mitwirkung zu vermehren. Die Ueberbleibsel des Regiments ließen sich lieber vor ein Kriegstribunal stellen, als sie den ungleichen Kampf mit dem Entsetzlichen wagten. Die Macht der Finsterniß — so wähnten die Unglücklichen — könne nicht durch menschliche Gewalt gebändigt, viel weniger vernichtet werden.

Das so fürchterlich gefährdete Regiment ward nun mitten in das Lager quartirt, die Wachen ringsum wurden geschärft, dennoch verschloß der ereilende Tod, so die Augen der Wachenden wie die der Schlafenden; ja, der Gräuel ward jetzt noch um so blutiger, da erst die von einem andern Regimente auf Schildwacht gestellten Soldaten bluten mußten, ehe der Würger seine eigentlichen Schlachtopfer erreichen konnte.

Drei Monate lang währte das fürchterliche Werk der Hinschlachtung mit ungezähmter Wuth. Mehr als zweihundert Opfer waren gefallen. Begünstigt durch Verkleidung, Furchtlosigkeit, kalte Rachbegier und vollkommene Geistesgegenwart, blieb Joaa frei wie die Luft, frei wie der glühende Samum, welcher nach Gelüsten dahinfährt und die grausen Spuren des Todes und der Verwüstung hinter sich läßt.

Kranken Gemüthes erhob sich eines Morgens von einem unruhigen Schlummer der Obrist Vermont, um zu vernehmen, ob abermals ein nächtlicher Mord — wie es den leider zweimal gedoppelt wieder der Fall war — sich ereignet hätte, als einer seiner Diener ihm mit dem Frührapporte einen Brief auf den Tisch legte. Kaum hatte der Obrist den Brief gelesen, so berief er die Officiere seines Regimentes zu sich. Ein armer Teufel, ein Portugiese ans einem nahen Dorfe, hatte sich in dem Schreiben erboten, Joao's Schlupfwinkel zu verrathen, wenn man ihm eine gewisse Summe Geldes zahlen wollte. Auch wollte er sich selbst in die Hände der Franzosen liefern, bis er sein Versprechen erfüllt haben würde.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 16tes Stück.

Der Bauer von Portugal.

Eine Novelle, dem Tagebuche eines Reisenden entlehnt.

(Schluß.)

Der Obrist, zwar nicht sehr jung mehr, aber dennoch ein Feuerkopf, redete nun die Seinigen an; „Meine Freunde," sprach er, „zwar bin ich Eures Gehorsams jederzeit gewiß, doch wünsche ich zu meinem gegenwärtigen Vorhaben solche furchtlose Gehülfen, die, gleich mir, bereit seyn möchten, erforderlichen Falles eine Hand voll Lebensjahre auf das Spiel zu setzen, um diesem schauerlichen Blutbade in unserem Regimente ein Ende zu machen; die also entschlossen sind, mir zu dem Schlupfwinkel zu folgen, in welchem sich jener nächtliche Mörder verborgen halten soll, der bisher allen unsern Nachforschungen Trotz bot. Mag er durch etliche von unseren Leuten früher etwas Entsetzliches erfahren haben, denn blutig waren ihre Hände als sie von der Plünderung jenes Dorfes zurückkehrten, allein unendlich schrecklicher hat das Regiment dafür büßen müssen. Nur eine Hand voll Leute ist mir von den Vielen geblieben, die ich aus der lachenden Heimath hieher führte; alle Uebrigen wurden Opfer der Mörderfaust dieses Schrecklichen.

Bei'm Himmel, ich wage es darauf, daß meine Gebeine in Portugal bleichen, um nur das blutige Weiterschreiten jenes Fürchterlichen zu hemmen!"

Indem er dieß sagte, fuhr er mit der Hand über seine Augen, so daß die ihm Nahestehenden deutlich wahrnahmen, wie er eine Thräne abwischte, welche unter diesen Umständen eben so ehrenvoll für den Krieger wie für den Menschen war.

Die Gefährten des Obristen waren bald einstimmig entschlossen, ihrem Befehlshaber unbedingt aller Orten zu folgen, denn alle erachteten es für besser und ehrenvoller, dem Tode, falls das Unglück es wollte, kühn entgegen zu gehen, als des blutdürstigen Bauers Rache ferner zu erdulden.

Der Elende, der sich erboten hatte, Verräther seines Vaterlandes und des vaterländischen Rächers zu werden, erhielt die verlangte Summe; doch schien derselbe furchtsam zu seyn, und sich dem Zufluchtsorte des verzweifelten Joao nicht eher nähern zu wollen, als bis eine zahlreiche Mannschaft Franzosen ihm Sicherheit gewährte. Das ganze Regiment, das heißt die paar Hundert, die noch diesen Namen führten, erhielten Befehl, mit nächstem Morgen unter dem persönlichen Commando ihres Obristen und ihrer übrigen Hauptleute nach den Gebirgen aufzubrechen.

Man bemerkte, daß der Obrist, der sonst eben nicht melancholisch war, der auch selten oder nie einen übeln Ausgang seiner Unternehmungen gefürchtet hatte, kurz vor seinem Aufbruche nach den Gebirgen, seinen vertrautesten Freund, den Infanterie-Hauptmann C*** zu sich rufen ließ und dessen Händen das Miniaturbildniß einer jungen Dame, das an einer aus deren Haaren geflochtenen Kette hing, übergab, und ihn beauftragte, dasselbe dem Urbilde zuzustellen, im Fall er, der Obrist, von die-

sem Zuge nicht zurückkehren sollte. Der Freund scherzte mit ihm über diese seine Schwermuth und bemerkte, wie er eher schiene, am Vorabend einer fürchterlichen Schlacht als an dem Ausrücken gegen einen einzelnen Bauer zu stehen. »Ich kann;“ schloß Hauptmann C*** „mir wohl den abergläubischen Schrecken Deiner abergläubischen Mannschaft erklären, aber unerklärbar ist es mir, wie Du nicht über dergleichen überspannte Vorahnungen lachst.«

Der Obrist lächelte wehmüthig und schied mit den Worten: »Richte meine Botschaft aus, im Fall ich bleibe. Diese Briefschaften gehören zu jenem Gemälde, besorge sie genau an ihre Addresse. Kehre ich zurück, so will ich mit Dir über das drückende Gefühl spotten, welches in diesem Augenblicke mein Herz belastet.“

Der Portugiese führte den Obristen und dessen Mannschaft auf einem großen Umwege in die Gebirge, so daß der Tag schon anfieng, sich zu neigen, als sie auf der Höhe des Felsens anlangten, unter dessen entgegengesetztem Abhange sich Joao's Höhle befand.

Die Reiter hatten sich genöthigt gesehen, ihre Pferde am Fuße der Felsen, die an etlichen Stellen sogar dem Fußgänger unerklimmbar sind, stehen zu lassen. Ein Vorsprung ließ sie endlich den von keinem andern Orte wahrzunehmenden Eingang der Höhle erblicken. Mit der größten Behutsamkeit folgten die Franzosen einzeln ihrem portugiesischen Führer. Die Steilheit des Weges schien dem Verräther nicht im mindesten unbequem zu werden, obgleich er eine Leiter und mehrere Stricke trug. Mit wundersamer Schnelligkeit eilte er vorwärts, indem er sich oft an einer von Erde entblößten Baumwurzel klammerte und sich dann zu einem andern Bergklumpen hinüber schwang. Nur mit Anstrengung konnten die Kürassiere ihm folgen. Endlich gelang=

te er an den beabsichtigten, dem Rachen der Höhle gegenüber liegenden Puncte. Hier erwartete er in dumpfen Schweigen vollends die Ankunft seiner bewaffneten Gefährten. Die untergehende Sonne hatte noch einen Glanzstreifen zurückgelassen, so daß die gerunzelte Scheitel der Kluft deutlich sichtbar war. Der Führer trieb die Soldaten zur Eile an. Auf Händen und Knieen kroch nun alles die steile Höhe hinab, ähnlich einer Heerde mißgeschaffener Waldthiere. Der Führer schleiderte nun das eine Ende der Leiter nach dem gegen überliegenden Felsen hinüber, so daß er sie in der Höhle, welche Joao's Schlupfwinkel war, fest klemmte, befestigte dann diesseits ebenfalls die Leiter, und schickte sich an, über diese schwache Brücke zu schreiten, die unter sich einen gähnenden mehrere Klafter tiefen Abgrund zeigte. Ihm folgten alle, so daß sie bald vor Joao's Festung standen.

Man machte Halt, ohne daß es commandirt worden war, denn sprachlos starrte einer den andern stehenbleibend an, als ob in einem und demselben Augenblicke ein und dasselbe Gefühl sich der Seelen aller bemeistert hätte; und jeder verstand den andern vermittelst einer Sprache, die sich durch keine Rede, durch keinen Laut ausdrücken läßt: das Entsetzen hatte sich aller bemeistert, denn fürchterlich war der Ort, ohne Führer für jeden unzugänglich, den der geheime Rächer zu seiner Wohnung ausersehen hatte.

Außer dem Rachen der Kluft ließ sich kein einziges Schlupfloch wahrnehmen, durch welches auch nur ein schwacher Strahl des sinkenden Tageslichtes, viel weniger eines Menschen Fußtritt, hätte Eingang finden können. Dazu senkten die Schatten der Nacht sich schon herab, so daß kein Auge die Tiefe des Schlundes erforschen konnte. Diese Ungewißheit diente nur noch mehr dazu die Schrecknisse des Innern der Höhle in der Einbildung der Anrückenden zu vergrößern.

Alle waren dennoch einzeln über die Leiterbrücke geschritten und standen um den Eingang der entsetzlichen Höhle. Erstaunt, daß Niemand sich regte, ihnen den Eintritt zu wehren, geriethen sie auf den Gedanken, Joao habe sich bereits, von ihrer Annäherung unterrichtet, durch die Flucht gerettet.

Der Obrist wendete sich, um den Portugiesen zur Rede zu stellen, allein dieser war wie durch Zauberei aus der Mitte seiner zahlreichen Begleiter verschwunden. Dagegen erscholl die dumpfe Stimme Joao's, und tief im Hintergrunde der Höhle, dem Eingange der Rächerwohnung, und also den Angerückten gegenüber, stand die hohe, gestreckte Gestalt desjenigen, den sie suchten, und dem zu nahen sie dennoch bebten.

Der fürchterliche hielt in der Rechten eine flammende Fackel, und während Staunen und Entsetzen die Ankömmlinge gefesselt hielten, redete der Rächer sie mit folgenden Worten an: „Rings um Euch her, unter Euch, über Euch ist der Gürtel des Todes gewunden, und ein Wink meiner Fackel, ein Schuß aus einem Eurer Karabiner sprengt Euch alle, selbst die, welche noch draußen stehen, in die Luft. Hier ist kein Entrinnen mehr für Euch, denn es wird hier ein Freudenfeuer aufblitzen, vor welchem der liebesieche Mond sich schaudernd verkriechen soll!“

Die Kürassiere standen wie versteinert. Nieder sank mancher gehobene Karabiner, den einer oder der andere der Muthigeren unter den Franzosen schon erhoben hatte, um den nächtlichen Würger niederzuschießen. Der Obrist stand einen Augenblick sinnend, dann befahl er, sich vor die Höhle zurück zu ziehen; aber in demselben Augenblicke stürzte draußen die Leiterbrücke krachend in die Tiefe; mit ihr die beiden auf derselben postirt gewesenen Schildwachen. Der dumpfe Fall der Brücke

erstickte in Aller Brust den letzten Funken von Hoffnung, denn jene Leiter war die einzige, zerbrechliche Scheidewand zwischen ihnen und dem Grabe gewesen.

Des Obristen Lippen zuckten fieberhaft.

„Greift ihn, aber ohne zu schießen!“ befahl er. Die erprobten Krieger wagten sich nicht hinan an den Entsetzlichen, der wie ein riesieges Gespenst drohend die Fackel schwang.

Auf ein zweites Befehlwort des Obristen warfen zwei Männer sich gegen den Gefürchteten, allein dieser hatte die Fackel hinter sich in den Felsenspalt gesteckt und schleuderte mit nerviger Faust jeden ihm Nahenden zu Boden.

Dann nahm der rächende Würgengel wieder das Wort, das wie Todtensang aus schauerlichem Grabesdunkel erklang: „Ihr kamet in Menge hieher, um mich, den Einzelnen, zu fahen, von dem Ihr glaubtet, er würde Euch, ohne zu wissen wie, zum Opfer fallen. Ihr betrogt Euch auch dießmal, und wie juble ich darob, daß Ihr Euch abermals betrogt! Von jeher war Euer eigener feiger Schrecken mein bester Mordgesell, Eure eigene abergläubische Furcht meine beste Rachegehülfin. Wie hättet Ihr blöden Thoren sonst demjenigen trauen können, der Euch ein Verräther seines Vaterlandes zu seyn schien und der doch in der That nächst mir das größte Verdienst um eben dieses Vaterland hat? Wisset, er, der Euch hieher lockte und führte, ist gerettet, Ihr aber gingt in die Falle, aus der selbst Himmelsmacht Euch nicht befreien soll. Mein nimmer endender Haß feuert heute sein Krönungsfest. Der ewige Rächer hat mein Bitten erhört; denn jeder Hauch seiner Lüfte war mir ein Herold seines Willens, weil er die Klage meiner schändlich hingeopferten Gattin in mein Ohr trug. Ich lege mich jetzt schlafen auf meine vollgesättigte Ra=

che. Wähnt nicht; es gereiche Euch zum Troste, daß ich mit Euch untergehe; o nimmer! denn der Tod ist nunmehr, da ich meinen längst ersehnten, grausenvollen Zweck erreichte, der höchste Segen für mich. Die gehoffte und erflehete Krone des Rächers schmückt jetzt mein Haupt; schießt auf mich, wo nicht, so zünde ich selbst meinen Scheiterhaufen an, daß er krachend über Euch und mir zusammenstürze!“

Des Sprechers Riesengestalt schien sich den bis zum Tode Entsetzten in das Endlose zu dehnen; die lodernde Fackel beleuchtete hoch von oben herab die schaudervolle Scene und ließ die Züge stummer Verzweiflung auf dem Angesichte der Officiere, die Verzerrung entsetzlicher Todesangst auf den Gesichtern der Reitersknechte wahrnehmen.

Der Obrist schien mit sich und einem Entschluß zu kämpfen. Nichts half den Franzosen ihre Mehrzahl, im Gegentheil — das Entsetzen ward nur noch dadurch verstärkt, je größer die Anzahl der ausersehenen Racheopfer war.

Während dieser fürchterlichen Pause hatte Joao sich durch die bestürzte Menge einen Weg gebahnt, um sich am Eingange der Höhle den Angsterfüllten entgegenzuwerfen, falls einer von ihnen versuchen wollte, dem Verderben durch die Flucht zu entrinnen; wiewohl solcher Versuch nichts geholfen haben würde, denn in weitem Kreise umher war das Gebirge unterminirt.

Von mehr als zwanzig Säbelhieben getroffen, hatte Joao die Oeffnung der Schlucht erreicht, aber hohnlachend spottete er noch seiner Feinde, denn schon zischte eine der Pulverschlangen, deren mehrere angelegt, zu dieser oder jener Mine führten.

Mit der Wuth ohnmächtiger Verzweiflung entriß der Obrist einem seiner Leute den geladenen Karabiner,

legte auf den gefürchteten Rächer an, commandirte Feuer und in dem Augenblicke, wo sein Gewehr sich entlud, ward alles, was noch in diesem Abgrunde athmete durch des Pulvers allgewaltige Macht vernichtet.

Etliche verstümmelte Unglückliche, hinausgeschleudert in das Freie durch die Höllengewalt der Explosion, überlebten wenige Stunden ihre Schmachgefährten, um die schauerliche Mähr zu verkünden.

Verbrannte Gebeine, nutzlose Waffentrümmer bezeichneten die Stätte des Gräuels, und die Führer der Reisenden durch die abrantischen Gebirge erzählen noch heutigen Tages mit Schaudern und dem Gefühle befriedigter Rachbegier das entsetzliche Schicksal des **ten französischen Kürassier-Regimentes und des Bauers von Portugal."

Das
Haupthaar des Missethäters.

Eine wahre Begebenheit.

Es war Abendzeit, als wir Drei: er, sie und ich am Kamine plauderten. Agnete litt an Zahnschmerzen und hatte über ihre blassen Wangen ein Seidentuch gelegt, das unter dem Kinne in einen doppelten Knoten geschlungen war.

Der Diener brachte mir ein Journal. Es enthielt eine Criminalgeschichte, und ich fieng an, sie laut zu lesen. —

„Nicht weiter, lieber Mann," sagte Agnete, „Du weißt, ich liebe dergleichen Lectüre nicht."

Willst Du für Dich fortfahren?“ fragte ich den Freund — „Vielleicht möchtest Du das Ende der Geschichte wissen.“

„Ich danke,“ entgegnete Eduard: „Der Wunsch Deiner Gattin war so ziemlich auch der meine; und wärest Du mit Vorlesen fortgefahren, würde es mich wahrscheinlich sehr ergriffen haben.“

„Was? Dich? Einen Advocaten?“ rief ich: „Dich, für welchen Richterbank und Köpfmaschine Handwerksgegenstände zu nennen wären? Das muß sehr angenehm für Dich sein.“

„Eben deßwegen,“ versetzte mein Freund, „beschäftigte ich mich während meiner Erholungsstunden ungern mit dergleichen blutigen Geschichten; eben so ungern, wie ein Sclav von seiner Kette spricht. Dann erinnert jeder Criminalfall mich an eine Begebenheit, welche ich in meinem Leben nicht vergessen werde; denn selten möchte in solchen Geschichten ein Umstand seyn, der mich nicht an einen überaus unglücklichen Menschen erinnerte.“

„Erzähle!“ rief ich.

„Ich will's nicht haben,“ fiel Agnete mir in's Wort. „Laßt uns von angenehmeren Dingen reden.“

„Frauenwille — Gotteswille,“ sagte ich und fügte mich. Wir sprachen von angenehmeren Dingen, bald entschlief meine Frau. Ich fuhr mit der Hand über der Schlummernden geschlossene Augen, ihre langen schwarzen Wimpern bewegten sich nicht.

„Du kannst mir jetzt die Begebenheit, auf welche du vorher hindeutetest, erzählen,“ sagte ich zu dem Freunde, „ohne zu fürchten, meiner Frau dadurch einen bösen Traum zu verursachen.“

„Du willst es,“ antwortete Eduard; wohlan! — Ich wahr noch blutjung, als ich in Montpellier Advocat ward. Ich erhielt bald verschiedene Criminalsachen zu führen, und kann Dir nicht beschreiben, mit welchem Eifer ich Theil an jenen Ereignissen nahm, die wirkliche Dramen zu nennen sind, in denen das Blut keine Theaterschminke, deren Schauplätze keine bemahlten Lappen zeigen und worin die Opfer nicht wieder vom Tode auferstehen und ruhig ihr Abendbrod verzehren, nachdem der Vorhang gefallen ist.

Von allen Verurtheilten, welche ich vor dem Richterstuhle vertheidigt und beklagt habe, flößte mir keiner so lebhafte Theilnahme ein, wie ein Landmann aus Languedoc. Er wurde Schulden halber verfolgt; mit ihm seine Frau. Der Hagel hatte ihm seine Aernte vernichtet, eine Feuersbrunst raubte ihm mehr als die Hälfte seiner geringen Habe. Als er nun die Steuern, Zinsen und Gefälle nicht zahlen konnte, sollte er zur Haft gezogen werden. Der Gedanke, seine vom Großvater herab geerbten Kisten und Truhen, sein Ackergeräthe, sein Ehebett darum einbüßen zu sollen, weil er ein unglückliches Jahr gehabt hatte, konnte seinem schlichten Verstande nicht klar werden. Nicht mit der Gerechtigkeit konnte er das gegen ihn eingeleitetete Justizverfahren zusammen reimen. Der Gerichtsdiener, dem die Vollstreckung des Urtheils aufgetragen worden war, gehörte zu den Schlechtesten seines Gewerbes und war überdieß seit längerer Zeit der persönliche Feind meines Clienten.

Als dieser den Handlanger der Justiz herankommen, als er seine Frau in Thränen und bereit sah, sich fortjagen zu lassen, wie eine unnütze Magd, da ergrimmte Thaddäus in Zorn und Eifer, warf den Gerichtsdiener zur Thür hinaus und gab ihm durch das Fenster die Weisung, nicht wieder zu kommen, es möchte sonst eine Flintenkugel ihm die Wege weisen.

„Glücklicher Weise schläft meine Agnette noch,“ fiel ich ein.

Eduard, ohne auf meinen Einwurf zu hören, fuhr in seiner Erzählung, die ihn lebhaft ergriffen hatte, folgendermaßen fort:

»Der Gerichtsdiener kam wieder — — und kurze Zeit nachdem betrat ich den Kerker des zum Tode verurtheilten Thaddäus. Niemals werde ich den Anblick dieses Mannes vergessen, der, sonst von gewaltiger Körperstärke, jetzt schwächer als ein Kind sich gab, weil Verzweiflung seine physischen Kräfte völlig niedergeschlagen hatte.

Thaddäus war ein Mann von kolossalem Bau. Lange, bewundernswerth schöne blonde Locken fielen auf seine breiten Schultern herab; seine großen Augen, jetzt minder blau als der Hof, den er um dieselben sich geweint hatte, zeigten einen Ausdruck von Stumpfheit. Thaddäus sollte um vier Uhr enthauptet werden. Es schlug jetzt zwölf!

Ich redete ihn mit einigen Trostworten an, die jedoch wenig Zusammenhang haben mochten, denn ich selbst war lebhaft ergriffen. Thaddäus hörte mich nicht an. — »Herr,“ rief er, »mich wollen sie umbringen, mich, der ich nächsten Johannistag erst vierundzwanzig Jahr alt werde, mich, der ich mich um Lichtmeß verheirathete, was noch nicht zwei Monate her ist, mich Thaddäus Pierron, der seine Missethat bereuet, mich, der ich nie einen Menschen mehr tödten werde? Mir wollen sie den Kopf abschlagen, weil ich einen Augenblick lang außer mir war; weil ich ein Flintenschloß abschnappen ließ, wodurch ein Mensch um's Leben kam, der mich grausam gepeinigt hatte? Wäre jenes Flintenschloß eingerostet gewesen, so würde ich mich nicht hier befinden, wo jeder Glockenschlag mir einen Fetzen von meinem Erdenleben abreißt.«

Bei dieser Rede drückte er mir beide Arme bis zum Zerquetschen, welches mir großen Schmerz verursacht haben würde, wenn nicht ein größerer Schmerz in meiner Brust sich fühlbar gemacht hätte.

In dem nämlichen Augenblicke trat der Nachrichter herein.

„Schon?“ schrie Thaddäus, indem er aufsprang.

„Nicht doch! Fürchtet nichts, noch ist nicht die Stunde,“ versetzte Jener, „ich komme, um Euch die Haare abzuschneiden.“

„Mir? Meine Haare? Untersteh' Dich's, Henker!“ rief Thaddäus: „Man mag mir den Hals abhacken, weil ich's nicht hindern kann, aber meine Haare soll man mir lassen — meine schönen, meiner Margot so lieben Hauptbaare — rühre sie nicht an, sag' ich, oder ich setze mich zur Wehre!“

Bei diesen Worten griff der Gefangene nach seiner ihm nachschleppenden Kette und rasselte fürchterlich mit ihr, indem er den Nachrichter damit bedrohete. Dieser wich zurück und holte sich einen Gehülfen herbei; ich aber trat vor und bedeutete ihnen, daß sie kein Recht hätten, dem Gefangenen die Haare abzuschneiden, daß kein Gesetz solches unterstützte, und daß ich daher feierlich gegen dergleichen Gewaltthat protestire.

Der Nachrichter nahm mich bei Seite, während ich ihn anhörte, jedoch ohne ihn anzublicken, denn mir eckelte unaussprechlich vor ihm.

„Herr,“ sprach der Nachrichter, „ich will es ja nur zum Besten des Delinquenten. Behält er sein Haar, so läuft er Gefahr, schlecht von mir abgethan zu werden, und ich kann dadurch vom Amte kommen.“

Nunmehr nahm ich den Gefangenen bei Seite und stellte ihm die Sache so schonend wie möglich vor; allein Alles war vergebens. Ohne Zweifel knüpfte sich bei

ihm eine abergläubische Idee an die Erhaltung seines Hauptthaars, denn er wollte sich nicht eher ruhig geben, als bis man ihm versprach, seinen Hauptschmuck nicht antasten zu wollen. Als Grund dazu gab er an, daß sein Haar überaus empfindlich wäre, und daß die Hand eines Kindes hinreichte, ihn mit aller seiner Körperstärke an demselben nach Gefallen zu lenken.“

„So werde daraus, was da wolle,“ sagte der Nachrichter, und verließ mit seinem Gehülfen den Kerker.

Meine Theilnahme an dem beklagenswerthen Thaddäus war ohne Grenzen. In einem Leben, das nur noch vier Stunden zu zählen hat, sind Haß und Freundschaft die Erzeugnisse eines einzigen Augenblickes.

Thaddäus Pierron bat mich, ihn bis zur Stunde seiner Hinrichtung nicht zu verlassen — warum hätte ich ihm diese Bitte nicht erfüllen sollen? Wer einem Lebenden ein Gesuch verweigert, kann höchstens erwarten, daß dieser Lebende sich dafür rächt — ein Sterbender überantwortet solche Rache unserm strafenden Gewissen!

Der Schmerz des Verurtheilten war bald still, bald brach er in halben Wahnsinn aus; und wohl mochte Thaddäus mich mit Neid und Verzweiflung betrachten; mich, der ich in seinen Augen noch ein endloses Leben vor mir hatte; mich, der ich noch sagen konnte, heute Abend will ich dieß oder jenes thun.

Thaddäus sprach fast ohne Aufhören von seiner Frau, seiner geliebten Margot. War sie todt? Lebte sie! War sie wahnwitzig worden? Lag sie ohnmächtig hingestreckt am Boden in ihrer ausgeplünderten Hütte? Aechzte sie im Vorgemache irgend einer Magistratsperson? Winselte sie an der Pforte des Kerkers? — — — Fürchterliche Stunden brachte ich bei dem Unglücklichen zu, endlich schlug es vier Uhr. Thaddäus bat mich, mit dem Priester und ihm den Karren zu besteigen;

maschinenmäßig that ich es; und tröstete den dem Tode Entgegengehenden mit bebender Stimme. Thaddäus war weit gefaßter als ich. Er schien sogar muthbeseelt zu sein. — Endlich nahten wir uns der unbeweglich drohenden Maschine. Mir zitterte das Herz; allein die Augen des Missethäters funkelten, seine Fäuste ballten sich, seine Adern schwollen ihm an.

Der Karren hielt.

„Umarmen Sie mich," sagte Thaddäus. Ich befriedigte ihm auch dieses Verlangen, wiewohl nicht ohne einen fast unüberwindlichen Schauder. Ich sagte ihm Lebewohl.

„Vielleicht sehen Sie mich bald wieder," flüsterte er mir zu, als ich mich aus seiner Umarmung losmachte.

Ledig endlich meines trübseligen Geschäftes, obwohl ich dasselbe freiwillig übernommen hatte, entfloh ich gesenkten Hauptes, immer in Furcht, den Unglücklichen noch vor mir zu sehen. — —

Höre, was weiter geschah, und so geschah, wie ein Augenzeige mir es mittheilte.

Vermöge rastloser heimlicher Fußbewegung war Thaddäus damit zu Stande gekommen, die Bande zu lockern, mit welcher man ihm die Beine gebunden hatte. Er stellte sich, als erklimme er mühevoll die Stufen des Schaffottes, jedoch auf der Höhe desselben angekommen, machte er sich behende aus den Stricken, setzte sich auf die obere Stufe und schickte durch einen derben Fußtritt den Henker, der ihm nachgestiegen war, Trepp ab auf den Marktplatz hinunter.

Die untenstehende Volksmenge wich mit Ekel zurück, um von dem fallenden Nachrichter nicht berührt zu werden, und der Erdboden nahm diesen nur auf, um ihn zerschunden und zerquetscht auf sich liegen zu lassen.

Blutend und hinkend erhob sich der Gefallene nach einigen Augenblicken und stieg wüthend die Treppe hinan, um oben seinen beiden Gehülfen, die mit dem sich wie ein Rasender wehrenden Thaddäus rangen, Beistand zu leisten. Verzweiflung und Furcht vor dem Tode verliehen dem Verurtheilten hinlängliche Kraft, sich die Henkersknechte blos mittelst seiner schweren, nägelbeschlagenen Schuhen vom Leibe zu halten. Seine Anstrengungen waren übermenschlich.

Unterdessen nahm das Volk durch Zuruf Theil an der Sache des Missethäters. Schon gieng unter der Menge das Gemurmel, dem Unglücklichen beizustehen, und das Schaffot niederzureißen. Einer der Henkersknechte, dem es gefährlich dünken mochte, wenn der Kampf länger fortdauerte, rannte von hinnen, um bei dem Kronprocurator Erlaubniß nachzusuchen, dem Delinquenten eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Ich weiß nicht mehr, wie es gekommen war, daß ich mich in demselben Augenblicke bei diesem Beamten befand, als jener Emissair denselben zu sprechen verlangte. Der Kronprocurator fertigte den Henkersknecht auf der Hausflur ab, und trat dann wieder zu mir mit den Worten herein: „Glauben Sie es wohl, daß der Bauer, der den Gerichtsbedienten erschoß, sich jetzt auf dem Gerüste der Guillotine wie ein Wüthender zur Wehre setzt, so daß die Dienstknechte nichts gegen ihn vermögen? So eben wollten sie von mir Erlaubniß holen, den Verbrecher niederzuschießen; allein, da das außergesetzlich gethan seyn würde, mußte ich es ihnen verbieten.“

Ich kann es nicht beschreiben, welche elektrische Wirkung diese wenigen Worte auf mich hatten. Mir war, als müßte ich Alles anwenden, den Beklagenswerthen zu retten. Ich warf mich dem Kronprocurator zu Fü-

ßen, ich weinte, ich schrie, ich flehte ihn an um einen Aufschubsbefehl. — Zu jeder andern Zeit würde ich nimmer solche Bitte gewagt haben. Meine bittenden Vorstellungen müssen jedoch gewaltig gewesen sein, denn wirklich gab mir nach wenigen Secunden der Beamte die begehrte Schrift, mit welcher ich wie ein Wahnsinniger davon rannte.

Allein, welches Schauspiel sollte ich erblicken! Zwei Jahre hindurch wob es sich Nacht nach Nacht in meine Träume!

Noch immer vertheidigte Thaddäus sich siegreich. Das Volk überhäufte mit Scheltworten und Drohungen die Gegner des Delinquenten. Einer aus der Menge eilt schon die Stufen des Schaffottes hinan, um ein Beispiel zu geben, wie man aus den Händen der Henker ein geängstigtes Opfer zu entreißen habe — da nimmt einer der Gehülfen des Nachrichters einen ihm günstigen Moment wahr, gelangt hinter die Person des Verurtheilten und packt diesen Unglücklichen bei seinen schönen, schönen blonden Haupthaaren, bei jenen Haaren, die Margot so liebte, die der Beklagenswerthe sich nicht hatte abschneiden lassen wollen. Wenn er es gethan hätte, würde er gerettet gewesen sein.

Der überwundene Thaddäus stieß einen Schrei des Schmerzes aus, und lag in demselben Augenblicke auch unter dem tödtenden Messer.

Ich rief, ich schrie, ich brüllte, ich hielt meinen Befehl in die Höhe, allein ich war noch zu fern, zu viel des Getöses umgab mich, als daß ich hätte vernommen werden können. Ueberdies war dies Alles das Werk eines einzigen Augenblickes. Alles, was ich noch erblickte, war, daß ich den Mann des Volkes, der das Schaffot hinangestiegen war, geisterbleich sich wenden und den Rückweg suchen sah; ich stürzte ohnmächtig nieder.

Eduard hielt inne und schwieg lange.

„Durch welche unsichtbare Fäden," sprach ich sinnend, »verknüpft der Erdenpilger Schicksal sich mit dem unwandelbaren Willen des Ewigen!"

(Bärmann's Novellen.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 17tes Stück.

Die Bürger zu Wien.

Historische Erzählung von W. Blumenhagen.

Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die Stadt Wien; der Boden erbebte, als wäre Weltuntergang nahe; die Häuser schienen zu wanken; die Wachtposten auf der Burgbastey fühlten den Druck der Luft so heftig, daß ihnen der Athem stand; und die nächsten Außenwerke waren dem ängstlichen Blicke verhüllt durch eine ungeheure graue Dampfwolke, in welcher, wie aus dem Krater eines Vulkans geschleudert, dunkle Steinmassen himmelan flogen.

„Sankt Stephan, schütze die Stadt!" — sprach aus tiefer Brust hierauf der Freiherr von Kielmansegge, indem er die Hand krampfhaft auf den Arm des neben ihm stehenden Grafen Rüdiger, Starhemberg preßte. „Das ist eine Hauptmine, und sehe ich recht im Morgenlicht, so liegen an sechs Klafter der Mauer im Graben. Camucci und Kühn, schnell dort hinab in unsere Flattermine, nicht zu früh die Lunte an den Faden; horcht bis das Allah über Euch, dann mit Gott in die Luft."

„Du hast Recht;" — entgegnete der Graf, besonnen und kalt sein Auge in das Feld gerichtet — „das ist

fürchterlicher Ernst, und Gott schenke uns heute einen guten Abend. Schau dort hinter der Wolke das bunte Gedränge von Janitscharenmützen und Turbanen! Hörst Du die Kesselpauken, siehst Du die Fahne des Veziers! Haltet fest heute, Ihr altösterreichischen Klingen! O Lothringen, Lothringen! wo bleibst du?" — Rasch sich dann umwendend rief er seinem Neffen zu: „Hinunter Guido, und zu Roß! Regiment Kaisterstein und Baden sollen heran, vor die Bresche; mit ihnen Hauptmann Mied und seine Batterie. Zwey Fahnen Trautmannsdorf und Oberstlieutenant Wels mit dem Studentenregiment und Düpigni's Dragoner an das nächste Thor zum Ausfall bereit!"

Noch sprach der Graf, da rauschte es durch die Lüfte daher, und ein menschlicher Körper schoß herunter und fiel dicht vor den zurückweichenden Officieren auf einen großen Sandhaufen, den man die Nacht zur Ausbesserung der Werke angefahren. Herantretend erkannten die Staunenden einen Soldaten der Besatzung; er lag auf dem Rücken mit geschlossenen Augen, schwarze Flecke machten sein Gesicht unkenntlich, und seine Glieder waren gestreckt wie die eines Todten; aber mit größerer Verwunderung sah man, wie nach wenigen Secunden der Todtgeglaubte die Augen öffnete, den Oberleib erhob und sitzend rund um sich herum schauete wie ein Träumender.

„Wo kamst Du her, Unglücklicher?" — fragte der Freiherr sich schüttelnd vor Entsetzen.

„Woher? So eben stand ich noch auf dem Werke Numero Neun" — antwortete mit stammelnder Zunge der Gefragte, und richtete die trüben, geröthеten Augen einen Augenblick starr auf den Obrist der Minirer, zugleich seinen blauen Polenrock befühlend, dessen Oberärmel zerfetzt an seiner Schulter baumelte.

„Mensch! Wer bist Du?“ — fragte Graf Rüdiger. „Und von welchem Corps?“ —

»Georg Koltschützky, von Hauptmann Freycompagnie!« — antwortete kräftiger der Soldat, indem er sich bemühete, aufzustehen, und als es nicht gelingen wollte, die Rechte militärisch an sein schwarzes, verwirrtes Stirnhaar drückte und mit der linken sich den langen Schnautzbart vom Munde strich.

»Ein braves Corps;“ — entgegnete der Graf. Aber bleibe nur liegen, Kamerad, deun Du hast einen Marsch gemacht ohne Quatiermeister, von welchem außer Dir nicht leicht ein Zweiter Rapport abstatten möchte. Laß Dich in's Hospital bringen, und kommst Du durch, so melde Dich bei uns. —

Der Kommandant ging mit seinen Adjutanten dem Platze zu, von wo schon das wilde Sturmgeheul der Muselmänner durch das Gelärm der Trommeln, durch das Flintengeknatter und den einzelnen Donner der Wallgeschütze sich hören ließ.

Ein Mann im Priesterrocke, auf dem ausgezeichneter Weise das Maltheserkreuz leuchtete, trat jetzt zu dem Soldaten hinan, und beugte sich mit dem silberumlockten Greisenhaupte, mitleidig zu ihm, faßte seine Hand und forschte, wo er verwundet und welche Glieder ihm gebrochen. Der Soldat betastete sich überall und sagte dann mit Laune: „Alles ganz, nur ein Weniges steif und wie geprügelt. Aber Bruderherz, Hochwürdiger Herr! wollt' ich sagen, einen frischen Trunk laßt mir reichen, denn mich dürstet, als hätte ich zehn Tage nichts als Sauergurken gegessen, und meine Lunge wäre der Stockfisch dazu geworden.“ —

Der Bischof, denn es war Graf Kolonics — einst der Held auf Kandia, in dieser Nothzeit jetzt der Vorstand der Spitäler — nahm sogleich die Korbflasche, die

er an seinem Gürtel trug, und reichte sie dem Fordernden, der sie bis zum Grunde leerte, und dann sich mit Hülfe einiger Soldaten auf die Beine half.

„Also auf der Bastey stehen wir?“ — murrte er in sich, und schien den Bogen bis zur Bastion, den er in der Luft gemacht, mit den Augen zu messen. „Bei der Krone der Piasten, das ist die sonderbarste Contre-Escarpe, Bruderherz, durch welche jemals ein Adamssohn in eine Festung hineinspaziert.“ —

»Ein Wunder der Allmacht hat Dich erhalten, mein Sohn“ — fiel Colonics ihm in die leichtfertige Rede — „darum richte Dein Auge ab von dieser blutigen Erde zu den höhern und reinen Regionen, denen Deine Seele fast schon angehörte. Der Himmel hat Dich vielleicht zum besondern Dienste des Vaterlandes bestimmt, wie er auch mich durch hundert wilde Seeschlachten und Mauerkämpfe führte, daß ich am Rande des Grabes noch Wunden binden sollte, die ich sonst so gern geschlagen und Sterbenden Trost und Absolution geben, über welche sonst meine Füße im leichtsinnigen Triumph hinwegschritten. Führet ihn hinab!“ — setzte er hinzu, als einige Kugeln herüberzischten; — „hier ist keine Sicherheit für Blessirte.“ —

»Ich möchte lieber wieder dort hinaus, Hochwürdiger!“ — antwortete Koltschützky — und meinen Säbel und die Flinte wieder suchen, die mir ohne meine Schuld abhanden gekommen.“ —

Eine Bombe sausete heran, wühlte sich in den Boden und bespritzte Alle mit einem Sandregen, erstickte sich aber selbst in dem Bett, das sie gefunden. Eine zweyte platzte einige hundert Schritte weiter, tödtete einige Soldaten und brachte den dort haltenden Wachtposten in Schrecken und Verwirrung. Rasch ging der Bischof an die Stelle, ließ mit ernstem Befehlswort,

als stände er als Maltheser noch auf Valetta, die Eisenstücke der Kugel sammeln, weihete sie mit dem dreymal gezogenen Kreuzeszeichen, und befahl sie in ein Gestück zu laden und den Ungläubigen zurück zu senden. Ein Jubelruf begrüßte den priesterlich-soldatischen Einfall, jeder Kanonier trat wieder auf seinen Posten, und muthig brüllten die Geschütze ihren dumpfen Todesruf auf den Glaubensfeind hinaus.

Ein Mann von der Miliz, dem die Pflicht dieses Liebesdienstes vielleicht nicht unwillkommen kam, hatte indeß den Koltschützky langsam in die Stadt hinabgeführt; ihr Marsch wurde jedoch überall aufgehalten, und sie mußten von den Hauptstraßen gar oft in kleine Seitengäßchen ausweichen. Ueberall fanden sie die Gassen mit Ketten gesperrt; dichte Haufen von Greisen und Weibern waren beschäftigt, die Eingänge zu den Märkten abzugraben und mit Balkenwerk, Steinhaufen und Wagenburgen zu verrammeln, und der Bürgermeister Liebenberg zeigte sich überall an der Spitze und legte selbst Hand an, denn der tapfere Starhemberg hatte beschloßen, jede Straße im Unglücksfalle einzeln zu vertheidigen. In andern Gegenden der Stadt rasselten ihnen Reservgeschütze entgegen, oder die in geschlossenen Gliedern anmarschirenden Regimenter hemmten ihre Schritte.

In der Nähe eines Hauses, über dessen Thür an einer Stange vier gelbe blankgeputzte Becken hingen, hielt Koltschützky plötzlich an, ließ seinen Arm von der Schulter des Führers fallen, und machte seine gebeugte Gestalt gerade. „Bruder Herz“ — sagte er — „das Spital ist mir zu weit; ich fühle mich gar müd, und trotz der köstlichen Flasche des hochwürdigen Herrn von ei-

nem Höllendurste geplagt; dazu brennt mir diese Hand und ist, seit wir marschiren, verteufelt fett geworden. Dort ist die Badstube, wo ich schon Hülfe finden mag; darum geht zurück an Euren Posten.«

„Kamerad“ — antwortete der Andere — »Ihr werdet doch nicht eintreten zu dem stolzen Narren, dem Flaschner, von dem Ihr, wie die Leute sprechen, erst vor wenigen Wochen aus dem Hause geworfen? Und überdem, der Befehl des Bischofs.“ —

Koltschützky faßte ihn mit seinen schwarzen, funkelnden Augen fest. „Marsch, marsch, mein Herr Ellenjunker-Schlagnitweit!“ — rief er im ernsten Spott. »Euer Hauptmann Pöller wird längst den längsten seiner Scharfschützen vermißt haben, und um meinetwillen soll die Bastey ihren Goliath nicht entbehren, so herzlich ich auch für den Liebesdienst danke. Geht Bruderherz, Ihr hört ja, wie die Trommeln und das Kanonen-Gewitter Euch rufen, und ladet auf jeden Schuß zwey Kugeln, Eine für mich als Danksagung für den vermaledeyten Pascha, der mich zu der höllischen Luftreise forcirte. Marsch, marsch, und thut das Gegentheil vom Namen, den Ihr vom Vater empfangen.« — Der junge Schlagnitweit zog ein verdrießlich Gesicht, indeß nahm er sich zusammen, jedoch ohne merkliche Eile, den Weg zurück, den sie gekommen. — Sich an den Wänden der Hausreihe stützend, erreichte Koltschützky das Haus des Stadtbaders Flaschner, das Ziel seiner Wünsche, aber stutzig stand er still neben der Pforte, denn ein Mann kam eilig heraus im Federhute und trotz des warmen Herbstwetters in einen feinen Mantel gewickelt, in welchem er den bekannten Marquis von Aronches, den durch seinen zügellosen Wandel berüchtigten portugiesischen Gesandten, nicht verkennen konnte. Koltschützky's Herz pochte lauter, er ließ den Knebelbart mehrere Male scharf durch die Finger

laufen, ehe er in das Haus trat, aber auch hier auf dem Vorplatz ward er wiederum aufgehalten durch einen lauten Zwiesprach ihm wohlbekannter Stimmen, der in dem Wohnzimmer schallte, und den er zu behorchen sich nicht versagen konnte.

Der reiche Stadtbader und Feldscherer Flaschner hatte zwey Töchter, die sich Beide unter den Töchtern der Kaiserstadt sehen lassen durften. Die adeligen Junker, welche in besonderer Herablassung sich zur Flaschnerschen Badstube bemüheten, um sich den Bart stutzen oder das Lockenhaar kürzen zu lassen, schienen uneinig, welcher von beiden Schwestern sie den Schönheitsapfel zutheilen sollten; denn schien ihnen heute die rundarmige eitle Ferdinande, die ihr niedliches Stutznäschen hoch zu tragen wußte wie eine Edeldame in der Burg, und die ihr reiches, goldblondes Haar stets so zu ordnen verstand, wie es die kaiserlichen Prinzessinnen bei der letzten Galla getragen, als das würdigste Ziel ihrer Courtoisie, so fanden sie morgen dagegen die schlanke Leopoldine mit den kastanienbraunen, von der Natur geringelten Kinderlocken, mit dem griechischen Profil und den Taubenaugen trotz ihres bescheidenen Wesens, das schon die etwas gebogene Haltung des Nackens andeutete, der Eroberung würdiger, und als etwas Besonderes unter den Wiener kecken und eben nicht klösterlich gesinnten Bürgermädchen des Preises ihrer hohen Gunst und des gebrachten Opfers ihres Adelstolzes werther. — Diese beiden Jungfrauen waren es, deren Stimmen Koltschützky's Ohr fesselten, da ihr Wechselgespräch lauter und wärmer, wie er es gewohnt war, zu ihm schallte, und diese Unbesonnenheit einen ungewöhnlichen Gegenstand desselben vermuthen ließ. —

»Ei, wie mütterlich predigst Du heute, mein tugendsames Kind!« — tönte Ferdinandens scharfe Stimme

im hohen Sopran. „Wie ist Deine stumme Schwesterliebe heute urplötzlich so beredt geworden! — Die ältere Schwester müßte sich wohl gar für Warnung und guten Rath inniglichst und gerührt bedanken, wäre sie nicht von der Mutter her mit der nöthigen Klugheit versehen, um den Neid und die Scheelsucht hinter dem Schleier des heißblütigen Nönnchens zu erblicken.«

»Dein Spott, Deine Beleidigung werden mich nicht irre machen;« — antwortete Leopoldine im reintönenden Alt. „Mein Herz, das Dich liebt, obgleich Du es schmähest, mein Herz, dem des alten Vaters Ruhe und Ehre über Alles gilt, obgleich er Dich vorzieht, drängt mich, zu sprechen, wenn es mir auch schwer fällt, die ältere Schwester zu hofmeistern.«

„Ruhe und Ehre?“ — fragte Ferdinande spitz. »Das klingt gewaltig gefährlich. Und welche Unthat wagte denn einen solchen tückischen Angriff auf den Vater?« —

„Du frägst noch, Schwester?“ — sagte Leopoldine bewegt. „Der Leichtsinn ist freilich keine Unthat, aber er bietet nur zu gern die glatte Hand dazu. Als ich Dein Verständniß mit dem jungen Hallwill bemerkte, erschrack ich. Er ist Graf, ist reich, und gehört zu den Junkern, die sich gern mit einem Bürgermädchen einen Scherz erlauben, aber nie es ehrlich meinen können, und selbst ihre Haiducken zu gut halten für ein Mädchen ohne Namen und Rang. Ich schwieg dazu, weil ich wähnte, die weise Jungfer Flaschner werde dem Junker ein Näschen drehen wollen, ihre Narrethei mit ihm treiben, und ihn dann zum Exempel von Seinesgleichen ablaufen lassen. Leider meintest Du es anders, und Du scheinst bethört von dem hübschen Wildfange; aber da nun gar der Zweyte, der Marquis mit dem zitrongelben Gesicht, sich hier auch zu thun macht, wenn den Vater

sein Amt in's Spital ruft, und da der widrige Mensch heute gar es gewagt, vor meinen Augen mit Dir schön zu thun, Dir den Ring an den Finger zu stecken, und mich auf solche Art als eine Mitgenossin und Vertraute zu betrachten, so geht mir das Herz über, und Angst und Schaam pressen mir das Wort auf die Zunge." —

„Ist er nicht schön, der Ring?" — lachte die Sopranistin. „Sieh nur, wie der große Stein in der Sonne funkelt und wie ein Regenbogen spielt! Wohl manches Edelfräulein verschenkte einen Kuß, um solch' Kleinod zu besitzen, und das Brunnenwasser, um den Mund abzuspühlen, hat uns der Türk noch nicht abgegraben, auch wächst kein Bart nach einem Männerkusse, wie die Großmütter verwarnen; Du siehst, unter meinem Näschen ist Alles noch glatt und sauber."

„Schwester, denke des Vaters und Deines guten Namens!« — rief entsetzt über diese Leichtfertigkeit Leopoldine.

»Wahre Du selbst Dein blankes Schild;« — antwortete ernster und mit Schärfe Ferdinande. »Deine Geschichte mit dem jämmerlichen Polaken hat Dich in der Leute Mäuler gebracht und dem armen Vater der Galle genug in das Blut gejagt. Setzet sich auch die Jungfrau Schwester tief in den Staub, und hält sich nicht gut genug für einen Pagen oder Haiduck, wir sind nicht alle so demüthig und werfen uns nicht so weg wie sie. Ich bin eine Wiener-Bürgerin, meines Vaters Name ist alt wie der Stephansthurm, des Vaters eiserne Kiste ist voll Kronenthaler und Goldgülden, wie es sich mancher polnische Starost wünschen möchte, und es wäre nicht das erste Mal, daß eine Wiener-Bürgerin sich auf einem Grafenstuhl oder Fürstenthrone gar gut ausgenommen hätte. Mein Ferdinand ist verliebt in mich wie ein Spatzenmännchen, treu wie ein Täuber, und

wird mich zur Gräfin machen, und wenn Du für Neid darüber Dich blind weintest, sobald sein gichtlahmer Vater die Augen geschlossen, das hat er mir geschworen bei dem Wappen Halwills und auf das Bild seines Schutzheiligen. Der Vater wird sich schon erfreuen, wenn er zur Zeit die kluge Wahl seines Nannerls erfährt, und auf ihrem steyrischen Schlosse sich ausruhen darf nach seiner mühsamen und eckelhaften Handthierung."

Leopoldine war bleich geworden zu Anfang der heftigen Stachelrede. Recht sanft sagte sie jetzt: „Aber wenn es denn mit dem Hallwill so sicher und ehrlich ist, wenn Du ihn liebst von Herzen, wie kannst Du den Junker betrügen um des Marquis willen, der in all' seinem Silberprunk einem ausgekleideten langarmigen Affen gleicht, wie ihn die böhmischen Bärenführer zum Markte bringen? Könntest Du dem Halwill gerade in's Auge schauen, wenn er jetzt zu uns einträte? Könntest Du ihn liebkosen, ohne zu zittern? Ich könnte das nicht mit solchem Truge im Gewissen!" — setzte sie seufzend und das Auge senkend hinzu.

„Die Jugend muß des Lebens Freude nicht verschmähen," — lachte Ferdinande; — »wir werden früh genug zur Matrone, die Niemand ansieht. Ist der Marquis nicht gar zu hübsch, so ist er doch ein feiner Herr und galant wie kein Wiener. Welche Wienerin, die nicht die Tuckmäuserin spielt, wie Du, und der ihr Spiegel etwas Artiges sagt, trüge nicht gern ein solches Prunkstück aus vornehmer Hand, wenn sie nicht mehr dafür zahlen darf, als daß, was man nach dem Festmahl dem Nachbar nicht abschlägt, oder was man dem Gevattersmanne nicht wehrt nach einem Kindtaufsfeste? Wenn der Ferdinand kommt, werde ich ihm selbst berichten von meiner neuen Eroberung, und er wird lachen mit mir über den steifen Galan aus dem Lande der Orangen,

wird meine kleine Hand noch schöner finden durch den blitzenden Stein daran, und sich an meiner Freude darüber ergötzen.“ —

„Du rechnest vielleicht ohne Wirth!“ — antwortete die schöne Altistin. „Ich möchte wahrlich keinen Liebhaber, der ohne Groll das Liebespfand eines Andern an mrinem Finger sähe oder gar zuließe, daß ein Zweiter meinen Mund begierlich küßte, der ihm selbst heilig seyn sollte. Nein“ — sagte sie hastiger — »ich muß Dich warnen, Dich bitten, laß ab von dem leichtfertigen Treiben, oder Du wirst mich aus dem Hause scheuchen, denn ich will nicht Zeuge davon seyn, wie Du des Vaters Liebe für Dich mit Undank belohnest. Es ist sündhaft, was Du thust, sündhaft gegen Deine jungfräuliche Ehrbarkeit, sündhaft gegen uns und selbst gegen Deinen, wie Du ihn nennest, getreuen ehrlichen Halwill.«

Hochauf blähete sich die Schwester, und ihr blüthenweißes Lärvchen färbte sich mit dem Karmin des Zornes. „Was unterfängt sich die Zierpuppe?“ — sprach sie mit Ingrimm. „Ey, sieh einmal, ist sie denn besser als ich? Hat sie sich nicht selbst weggeworfen an den schmutzigen Polacken, der nichts hat als seinen Aermelmantel und seine rothe Troddelmütze, seit ihm seine luftige Hütte in der Leopoldstadt, seine Herberge für Vagabunden und Kreuzer-Reisende niedergebrannt worden?“ —

Auch der Wurm krümmt sich gegen den Fuß des stolzen Verderbers. Leopoldine stand rasch auf von ihrer Arbeit, und ihr Nacken hob sich, und ihr sanftes Auge leuchtete. „Ja, ich liebe den Georg;“ — sagte sie mit Entschlossenheit und Nachdruck, — „ich werde es gegen Niemand verläugnen, denn er ist so brav als er arm ist, und hat ihm der Krieg sein Letztes geraubt, so wird meine Treue ihm bleiben, bis man mich zu Grabe trägt

mit dem grünen Kranze auf dem Deckel, den Niemand bemackeln wird. Auch darfst Du uns nimmer gleichstellen mit Dir und Deinen Gesponsen, denn wir haben unsere Liebe dem Vater nicht verheimlicht, und als er unsere vereinigten Bitten mit dem Schwure verscheuchte, er würde seine Tochter nie einem Ausländer, nur einem Bürger der Kaiserstadt, nur einem reichen und geehrten Wiener-Bürger geben, da haben wir unsere Sache Gott heimgestellt, uns noch einmal Treue gelobt mit schwerem Gelübde, und der tägliche Gruß vom Fenster ist Alles gewesen, was wir uns seitdem erlaubt als Trost im tiefen Schmerz, den eine Herzlose freilich nicht nachzuempfinden vermag."

„Nun, ich gratulire der Liebesheldin zum vierzigjährigen, unverwelklichen Kränzlein, und werde sie nicht beneiden!" — lachte Ferdinande laut und unweiblich. „Vielleicht gibt's ein Wunder; Dein Held erobert mit seiner rauhen Faust das Zelt des Veziers, das von lauter Perlen und Brillanten gebaut seyn soll, und dann kauft er sich die halbe Stadt und wird ein Prinz, und der Vater legt die Hände des neuen Prinzen und seiner Schäferin zusammen. Nicht wahr, mein Christpüppchen, auf solch eine Wunderhistorie wartest Du, und träumest von ihr in Deinem Kämmerlein?« —

„Ja, Georg ist brav;" — entgegnete die Schwester mit leiserer Stimme; — „viele wackere Männer haben in der Barbierstube von seinem Muthe gesprochen. Aber meine Träume sind nicht so rosenroth, wie Du meinst; ich sehe ihn oft blutig, sehe ihn sterbend, wie seine Hand mir zum Abschiede winkt; und wenn Du auch meine Schwester bist, so muß ich doch Pfui über die Wienerin rufen, die eines tapfern Soldaten spotten mag, der jetzt gerade außen auf dem schwersten Fleck zum Schutz unserer Stadt, unserer Freiheit, unserer Ehre Wacht hält,

indeß Dein blonder Junker im sichern Eck der Kaiserburg seinen Posten hat, oder zu den zwey Jesuiter-Vätern auf den Stephansthurm steigt und durch ihr Fernrohr sich das Lager besieht auf der Höhe, wohin keine Kugel reicht."

Sie hatte sich wieder niedergesetzt und das thränende Auge auf ihre Nätherei gesenkt. Ferdinande trat erboßt ihr näher. „Draußen ist er heute auf Wacht?" — sprach sie hämisch. „Nun so sind wir vielleicht schon von dem Pflastertreter befreit, und unser Fenster und der Vater haben vor seinen albernen Werbungen Friede und Du bist Deines Gelübdes entbunden. Hörtest Du denn nicht, als die Studiosen vorbeyzogen, was der hübsche Trüblern dem Doctor Sorbert zurief? Alles vor der Bastey haben die Türken genommen und zerstört, und sie stürmen jetzt gerade herauf, und Franks Freycompagnie ist im vordersten Werk gestanden." —

„Unmenschliche!" — rief da Leopoldine mit brechender Stimme. »Ja, ich hörte die schreckliche Botschaft, aber Du hast mein Zittern nicht gemerkt bey jedem Kanonenschuß, der herüber hallte, hast meine Thränen nicht gesehen bey jedem Trommelwirbel, der von der Strasse tönte, denn Du hattest ja niemals ein Auge für die Schwester und ein Mitleid." — Sie hob die Hände gefaltet in die Höhe und blickte mit den großen Seelenaugen, die voll Thränenperlen hingen, zur Decke empor. „Gott ist mächtig und gütig!" — sprach sie dann stärker und fester. »Sein Wille geschehe! O möge er Dich nicht strafen, meinen Gram nicht rächen an Dir, wenn der Christenfeind in unsere Thür bricht, und Niemand zu unserer Rettung uns zur Seite steht!" —

„Bah!" lachte die Schwester und drehte sich auf dem Absatz herum. — „Die Türken sind auch Männer und respectiren ein schönes Gesicht so gut wie ein Wiener Junker und ein Marquis aus Portugal. Und lieber doch die Beute eines stattlichen Muselmanns, wie der Spahi war, den sie heute gefangen hier vorüber brachten, als die Braut eines Polacken im ungewaschenen Bärenpelze!«

„Holla!" — rief außen auf dem Vorplatze eine tiefe Stimme. — „Andreas, Daniel! Ist Niemand da von den Pflasterschmierern, der einem wunden Soldaten zu helfen versteht?"

Die Schwestern horchten beide verstummt, Ferdinande jedoch stieß die Thür auf, fuhr aber mit einem Schrei zurück, als sie den Koltschützky mit geschwärztem Gesicht und ohne Mütze, im verwirrten Haarwald dastehen sah.

„Mit Gunst, liebe Jungfrauen," — sprach er eintretend — „ich sah keinen Gehülf in der Badstube, und das Spital ist weit, und es ist Pflicht, einen guten Soldatenarm der Stadt zu erhalten zum Junkernschutz und der Frauen Rettung."

„Um Gott, wie seht Ihr aus, Georg!" — rief da Leopoldine und flog ohne Scheu herbei und faßte den Mann mit ihren beiden bebenden Händen an. — „Verwundet, blutig! Setzt Euch hier, und Schwester, wenn Du an die Schmerzensmutter glaubst, so rufe die Leute!"

„Sorbert nahm Alle mit zur Bastey," — antwortete kalt und vornehm Ferdinande — „aber dort ist ja des Vaters Schrein, und Du suchtest ja immer eine Liebhaberei darin, dem Bettelvolke Pflaster zu legen und Salben zu rühren; so erprobe Deine Kunst auch jetzt an solch' würdigem Gegenstande. Ich bin eine nachsichtigere Schwester als Du, und lasse Dich allein in lieber Gesellschaft, die mir zu galant ist." — Mit einem verächtlichen Blick auf den Kriegsmann verließ sie das Zimmer.

Koltschützky hatte sich niedergesetzt, streckte jetzt seine Linke nach dem Mädchen aus und zog sie zu sich. „Arme Podl," — sagte er mit finster zusammengezogenen Augenbraunen, — „was mußt Du wohl Alles um mich ertragen, und wendest Dich doch nicht von mir ab."

„Liebe trägt leicht;" — antwortete sie mit einem Seelenblicke in sein schwarzes Gluthenauge; — „aber laß das jetzt, und sage nur, warum Du so zugerichtet bist und was Dich jetzt hier herein führte. Ach, Georg! es kam eine schreckensvolle Mähr in's Haus!"

„Ja, ja, der Nannerl malitiöser Wunsch, der den Georg zu den Schwarzen schickte, klang glücklicherweise ein Stündchen zu spät," — lachte Georg wieder frei und sorglos und wie erstarkt am Auge der Jungfrau. „Gib nur Seifenwasser, mein liebes Kind, dann wird sich der Mohr sogleich wiederum in Deinen Europäer verwandeln, und schlage mir ein Weniges Wundwasser oder sonst einen Spiritus um die Hand, die verstaucht oder gequetscht seyn mag, als ich aus der Luft zu der Erde kam."

„Zur Erde?« — fragte das Mädchen erstaunt, indem sie sich eiligst an die Hand machte, wie der sorgsamste Chirurg visitirte, und den kunstgerechtesten Verband von feinsten Leinen und zarter Binde unter Klagen und Seufzen ordnete.

„Ja, mein Podl,« — fuhr der Pole indessen fort, und schlug dazu seinen linken Arm um ihren Wuchs, — „bei dem rasenden Schleifer, den mich die lieben Engelein haben tanzen lassen, möchte ich Dich nicht zu meiner Tänzerin gefordert haben. Unsere halbe Compagnie hatte den Nachtposten in der großen Schanz, und ich stand auf dem höchsten Ravelin, und schaute, auf die Büchse gelehnt, als Wachtmann in das Feld hinaus, was von dem ersten schwachen Morgenlicht bestrichen wurde. Wohl hatten wir in der Nacht hie und da in den Laufgräben Laternen bemerkt, und der Hauptmann hatte einen Mann hinein zur Stadt geschickt und Rapport gemacht, auch war vor Tage noch der Starhemberg auf dem Walle deßhalb; aber was mit uns geschah, davon hatte Keiner eine Ahnung empfunden. Ich dachte gerade an mein Goldkind, und ob mir der Dienst erlauben würde, Dich heut' noch am Fenster zu schauen, und achtete kaum darauf, daß sich in den Laufgräben mehr wie gewöhnlich Türkenköpfe sehen ließen, da wankte mit einmal die Erde unter mir, und ich schwankte mit wie ein Trunkenbold, daß mir die Büchse aus den Händen fiel. Ein Schlag dröhnte dann von unten herauf, der die Ohren taub machte, die Welt drehete sich mit mir im Kreiseltanz; Funken und Flammen sah ich um mich zackern und flackern; tausend bunte Regenbogen und ein Meer von rothen Sternblumen; die Stimmen aller singenden Engelein und aller kreischenden Teufel hörte ich zugleich, und es war, als wären mir Flügel gewachsen, und ich flog wirklich, doch wie im Schwindel und Traum, und als ich die Augen wieder aufschlug, saß ich recht weich und fast unanständig-bequem oben auf der Bastey zu Füßen des tapfern Commandanten, und hörte seine Stimme, die mich fragte: wer ich sey? und wer mich zum Rapport daher geschickt?“

„So hat Dich die Pulvermine in die Stadt geschleudert und Du bist ganz geblieben an allen Gebeinen?“ — rief Leopoldine entsetzt und war bei ihm in die Kniee gesunken. —

„Steh nur auf, mein Herzlieb! Du hast und siehst mich ja mit gesunden Knochen;“ — scherzte er und strich ihr das Seidenhaar von der glatten, weißen Stirn. — „Deine Schutzheilige hat mich auf ihrer Hand sanft hereingetragen, und ich meine, hat sie das seltene Stück um Deinetwillen vollbracht, so kann sie mich auch einmal um meinetwillen an eine schönere Stätte tragen, wo ich Himmel und Seligkeit schon auf Erden finden würde. Und wahrlich, so oft ich die Letzt an unserm Glück verzagte, so fest ist mein Glaube geworden seit meiner Lustfahrt; es ist mir, als wäre ich stich- und schußfest gegen alles Unglück von jetzt an, und so ein auserwählter Fortunatus, dem kein Wunsch unerfüllt bleiben dürfte, wenn auch etwa nach einer kurzen Geduldsprobe.“

Die Jungfrau drückte ihr Gesicht an sein Kleid und seufzte: »Ach! dieß Probejahr dauerte fast schon lange genug, und diese Kriegszeit hat Alles noch schlimmer für uns gestellt.«

»Du meinst, weil mein Häuschen in der Vorstadt darauf ging?« — erwiederte Koltschützky. — »O, das bezahlt mir mein gnädiger Kaiser vielleicht, und überdem hat mich der Starhemberg in's Auge gefaßt. Hoffe, Poldlchen, denn der Verzagte ist immer schon halb verloren. Aber nun auch fort, damit der Herr Flaschner nicht herein kommt und mich da findet, und Dir, du sanfter Feldscherer, für den Liebesdienst eine schlechte Zahlung beut. Ich bin frisch und gesund durch Deinen Anblick geworden, und es dauert mich ordentlich, daß diese meine rechte Hand mir auf einige Zeit untreu geworden, und ich nicht auf der Stelle wieder versuchen kann, was Deine Schutzpatronin für eine mächtige Person ist.«

»Schone Dich um meinetwillen,« — bat das Mädchen — »und nimm die Flasche, und wasche fleißig die Hand damit.«

»Die schöne blaue Flasche? Darf ich, da sie dem Vater eigen ist?« — fragte der Kriegsmann. — »Nun Gottes Lohn dafür, und gebe der Himmel, daß der Stadt heute solcher Friede komme wie mir, und dem schwarzen Adler solch' ein Siegesgefühl, wie in diesem Augenblicke in Deinem reichen Georg aufgestiegen.« — Ein Handdruck noch, und er verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 18tes Stück.

Die Bürger zu Wien.

(Fortsetzung.)

Es geschah in dem Schankhaus zum weißen Lamm in der Nagler-Gasse, daß am selbigen Abende sich eine größere Gesellschaft wie gewöhnlich in dieser sorgenreichen Zeit zusammenfand, denn wo die höchste Noth so dicht vor den Thoren liegt, wie damals zu Wien, da vergißt selbst der Schwelger die üppige Gewohnheit, und Jeder, der etwas zu verlieren hatte, und wär's auch nichts, als der eigne Kopf des Dummbarts oder Wüstlings, der nur ihm werthvoll war, blieb sorgenvoll daheim, und die Hausväter gar, wenn sie Wehrdienst oder Schanzarbeit gethan, saßen gern bei ihrem Weibe, und spielten in wehmüthiger Freude mit ihren krausköpfigen Buben; wußten sie doch nicht, ob morgen das Familienhaus sie noch schütze, ob morgen nicht schon alle die Lieben ihres Herzens einem unerbittlichen Feinde zum Opfer des fanatischen Glaubens geschlachtet waren.

Heute aber drängten sich ganze Haufen zu den Weinschanken und Zechbuden, als wäre der Martinsabend schon da, oder gar das Christfest, und selbst die wackersten

Bürgersmänner, welche den ganzen Tag heiß auf Wällen und am Thore gefochten, traten nur auf eine kurze Weile in ihr Haus, die Geliebten zu herzen, und die Kleider zu tauschen, dann zog es sie in den Kreis ihrer Kampfgenossen; denn ihr Herz schwoll gegen die breite Brust im Hochgefühl des errungenen Triumphs, und sie mußten es leicht machen im traulichen Wechselwort; ward doch der wüthigste, der gewaltigste Sturm von den unzähligen bisher versuchten, abgeschlagen, und Kara Mustapha, der Großvezier, hatte in eigener Person diesen Sturm befehligt. — Zuerst, als die Dämmerung kam, blieb es noch einsam im langen Trinksaale, über dessen braunen Gasttafeln eine hängende Ampel nur schwaches Licht verbreitete. Der Pole Koltschützky saß allein in dem Sorgenstuhle des Wirths nahe dem Kamin, und der Schankwirth Lamprecht, ein eisgrauer, gebückter, aber sonst noch rühriger Greis hatte ein Tischlein vor den Gast gepflanzt, und einen großen Deckelkrug darauf gestellt, und nöthigte ihn, dem gern gespendeten Festtrunke zuzusprechen, indem er selbst ab und zu trippelte, Kellnern und Mägden Befehle gab, und in den Zwischenräumen mit ihm kurzes Gesprächswort tauschte, das die Begebnisse des heutigen wichtigen Tages betraf. — Ernst und wortarm traten dann ein Dutzend Männer nach einander ein, drückten einzeln dem Schankvater die Hand, manche auch dem Koltschützky, und alle setzten sich dann zusammen in die düsterste Gegend des Saals, und ihr Gespräch tönte flüsternd, einsylbig, und hatte etwas Schauerliches, denn es schien, als wenn Niemand von ihnen den Muth hätte, das auszusprechen, was das Innerste von Allen so besonders bewegte. Es waren sämmtlich Wirthe und Weinhändler, welche der tapfern Freicompagnie zugehörten, deren größere Hälfte heute das Hauptunglück des Tages betroffen hatte. Der alte Lamprecht

trat zu ihrem Kreise, und pflanzte zwei hellbrennende Kerzen zwischen ihnen auf die braune Tafel.

„Nun, Potz Zapfen und Spundloch!“ — rief der Alte aus, nachdem er sich einzeln die ernsten Gesichter betrachtet; — „was sollen denn solche Karthäuser-Larven an meinem Tische, der nur für lustige Wienerleute gescheuert worden? Ehrsame Genossen und Nachbarn! feyert Ihr denn den großen Tag nicht mit, dem jeder Bettelbube auf der Gasse sein Vivat ruft, und dem zu Ehren selbst der ärmste Lastträger und Straßenkehrer sich sein Seidel voll Heurigem aus meiner Schankbude geholt hat. Potz Zapfen und Spundloch! Auch Ihr, mein munterer Herr Kaspar Pötzinger, dem selbst der Witz nicht ausging, als der Brand aus den Vorstädten herüberschlug, und Euch bei dem Löschen im Schottenhofe und dicht am großen Pulverhause die langen goldenen Locken daraufgegangen waren, und Ihr den Feuergeist für den flinksten Haarfriseur erklärtet, auch Ihr sitzt da wie ein Wachsbild, und traget dazu hier auf der Stirn ein neues Ehrenzeichen, das schwarze Pflaster, um das Euch mancher Kaiserjunker und jeder unserer Bürger beneiden wird, wenn sich die blutrothe Feuernarbe erst darunter gestaltet.“

Der Angeredete, ein junger Mann mit einem edlen, angenehmen Antlitz, schlug das dunkle Augenpaar gegen den Greis auf, und eine zuckende Flamme schien daraus gegen den weißen Bart des Alten zu fahren. „Vater,“ — sagte er mit tiefer zürnender Stimme — „und Du frägst uns noch? Ein Todtenmahl ist es, zu Dem wir bei Dir eintraten. Liegen nicht außen in den Trümmern der Schanz hundert und zehn der Unsrigen, zerrissen vom heißen Pulverfeuer, zertreten vom breiten Fuß der Egypter, und Du frägst, Vater?“

„Weiß, weiß!“ — nickte der Schankwirth. — „Auch Hauptmann Ambrosius, der hochherzigste aller Rathsmänner liegt dabei. Aber sie sind wie der heilige Elias gerade auf in den Himmel gefahren ohne lange Pein und Krankheit, und Sanct Michael und Georg, die gewaltigen Hauptleute der himmlischen Leibwacht, werden sie wie tapfere Kameraden empfangen, und ihnen ein besseres Ehrenmahl bereitet haben, als Euch der Wirth zum Lamm für heut' Abend vorzusetzen vermag. Ist denn der alte Lamprecht nicht auch dabei gewesen in Ungarn und an der Sau, dem verdammten Schlammfluße, dessen Wasser selbst der schlechteste Weinschank nicht gebrauchen könnte? Die Stadt muß die tapfern Männer betrauern, denn sie werden ihr mangeln; ich kann sie nur beneiden, denn in solch' großer Zeit gibt's nichts Jämmerlichers, als einen verkrüppelten, lahmen Mann wie mich, der höchstens dazu taugt, hinter den Pallisaden die leeren Feldflaschen wiederum zu füllen. Zapfen und Spundloch! Solch' ein schneller Ehrentod bringt Erlösung und ewige Ruhmeskrone zugleich! Ich mag wohl ein zu schlechter Kerl gewesen seyn, daß mich der Herrgott eines solchen Valets nicht werth gehalten.« —

Der junge Pönitzer stand rasch auf, und legte ergriffen seine beiden Hände auf des Greises Schultern. „Warum kann ich Dir nicht das Mark meiner Knochen geben, Du grauer Roland? — sagte er. — „Du könntest uns den verlorenen Frank ersetzen. So sind wir eine Meute Hunde ohne Jäger geworden. Aber, Vater, sagte man Dir denn noch nichts? Ist der Stephan heute Abends bei Dir vorgesprochen? — setzte er mit weicher Stimme hinzu.

„Still! still!“ — erwiederte der Schankwirth, indem er mit den grauen Augenwimpern blinkte, und sich mit dem Rücken der Hand über die Stirne strich. — Ich

weiß, der gute Junge hat auch die Luftfahrt mitgemacht; sie haben ihn hereingebracht in den Passauer=Hof mit zerschlagenen Gliedmassen, und ich habe dem Gevatter Flaschner zwei neue Dukaten geschickt, damit er sich meines Brudersohnes besonders annähme. Er ist hin; Gott schenke ihm eine leichte Erlösungsstunde, und ich muß mich jetzt nach einem andern Erben umschauen. Aber ich bleibe dabei, hätte ich sieben Buben, und sie lägen alle sieben heute still und bleich im Thor, ich würde doch sprechen: wer für den Kaiser fiel und zum Heil unserer Stadt, der ist ein vom Herrgott Begnadigter, und man rufe ein: Wohl ihm! an seinem Grabe. Mein Bruder ist von meinem Blute, und wird eben so thun." — Er rückte sein Wollkäppel, und drehete sich vom Lichte weg, um das Wasser zu bergen, was ihm gegen seinen Willen in die alten Augen getreten.

„Focky, Popowitsch, soll der Graukopf uns beschämen?" — rief der Pötzinger aus. — „Er hat Recht, sie sind eines schönen Todes gestorben, und ihr Gedächtniß wird nicht verlöschen, so lange der Stephansthurm zum Himmel emporragt. Wer weiß, was uns bevorsteht? Darum den tapfern Brüdern noch einen ernsten Weihetrunk gebracht, und dann laßt uns gewaltsam den Gram aus der Brust werfen, daß d'rin Platz wird für unsere Pflicht, zu der ihre Schatten uns von morgen an doppelt treiben müssen. Hebt die Becher und trinkt! Es gilt dem Andenken der Todten! Mögen ihre tapfern Seelen nach kurzem Fegefeuer eingehen zur himmlischen Herrlichkeit!"

Alle waren aufgestanden, und wie dumpfes Glockengeläut erklangen die langsam zusammengestossenen Römer; auch der Pole stand und hob sein Glas, und der Pötzinger, als er es sah, trat rasch zu ihm heran. »Auch Dich trifft der Trinkspruch,« — sprach er im Gemisch von

Ernst und leichter Laune — »denn Du hast ja mit in des Petrus Pforte da oben geschauet, und gehörst so eigentlich nicht mehr zu den Lebendigen, sondern stehst wie ein Gespenst zwischen uns, das Deine Kameraden hergesandt, uns ihr gemeinsames Valet zu sprechen.« — Auf Koltschützky's Munde erstarb in unverhehlter Rührung das Gegenwort, aber er stieß traulich an des reichen Pötzingers Glas, und neigte sich dabei in dankbarer Demuth.

Aber ein arges Gelärm im Vorhause störte jetzt die Todtenfeier; weit ward die Saalthür aufgerissen, und herein stürmte ein fast zahlloser Haufe erhitzter Männer, durcheinander prahlend und sich stoßend und drängend in ihrem Jubel, bis sie nach und nach in der weiten Halle Platz gefunden. Es waren junge Kaufherren, Studiosen und Gewölbdiener, alle in beschmutzter, zerfetzter Kleidung, viele Gesichter darunter am Munde geschwärzt von Pulver, auf manchen sogar noch eine unverbundene Wundschramme, an deren Rändern das getrocknete Blut klebte. Viele warfen sich erschöpft auf Bänke und Sessel, indessen die Mehrzahl wie ein sausender dunkler Bienenschwarm, dessen Königin sich fest auf einen Baumast gesetzt, in der leeren Mitte des Saales einen Knäuel bildete, der sich nicht aufwickeln wollte.

„Guten Abend, treue Nachbarn!“ rief der hochgewachsenste von den Eingetretenen, der Sammethändler Hirneis den Sitzenden zu. — „Ist's vergönnet, an Eurer Tafel Platz zu nehmen? denn, bei dem heiligen Laurentius! wir sind heiß und gedörrt innen und außen, als hätten wir auf seinem Rost gelegen.“

„Ihr Herren kommt spät,“ — antwortete Pötzinger Platz machend, — „und stecket, wie wir sehen, noch in den Kriegskleidern. Seyd Ihr bis jetzt draußen gewe-

sey, da doch die Trommel auf der Bastey längst die Retraite geschlagen?"

„Wir waren die Letzten, die wieder hereingezogen, und haben die Kahlköpfe weit in's Feld gejagt über ihre Laufgräben hinaus; dann halfen wir Jüngeren, nachdem die Alten Ruhe gesucht, an der Bresche, sperrten sie mit Balken und Dachstühlen, spannten Rindshäute davor, und schleppten aus Hopfers Magazin einen ganzen Berg von Wollsäcken hinein, so daß die alte Mutter Wien diese Nacht wiederum ruhig zu Bett gehen kann." — So sprach mit rauher Stimme der Sammethändler, und drehete sich dann, das wüste Haar von der großen Stirn streichend, nach der Küchenthür hin, und rief: „Aber wo bleibt der faule Kellner und das Madel vom Haus? Auf, Vater Lamprecht, rührig herbei, was das Haus vermag! Ich sehne mich nach Deinem sauren Rostbratl und den Speckknödeln daran, oder nach einem Schöpsenschlegl, der aber von keinem Methusalem genommen seyn muß."

„Mir Schnitzeln und Kapern!" — rief ein Nachbar von dem Vorsprecher.

„Mir eine Keule vom Schustervogel!" — ein Zweiter. — „Hast Du noch einen Indian, Papa'chen?" — donnerte der Hirneis dazwischen. — „Bring ihn heil auf den Tisch; mein Säbel soll ihn schon zerstückeln. Heute ist kein Aschermittwoch, sondern es soll seyn wie Ostermontag, und ich, als ihr Obrist, dispensire alle meine Leute von der Fastenspeise. Und Wein auf den Tisch, das beste Faß Meidlinger aus Deinem Keller herauf, und hast Du noch vom Ausbruch, so laß uns mit dem edlen Ungar Freundschaft machen. Alles mir auf das Kerbholz, denn meine Burschen haben's verdient und vorausbezahlt mit rothem, edlem Lebensblute."

„Ja, Freund Caspar," — fuhr er dann wiederum fort — „einen heißern Tag haben meine Augen nicht gesehen, seit ich des Großvaters krummen Türkensäbel an meine Hüfte schnallte. Es ging so dicht daneben vorbei, daß nicht der Satanas, der vermaledeite Mustapha, seinen Mond auf unsere Kirchthürme pflanzte, statt des heiligen Kreuzes. Die Pallisaden brannten wie Fackeln und Leuchtfeuer; vierzig Janitscharen standen schon in der Stadt, eine ganze Rotte der Tiger saß schon fest im Ravelin, und die Wagehälse hatten sich bereits auf die Mauer geschwungen, und vier der häßlichen Pferdeschweife waren eingepflanzt, und flatterten zum Spott für uns im Winde. Regiment Kaiserstein lag zur Hälfte am Boden, und der hochherzige Starhemberg saß mitten im Gedränge, da stürmten wir heran, und die Spanier und die deutschen Landsknechte, und machten Licht und Luft, und das Spiel drehete sich um."

„Heida! Wie sauseten des Mied's Traubenkugeln zwischen die Opiumfresser, es war wie Hagelschauer in ein weißes Kohlfeld," — jauchzte ein blondhaariger Gewandschneider dazwischen; — „Alles purzelte über und über, und die Turbane flogen wie Spielbälle, und die glatten Kahlköpfe tanzten durch einander wie Fastnachtsnarren und Pickelhäringe, denen der Schalmeipfeifer einen Schleifer aufgespielt."

„Dem armen Mied wurden beide Hände durch Eine Kugel abgeschossen," — fiel ernst der Hirneis dem jungen Lacher in das Wort — „aber er kommandirte fort bei seinem Geschütz, bis er erblutet auf die Lavette stürzte."

„Sahest Du den tollkühnen Scharfenberger Grafen? — fuhr ein Anderer wie in seliger Erinnerung vom Sessel auf. — „Dicht neben mir metzelte er zwei Janitscharen nieder, daß mir der heiße Saft aus dem nackten Halse des Einen über die Wangen spritzte. Meister

Kopfab hätte mit seinem Beile nicht kunstfertiger schlagen können, und der edle Herr sah auch dem dicken Schlachtermeister neben der Rumorwacht am Saumarkt ähnlicher als einem kaiserlichen Stallmeister. Sieh hin, da sitzt das Türkenblut noch auf der Halskrause."

„Alles Lumperei gegen die Saujagd im Kessel," — fiel der Felsberger ein, ein kleiner, drolliger Mensch mit hoher Schulter, der den Innungsnarren zu spielen gewohnt war. — An hundert der Pantoffelhelden saßen in dem Erdloch, schanzten frisch, als säßen sie unter Mahomeds weitem Mantel. Längst hatten wir alle ihre Glaubensbrüder über sie weg gepeitscht, bis zu ihrem bunten Feldlager, und die eingesperrten Sauen im Kessel wagten nicht einmal die Rüssel heraus zu halten, und wir hörten nichts als ihr Gegrunz, das einem Teufelsgesange ähnlicher klang, als einem menschlichen Wortwechsel. Da ließ Hauptmann Heistermann, der wüthig geworden über seines Kameraden, des Mieds, Unglück, Granaten in den Kessel werfen, daß es d'rin prasselte und blitzte, wie bei dem Feuerwerk zur Kaiserskrönung. Allesammt kamen nicht wieder zu Tage, und zuletzt begruben wir sie mit ihren eigenen Schaufeln in dem Grabe, was sie sich selber zurecht gemacht."

„Ja, ja, Mancher, der vom Weibe geboren, ging heute schlafen im unwillkommenen Bett. Auch der Starhemberg soll geblutet haben, sprach man, als wir einzogen. Gott erhalte ihn, denn ohne ihn wären doch all' die Opfer nutzlos, und würden nur das Verderben vergrößern," — so sprach düster der Sammethändler, sich nochmals durch die rauhen Haare streichend, dann fuhr er aber wieder herum auf dem Sessel, und sich gewaltsam zum lustigen Humor stimmend, rief er: „Aha, da kommt endlich unsere Hauptperson und unsere neue Fahne mit ihm!"

»Eine Fahne?« — fragte der Pönitzer verwundert. — »Hat Euch der Commandant ein Ehrenzeichen ertheilt?«

Das Gedränge an der Thür lüftete sich jetzt; ein langer, junger Mensch mit leichenbleichem Angesichte erschien aus dem geöffneten Knäuel, und wurde unter Jubelgeschrei vorgeschoben; er trug ein türkisches Kriegszeichen, einen Roßschweif, an langer Stange und mit dem silbernen Halbmonde oben auf der Spitze, in der Rechten, stand verlegen in der Mitte des Saals, und grüßte ungeschickt nach allen Seiten.

»Nicht geschenkt,« — antwortete der Hirneis — »nein, wir haben die Fahne uns selbst gewonnen, und sie soll hangen in unserm Innungssaale für ewige Zeiten. Unser Flügelmann, der sie trägt in seiner Riesenfaust, hat sie auf der Mauer genommen, wo sie schon voreiligen Sieg verkündend sich festgestellt.“

»Mein guter Nachbarsohn, der weichherzige Schlagnitweit?“ — staunte der Pötzinger. — „Nun, es geschehen noch Wunder, und die Liebe für die Vaterstadt wandelt Lämmer zu Löwen.“

„O der Schlagnitweit ließ es nicht dabei;“ — sprach Hirneis fort. — „Er hat sich nicht gefürchtet vor dem zottenbärtigen Aga, der das Ding aufgepflanzt, hat ihn am langen Bocksbarte zur Erde gerissen, und wie eine Riesenschlange den Tiger, ihn mit seinen langen Armen umwunden, bis ihm der Athem ausging, und er sich gefangen gab.“

»Was muß ich hören?« — rief da der Studiosus Trüblern, indem er sich vordrängte, und seinen linken Arm um den Roßschweifträger schlug. — „Bravo, Junker Schlagnitweit! Wir sind uns lange aufsäßig gewesen um die Elsbeth im Winterbierhause, und mein Dornstock juckte mir jedes Mal in der Hand, wenn ich unter

den Tuchlauben ging, und Dich wirthschaften sah zwischen Deinen Packen und Kästen. Komm an mein Herz, mein Junge, und laß uns Smollis trinken von ganzer Seele."

„Schau," — fuhr der wilde, schöne Bursche fort, nachdem er den steif Dastehenden abgeschmatzt, — „ich dachte wunder, welch' Ehrenkleinod ich heute mitgebracht, und wollte stolzieren damit vor der stattlichen Gesellschaft, und es dann meinem Vater senden, dem ehrenwerthen Professor zu Heidelberg. Aber mein Siegeszeichen dünkt mich jetzt wie ein Fuchsbalg neben einer gewonnenen Löwenhaut, und ich schenk's Dir, daß Du es hängen kannst an Deine gewaltige Pascha's=Fahne."

Er hielt eine kupferne Feldflasche in die Höhe, in deren Bauch ein langer Pfeil steckte, und sie durchbohrend hier mit der scharfen Eisenspitze, dort mit den feinen Adlerfedern herausragte.

»Schau,« — fuhr der Student fort, — »meine Herrn Brüder trieben ein Dutzend erbeuteter Büffel zum Thor, herrliche Bestien, um daran cum amore Anatomie zu studieren; Altmanns Compagnie besserte eilig an der wiedergewonnenen Schanz, indeß die Spahi's sich gegenüber wieder gesammelt, und doch den Angriff verzögerten; da trat ich in toller Laune hinaus in's Feld, und trank ihnen zu auf baldigen Abzug. Ein flüchtiger, arabischer Reiter, den ich nicht bemerkt, jagte indem neben mir vorüber, sein Bogen schnarrte, und wie Ihr schauet, sein Pfeil fuhr mitten durch mein Gefäß, und warf es mir dicht vor dem Munde weg. Ich hob's auf, lachte den Schützen laut aus, trank den Rest über den Pfeil weg, und rief ihnen ein donnerndes Pereat. Aber was bleibt mein lustiger Schwank neben Deinem Heldenstück? Nimm's hin, Du Alexander und Pompejus zugleich, ich lasse Dir die Cleopatra aus dem Winterbierhaus, und

mein Siegeskleinod oben d'rein, bis auch ich es mit so einem Pferdehaarenen Flügenwedel wiederum einlöse."

Die Gesellschaft brüllte ein Vivat. „Aufgepflanzt dort über dem Kamine, und die Flasche darunter gestellt!" — riefen Mehrere, und der bleiche Schlagnitzweit folgte gehorsam und stumm dem Befehle seiner Gefährten.

„Glück zu, Bruderherz;" — kam da eine halbverhaltene Stimme zu seinem Ohre. — „Zwischen Frühroth und Abendlicht seyd Ihr ein Cavalier geworden, und ein ä ch t e r. So etwas zu schaffen, möchte selbst Kaiserlicher Majestät nicht leicht werden."

Scheu blickte der Roßschweifträger zur Seite, und als er den bärtigen Koltschützky sah, der hinter seinem Tischchen stand, schlug das helle Blut auf seinen Wangen aus. Er wandte sich, und da er die ganze Gesellschaft bei Becher und Schüssel beschäftigt schaute, sagte er leise, aber mit Wärme: „Was ich that, habt Ihr in mir gethan! Euer Wort fuhr wie ein Skorpionstachel mir in das Herz; Verzweiflung der Schaam machte mich taub und blind, und so wahr ich getauft bin, ich weiß nicht, wie das Ding da in meine Faust gekommen, und wie der wüthige Muselmann unter meine Füße gerathen. Sicher hat Euer scharfes Auge auch wohl bemerkt, wie die Lobsprüche mich beschämt, und meine Zunge gelähmt."

»Getrost, wackeres Jungherrlein,« — entgegnete der Pole, launig lächelnd. — »Ist doch mancher gerühmte Held auf solche Weise zu seinem ersten Lorbeer gekommen. Aber lustig anjetzo, Bruderherz! Nehmt, was Euch das Schicksal zuwarf, mit Freude und Dank.«

»Dir werd' ich's danken, mein Lebelang!« — sagte der Jüngling, und ging zur Tafel.

Messer und Gabeln klirrten angenehmer wie Schwerterkuß, die Becher und Gläser klangen heller wie Küraß-

Gerassel, hundert Stimmen murmelten wie in einer Synagoge während der Hamans-Nacht, und so wurde ein neuer Gast nicht sogleich bemerkt, der durch die Thür getreten. Es war ein wohlbeleibter Mann mittlerer Statur, gekleidet in einen rothen Scharlachrock mit Goldtressen besetzt; aus einer ziegenhaarigen gelockten Perrücke und der gefalteten Radkrause des Halses schauete ein verwundertes, faltenvolles Angesicht auf die Tafelnden, und unter den buschigten grauen Braunen thaten sich zwei trübe, rothgeränderte Augen wie im Krampfe wechselnd auf und zu, als hätte der Kerzenglanz sie geblendet. An seinem langen Rohrstocke, den ein schwerer Goldknauf zierte, trippelte der Mann nach einer Weile näher durch die hin und her eilenden Kellner, und berührte mit seinem Stabe den Rücken des Schankwirths Lamprecht, der eben bemüht war, über die Schultern der unruhigen Gäste einen duftenden Puterbraten glücklich auf die Mitte der Tafel zu bringen.

„Mi Lamprechti," — sagte der Rothrock zu dem mit unwilliger Geberde sich zu ihm Kehrenden, — »habt Ihr wohl eine Minute — Halt still! — bei Eurem sybaritischen Geschäft für mich und für einen Auftrag aus hochwürdigem Munde?«

»Ey, sieh da, Herr Flaschner!« — rief freundlich der Wirth. — »Willkommen zu solch' ungewohnter Stunde.«

»Willkommen, Herr Flaschner,« stimmte zugleich der baumlange Hirneis an. — »Platz gemacht dem Ehrenmanne, der auf einem Felde ficht, das nicht weniger schauervoll ist, und gleich gefährlich, wie der Brennkasten im Burgravelin, den der Vezier den christlichen Zaubertopf zu nennen beliebte.«

»Brüder, ein Vivat hoch der krummen Nadel, die wieder zusammenflickt, was krumme Damascener ausein-

anderrissen!« — rief der buckelichte Felsberger, indem er sich an die frische Narbe seiner Wange faßte. — »Vater Flaschner, Vivat hoch!«

»Und mit ihm die erbliche Schönheit in seiner Familie! Die Fräuleins Haltstill! Hoch!« — schrie der weinglühende Trüblern zwischen das donnernde Echo, welches hundertfach das ausgebrachte Vivat wiedergab.

»Danke schön!« — erwiederte der alte Chirurg, erhob aber dabei sein Haupt auf dem gekrümmten Nacken vornehm und mißbilligend, statt es zu neigen, und setzte mit kaltem Tone zu dem Wirth gewandt hinzu: »Ich glaubte, Euer Haus heute einsamer zu finden, mein guter Freund, denn ich komme so eben aus einer Gesellschaft — Halt still! — die nicht träumen von solch' üppigem Mahle ihrer Mitbürger. Es fehlt im Franziskanerkloster an Wein für die Preßhaften, die Lazarethfieber nehmen überhand, Halt still! — und der hochwürdige Bischof, der edle Herr Kolonics läßt Euch durch mich auffordern, ohne Weile noch einige Eimer hinüber zu spediren. Ihr kennt die Sorte, und setzet es auf Rechnung des Hochwürdigen, der ein Schutzpatron ist für alle die Tausende, welche für unsere Stadt zu Krüppeln und Siechen geworden."

„Gott segne den edlen Herrn;" — antwortete Lamprecht, die Mütze rückend. — „Aber Ihr setzet Euch doch, und genießt etwas?"

„Wäre wohl nöthig, denn die Tagesarbeit war sauer!" — sprach dee alte Chiron, indem er die Aufschläge des Scharlachrocks, die noch vom Hospitaldienst her zurückgeschlagen waren, über die Hände herunter zog. — „Ein Seidel Grinzinger! Wenn Ihr in Eurem Stübchen" — —

„Nicht doch," — fiel Lamprecht ein — »der Wein mundet nicht, wenn man ihn allein trinkt, und wie Ihr sehet, hält mich die Pflicht dahier fest. Nur her zu mir, verehrter Gevattersmann, hier am Kamin auf meinem Haustischlein sollt Ihr sogleich bedient werden."

Der alte Rothrock nahm Platz in dem für ihn hingeschobenen Lehnsessel, aber kaum hatte er die trüben blöden Augen aufgeschlagen und erkannt, wer ihm gegenüber saß, so stieß er mit der Ferse den Sessel zurück-

und fuhr empor, als habe sein Fuß in einen Dornstrauch getreten. „Ist das Spott, Halt still!“ — rief er mit blaurothem Gesicht, einen Riß zu thun durch unsere alte Freundschaft?“ Und das Rohr zitterte in seiner zusammengekrallten Faust, und seine Lippen zuckten wie in Gichtern.

„Bleibt sitzen, Gevatter!“ entgegnete der Wirth ihn gewaltsam niederdrückend. — „Zapfen und Spundloch! Was meint Ihr? Und was ficht Euch an?“

„Der Pole da? der Judenwirth? Ihr wißt ja! Halt still! Da sitzet ja der Verführer, Betrüger und Unverschämte?“ — stammelte Flaschner, vor Grimm wie ein Verrückter sich geberdend. Lamprecht zog schnell einen Schemel unter sich, nahm Platz darauf, und hielt zugleich den Chirurg mit der Hand fest, obgleich dieser mit allen Gliedern zur Flucht sparrlte, wie ein bunter Hampelmann, denn ein Knabe am Faden zieht, und tanzen macht.

„Halt still, verehrter Gevattersmann;“ — sagte er dabei derb, doch im Tone des Scherzes; — „das da ist mein Tischlein, und es hat noch nie ein Gesell daran gesessen, der Unehre hinzugebracht. Eure Augen trogen Euch vielleicht, daß Ihr glaubtet, einen diebischen Kroaten oder einen böhmischen Galgenstrick vor Euch zu sehen, wie derer viele in Eurem Hospitale liegen. Es ist der Georg, mein guter Herr, der, seit in des Kaisers Namen sein Häuschen in der Vorstadt niedergebrannt, bei mir Einlager genommen, den ich seit Jahren gekannt als einen redlichen Zahler und treuen Mann, der mir zu lieb, weil ich kein Kind habe, und jedes Haus seinen Mann stellen mußte, eingetreten in unsere Compagnie, und gegen welchen Keiner meiner Collegen Einspruch gethan hat.“

„Keiner!“ — rief der Pötzinger, der mit Mehreren herzu getreten war. — „Und gilt das böse Wort dem Kameraden da, der immer vorn war, und dem Mancher von uns das Leben dankt, Kreuz und Schwert! so soll ja der alten, blutigen Verbindtasche das Wetter“ —

„Still,“ — fiel Lamprecht ein, — „wer den Georg beleidigt, Zapfen und Spundloch! der thut mir's an, denn er hat mich in der Compagnie präsentirt, und ich werd's nicht geduldig ansehen, und hätte ich zu dreien Malen Drillinge mit ihm über das Taufbecken gehoben.

Aber der Gevattersmann wird bekennen, daß er falsch sah, weil ihm die Brille fehlte.“

„Aber Ihr wißt ja, daß ich — und wie der — So faßt mich doch nicht so hart an, wie ein ungarischer Fanghund! Halt still!“ stotterte der Rothrock, der sich in der Klemme fühlte, und nicht in sein Vornehmthun wieder hinein finden konnte.

„Ich weiß,“ — fuhr Lamprecht ruhig fort, — „daß der Georg so frech gewesen, auf Eure Tochter sein Auge zu werfen; nun die Liebe schauet nicht nach dem Schlepprock, und auf den Pfauenfederbusch am Barett, und Vater Adam machte dem Fräulein Eva den Hof, ehe sie noch einmal mit dem Feigenblatte herausgeputzt. Ihr habt den ehrlichen Freier fortgestossen, habt geschworen, Ihr gäbet das Poldl Niemanden, als einem Altbürger, der sein Goldkettlein trüge am Halse, und seinen grünen Seidensäckel voll Adlersdukaten am Gurt, wie Ihr. Zapfen und Spundloch! Der Herrgott erleuchte jedes Christenmenschen Verstand, daß er das Beste erwählt. Die Sache ist damit abgethan; der Georg hat Euer Haus gemieden, und beim heiligen Petrus und seinen Schlüsseln, es ist doch keine Unehre, mit einem Menschen ein Maaß Wein zu trinken, der uns die Ehre anthat, den Bindeschlüssel von uns zu begehren, und unser gehorsamer Sohn werden zu wollen.“

„Ist heute denn Allen ein Splitter vom Cranio in's Gehirn gefahren, und delirirt Alles in diesem Hause?“ — fragte Flaschner, der seine Kraft und Zunge wieder gewonnen. — »Wer erkühnt sich, mich zu meistern? Halt still! Kann ich nicht sitzen und trinken, wo mir's beliebt und nicht beliebt? — Eine schöne Ehrlichkeit, der Ihr Euer Rabenlied singt! Mag der polnische Landstreicher seine schmutzigen Stiefel hinsetzen, wohin er will, meinen Estrich sollen seine Schuhnägel nicht verderben. Heut' noch ist der Schleicher da gewesen hinter des Vaters Rücken, und hat sich füttern lassen an meinem Tisch, hat gedahlt und sich geherzt mit meinem Kinde, Halt still! und das leid' ich nicht, und wär's nicht Kriegszeit, und trüge der Schultheiß nicht statt der Schreibfeder die Kugelbüchse, heute noch klagte ich, und der Mädchenverführer müßte mir in den Thurm.«

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 19tes Stück.

Die Bürger zu Wien.

(Fortsetzung.)

Die Umstehenden warfen scharfe Blicke auf den Verklagten, und auch Lamprechts Gesicht verzog sich zu unwilligem Ernst. Koltschützky hatte, ohne eine Miene zu verziehen, dem langen Wortstreite zugehört, und nur zuweilen seinen Schnauzbart mit beiden Händen am weißzähnigen Munde herunter gestrichen; doch seinen schwarzen funkelnden Augen sah man die innere Bewegung an, welche mehr von Schmerz als Zorn, mehr von Wehmuth als Groll erweckt zu seyn schien. Jetzt blickte er frei und gutmüthig auf die, welche sich zu dem Tischchen gedrängt, stand auf, machte seine schlanke Figur recht gerade, und sprach in die auf einmal entstandene Stille hinein: »Werthe Freunde und Kampfgefährten! Ich bin ein freigeborner Warschauer, und Niemanden eigen oder gehörig. Solche böse Worte schlagen darum an Herz und Ehre, denn nur der leibeigene Knecht ist ihrer gewöhnt, und ihn wunden sie nicht. Wäre der harte Mann da mir gegenüber ein Mann des Schwertes, so wäre der Handel freilich verdrießlich. Aber seine Knochensäge und mein krummer Sarras müßten sich gar ku-

rios mit einander kreuzen; dazu ehre ich einen grauen Bart, wie mir's von früh auf gelehrt, und zuletzt ist er des trefflichsten Mägdleins Vater, und ich würde mich lieber in den Feuerschlund einer fliegenden Flattermine stürzen, als dem engelgleichen Geschöpf eine böse Stunde machen durch die strenge Rechenschaft, die Mannes-Ehre von dem Beleidiger zu fordern hätte. Sprechen von meiner Werbung, die ihm ein Gräuel ist, die Mägde am Brunnen, so ist das seine eigne Schuld; sein wilder Eifer allein hat mein tiefstes Geheimniß zur Schau gestellt; beschuldigt er mich aber, ich hätte, nachdem er mir die Tochter versagt, heimlich gebuhlt mit seiner Tochter, so schwör' ich bei den Leiden des Gekreuzigten, daß solchem nicht so ist, daß ich ehrlich gemieden habe sein Haus, und kein Liebeszeichen unter Vaterfluch verlangt von der, die mir einst ewige Treue gelobt. Liebe läßt sich nicht ablegen wie ein Feierkleid, Licht und Luft ist freie Gottesgabe, und einen Gramesblick aus der Ferne zu Trost und Stärkung werdet Ihr nicht zu meinen Sünden rechnen.«

»Bravo!« — riefen mehrere Stimmen. Der alte Chirurg aber sprach ungeduldig: »Halt still! Er lügt, denn heute Morgen noch« —

»Sind die blanken, gelben Becken über Eurer Thür zu Lug und Trug ausgehängt?« — fiel der Pole mit finstern Blicken ihm in's Wort. — »Sind sie nicht für Jedermann, der Eurer edlen Kunst bedarf? Der Luftsprung lag in allen meinen Gebeinen, todesmatt kroch ich an den Hauswänden hin, und diese Hand brannte wie Höllenfeuer, und meine Pflicht gebot mir, sie der Stadt zu erhalten. Kein Geschenk habe ich von der Jungfrau genommen, selbst den köstlichen Ring nicht, den sie mir einst geboten; nur diese blaue Flasche drängte die Herzige mir heute auf, mit Wundbalsam gefüllt, und aus ihr will ich meinen letzten Trunk thun, wenn's zum Ster-

ben geht. Daß ich heut' ihre Lippen nicht berührt habe, was einem heißblütigen Liebhaber wohl zu verzeihen gewesen, versichere ich zuletzt noch einmal, mag es auch Manchem hier im Saale unglaublich scheinen, so wahr ich ein Mann bin, der Pulver roch, und Blut sah. Und jetzt, gestrenger Herr Flaschner, gebt Euch zufrieden; nur wenn ich ein Altbürger der Kaiserstadt geworden und goldene Prunkketten am Halse trüge, soll ich Euer Tochtermann werden? Gut, ich acceptire den Spruch, obgleich das eben so unmöglich scheint, als daß ich noch einmal geboren werden könnte. Mein Wort ist zu Ende, und ich werde jetzt allen Euren bittern Reden still halten," — er lächelte dabei gutmüthig — „und denken, ich läge im Spital, und Eure heilenden Messer schnitten in meine Gliedmassen; Ihr habt es ja mit dem Himmel auszumachen, wenn Eure beste Tochter vor Euren Augen sich verzehrt im Grame treuer Neigung, und Ihr vielleicht zu spät und vergebens in Eurem Medizinkasten nach einem Mittel sucht, das gute, tugendsame Kind Euch zu erhalten."

Er setzte sich und neigte den Kopf und schauete in sein Deckelglas.

„Faseley, Polnisch Gewäsch!" — murmelte der Alte, obgleich er sich getroffen fühlte; doch eine neue Scene gab der Stimmung der verstummten Gäste abermals eine andere Richtung. Ein silberner Ritterhelm zeigte sich in der Thür des Zimmers, und man erkannte in dem Eintretenden den allbeliebten jungen Grafen Guido von Starhemberg, den Neffen des gewaltigen Commandanten, und Jedermann machte dem vornehmen Besuche Platz.

„Ey, so lustige Gesellschaft hier?" — sprach freundlich der blühende, junge Kriegsheld. „Die Kunde wird dem Ohm Freude machen, denn so lange dem Wiener sein Gebratenes schmeckt, ist nicht Furcht und Sorge in

ihm, und diese wären die gefährlichsten Bundesgenossen des ungläubigen Großveziers.“ —

„Gnaden taxiren uns wie der beste Mäkler,“ — erwiederte der lange Hirneis, indem er militärisch salutirend vortrat. „Graf Rüdiger hat gesorgt, daß Wein und Rostbraten nur weniges theurer geworden, als in schöner Friedenszeit; und da wir heute aus Gnaden eignem Munde gehört, daß binnen einer Woche das Ding sich enden müsse zu gut oder schlimm, so schmausen wir darauf los; wird’s zum Schlimmen, so lassen wir dem häßlichen Moslemin leere Schüsseln, wird’s zum Guten, so bringt uns der gnädigste Kaiser in eigener Person wiederum Vorrath herein.“ — Graf Guido nickte mit dem Kopfe, der alte Flaschner aber hatte sich vorgedrängt, und fragte mit tiefem Bückling, ob vielleicht die Excellenza ihn beschickt, da man von einer Verwundung gesprochen, die den hohen Herrn getroffen.

„Nichts davon! Nicht Euch sucht man! Der Graf ist wohlauf, und sitzt dem Kriegsrath vor in dieser Stunde!“ — stieß Guido m̃ sichtlichem Unwillen hervor, da er rundum stutzige Gesichter erblickte. „Ich suche einen ganz andern Mann, suchte ihn in allen Spitälern, und wurde hierher gewiesen, als zu seinem Quartier. Mein Mann soll von Geburt ein Pole seyn, jetzt aber stehen in dem Milizregiment des Obristwachtmeisters Schütz, und Georg Koltschützky ist sein Name.“ —

„Koltschützky? Koltschützky?“ — flüsterte es wie ein Pelotonfeuer durch die Gesellschaft.

„Hier! Euer Gnaden!“ — rief jedoch aus seinem Winkel der Pole, und legte die Hand an die Stirn.

„Ja, Du bist es, den ich verlange!“ — antwortete lebhaft der Graf. „Sind deine Glieder ganz, und darfst Du einen Nachtweg mit mir unternehmen?“ —

„Seele und Leib zu Befehl!“ — sagte der Gefragte mit volltönender Stimme.

„So komm mit mir ohne Zögerung,“ — erwiederte Guido mit sichtlicher Freude. „Graf Rüdiger will Dich sehen von Auge zu Auge, und fordert Dich zu seinem Palais, wenn es dem Luftspringer nicht ganz unmöglich.“

Mit glühendem Auge verbeugte sich der Pole, und beeilte sich, sein Aermelkleid, seine rothe Mütze und seinen Sarras zu nehmen, unterdeß der Graf sich herablassend mit dem Nächsten unterhielt, und den dargebotenen Willkommenstrunk nicht verschmähete. Als Beide dann mitsammen den Saal verlassen hatten, setzte sich der alte Flaschner mit Geräusch nieder und führte, seinen Ingrimm zu verhehlen, das Glas an die Lippen; der alte Lamprecht aber schlug vor sich auf den Tisch, und sprach mit fröhlichem Gesicht: „Was sagt Ihr jetzt, Gevattersmann? Wem dankt mein Haus den vornehmen Besuch, der noch nie meine Schwelle beehrt? Gehen solcher Art Leute Landstreichern und Bettelbuben nach, und beschicken sie Nachts, ja suchen nach ihnen in höchst eigener gnädiger Person? Zapfen und Spundloch! Mir ahnen seltsame Dinge, und Ihr könnet nur auf eine Abbitte studiren, die Kopf und Füsse hat; aber freilich ist der Georg so ein Lamm von Gemüth, wie sein Bart einem Bärenbarte ähnlich, und würde Euch sicherlich sogar das Bußwort erlassen.

Im Starhembergischen Palaste fand sich zwar auch in dieser Nacht noch Lebendigkeit und rege Gesellschaft, aber sie war von ganz anderer Art, und stand im strengsten Gegensatze mit der eben beschriebenen. Zwei heulende Knaben von etwa 15 Jahren trieb der dürre Stockknecht mit Stricken zusammengekoppelt aus der Pforte

vor sich her, wie der Metzgerknecht ungeberdige Schöpse vor sich her peitschet. Zwischen vier Musketieren wankte ein todesbleicher Soldat die breite Hauptstiege herunter, und die Hand- und Fußschelle, die ihn als Verbrecher kund that, klirrte schauerlich, gleich einem wimmernden Todtenglöcklein.

Drinen im Hauptzimmer saß der Graf Rüdiger bequem gestreckt im Polstersessel; sein Haupt umgab eine schmale Leinenbinde, denn ein abgesprungener Steinsplitter von einem Wachthause, das eine Bombe zertrümmerte, hatte ihn am Kopfe verletzt. Neben ihm am Tisch hatten ihre Plätze der Feldzeugmeister Caplies, der Landmarschall Molast, der alte Cornelius von Rumlingen und der Freiher Kielmannsegge, und vor der Tafel stand ein junger Officier ohne Degen, Schärpe und Hut, blaß, und mit gesenkten Augen.

„Es bleibt bei'm Spruch!" — sprach der Graf mit strengem Tone; — „die Löwel-Bastey ist in des Feindes Besitz durch Eure Schuld; warum schlieft Ihr, statt zu wachen wie der kluge Kranich, und hörtet nicht, wie die Christenfeinde sich eingruben? Bis zum Tagesanbruch habt Ihr die Wahl, hinaus zu fallen mit 24 Mann und das Werk zu nehmen, oder auf dem Sandhaufen von dem Blei der Büchsenschützen Eure Strafe zu empfangen. Ich meine, für einen Soldaten ist solch' ein Urtheil ein gelindes und willkommenes, denn fehltet Ihr aus Leichtsinn, so bietet dem Reuigen sich die Gelegenheit, seinen Ehrenmakel wieder zu verlöschen durch eine Soldatenthat; fehltet Ihr aus Feigheit und Vorsatz, so ist der Tod verdient und gerecht." —

Ein Adjutant führte auf einen Wink des ernsten Richters den Verurtheilten aus dem Zimmer. „Die Last wird erdrückend für Euch, Commandant;" — sagte besorgt, Graf Molast, als er bemerkte, wie sich der alte

Held an die Stirn faßte, und sein Haupt gegen die Polster senkte. „Ihr solltet auf Eurem Bett in erquicklicher Einsamkeit der Ruhe pflegen, denn Eure erste Pflicht ist, Euch der Stadt und dem Kaiserhause zu erhalten. Acht Stunden im Kampfgewühl, und jetzt diese traurige Geschäfte! eine Riesennatur müßte erliegen.“ —

Starhemberg erhob sich augenblicks, und saß stark da und gerade wie vor seinen Reitern auf dem Roß, und seine Augen blickten klar und hell.

„Haben wir Zeit, auf morgen zu schieben, was heute drängt?“ — fragte er vorwurfsvoll. „Der neue Tag wird auch seine Arbeit bringen. Sorget nicht um meine Wunde; Gott kann mich nicht so hart strafen, daß ich preßhaft würde, ehe ich mein Werk vollendet, welches ich Kaisers Majestät in die Hand gelobt. Morgen werdet Ihr mich sitzen sehen in meinem Stuhle oben auf dem Stephansthurme wie immer, und verborgen bleibe dem Volke der kleine Unfall, damit es nicht entmuthigt werde, denn der Zaghaften sind immer genug unter dem Haufen, und darum muß strenges Gericht an der Tagesordnung seyn, das Herz muß nicht sprechen, wie unser mitleidiger Freund gethan.“ —

„Aber die Knaben hättest Du doch begnadigen sollen, Rüdiger;“ — entgegnete der Freyherr Kielmannsegge. „Peitsche und schmale Kost im Thurm züchtigt solche Buben genugsam.“ —

„Sie haben sich zu Kundschaftern gebrauchen lassen;“ — fiel der Commandant lebhaft ein. „Im Kinderkleide ist der Spion der gefährlichste, weil ihn Niemand darin sucht. Jeder Verrath kann uns verderben, denn die Stadt ist nicht ohne schwache Seiten. Ihre Köpfe müssen fallen, gerade des besondern Beispiels wegen, denn nur die Furcht hält das Gesindel und die Schlechten im Zaum und Zügel.“ —

„Aber die Eltern?“ — stieß mit einem Seufzer der Freiherr hervor.

„Haben sie durch schlechte Zucht die Brut verderbt, durch Sittenlosigkeit ihnen böses Muster gestellt, durch Habsucht sie vielleicht selbst angewiesen, so fällt das Verderben der Ihrigen auf sie, und sie tragen die Blutschuld, nicht wir;“ — antwortete Starhemberg. „Wer von uns darf es sich verhehlen,“ — setzte er langsamer hinzu, indem seine Augen düster auf der Flamme der vor ihm stehenden Wachskerze hafteten — „daß jeder Abend uns einen Strahl der Hoffnung mehr verlöscht. Schwamm auch der kecke Götzische Kürassier durch den Strom, und brachte uns vom Herzoge das Versprechen baldigen Entsatzes, kam auch der Gregorowich hinaus, und gab uns das Feuerzeichen auf dem Bisamberge, — er und kein späterer Kundschafter ist zurückgekehrt; wir wissen nichts vom Heere des Kaisers, unsere besten Werke liegen in Trümmern, 6000 Streiter haben wir begraben, die Hospitäler sind voll vom Keller bis zum Giebelstock, und die pestartigen Fieber werfen täglich ein halb hundert braver Bürger in die Grube. Glaubt auch das Volk die Stadt reich an Lebensmitteln, und lassen wir die Menge in dem Glauben, kaum eine Woche noch, und man wird leere Magazine finden. Kommen uns des Himmels feurige Heerschaaren nicht zu Hülfe, so wird Mustapha's Mordfackel unsre heiligen Kirchen anzünden, und sein krummer Damascener ein Schlachtfest halten auf unsern Märkten, denn tödten wir ihm auch heute Tausende, morgen treibt sein grausamer Sporn hunderttausend solcher Wölfe heran; wie der Sand der Wüste; wie die Heuschrecken-Wolke sehen wir ja das fremde Volk lagern auf unsern zertretenen Fruchtfeldern. Darum muß ein letzter Versuch geschehen, ohne Säumen geschehen, und ich glaube meinen Mann dazu gefunden zu

haben, wenn ihn nicht Wunde und Krankheit hindert. Gott ist mit uns, ich sehe schon unser Rüstzeug in der Nähe." —

Der junge Graf Guido war eingetreten, hinter ihm Koltschützky respectvoll und an der Thür weilend.

„Tritt näher, Freund," — rief Graf Rüdiger. „Du bin der Mann, der heute auf einem Feuerroß in die Bastei eintritt? Nicht wahr? — Und Du bist ein Pole, kein geborener Wiener?" —

„Wie Gnaden gesagt?" — antwortete Koltschützky freimüthig. „Der weiße Adler hat mich verstoßen, der schwarze Adler unter seine Flügel genommen, und ich bist ein dankbarer Mann, und glaube, daß ich Schritt gehalten in der Treue mit den Söhnen meines neuen Vaterlandes. Leider ist die Hand hier beschädigt, wenn auch nur leicht, und es thut mir tief im Herzen weh, einige Tage hindurch meine Pflicht nicht thun zu können, wie ich möchte."

„Kannst Du nicht fechten," — erwiederte der Graf, — „kannst Du dennoch vielleicht uns, der Stadt, Deinem Kaiser einen größern Dienst erweisen, als der war, den Dein Arm bislang und Dein Schwert gethan." —

„Sprecht, Gnaden," — sagte Koltschützky mit Wärme. „Leib und Blut ist Euch eigen, wenn es eine That ist, die ihrem Manne Ehre macht." —

„Ich kenne Dich schon länger, als von heute," — fuhrt der Graf fort; — „Du bist der türkischen Sprache kundig, wenn ich nicht irre." —

„Ich stand als Dolmetsch bei der orientalischen Compagnie," — antwortete der Pole aufhorchend — „war am Kaukasus und in der Sultansstadt, und nehm's mit jedem Molla oder Iman der großen Moschee auf im Disput." —

„Aber es gilt ein wahrhaft Lebensstück für die Stadt. Hast Du Muth dazu im Herzen?“ — fragte der Starhemberger.

Koltschützky warf die Brust vor, dreist durch die vertrauliche Zusprache seines Feldherrn, und mit der Linken faßte er den Griff seines Säbels, und stieß ihn leicht gegen den Boden. „Ich bin ein Pole und mit Weichselwasser getauft,“ — sagte er; — „und wer in der Stadt setzte nicht anjetzo jeden Tag sein Leben ein für die Stadt?“ —

„Getrautest Du Dir denn mitten durch's Feindeslager einen Brief von mir zu tragen an den Herzog von Lothringen?“ — fragte der Graf weiter.

„Mitten durch die Hölle!“ — erwiederte mit Frohmuth und Entschlossenheit der Pole. „Aber Ihr thätet besser, meine hohen Herren,“ — setzte er leichtfertig hinzu — „meinen Leib in eine Karthaune zu laden, und über die Donau hinweg zu schießen, denn Ihr wisset ja, ich bin pulverfest, und fliege wie ein Schwälbchen durch die Luft. Gnaden von Lothringen dürfen dann ein Gleiches thun, und die Sache wäre in einem Stündlein abgethan.“ —

„Muthwilliger Patron,“ — entgegnete der Graf verweisend — „scherze nicht so leichtfertig mit ernsten Dingen. Dein Leib wiegt uns nicht so viel, wie die Botschaft, die Du uns zurück tragen mußt; denn dieses doppelte Wagniß hast Du zu bestehen, und die glückliche Rückkunft allein macht Dein Unternehmen nützlich und gewonnen. Willst Du die Reise versuchen?“

„Mit Gott und seinen Heiligen!“ — antwortete Koltschützky.

„Wohlan denn! wir legen das Schicksal der Kaiserstadt in Deine Hände,“ — sagte da sehr ernst der Graf — „den Verräther trifft Kains Fluch und die Verachtung

seiner Mitbürger. Vollendest Du unsern Auftrag, soll Dein Lohn nicht ausbleiben, und unsere Dankbarkeit versuchen, Deine Wünsche zu überbieten. — Du wirst nicht mehr aus diesem Hause gehen; man wird Dich hier versorgen mit Allem, was Dir nöthig; einen ganzen Tag sollst Du haben, Dich zu ruhen und zu pflegen; aber wenn die nächste Sonne sinkt, mußt Du gerüstet seyn zum Aufbruch. Guido, führe den Mann zu unserm Haushofmeister, und empfiehl ihn seiner Sorgfalt, als wäre er ein Sohn des Hauses." —

Koltschützky folgte dem freundlich winkenden Junker, aber im Weggehen murmelte er unter seinem Barte vor sich hin: „Ohne Abschied, das ist das Harte bei dem Geschäft. Bruderherz, ich wüßte den bessern Stärkungstrank dazu, den kein Haushofmeister unter seinem Verschlusse hat." —

Eine Hand legte sich außer dem Zimmer leicht auf seine Schulter, und als er sich umsah, stand der Freiherr Kielmannsegge hinter ihm. — „Ich kann Dich nicht lassen, braver Pole," — sagte der brave Edelherr — „ohne Dir einen Auftrag zu vertrauen, der meine gedrückte Seele erleichtert, wenn er auch vielleicht nutzlos gesprochen werden möchte." —

„Befehlt, Gnaden!" — antwortete Koltschützky respektvoll.

„Im Kriegsrath vermochte ich nicht, das Wort darüber auf die Zunge zu bringen," — fuhr der Freiherr mit wehmüthiger Bewegung fort. „Vor der Sache des Vaterlandes muß mein beklommenes Herz verstummen. Du kennst vielleicht schon das Unglück, welches mich betroffen. Am 13. Juli, als sich die ersten arabischen Reiter an den Vorstädten sehen ließen, war mein Weib mit meinen vier Kindern auf der Reise hieher. Sie fielen alle, alle in die Hände des Feindes. Ein flüchtiger

Knecht sah die Freyfrau, die ihren Säugling wie eine Löwenmutter vertheidigt, fallen durch den Pistolenschuß eines Barbaren; weiter weiß ich nichts von ihnen; konnte nichts von ihnen erfahren. Mann, wenn Dir Gelegenheit sich darbeut, forsche nach den Kindern. Freilich möchte ich meinen Knaben und die lieben Mäglein mir lieber todt denken, als zu Slaven gepreßt, zu Abtrünnigen von den rohen Händen der Feinde des Glaubens; doch das verzweifelte Vaterherz hält den Anker der Hoffnung fest, und läßt ihn nur los im Tode." —

„Armer Mann!" entgegnete der Pole gerührt; — Und Ihr lebt noch?" —

„Der Kampf für das Kaiserreich hielt mich aufrecht; Ein Tag der Ruhe würde mich verzehren," — antworwortete der Freyherr. „Gott hat heute ein Wunder an Dir gethan, darum drängte es mich, mit Dir zu reden, obwohl ich weiß, daß Dein gefährlicher Dienst Dir vielleicht keinen Augenblick bieten möchte, um für mich zu handeln. Aber beut sich die Gelegenheit, wirst Du dann dieser Stunde und des unglücklichen Vaters gedenken?"—

„So wahr ich hoffe, noch einmal ein glücklicher Vater zu werden!" — versicherte der Pole rasch, und schlug seine derbe Rechte in die dargebotene des Ritters. „Aber nun erfüllt mir auch zwei Wünsche. Sorget, daß man mir einen Pater sende; einen Beichtiger; ein guter Christ tritt eine solche Wanderung am sorgenfreiesten an, ist er zu einer größern völlig bereitet; und für's Zweite schickt nach meinem Knecht Michalowitsch; er ist ein Mensch treu wie Stahl von Damascus, und schlau, wie ein Armenier; er hat mich begleitet auf allen meinen Fahrten in Asien und Afrika. Ein kühnes Wagniß thut sich am besten zu Zwei; mißglückt es, hat man denn doch eine tröstende Compagnie am Spieß oder bei dem fatalen Gurgelschnitt."

Der Freiherr versprach ihm die Erfüllung seiner Bitte, und schied, als er den Grafen Guido mit dem Hauscastellan sich nähern sah, den Jener während des kurzen Zwiegesprächs herbei gerufen.

Es war eine düstere Nacht; schwere, tiefhängende Wolken drängten sich am Himmel, und nicht das kleinste Himmelslicht schimmerte droben. Ein Offizier führte zwei türkisch gekleidete Männer zur Verwunderung der Posten durch das Stadtthor bei dem rothen Thurme und über alle Außenwerke hinweg bis zur letzten Verschanzung. Er zeigte Brief und Siegel des Kommandanten den befehlenden Hauptleuten vor, und an dem letzten Aufwurf drückte er dem hochgewachsensten der Männer in der feindlichen Kleidung die Hand und flüsterte: „Mit Gott und in Christus Namen!“ und sah den Scheidenden nach, so lange die Dunkelheit ihre Schattengestalten zu erkennen erlaubte.

„Herr Georg,“ — sagte der kürzere und dickere der beiden Wandernden nach einer Weile halblaut im Gehen — „es bleibt doch eine alberne Tracht, die wir angethan, und sie kommt mir heut' besonders lästig vor, obgleich ich sie vordem gar oft getragen. Der gefangene Jenkidsscheri, von dem man sie geborgt, muß um einen ganzen Kopf länger gewesen seyn denn ich, der Kaftan schlägt mir auf die Fersen, und es ist mir, als wenn das Gespenst des beraubten Goliaths mich bei jedem Schritte festhielte am Schlepp seines Schlafrockes, und der baumelnde Aermel an der weißen Mütze flattert mir um die Augen, daß mir das letzte Restchen Licht verlöscht.“

„Still, Michalowitsch,“ — entgegnete verweisend der Andere — „jeder Ton Deiner Baßstimme kann ein Osmansches Messer gegen unsere Kehle locken.“

„Nun, die feinen Stahlpanzer der gräflichen Waffenkammer, die uns heimlich decken, fangen schon den ersten Stoß, und unsere Fäuste würden den Feind demnächst am zweiten hindern;“ — antwortete der Diener. „Ueberdem ist's ja, als wäre der Vezier mit all' seinen Bocksbärten abgezogen, denn ich sehe kein Wachtfeuer, nicht einmal einen glimmenden Kohlenhaufen vor uns.“ —

„Still;“ — flüsterte Koltschützky anhaltend im Marsch; — „hörtest Du nicht das Schütteln einer Pferdehaut? Dort ist ein Posten der Tschaus am Laufgraben. Wir müssen rechts in die Brauruinen ausweichen.“ —

Die Vorsichtsmaaßregel ward sogleich befolgt, und da Koltschützky jedes Fleckchen um Wien kannte, so hoffte er auf einem Umwege leichter zum Lager zu gelangen, und jedes vorgeschobene Wachtpiquett zu vermeiden, fand aber bald, daß durch die Zerstörung des Krieges die ganze Umgebung bis zur Unkenntlichkeit verändert worden; sie hatten ihre Kaftans aufgeschürzt, und stiegen beschwerlich über verkohltes Balkenwerk, halbzerstörte Mauern, niedergeschlagene Bäume, und ermüdeten auf diese Weise ihre Kräfte, ehe noch die Hauptgefahr ihnen entgegen getreten. Als sie jetzt eine Zeit lang auf offener Feldflur behutsam fortgeschritten, blieb Michalowitsch plötzlich stehen, und flüsterte: „Herr, was sagt Ihr zu der Geschichte?“ — „Nun?“ — fragte Koltschützky verwundert. — „Die Nacht ist keines Menschen Freund, und uns hat der Satanas im Kreise herum geführt, wie einen blinden Gaul in der Oelmühle. Strenget Eure Augen nur an, so viel es das Bischen Himmelsschein zuläßt, das durch die schwarzen Wolkenberge herabfällt. Wir stehen wahrlich wieder an der Stadt; da sehet nur dort das Rothethurmthor vor uns, und dahinter die hohe, graue Klosterkirche.“ —

„Narr!“ — sprach der Pole, „Zähme Deinen Athem! Dort hinüber liegt Sanct Ulrich, und der himmelhohe Bau vor uns ist des Veziers Prachtgezelt. Zähme Deinen Athem wie ein Perlentaucher, denn wir sind wenige Schritte vom Lager.“ —

„Der Herr muß recht behalten gegen den Knecht,“ — murmelte Michalowitsch. „Aber ist's, wie Ihr meinet, so hat das Teufelsvolk durch seine Hexenmeister das ganze Istambul an die deutsche Donau verzaubert.“ —

Kolschützky hatte recht gesehen; baldigst standen sie an dem trockenen Graben, der das türkische Lager umgab, und nur durch die angestrengteste Aufmerksamkeit und Wechselhülfe gelang es ihnen, unbeschädigt über die Pallisaden und durch die schwarze Tiefe zu kommen, wo ihnen hingeworfene Wolfsfallen und Fußeisen gefährlich werden konnten. Sie waren im Lager, ein Gedränge unordentlich aufgeschlagener Leinenhäuser und Barracken umgab sie, und im Fortschreiten stießen sie hier gegen einen Pfahl, an den ein Roß gebunden, dort stolperten sie über ausgespannte Seile und Zeltpflöcke, dazu war es schauerlich still in der ganzen, unabsehbaren Soldatenstadt, nichts verkündigte eine menschliche Nähe, kein irdischer Laut die ungeheure Waffenmacht, die auf diesen Fleck zusammengedrängt ausruhte von grausamen Thaten der Wuth, und zu neuen sich erstärkte.

„Könnte ich die Eule, welche eben vorüberschoß, zur Stadt senden mit einer Botschaft!“ — seufzte Georg ingrimmig. — „Die Bestien schlafen, als wenn Gott selbst nur über sie Wache hielte. Ist's nicht, als zögen wir durch eine Stadt jenseits des Balkans, worin die Pest den Letzten aufgezehrt? O wäre Schützens Regiment und der Hauptmann Camucci mit seinen Feuerwerkern bei der Hand, welch' einen Tanz könnten wir aufführen, wenn seine Pechkränze dazu leuchteten.“

Der Himmel schien seinen Mordbrennertraum sogleich bestrafen zu wollen; der Wind sausete auf einmal durch die höheren Lufträume, und unterbrach durch seine dumpfrollenden Stöße die vorige Stille. Schwärzere Wolkenmassen flogen heran, und berührten fast die Erde. Alle Schleußen des Luftreichs schienen sich auf einmal aufzuthun, und ein Regen prasselte in Strömen nieder, als wäre die alte Sündfluth vor der Thür, und obgleich die verlassenen Nachtwanderer glücklich in eine ebene Lagerstraße gelangt waren, so machte die jetzt undurchdringlich hereingebrochene Finsterniß jeden Schritt unsicher, und gar zu bald waren sie wieder zwischen die Zelte gerathen, und fühlten die schlimme Unmöglichkeit, weiter zu kommen.

„Wer doch ein Kater wäre, Herr!“ — seufzte Michalowitsch. — „Ich tauschte ohne Wahl meine schwarzen Augen für solche grüne Nachtlaternen. Was meinet Ihr, wär's nicht das Beste, in das nächste Zelt zu brechen, und sich zwischen die bärtigen Topschi's oder Sakkas zu werfen, die uns vielleicht als berauschte Opiumsfresser gastlich aufnahmen? Und wenn nicht, machen wir sie kalt mit dem Handschar. Vielleicht führt uns das Glück auf die Polster einer Odaliske, deren warme, weiche Haut uns trocknet, und die Fische in Salamander verwandelt.“

„Horch, was regt sich da?“ — fiel Georg erschrocken ein. — „Kennt Ihr denn das liebe Vieh und sein gutmüthig Gegrunz nicht mehr?“ — entgegnete Michalowitsch mit heiterm Tone. — „Nur hierher zu mir, die langen Lefzen einer Kameelschnauze haben so eben mein Gesicht geküßt, und ich sitze schon auf seinem traulichen Halse.“

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 20tes Stück.

Die Bürger zu Wien.

(Fortsetzung.)

Wirklich befanden sie sich auf einem Platze, wo das Lastvieh der Armee in langen Reihen neben einander gelagert war, und Koltschützky's unbesiegbare Besonnenheit gab ihnen sogleich den Vorsatz ein, hier unter den treuen Gefährten der Pilger, unter den gutmüthigen Thieren der Wüsten des Orients Schutz gegen das Ungewitter, den Nachtfrost des Nordens, und die tödtliche Bedräuung der Menschen zu suchen. Mitten zwischen die ruhenden Ungeheuer drängten sie sich, schnitten ihnen die wollenen Rückendecken ab, und hüllten sich hinein, und die langen Hälse der Dromedare, welche von den beunruhigten, durch den Sturm geängsteten Thieren gekreuzt über einander gelegt wurden, bildeten ein Dach über ihnen, das sie nothdürftig schützte.

Die Nacht dauerte lange. Anfangs hatten die Gefährten sie durch Plaudern zu kürzen gesucht, später wurden Beide still; der derbe Knecht war in der Wärme der nahen, rauhen Thierleiber eingeschlafen, Koltschützky aber fühlte mit Schrecken ein Wundfieber in seinen Adern und Gebeinen; trübe Bilder flogen an seiner Phantasie vor-

über, auch seine Leopolde stand vor ihm, bleich und wie in Trauerschleiern; doch zuletzt kam auch über ihn ein unruhiger, leichter Schlummer, oft durchbrochen freilich von fieberhaftem Auffahren, ängstlichem Halbwachen, und die Brust umschnürenden Schreckensträumen.

„Es ist hohe Zeit!“ — rief er halblaut jetzt dem Gefährten zu; — „schon wird es weiß in Osten, jede Minute kann den Tod bringen. Auf die Beine, Du Siebenschläfer?“ — Es bedurfte einiger Fauststöße, um dem Knecht die Augen zu öffnen, der verwundert, ehe er sich erhob, die Blicke in der Dämmerung umher schweifen ließ, den wolkenleeren Himmel anstaunte, und erst dann, als er seine feuchte Kleidung betastet, zu klarem Bewußtseyn seiner Lage gelangte. Schnell stand auch er jetzt auf den Beinen, doch folgte er dem fortschreitenden Herrn nicht eher, bis er zuvor die Schnauzen der nächsten Thiere geküßt, und ihnen eine leise Danksagung für die treue Nachtherberge zugeflüstert hatte.

Sicherer wandelten sie jetzt wie im Sturmschritte durch die Straßen des Feldlagers, in welchem noch keine Menschengestalt sichtbar geworden. Dann und wann hörten sie ein tiefes Schnarchen der Morgenschläfer, die Stimme der Träume, die dem Erwachen voran zu gehen pflegen; zwei Mal vernahmen sie in ein einem Gezelt das Frühgebet eines andächtigen Muselmanns, Sprüche des Korans, durch die ihr Schritt beschleunigt wurde. Bereits befanden sie sich in den hintersten Revieren der Lagerstadt, sie erkannten die Hütten der Araber und Syrer, die zur Deckung des Rückens der Armee dort lagerten, das Gezelt des Pascha's von Großwardein erhob sich ihnen zur Seite, und mit freierem Athem sahen sie die Weinberge hinter dem Lager durch die Dämmerung sich heben mit ihren Thyrsusstäben und weithin erkennbaren zacken- und gatterförmigen Umrissen. Freundlich sich ein-

ander zunickend, bogen sie jetzt in die letzte Zeltreihe und — Beider Füße standen erlahmt, und wie an den feuchten Boden festgeklebt.

Eines der größern Zelte lag schon geöffnet ihnen gegenüber, und aus seinem Vordergrunde fiel ein scharfes menschliches Augenpaar gerade auf sie. Es war ein Scheik von edlem Stamme, darauf deutete das Grün an seinem Turban, und der reiche Shawl seines Nackens; lang hing der blaugefärbte Kinnbart über die Brust hinab, und auf seinem Polster sitzend, blies der Araber aus seinem Munde langsam steigende Rauchwirbel und Dampfringe in die kühle Luft; vor ihm stand auf dem niedern Tischlein die duftende Kaffeeschale, und daneben das Rauchbecken, in welchem wohlriechendes Zedernholz und Myrrhe verbrannte; ein Knabe kauerte neben ihm am Boden, und schien mit einem Stilett von Elfenbein der Gluth des Pfeifenkopf nachzuhelfen, und ein rabenschwarzer Mohr stand demüthig hinter seiner Schulter, und ließ seine Augen mit ihrem weißen Email auf und ab rollen, mit dem scharfen Blick der Schlange die Fremden beäugelnd.

Die Gefahr war da; ein augenblicklicher Schauer über alle möglichen Folgen bemächtigte sich der Verwegenen, und forderte schnellen Entschluß. „Sing' das Lied von der Gazelle von Damask!" — flüsterte Koltschützky, und Michalowitsch begann die arabische Romanze zu trällern. „Nur Allah ist Gott!" — sprach Koltschützky ernst, und die Arme kreuzend auf der Brust, als sie jetzt am Zelt vorübergingen. „Und Mahomed ist sein Prophet!" — antwortete die tiefe Stimme des Scheiks, aber sogleich erhob er seine Linke, und winkte sie zu sich, dreimal bedächtig die Hand bewegend. Sie mußten gehorchen, und traten respectvoll in die Oeffnung des Zeltes, dem Herrn der Welten ihr Leben in einem heimlichen Gebet empfehlend. „Friede sey mit Euch!" —

grüßte sie der Alte, indem er sie prüfte vom Kopf bis zum Fuß. „Der Vogel, welcher früh singt, kann bis Abends eine Hamasah vollenden; aber welcher Ghol störte Euren Schlummer, welcher böse Geist schlief unter Eurer Decke, und stieß Euch so früh hinaus?“

Der Pole hob seine verbundene Hand auf. „Es fehlt mir der Hakim, und ist säumig mit seinem Balsam:“ — sagte er — „darum will ich selbst gehen mit dem kundigen Freunde, Kräuter, in welchen die Gesundheit schläft, zu suchen am Gebirge, denn die Wunde, die ich im letz. Sturm empfing, brennt wie Natternzahn.“ —

„Die räudigen Hunde treffen scharf!“ — antwortete der Scheik. „Auch Selim, der Leopard des Slammes, die schönste Zeder im Garten Tariks, ist gefallen durch die Schärfe ihres verfluchten Eisens. Allah ist Allah! Der Erzengel Gabriel mag seine Seele tragen durch alle sieben Himmel in den Schooß der Propheten, denn er hat seine Adern Blut für den Ruhm des Islams auf das Kleid des Feindes gesprizt, und selig sind die, welche für den Glauben im Schmerz verkommen.“ —

Der greise Araber neigte sein Haupt, und murmelte einige Sprüche des Korans in den Bart, indeß den Verkleideten die Pantoffeln unter ihren Sohlen brannten, wie geglühete Stahlplatten.

„Von welcher Oda?“ — fragte dann der Scheik und winkte zum Niederlegen, und Beide mußten ihre Beine kreuzen auf den ihnen jetzt unwillkommenen Polstern.

„Der Beherrscher der Gläubigen verlieh seinem niedrigsten Sclaven die Ehre, dem Kessel der Achtzigsten folgen zu dürfen;“ — antwortete Koltschützky. „Aber verzeihe, o Herr;“ — setzte er hinzu, als er bemerkte, daß der Mohr Pfeifen herbeitrug, und des Scheiks eigene Hand zwei Schalen füllte mit dampfendem Mokkatrank — „Deine Seele ist eine Sonne der Gnade, und eine

Palme der Wohlthätigkeit, aber vergib, daß wir die Blume Deiner Liebe nicht pflanzen dürfen an unsere Herzen. Gastlichkeit ist die Krone des heiligen Gesetzes, und Undank die Pestbeule, welche den Verworfenen zeichnet, daß die Brüder fliehen sein Angesicht und seine unreine Schwelle. Wir aber suchten früh den Weg des Morgenlichts, damit wir zurückkehren möchten, ehe denn die Zunge des Schiurbaschi's die Namen abruft, und die Hand des Kochs mit den silbernen Löffeln klappert." —

„Gesegnet sey der Krieger, welcher die Tapferkeit bindet an den Gehorsam, der allein die Heerschaaren gleich macht den starken Schaaren des unbesiegten Abu-Bekrs! Gesegnet sey, der mit wunder Faust in den Kampf springt, wie der blutende Löwe der Wüste, gesegnet, der sich nicht birgt unter der Decke des Hakims, und sein Verbot zum Mantel der Feigheit gebraucht. Dein Antlitz ist mir wie ein Stern, Du Tapferer, und Du darfst nicht scheiden, ohne Deine Lippen erquickt zu haben in meinem Hause; denn Dein Kaftan ist feucht, Deine Füße sind schmutzig durch die Bäche, welche der Zorn des Himmels in die niedern Ruhestätten der Gläubigen sandte, sie büßen zu lassen für den verzögerten Kampf der Rache. — Auf, Du kleiner Sohn der Hündin, trage die Schale zu dem Gast, und beuge Dein Knie vor den Starken, die Allah gesandt zur Vertilgung Deines gottlosen Geschlechts." — Mit Freundlichkeit hatte der alte Fürst der Wüste die erstern Worte gesprochen, und die Hand segnend gegen den Polen bewegt; mit finstern Geberden und mit Verachtung richtete er den Schluß an das Kind zu seinen Füßen, und als der Knabe nicht sogleich gehorchte, hob er die kurze Riemenpeitsche, die an seinem Gürtel hing, und stieß einen wilden Fluch aus. Mit einem lauten Schrei sprang der Knabe von ihm weg, gleitete dabei auf den Boden, hob halb aufgerichtet in bäng-

ster Angst die Händchen auf, und stammelte in deutscher Sprache: „Nicht schlagen wieder! O thut gar zu weh! Bin gut gewesen und still, und habe nicht mehr gerufen nach der Mama und der kleinen Resia!“ —

Wie ein Dolch, den eines grausamen Feindes Hand zehnmal in dieselbe Wunde stößt, fuhren die Worte des Knaben durch Koltschützky's Herz, und als auf den Ruf: „Abdal!“ der Häßliche ihm die Schale darbot, zuvor aber mit dem Fuß nach dem Knaben stieß, und dabei: „Gesut! Räudiger Hund!“ — murmelte, zuckte seine gesunde Hand nach dem Dolch im Gurt, und er nahm schnell die Schale aus der dunkeln Hand, und leerte sie, seine Wallung zu verbergen. —

„Warum zürnest Du dem Pagen,“ — sprach er dann gefaßter — „den der Herr lieblich gemacht hat, als hätte eine Houri des Paradieses ihn an ihrem jungfräulichen Busen getragen? Seine Augen sind blau und hell, wie die Augen der Gazelle, und seine Locken glänzen goldig und weich, wie der Seidenschleier der Tochter Georgiens, die Gnade gefunden vor den Blicken des Beherrschers der Welt.“ —

„In seinem Ohre schläft die Rede seines Gebieters; seine Zunge bellt wie die widrige Stimme des Schakals;“ — erwiederte der Scheik mit gehässigen Mienen. „Ich nahm ihn, damit er daheim im Osten wandeln sollte im Schatten der Tochter, aber seit Selim lag auf den Rosen seines Blutes, spricht's in meiner Brust, es sey gegen das Gesetz, daß der Hund schlafe auf dem Bett des Leoparden. Gefällt Dir die Brut, so ist sein Kopf und sein Leib Dir geschenkt, damit Du meine Augen befreiest von dem gehäßigen Anblick.“ —

Koltschützky sprach ein Dankwort, in welchem er sein verrätherisches Gefühl gewaltsam zurück drücken mußte; als er aber jetzt die Hand nach dem Kinde ausstreckte,

floh dieses bebend und erblichen an die Zeltwand, wo es der Mohr ergriff, und wüst lachend gegen den Polen schleuderte, der es glücklich fing, auf seinen Armen hob, und mit ihm aus dem Zelte schritt, mit drohenden Worten in türkischer Mundart des Knaben Jammergeschrei überbietend, der wimmernd bat, ihm nichts Böses zu thun, wie man der Mutter gethan und dem alten Dominikus. Aus dem Gezelt tönte Hohngelächter ihnen nach, aber kaum drei Schritte davon sprach Georg leise in des Kindes Ohr: „Sey still, mein Bübchen! Ich trage Dich zum Vater, Du kleines Bruderherzchen! wenn Du gehorsam bist!" — und plötzlich verstummte der Knabe vor den deutsch gesprochenen Worten, und umklammerte fest des Trägers Hals, und schauete starr in des Mannes schwarze Augen, in denen eine Empfindung glühete, wie sie vielleicht selbst die schöne Leopoldine nie darin hatte leuchten sehen. —

Die vollbelaubten Weinberge waren erreicht, und wohl ihnen, daß der Traubengott, der fröhliche Dyonisos sein dichtes Versteck von Reben und Ranken um sie geschlungen, denn herüber zu den Höhen schallten schon die Stimmen der Danischmende, die zum Gebete riefen, und bald nachher die Töne der Hörner und Kesselpauken vor den Gezelten der Pascha's und Sandschak's. Sie beschleunigten ihre Schritte, und wechselten wenige Worte bis sie den Wald erreicht hatten, der sich nach Klosterneuburg ausdehnt. Hier unter den hohen Schattenbäumen sank Koltschützky in die Kniee, und der rauhe bärtige Mann betete laut und mit Inbrunst zu dem Erlöser, der ihn mitten durch seine Erzfeinde geleitet, der ihm erlaubt, eine Christenseele vom Verderben und schändlicher Sclaverei zu erretten, und ihm dadurch ein Pfand seiner göttlichen Gnade mitzugeben. Jetzt erst fragte er das etwa fünfjährige Knäblein, welches zwischen den

Kniern des Betenden gestanden, und seine Händchen gefaltet gehalten, wie in früher, frommer Gewöhnung, nach Heimath und Eltern, aber das Kind erzählte in traulicher Redseligkeit nur von einem Schlosse und einem großen Blumengarten, und von den Schwestern, mit denen es am Springbrunnen gespielt, und dem guten Dominikus, der ihm Pferde geschnitzt, und das Sichere, was heraus zu bringen war, bestand darin, daß man den Knaben Junker Clamor genannt, und daß sein Vater der große Baron sey, der den blanken Goldfuchs geritten; doch sagte eine Ahnung dem Polen, daß sein schwerster Auftrag wahrscheinlich ohne sein Zuthun bereits erfüllt worden. Langsamer verfolgten sie jetzt ihren Weg, denn die zwei starken Männer fürchteten auch selbst ein Halbdutzend Streiter des feindlichen Heeres nicht; sie trugen das liebliche Kind wechselnd, und gelangten, als der Tag schon weit vorgerückt war, zum Kahlenberger Dörfel, und von da an den Strom, den sie passiren mußten, wollten sie ihr Ziel erreichen. Verlegen standen sie aber an dem rauschenden, vaterländischen Wasser, denn die Bewohner der Gegend hatten sämmtlich ihre Heimath verlassen, kein Menschenbild regte sich nah oder fern, kein Schifferkahn wiegte sich an dem ehemals so lebenvollen Strande, und die große, von dichtem Unterbusch bedeckte Insel in der Mitte des breiten Stromes hinderte sie, sich den jenseitigen Freunden bemerklich zu machen. Unentschlossen wandelten sie am Strome, da knallte ein Gewehr fern und schwach im Inselbusch, und eine Kugel zischte über das Wasser, schlug auf Koltschützky's Brust, fiel aber matt herab in den Ufersand.

„Gesegnet sey des Grafen Stahlhemd!“ — rief der Pole, als er sich von der Erschütterung des Schlages wiederum festgestellt — „der Schütz von drüben hatte gezielt wie ein Tyroler Gemsjäger. — Heil für Oester-

reich! Bruderherz! Rühr' Dich, und schwimme herüber;" — schrie er aber jetzt mit weitschallender Mannesstimme über das Wasser hin, und schwenkte zugleich hoch das losgerissene schneeweiße Gehänge seines Turbans. Menschenköpfe erschienen über dem Busch, wie schnell wachsende Wunderfrüchte, aber er mußte nochmals und mehrfach rufen: „Gelobt ( ) Jesus Christ! Helfet den Bekennern des heiligen Kreuzes!" — Da liefen deutsche Männer zum Ufer, ein großes Boot durchschnitt die Stromfluth, und glücklich betraten sie den sichern Boden der Insel, und sahen mit Entzücken, als sie das Hölzchen durchwandert, über den andern Arm des Flusses herleuchten die weißen Zeltreihen der Ihrigen, sahen die geliebten Fahnen des Kaisers flattern auf den fernen Hügeln, und begrüßten die deutschen Zeichen mit einem weittönenden Halloh.

Ihre Fährleute waren Flüchtlinge aus Nußdorf, die seit dem Einfall der mordenden Osmanen, auf der Insel ein nomadisches Leben getrieben; willig wurden sie von diesen weiter durch den Strom geschifft, wo General Heister sie mit Staunen empfing, und ohne Säumniß sie zu dem commandirenden Herzog Karl von Lothringen nach Stillfried an der March begleiten ließ.

„Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr; ja keine Zeit mehr verlieren!" — so lautete das lakonische Schreiben des Starhembergers an den Herzog, doch mit sichtlicher Freude empfing der Fürst den kühnen Boten, forschte mit heißer Theilnahme nach der Lage der bedrängten Kaiserstadt, hörte lobend von abgeschlagenen Stürmen, von den Opfern der Vertheidiger, nahm den Polen mit zu seiner Abendtafel, und erwies ihm mehr Ehre, als Georg zu erwarten sich befugt gehalten.

Herr Flaschner, der Feldscherer, saß, spät heimgekommen, in seinem Hause bei der Abendmahlzeit. Er schien bei besserer Laune als gewöhnlich, und doch schalt er die sinnige Leopoldine, welche die Aufwärterin an seinem Tischchen machte; das Tischtuch hatte den Fettflecken von gestern, der Endivien-Salat war zu grün, und das gebratene Hähndel zu hart und zäh, was doch wohl nur an dem Speisenden lag, da er gegen seine Gewohnheit mit besonderer Unruhe und Eilfertigkeit tafelte, und ohne die sonstige Behaglichkeit die Bissen fast ungekäut verschluckte, auch ohne die sonstige Abgemessenheit ein Glas Grinzinger nach dem andern hinabstürzte. Die blonde Ferdinande trat jetzt in das Zimmer, und äußerte ihre Verwunderung, den Vater noch im Scharlachrocke und der Perrücke zu finden.

„Halt still!“ — rief der Alte freundlich. „Amtsgeschäfte! Muß noch hinaus zum Pallfy, den eine Stückkugel zerquetscht, kannst nur den Roquelor parat halten. Aber Töchterchen, komm heran, habe ein Stück erobert ohne Schwertschlag und Blut, desgleichen der Hofjuwelier sicherlich niemalen auf seinem Laden gehabt, ein Kleinod, das mein Töchterchen in geheimen Verwahrsam nehmen soll, bis sie einmal — halt still! mit einem wackern Schatzel zur Kirche geht.“ —

Und aus seiner Tasche zog er ein Prunkstück, welches wirklich des Lobes werth schien, das ihm gespendet worden. Ein goldenes Doppeldreyeck bildete der Schmuck mit den feurigsten Rubinen besetzt, und im Mittelraum desselben, strahlte ein funkelnder Brillant, den Apfel eines menschlichen Auges nachäffend. „Väterchen, das ist prächtig“ — rief die eitle Tochter aus, indem sie die Steine an der Kerze funkeln ließ. „Nicht wahr, wenn Dich ein Edelknecht freyete, dürftest Du damit zur Kaiserburg fahren?“ — „Wer weiß, Väterchen!“ — lachte

sie. „„O woher der herrliche Schatz? Wie nur kamet Ihr dazu?“ —

„Unsere lieben Bürger, halt still“ — antwortete Herr Flaschner — »sind Narren, die nicht zu finden verstehen, was ihnen nicht nackt vor der Nase liegt und nicht nach Trüffeln und Zwiebeln riecht. Der Oda-Baschi, Ihr wißt ja, den der Graf Guido mit eigener Hand am Thore fing, und der wegen seiner Wunden im Ballhause lag, ist heute Abends verstorben. Ehe denn er zur Hölle fuhr, gab er mir das Kleinod von seiner Brust, das kein Plünderer gefunden, für meine Liebesdienste. Ich habe ihn in den Keller tragen lassen durch den Andres und Daniel, und sitzt er jetzt in weichem Stroh.“ —

Sitzet? Der Todte?“ — fragte Ferdinande stutzend.

„Halt still!“ — fiel der Alte ein. »Liegt im Stroh, denn so ein Vornehmer soll nicht bey dem Plebs eingescharrt werden, sondern ein Skelett will ich machen aus ihm, aufstellen in meiner Barbierstube, soll die Leute locken, halt still, daß sie sich zweimal barbieren lassen an einem Tage.“ —

»Laßt ihn aus dem Hause!“ — rief die Jungfrau sich schüttelnd; — »scharret ihn ein; der Ketzer holet sonst Nachts seinen Steinschmuck wieder, und das schöne Geschenk würde mir nur Grauen machen.“ —

»Sorge nicht, Nannerl;« — schmunzelte der Alte und klopfte ihre heißen Wangen; — »Gebeine ohne Fleisch gehen nicht spazieren, und ohnedieß ist der türkische Offizier ein Bild von einem Manne (war es vielmehr), wie die ganze Kaiserstadt nicht aufzuweisen hat, und dazu sprach er deutsch, freilich nicht wienerisch, aber wenn er die weißen schmalen Finger, und die großen Augen mit gebrauchte, verstand ein Kind, was er gewollt. Der Teufel mag gnädig mit ihm umgehen bey seiner Abfahrt,

halt still! er war ein herablassender, gnädiger Herr, und nicht so oben hinaus und hochmüthig grob, wie manche unserer Hochgebornen.“ —

„Aber Ihr solltet doch daheim bleiben und zu Bette gehen;“ — schmeichelte die Tochter; — »es ist so unruhig in den Gassen, hört Ihr nicht das Gelauf und das wüste Geschrey? Euch könnte ein Unfall begegnen.“

»Und warum schreit das Volk?« — fiel der alte Flaschner auffahrend ein. »Weil Graf Rüdiger und die Gewaltsherrn es auf die Spitze treiben, weil man die Bürger in den Tod hetzt, und doch Alles vergeblich seyn wird. Wie die Decemberfliegen sterben sie in den Hospitälern, halt still! Bald wird kein Hähndel mehr auf einem Wiener Hofe krähen!« — Er schmiß dabei das letzte Knöchelchen seines Gerichts in die Schüssel — »und obendrein schlachtet man die christlichen Bürgerssöhne und läßt die gefangenen Türkenhunde am Leben. Das heißt mit Vorsatz böses Blut machen. Werden nicht die Offiziere gehängt, wenn ihnen einmal auf dem Posten die Augen zufielen, und den lieben Schlaf schickt doch der Hergott; zwei unmündigen Kindern hat man die Köpfe abgeschlagen; und der herrliche Pole, der Koltschützky« — er warf einen giftigen Seitenblick auf die im Winkel sitzende Leopoldine — »an dem die Narren von Schankwirthen und Gwandschneidern einen Narren gefressen, und über welchen ich mich mit dem verrückten Gevatter Spundloch entzweyt, ist auch verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt; liegt gewiß in einem tiefen Thurmloch, denn so eine fremde Kukuksbrut kann's ja nicht getreu mit der Stadt meinen, und hat sicherlich spionirt und gemauschelt.« —

Leopoldine drückte das Sacktuch vor die Augen und verließ mit wankendem Schritt das Zimmer. »Halt still!« sprach er fort, und dräute ihr nach. Da geht sie hin,

die vertrackte Polenbraut, die einen reichen Altbürger in die Mäuler der Wäschweiber und Lastträger gebracht. Aber was schwätze ich, halt still, und versäume die Zeit um den Lumpenkerl? Schließe den hübsch ein, mein Nannerl, und laß keine Nachbarin hinter das Schloß schauen, denn der Neid ist nicht weit und bringt Leid. Den Roquelor, Töchterchen, und stell' den Daniel hinter die Thür, daß er mich einläßt.« —

Der Alte schob sich mit seinem Laternchen davon, und Ferdinande konnte sich nicht finden in des Vaters Redseligkeit und seinen Geschäftstrieb, der ihm sonst nicht besonders eigen war. Sie theilte der Schwester des Vaters Befehle mit, und ging zu ihrem Kämmerlein, da Leopoldine in kindlicher Sorgfalt die Heimkehr des Ungerechten, den sie darum nicht weniger liebte, zu erwarten beschloß. —

Das Haus des Feldscherers bildete die Ecke der Hauptstraße, sein Seitenflügel aber stieß an ein schmales Gäßchen, von hohen Hauswänden dermassen eingezwängt und beschattet, daß kaum ein schwacher Mondstrahl sich hineinzustehlen vermochte. Ein scharfer Nachtwind fuhr durch die schmale Schlucht, und der Laden einer Stallöffnung, die etwa sechs Fuß über dem Pflaster lag, schlug geräuschvoll hin und her im Luftstoß, und seine rostigen Angeln kreischten widerlich durch die nächtliche Ruhe. Ein großer Mann dicht in seinen Mantel gewickelt stand dem Laden gegenüber, trat jetzt horchend näher hinan, entfernte sich wieder, und barg sich zuweilen zwischen den Pfeilern eines nahen Thorweges.

„Bei'm Sanct Jago," — murmelte er zuletzt ungeduldig — „was weile ich hier wie ein wimmerndes Knäbchen? Warum rufe ich nicht meine Leute dort von ihrem Posten, und breche hinein, und strafe die Verrätherin und ihren Buhlen mit Einem Stosse dieses sichern

Stahls? Zweifelst Du etwa noch?“ Dem braunen, stillen Nönnchen konnte der kecke Besuch nicht gelten; nein, du hörtest ja der blondgelockten Donna Stimme, ihren Liebesruf, sahest ja den glücklichen Schurken seinen Himmel erklettern. Was du deinen Spähern nicht glaubtest, zwang dein eigen Auge dich, zu glauben. O verdammt, so sind sich die Weiber denn gleich in allen Zonen, gleich an Verschlagenheit und List, und was die Donna zu Lissabon hinter den düstern Schleier des Ernstes und der Frömmelei versteckt hält, birgt die nordische Dirne hinter dem bunten Flor der Schelmerei und der kindlichen Fröhlichkeit. Aber kennen will ich den Nebenbuhler, er soll mein seyn, ich werde ihn fangen oder dort meine Wächter, und dann“ — —

Er spielte mit dem Goldgriff des Dolches, der in seinem Gürtel glänzte, doch ein Geräusch schüchterte ihn in sein Versteck zurück. Geflüster ward laut hinter dem Laden, dann ließ sich vorsichtig ein schlanker Mann von der Oeffnung herab, eine unsichtbare Hand schloß hinter ihm den Laden, und der Entlassene ging, nachdem er sich sorgsam umgeschauet, schnellen Schrittes, von dem Standort des Mantelträgers sich entfernend, dem andern Ausgange des Gäßchens zu. Der Versteckte trat hastig mitten in die Gasse, unentschlossen, ob er bleiben, ob er nachsetzen sollte; doch bald sagte ihm ein erwachendes Gelärm und rauhe Zankworte, daß seine Diener ihre Pflicht versäumt hatten.

„Haltet ihn fest! Laßt ihn nicht durch! Fanget ihn!“ — schrieen mehrere Stimmen. „Es ist der Dieb! Einer von den Schurken, welcher die Nächte unsicher machen. Wir sahen ihn einsteigen in das Fenster. Packet ihn! Zum Galgen mit ihm.“ —

Eine helle Stimme schallte zornig dazwischen, aber bald flog der schlanke Mann durch die Gasse zurück,

flüchtig vor den langsamen Verfolgern, denen es nicht Ernst gewesen, und bald prallte er gegen den feststehenden Verhüllten an, der ihn mit starker Hand ergriff und einfing.

„Laßt mich durch oder schützet mich, wenn Ihr ein ritterlicher Mann seyd!“ — stammelte der Flüchtling. „Gedungene Mörder sind hinter mir!“ —

„Ei, Junker Hallwill, so spät auf der Jagd?“ — erwiederte der Andere mit dem Erstaunen der Ueberraschung.

„Aronches, Ihr?“ — stutzte der junge Edelmann. „O Ihr kamet als mein Schutzengel, Marquis; ich bin unbewaffnet, aber mit Euch nehme ich's auf mit den betrunkenen Schurken.“ —

„Still, Freund;“ — befahl der Marquis. „Nehmet meinen Arm, schlaget den Zipfel meines Mantels über Euren hellen Leibkoller. Es ist besser für uns Beide, auf solchen Spaziergängen das Incognito zu bewahren.“

Mit dem Junker ging er jetzt gerade den Verfolgern entgegen, die scheltend und fluchend näher kamen, sich aber ohne Aufenthalt bei den beiden ruhig daher Schreitenden vorbeidrückten.

„Sehet Ihr, mein Freund,“ — lachte der Marquis, als sie auf die mondhelle Straße traten — „was die Furchtlosigkeit thut. Lernet dabei, wie man auf der Peninsula solche Abenteuer besteht, und gehet künftig nicht ohne Waffen.

„O Marquis!“ — sagte der Junker mit Gluth — „die Ueberraschung nur verwirrte mich; ja, die rauhen Stimmen der Unholde verscheuchten die freundlichen Bilder der Erinnerung an Ferdinanden.

Es wohnt eine kleine Blonde da?“ — forschte der Portugiese, und sein Auge flammte im Halblicht der Nacht.

„Auch Euren finstern Blicken entging die Herrliche nicht?“ — fragte Hallwill mit Entzücken zurück. „Wohl möchte ein König um ihren Besitz seine Krone geben. Der Zufall macht Euch plötzlich zu meinem Vertrauten, aber Ihr seyd Fürst, seyd ein Ehrenmann, und so wird Euer Wort mich sichern, Ihr werdet schweigen gegen Jedermann, und des Freundes Glück wie seine Ritterehre wird Euch heilig bleiben.“ —

„Ich werde schweigen,“ — antwortete der Marquis mit schwerer Betonung — „schweigen wie Ihr selbst, wie der stille Tod schweigt. Aber kommt zu meinem Zimmer,“ setzte er mit heiterm Tone hinzu; — „unsere Freunde sind dort zum Spiele versammelt, und Ihr, ein Liebling der Fortuna, machet ja überall den Volksspruch zu Schanden, denn Ihr habt ja so viel Glück im Spiel, wie bei der Dame; eine Schale glühenden Weins thut überdieß herrlich nach solcher Stunde, und Ihr müßt mir mehr erzählen, viel erzählen; ist mein ernstes, starres Wesen, der strenge Posten eines Botschafters mir auch im Wege, mit den deutschen Donna's einen galanten Roman zu wagen, so wird es mich doch ergötzen, das aufmerksame Ohr meinem jungen Freunde zu leihen und zu erfahren, wie man in diesem rauhen Lande liebt und geliebt wird.“ — In traulichen Gesprächen gingen sie fort durch die Nacht; so hüpft das Lamm am Faden neben dem Schlachter, und ahnet nicht, daß es spielend die Hand des Todfeindes leckt, und ihn mit seinen Sprüngen ergötzt. —

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 21tes Stück.

Die Bürger zu Wien.

(Fortsetzung.)

Es ist ein betrübter Anblick, wenn ein einzelner Mensch seinem bösen Geschick unverschuldet erliegt, wenn er vergebens kämpft, im Lebensstrome sich einen festen, sichern Platz zu gewinnen, wenn seine Anstrengung unerkannt bleibt, sein Verdienst verdunkelt wird durch die künstlichen Fittige der Glücksritter, die kühn auf ihnen neben ihm vorbeischießen, und leicht sich zum Ziele tragen lassen, das seinem besten Streben unerreichbar bleibt, wenn Nepotismus und ererbte Ansprüche, und Geldaristokratie ihm überall den Weg versperren, an kriechende Heuchler die Ehre verschwendet wird, die ihm gebührt, Undank seine Hoffnungen erstickt, Freundschaft und Liebe ihn verräth, er dasteht erlahmt in seinen schönsten Kräften, menschenfeindlich gegen die ungerechten Brüder, gotteslästerlich gegen die Mächte des Himmels, von denen er sich verworfen glaubt ohne Selbstschuld. Es ist ein betrübterer Anblick, wenn eine Familie mit jedem Tage ihrem Untergange zueilt, wenn der Fleiß des Hausvaters, die Sorge der Mutter vergeblich entgegenkämpft dem schwarzen Verhängniß, und Beide mit Verzweiflung auf den

Kreis der unmündigen Kleinen schauen, für deren Glück sie gern das Herzblut verspritzten, denen aber selbst dieses Opfer keine Rettung brächte. O wie weit betrübter ist aber der Anblick eines kräftigen Volkes, das am Abgrunde der Weltvernichtung steht, das ein übermüthiger Feind zu vertilgen droht bis auf das Gedächtniß seiner Altvordern, seiner ruhmvollen Vorzeit, bis auf seinen Namen hinaus; wie betrübt, wenn seine höchsten Opfer, seine kühnsten Großthaten mehr seinen Fall beschleunigen, als aufhalten; da blickt die ganze Menschheit mit wehmuthsvoller Trauer auf das Golgatha einer ganzen Nation, und der Engel der Weltgeschichte hebt den ehernen Griffel nur mit zitternder Hand, mit einem schmerzlichen Schauder und mit einem bittenden Blick zu der räthselvollen, unsichtbaren Allmacht, deren Wink über Menschen und Nationen entscheidet. —

Die Lage der großen Kaiserstadt war in der letzten Woche stets bedrängter und rathloser geworden. Man erfuhr es, daß der Großvezier Kara Mustapha um jeden Preis vor dem Ende des Herbstes die Stadt zu gewinnen entschlossen sey, das Herz der Monarchie zerquetschen wollte, um dadurch dem ganzen deutschen Reiche einen Todesstreich zu versetzen. Täglich stürmte sein Heer, und der grause Schlachtruf: Allah! Allah! wurde die Morgen und Abend-Musik der Wiener. Schlug Soldateska und Bürgerschaft auch mit unerhörter Tapferkeit die Stürmer zurück, verbluteten auch tausend Feinde an den Wällen, die Cadmussaat erwuchs neu nach jeder Nacht, und immer geringer ward dagegen die Zahl der Vertheidiger. Vierzig Tage dauerte bereits die Berennung. Die Festungswerke lagen theilweise zerstört, jede Straße war abgegraben und verrammelt; die Lebensmittel, früher zu leichtsinnig verschwendet, fingen an, zu mangeln, Seuchen wurden furchtbare Bündner des Fein-

des, und zog auch die brave Bürgerschaft unermüdlich auf die Posten, sobald die Trommel rief, und warf wie sonst die Brust dem krummen Säbel und der Kugel entgegen, die Gesichter sahen bleich, die Augen glänzten nicht mehr im Licht des Muthes, sondern im Gespensterfeuer der Verzweiflung.

Da sah man eines Morgens den Grafen Rüdiger mit seinem Gefolge zur höchsten Stelle der Bastey eilen, und dort mit scharfen Augen, mit guten Fernröhren in das Feld blicken, als wartete man auf eine willkommene Erscheinung. Und es war also.

In der Nacht nach Koltschützky's kühnem Abmarsche hatten die Vertrauten des Generals das verabredete Zeichen seiner glücklichen Ankunft, das Feuer zu Stammersdorf mit Frohlocken gesehen. Gestern Abends hatte man endlich dasselbe Losungsfeuer auf demselben Platze erblickt, welches die begonnene Rückkehr des Polen ankündigen sollte. Aber vergebens warteten die beauftragten Offiziere an den Thoren, um dem willkommenen Botschafter ohne Zögerung den Einlaß zu erleichtern; die Nacht verlief, mehrere Morgenstunden waren schon verflossen, und kein Pole zeigte sich, und die weiten Felder vor dem türkischen Lager lagen leer, denn dem feindlichen Heere war ein Ruhetag bewilligt, und nur einzelne Streifcorps ließen sich hier und da sehen, und zogen zur Plünderung zu den fernen Dorfschaften.

Jetzt rief die Stimme des aufmerksamen Guido's alle durch das vergebliche Ausschauen Ermüdeten zu sich heran, und hinter die aufgestellten Sehröhre. Zwei Türken kamen zur Seite des Lagers gegen die Stadt zu; man glaubte den verwegenen Polen und seinen Knecht zu erkennen, aber ein türkischer Reiter ritt zwischen ihnen, und diese Begleitung, die zwischen ihm und den Fußsoldaten zu walten schien, zerstörte durch Zweifel die kei-

mende Hoffnung. Vom fernen Lager her sah man jetzt einen Trupp Spahis hervorbrechen, und im Galopp mit gesenkten Lanzen oder über dem Haupte geschwungenem Wurfspieß gegen die Stadt heranfliegen. Doch augenblicks änderte sich die Scene. Der einzelne türkische Reiter lag plötzlich wie vom Wetterstrahl herabgeschmettert neben seinem Berberroß, wie durch eine Wunderhand gehoben, saßen seine beiden Gefährten auf dem Rücken des Thiers, und wie ein Rabe vor dem Winde schoß das gepeitschte Pferd mit seiner Doppellast daher, an den staunenden Posten der Türken, an den verwunderten österreichischen Kanonieren der Vorwerke vorbei, dem Schottenthore zu, und die Jubelrufe: „Sie sind's, die Tauben Noah's, die Verkündiger des Heils! Sie bringen den grünen Zweig der Hoffnung!“ — tönte von allen Zungen, und man stürzte ihnen entgegen, sie zu heben vom Rosse, und in das nahe Haus, wo der Starhemberg sie erwartete, zu tragen.

Ja, der Pole selbst stand wohlbehalten vor dem alten Helden, der kaum eine Frage wagte, um das Rettungswort nicht aufzuhalten im Munde des willkommenen Boten. Koltschützky hatte denselben Weg bei seinem Rückmarsch gewählt, aber er war irre gegangen im Walde, und kam erst mit Tagesanbruch an das türkische Lager, welches er glücklich umging, und sich zu seiner Seite mit dem Gefährten in dem Keller eines zerstörten Hauses verbarg. Nach einem kurzen Schlafe, der Beiden Noth gethan, saßen sie im Halbdunkel, und pflogen Rath, was zu thun, ob sie den wagigen Spaziergang am lichten Tage unternehmen, oder die nächste Nacht dazu bestimmen sollten. Sie hatten in dem abgelegenen sichern Orte in deutscher Mundart sich besprochen, wie groß mußte daher ihr Entsetzen seyn, als sie aufblickend über einer halbzertrümmerten Mauer das zitrongelbe Gesicht, den

nackten Hals und den Lederhelm eines Asiaten hervorragen sahen, und die funkelnden Krötenaugen aus den schmalgespaltenen Augenliedern auf sie herabstarrten. Wildaufschreiend sprangen sie vom Boden, griffen zu den Schwertern, und eilten zum Ausgange des Gewölbes, den Horcher verstummen zu machen. Der feige Asiat floh schon weithin, leichtfüßig wie die gejagte Tigerkatze den nächsten Gezelten zu, und des Verraths gewiß, beschlossen sie, die einzige Rettung, die ihnen geblieben, zu versuchen, und mit beflügeltem Schritt der Stadt zuzueilen, die nahe vor ihnen, doch kaum als ein erreichbarer Rettungsport zu betrachten war

Ein neues Hinderniß warf sich in ihre Bahn; ein feindlicher Reiter trabte quer über die Fläche, ihre Flucht kreuzend, und als er auf sie stieß, wurde er von ihnen und sie von ihm erkannt. Es war der Mohr des arabischen Scheiks, der sie in seinem Zelt bewirthet hatte; er ritt die silbergraue Stute seines Herrn spazieren, ohne Sattel saß der Africaner auf einer schwefelgelben breiten Decke, und lenkte das treffliche Roß am leichten arabischen Zügel, eitel, als sey er selbst der Herr, und nicht der elendeste der Sclaven.

Er rief sie an mit dem Salam, dem Friedensgruße, hemmmte des Pferdes Schritt, und fragte im Tone des Gönners nach ihrem Marsche. Der Pole vergaß troß seiner innern Beklemmung den Stolz des Jenkidscheri nicht, dessen Maske er trug. „Verkaufter Sohn der heißen Sonne,“ — antwortete er kalt — „wir gehen gesendet von der rechten Hand des Herrns der Erde auf einen Posten der Ehre, wo Deinesgleichen keinen Platz finden.“ — Der Mohr stimmte seinen Ton herab, forschte wie mitleidig nach der wunden Hand des Kriegers, fragte auch nach dem jungen Gefut mit den Seidenhaaren der Angora-Ziege, und erkundigte sich grinsend, ob die Gei-

gel dem kleinen Trotzkopf Gehorsam gelehrt, oder ob der neue Herr die ungehorsame Krokodillenbrut schon dem schwarzen Ghol geopfert. Unter solchem Zwiesprach waren sie mitsammen eine Strecke fortgekommen, und Koltschützky verlor beinahe seine Besonnenheit, da er kein Mittel sah, den Begleiter los zu werden, der bis zu dem vorgegebenen Posten sie zu geleiten den Willen zeigte. Da wuchs die Todesgefahr bis zum Höchsten, denn ein wüstes Geschrei erhob sich hinter ihnen; ein Dutzend Lanzenreiter sprengte zwischen den Gezelten hervor, und Koltschützky griff an seinen Säbel, sein Leben wenigstens nicht wohlfeil zu verkaufen. Der rüstige, tollkühne Michalowitsch durchhieb den Knoten des Schicksals. Auch der Mohr hatte sich verwundert zurückgewandt, und sein Pferd angehalten. Der schnell entblößte Stahl des Michalowitsch fuhr in seinen Leib, daß er mit einem Todesschrei von seiner Prachtdecke herab in den Sand stürzte; der Zügel der Stute war sogleich in der Hand seines Verderbers, der mit der Rechten seinen Herrn am Fußknöchel packte, und ihn auf den Rücken des scheu zur Seite weichenden Thiers erhob, selbst sich dann auf seine Croupe schwang, und als Koltschützky den Zaum gefaßt, mit der bloßen Klinge in die Weichen des Pferdes schlug. „Schlage tüchtig zu, Bruderherz!“ — rief der Pole im Davonfliegen. „Kommen wir durch, so sollst Du nicht mehr leibeigen seyn, und was ich habe, werde ich mit Dir theilen, bis man uns christlich begräbt.“ —

Die Flucht gelang, und auf dem zitternden, schweißbedeckten Pferde sahen sich Beide in dem Thore, umdrängt, jubelnd begrüßt von den wachthaltenden Soldaten, von dem herbeigeströmten Volke, als hätten sie ein Befreiungsheer mitgebracht, und die heilige Fahne des Propheten erobert.

Vor dem Commandanten, den die erwartungsvollen Obristen umringten, stand der Pole, und mußte zuvor tief Athem schöpfen, ehe die erhitzte Brust der Rede mächtig wurde. „Gnaden," — sprach er dann — „könnet immer Euer finsteres Gesicht mit etwas Sonnenschein beleuchten, bringe ich Euch auch nur ein Bild von dem, was mit Gott der tapfere Herzog gar bald Euch in aller Herrlichkeit vor Augen stellen wird. Ich habe in Mitte der Retter gestanden, und die hundert und aber hundert Fahnen gesehen, die dem Feinde der Christenheit zum Verderben flattern. Eurer Landsleute Schwerter sind nackt und scharf, und blinken in Rachelust. Die Kurfürsten von Sachsen und Bayern sah ich eintreffen mit ihren blanken Schaaren. Schwaben und Franken lagen an der Donau. An 30 fürstliche Herren sah ich sitzen im Kriegsrathe, alle in Stahl gerüstet für Euch, ein Anblick, dessen Herrlichkeit dem Krieger das Herz groß machte bis zum Zerspringen, aber auch Freudenwasser ihm in die Augen drückte. Nur den Polenkönig und seine Zwanzigtausend erwartet man noch, doch als ich am Abende mich zum Rückmarsch anschickte, zeigte sich ihre Vorhut fern an den Bergen, ich hörte den Trompetermarsch meiner Landsleute, und schied traurig, denn ich habe ja kein Vaterland. Der tapfere Ludwig von Baden trug mir einen Gruß auf an Euch, und Herr Eugen von Savoyen, das junge Heldenblut, gab mir am Ausgang des herzoglichen Gezeltes die eiserne Hand und sprach: „Sage den Christenbrüdern in Wien, sie sollen stehen vor ihrem Heerde nur noch einige Tage lang, sollen an den unsterblichen Ruhm, denn sie gewonnen vor ganz Europa, noch die letzte Kraft wagen, damit wir das Siegesfest theilen mögen mit ihnen, welches der am Kreuz Gestorbene seinen Getreuen bereit hat." — Und daß es Wahrheit ist, was ich gesprochen, mag dieses

Schreiben des edlen Herzogs von Lothringen beglaubigen.“ —

Aus seinem Turban wickelte er einen Brief, und die Generale hörten mit tiefer Stille der Vorlesung zu, die des Boten Bericht vollauf bestätigte, und Freudenlicht funkelte aus den Augen der erprobten Kriegsmänner. Nur der alte Starhemberg blieb ernst, und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Sie haben den Tekely geschlagen bei Preßburg, und ihm zehn Fahnen abgenommen; aber der Ungar ist nicht der Mustapha! — Gebe der Herr der Völker seinen Segen zu dem Werke der Befreier, und unsers Kaisers Majestät den Sieg! Wir wollen das Unsrige thun, und fände der Lothringer nur einen Aschenhaufen auf dem Platze, wo die Kaiserstadt stand, soll er uns darauf hingestreckt finden, Alle mit der Todeswunde vorn auf der Brust. und unser Requiem mag seine Siegestrompete feyern.“ —

Indeß hatte der Freiherr Kielmannsegge, dessen Auge schon lange in banger Bedrängniß auf dem Gesicht des Polen geruht, den Augenblick benützt, und sich zu ihm gedrängt, und heimlich gefragt, ob er ihm keinen besondern Palmzweig gebracht.

„Herr,“ — sagte Koltschützky ehrerbietig, jedoch mit hochaufglühenden Wangen — „den Glauben belohnt die göttliche Vorsehung, so lehrt der Priester, und Wunder geschehen noch jetzt, wie damals, als der Herr auf Erden ging; Ihr, edler Herr und ich könnten davon Zeugniß geben.“ — „Rede schnell, und martere mich nicht!“ — rief der Freiherr mit beklemmter Brust. — „Ja, Herr, laßt nur die Freude los;“ — fuhr der Pole mit vor Rührung bebender Stimme fort: — „ein Unwetter sandte der Himmel, meinen Fuß zu fesseln; ein asiatischer Fürst mußte eine kurze Freundschaft mit mir schließen, und mir zum Pfand derselben einen Knaben schenken,

den er wie einen Hund auf seinen Fußteppich geworfen. Ja, mein wackerer Herr, wenn Ihr einen Diener hattet, der Dominikus hieß, wenn Ihr der große Baron auf dem Goldfuchs seyd, und Euer Junker Clamor genannt wurde, so schlaft Euer Söhnlein jetzt sicher und gesund in dem Daunenbett des Lothringers, und er wird es Eurem Kusse entgegen tragen, denn ich wagte nicht, das kostbare Kleinod nochmals Preis zu geben, wenn ich auch dem Herzoge die schönste Lebensstunde dadurch abgetreten, die einem Menschenherzen schlagen kann hier unten auf Erden."

Ein Freudengeschrei tönte aus des Freiherrns voller Brust, aber höchste Freude ist zernichtend, wie höchster Schmerz; er taumelte, konnte nicht reden, zwischen beiden Händen drückte er des Polen Hand, stammelte nur: „Gott vergesse mich, wenn ich dich vergesse!" und mußte von den glückwünschenden Freunden, welche ihn umringten, gehalten werden, daß er nicht zu Boden sank. Auch der alte Commandant trat jetzt zu dem Polen, dankte ihm im Namen der Stadt, und verhieß ihm die verdiente Belohnung, indem er ihn in Gnaden entließ. Dort draussen wartete schon der Lohn, der Georgs Herzen der angenehmste war; seine Botschaft hatte sich verbreitet, seine Bekannten, das Volk waren herzugelaufen, und auf seiner erbeuteten silbergrauen Stutte ritt er wie im Triumphzuge durch die Stadt. Auch die Straße mußte er passiren, in welcher das Haus stand mit den blanken Becken über der Thür, und er sah Leopoldinchen am Fenster, und der ganze offene Himmel thronte auf ihrem Gesicht, wenn es gleich bleicher geworden, und ihr schneeweißes Sacktüchlein winkte ihm geheim wie ein Siegeswimpel. Freilich verdarb ihm des alten Flaschners starrgeschnittene Larve das erquickende Gefühl, den die Neubegier ebenfalls an das Fenster gelockt, der aber

ihm eine widrige Fratze schnitt, und sich schnell wieder zurückzog. Desto herzlicher empfing ihn der Schankwirth Lamprecht, indem er ihn väterlich umhalsete, und wie ausgelassen rief: „Zapfen und Spundloch! Kerlchen, hast Du dem Großvezier aus dem Sattel geholfen, und kommst auf seinem Leibroß? Solch' ein Thier hat mein Stall noch nie gefüttert, und ich sehe Dich schon darauf zur Burg reiten, wo des Kaisers Majestät Dir den Ritterschlag ertheilt, alle die seligen Gebeine Deiner Großväter adelt, und Dir die goldenen Sporen anschnallen läßt; denn weniger kann doch für ein solch' Heldenstück nicht geboten werden."

Der große, längstersehnte Tag, den Lothringen verheißen, den Koltschützky angesagt, der 12. September des Jahres 1683 erschien. Schon seit mehreren Tagen hatte man von den Wällen aus eine besondere Unruhe in dem türkischen Lager bemerken können. Wohl versuchte der Feind noch einige Stürme, aber sie geschahen nicht mit dem Ernste und der Ausdauer wie vorher. Die Geschütze in den Laufgräben fuhren fort, von Stunde zu Stunde Kugeln in die Stadt zu senden, doch die Völker des Pascha's von Mesopotamien zogen sich aus der Leopoldstadt zum Lager. Auf den Flügeln sah man viele Gezelte der unregulirten leichten Heerhaufen verschwinden, und lange Züge von bepackten Kameelen auf der Straße nach Ungarn hingetrieben. Die Spannung der Stadt stieg mit jeder Minute, denn es mußte im Rücken des Feindes etwas vorgehen, was diese Unruhe bewirkte, und Graf Starhemberg saß vom Morgen bis Abend in seinem Sessel auf dem Stephansthurm, beunruhigt und hoffend zugleich, nach einem Zeichen ausblickend, das die Unruhe seines Gemüths tilgen, und die Hoffnung seines

Herzens beleben möchte. Da zeigten sich plötzlich, als schon der Tag seinem Ende nahte, überall auf den Höhen dunkele Gruppen, die sich mit jedem Augenblick mehrten, vergrößerten, ausdehnten, und bald die ganze Reihe, den Kahlenberg, den Herrmannskogel bis zum Sauberg bedeckten. Und siehe, eine große Blutfahne erhob sich auf dem Leopoldsberg, und die letzten Strahlen der sinkenden Sonne warfen ihr blitzendes Licht auf das flatternde Liebeszeichen, so daß man das mächtige weite Kreuz darauf erkennen konnte. Welch' ein Anblick! Die Retter waren da, und Starhemberg ließ feurige Raketen vom Thurme in die Wolken senden, ihnen zu verkünden, daß tausend geängstete Seelen ihnen den dankenden Brudergruß entgegen brachten. Auch drüben von dem Berge zischten ähnliche Feuerzeichen durch das Abendgewölk, und streueten prasselnd ihre Lichtsterne umher, und drei schwere Kanonenschüsse donnerten fern, und wurden durch drei gleiche Donner von der Möllerbastey beantwortet. — Die dunkle Nacht sank auf Wien herab, aber Niemand schlief, als die Todten auf den Friedhöfen; in keinem Hause verlöschte die Lampe; die Männer ordneten ihre Waffen in freudiger Ungeduld; die Soldaten standen auf den Wällen und Lärmplätzen; alle Kirchen waren geöffnet und erleuchtet, und Weiber und Greise und Kinder lagen auf den Knieen, und beteten zu dem Gott des Lichts und der Gnade um Sieg für den entscheidenden Morgen.

Er kam, der große Tag, dessen Großthaten die Weltgeschichte verewigt hat, da er der letzte war, an welchem die Krieger Mahommeds auf deutschem Boden ihre Damascener zur Vertilgung des Kreuzes zu schwingen gewagt. Die Basteien und Wälle der Kaiserstadt waren bei dem ersten Lichtstrahl des anbrechenden Tages mit einer Menschenfluth bedeckt, über der eine grause Stille

lag, so daß man den lautklopfenden Herzschlag vernehmen konnte. Jetzt begann endlich das aufgezogene Gewitter sich langsam zu entladen. Bei Nußdorf donnerte es zuerst los, und der tollkühne Osman Oglu ließ nicht warten auf die tödtliche Antwortsstimme. Und jetzt leuchtete es, blitzte und wetterte überall; wildeste Bewegung kam in diese zusammengeballten Massen dieser Hunderttausende, die sich gegenseitig zu vernichten strebten; der blutige Mord ward losgelassen, kein menschlicher Fürstenruf vermochte, ihn wiederum zu fesseln, und in der Hand des kalten Fatums schwankte die Wagschale der Entscheidung.

Grauenvoll war die Lage der Helden Wiens, der schwergeprüften und so herrlich bestandenen Bürgerschaft. Der Tag leuchtete, den sie erbetet vom Herrn der Völker, aber auf seiner Glückstafel lag das letzte Gut Germaniens, und fielen heute die Schicksalswürfel falsch, blieb kein Hoffen mehr, und nur ein ungeheures Grab das Asyl der Verlornen. Wie starrten die Augen hinaus auf das weite Feld; wie verwünschte man die furchtbaren Pulverwolken, welche Feinde und Freunde in ihre Todesmäntel einhüllten; mit welcher Beklemmung wurde das Feldgeschrei behorcht, das zuweilen durch das wüste Gelärm auf den Fittigen der Winde herüber drang, und jetzt das fürchterliche: Allah! jetzt das entzückende: Oesterreich oben! jetzt das beglückende: Jesus Christ die Ehre! vernehmen ließ! — Und die schleichende Sonne stand am Mittag, und sie sank zum Westen, und noch keine Entscheidung. Da tönte hell und hehr das Geschmetter der Trompeter gegen das Schottenthor heran. Der Baden Markgraf flog herbei mit seinen Dragonern, herauszufallen, Theil zu nehmen am herrlichen Tagewerk mit seinen Tapfern, rief er dem Starhemberg zu. Der rechte Flügel der Türken hatte sich zur Flucht gewendet, Kaiserliche und Sachsen hatten ihn geschlagen, und Ros=

sau war besetzt. Wiens Legionen gossen sich aus in das Feld, und bald schallte ihnen auch der Siegesruf des Polenheeres entgegen. Rabatta mit dem Fußvolk, Waldeck mit den Bayern erstürmten die große Türkenschanze, die Stundenlange Verderben ausgespieen, und der letzte Anhalt des Veziers geblieben, die grüne Fahne mit dem silbernen Halbmonde verschwand; zerstäubt in wirrer Flucht verloren sich die zahllosen Schaaren des Osmanenheeres, wie die Sandwüste den reißenden Strom verschluckt; mit ihnen zugleich trafen die schnellen Polenreiter in Herrnals ein, und das Heer der verbündeten christlichen Streiter überschwemmte das Lager Mustapha's. — Majestätisch sank die Sonne hinter die Berge, über den ganzen Abendhimmel die goldene Fahne des Heils ausbreitend, und in der Stadt tönten feierlich die Glocken der Thürme, und erinnerten die im Siegesrausch Jubelnden an das Dankgebet, das sie dem unsichtbaren Helfer schuldeten, ohne den alle irdische Gewalt ohnmächtig ist, und wie Spreu vor dem Winde.

Viele Festzüge hatte schon die Stadt des Glanzes und der irdischen Hoheit gesehen, aber wenige kamen an ächtem Männerprunk, keiner derselben kam an innerer Bedeutsamkeit demjenigen gleich, den am nächsten Mittage die Kaiserstadt durch ihre Straßen ziehen sah. Es war ein Triumphzug, bei welchem auch der niedrigste Bürger seinen gerechten Antheil von Ehre empfing, bei dem Keiner Zuschauer war, als das wehrlose Geschlecht und zarte Alter, denn alle übrigen hatten mitgeschlagen und mitgewirkt; und außerdem galt die Feier nicht allein einem gewöhnlichen Siege des Volkes über ein feindlich Volk, nein, Religion und Menschlichkeit gaben ihr die heiligste Weihe, das Kreuz hatte den falschen Propheten geschlagen, die Fahne der göttlichen Liebe hatte die Banner der Barbarey in den Staub geworfen.

Johannes Sobiesky, der Polenkönig, der als ein christlicher Ritter und wackerer Nachbar sechsundzwanzigtausend auserlesene Krieger herbeigeführt, erschien als der Held des Tages auf dem Leibpferde des Großvezíers, und führte den Zug, der durch das Stubenthor hereinwallte. Seine Starosten ritten ihm vorauf, die rothe und grüne Seide des türkischen Hauptbanners entfaltend, rechts ihm der tapfere Graf Starhemberg, links auf einem bescheidenen Maulthiere der steinalte Prophet des Volks, der Kapuziner Awianus, welcher vor dor Schlacht dem Heere der Christen die Messe gelesen; dann folgte der Herzog von Lothringen, der Polenprinz Jakob, der vor Wien sich die ersten Rittersporen verdient, dann die Churfürsten, Markgrafen und Prinzen, die mannlichen Kriegesfürsten der deutschen Volksstämme, und alle nicht im Hermelin und Fürstenhute, sondern verluppt vom Scheitel bis zur Sohle in kostbarer Kriegsrüstung, schrecklich schön in der vernichtenden Kraft ihres Anblicks, die sich im Kampfe, wo 80,000 gegen 200,000 fochten, so herrlich bewährt hatte. Ein Theil der Truppen, jedes Landes, auserwählte Mannen, zogen hinterdrein, ungezählte Fahnen jeder Farbe flatterten über den behelmten Häuptern, und rauschende Kriegsmusik mischte sich mit dem drängenden Jubelgeschrei des drängenden Volkes, das die Straßen füllte vom Stubenthor bis zur Lorettokapelle, wo der Polenkönig selbst das Te deum anstimmte, indeß dreihundert Kanonenschüsse dem Lande den großen Tag verkündeten, und den flüchtigen Glaubensfeinden nachsandten den Spottruf der Schmach, und ihre bebenden Sohlen beflügelten. Doch die zuletzt einzogen in die heilige Kapelle der liebenden Gnadenmutter, waren der Göttlichen sicherlich die Willkommensten; der bischöfliche Malthefer Kolonics hatte die verlassenen Christenkinder ge-

sammelt im türkischen Lager, und paarweise folgten ihm die verwaiseten Kleinen, an fünfhundert, und am Altare der schmerzenreichsten Mutter gelobte ihnen der ächte Priesterfürst und hochherzige Kreuzesheld, ihr Vater zu seyn, bis die geraubten Lämmer von ihren natürlichen Beschützern zurück gefordert werden möchten.

Der Einzug des Kaisers Leopold, welcher zwei Tage später statt hatte, wiederholte das Fest der Wiener, und blieb am Glanze dem ersten Aufzuge nicht nach; die letzten grünen Zweige des Herbstes wurden auf den Triumphpfad des geliebten Herrschers gestreut, und die letzten Blumen des Jahres flogen in Kränzen und Sträußen auf ihn und seine Begleiter hernieder.

„Siehst Du meinen Ferdinand?“ — flüsterte die eitle Ferdinande Flaschner der Schwester zu, als der Kaiserzug an ihrem Hause vorüberwogte. — „O, wie schön ist der Hallwill, und wie schmückt ihn das silberstrahlende Prunkkleid! Sahest Du, wie die Liebe winkte mit der Hand, und sein blauer Federbusch sich in Respekt verneigte? Dicht hinter des Kaisers Majestät reitet er. Gewisse andere Leute sind freilich nicht zu sehen, und thun gut, sich versteckt zu halten, wo sie keine Ehre zu holen haben;“ — setzte sie verächtlich spottend hinzu; — „und diese Klugheit dürfte man ihnen fast als ein Verdienst anrechnen, denn sie ersparen dem verirrten Geschmacke der Geliebten wenigstens die Schaamröthe.“ — Die traurige Leopoldine schwieg, und ihr Auge schlug sich wehmüthig bittend zu der Schwester auf; längst hatte sie ihren Busen umpanzert gegen die scharfen Reden der Mitleidslosen, aber heute traf der Stachel ihr Herz, denn sie hatte ihren Georg zu finden erwartet in den Reihen der gerüsteten Bürgerkompagnie, die ihren Kaiser auf der Straße von Linz eingeholt, und nur seinetwillen stand sie am Fenster, den kleinen Asterkranz mit der einzelnen Spät-

rose darin verborgen haltend; aber der Mann ihres Herzens wurde vergebens vom Auge der Liebenden gesucht, und verschmähte den Lohn, den ihm die Liebe bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Johanniswürmchen.

gefunden am 7. October 1831.

Leis' weht die Luft, die Sterne glühn,
Da funkelt's golden durch das Grün.
Wie, nicht nur an des Himmels Blau?
Auch Sternlein hier im Abendthau?
Ein Käferchen fliegt zu mir her,
Als ob's Johannisabend wär'.
„Sprich, kleiner Stern, was willst Du hier,
„Und welche Kunde bringst Du mir?"
„„Warum ich heut' in frischer Nacht,
„„Aus meinem langen Schlaf erwacht?
„„Im Lenze strahlte auch mein Licht,
„„Doch, den ich suchte, fand ich nicht!
„„Da schlief ich still und traurig ein,
„„Um später wieder hier zu seyn.
„„Ihn wollt' ich grüßen, ihn nur sehn,
„„Dann freudig in die Erde gehn!""
Und leise schwebt der Käfer fort,
Er fliegt zu ihm, jetzt ist er dort!
Und wie's ihm seinen Gruß gebracht,
Sagt's ihm auf ewig gute Nacht! —

Logogryph.

Ein Sänger war bekannt mit Ruhm
Im fabelhaften Alterthum,
Der selbst den Hund am Höllenthor
Bezähmte; noch ein Zeichen vor,
So wird's ein Gott, der Schmerzen zähmt,
Die Wuth der Leidenschaften lähmt,
Und wenn er tröstend uns beschleicht,
Die Schale des Vergessens reicht.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 22tes Stück.

König Ludwig an die Bayern *).

Biedres Volk, in angestammter Treue
Hältst du an dein altes Fürstenhaus,
Dich verlocket nicht das falsche Neue,
Nicht der Liebe Flamme löscht dir's aus.

Ja! an alter Treue, altem Glauben
Hältst du immer unerschütterlich,
Lässest sie nicht von der Zeit dir rauben;
Treue niemals von den Bayern wich.

Unerschüttert, wenn's von oben stürmet,
Unerschüttert, wenn die Erde bebt,
Wenn sich's feindlich gegen dich auch thürmet,
Nichts dich stürzet, nichts dich untergräbt.

Eine tausendjähr'ge, kräft'ge Eiche
Stehest du, die niemals wird gefällt;
In sie dringen können keine Streiche,
Und die Axt zurück vom Stamme prellt.

Siegend alle Proben schon bestanden,
Bleibt ihr immerdar bei eurer Pflicht,
Selbst die frühsten Zeiten so euch kannten;
Bayern, zu verderben seyd ihr nicht!

*) M. s.: Charitas, Festgabe von Eduard von Schenk, mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern, Auerbacher, Diepenprok, v. Martius, v. Neumayer, Rückert, v. Schubert, u. v. Herausgeber. M. Kpfrn. nach Cornelius u. Heß von Schäffer u. Schleich. Regensburg. 1834.

Die Bürger zu Wien.

(Fortsetzung.)

Die allgemeinen Freuden- und Feyertage hatten längst ihre Endschaft erreicht. Der Polenkönig war mit dem Herzoge von Lothringen und dem Kern der Heeresmacht nach Ungarn abgezogen, um die Ueberbleibsel der türkischen Armee zu vernichten. Das Leben der Wiener Bürger trat in das alte freundliche Gleis; die Hausväter kümmerten sich um ihre Familienwohlfahrt; die Vorstädter reinigten ihr Grundeigenthum von den Brandhaufen, und dachten an den Neubau, und mit wundersamer Schnelligkeit verschwanden die Spuren der kriegerischen Verwüstung, denn Mancher besaß jetzt mehr, als er vorhin gehabt, da die Soldateska solchen Reichthum an edlen Metallen und Steinschmuck im eroberten Türkenlager gefunden, daß sie dem herausströmenden Volke alle übrigen werthvollen Gegenstände und Vorräthe zur Plünderung überlassen hatte.

Im Schankhause zum Lamm in der Naglergasse stieg der grauköpfige Wirth zu dem Hinterstübchen hinauf, welches er dem Polen Koltschützky eingeräumt. Er fand seinen Miethsmann im Winkel sitzen, den Ellenbogen auf den Tisch, und den Kopf in die Hand gestützt, düsteren Angesichts, wie er ihn schon seit langer Zeit zu finden gewohnt worden. Georg bot dem Greise die Hand zum Gruß, und der Alte pflanzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl, und verzog die Runzeln seines Gesichts zu einer so ernsthaften Maske, daß der Pole aufmerksam den Kopf erhob, und ihn fragend betrachtete.

„Schaust Du mich an, und schlägt Dir's Gewissen?“ — polterte der Alte los. — „Ich duld's nicht länger, daß Du da sitzest mit einem Leichenträgergesicht.

und Dich einsperrst wie ein Klosterbruder, der in der Pönitenz ist. Bist Du krank, so schicke zum Medicus; fehlt Dir sonst etwas, so beichte es Deinem Freunde; Zapfen und Spundloch! ich meine, ich hab's wohl verdient um Dich, daß Du zu mir sprichst, wie das Kind zum Vater."

„Wahrlich, das habt Ihr," — antwortete Georg — „und Gott vergelt's Euch! Aber," — setzte er weich und wehmüthig hinzu, — „mir fehlet nichts, als was Ihr längst gewußt, und kann ich nicht lachen wie sonst, ist mir die lästige Gesellschaft zuwider geworden, so mag das vielleicht an dem großen Freudenjubel liegen, der die letzten Wochen mich umgab, und in dem ich zum ersten Male empfand, wie verlassen und allein und ausgestossen der Georg auf der Erde hingeht."

Du bist ein Narr," — fiel der Alte aus — „der sein eigenes Glück verscherzt, und entweder zu träge oder zu hochmüthig ist, die Hand auszustrecken, wenn der Himmel Manna regnen läßt. Warum gingest Du nicht auch hinaus, wie die Andern, und sammeltest Dir Deinen Sack voll Reichthümer, an denen Du gerechtere Ansprüche hattest, als mancher Faulpelz? Warum hast Du Dich nicht gemeldet, als die kaiserliche Gnadenhand sich aufthat, jeden Dienst zu belohnen, der unserer Stadt erwiesen worden? — Der Starhemberg ist Feldmarschall und Minister, und darf den Stephansthurm im Schilde führen; den hochwürdigen Kolonics hat man zum Kardinal erhoben; Stadtrichter und Kämmerer sind kaiserliche Räthe geworden, und goldene Ketten hat's geschneit; trägt doch der Pötzinger und Schlagnitweit auch solch' ein Prunkstück unter der Halskrause. Zapfen und Spundloch! Ich meine, auf Deiner breiten Brust wäre auch Platz für ein goldenes Kaiserbild. Aber nein, da sitzet er, Tag aus, Tag ein, und nur im Zwielicht, wenn die Eulen fliegen, spaziert er hinaus wie ein armer Sünder,

dem es um's Herz nicht richtig, schleicht in seinem Mantel unter einem gewissen Fenster hin, und macht der Lampe sein Reverenz, und kommt zu Haus, um wiederum in seinem Winkel zu hocken, und durch sein bleiches Antlitz seinen alten Vater zu kränken."

„Gönnet Ihr mir denn meine einzige stille Freude nicht?" — fragte unwillig der Pole. — „Gönne Dir mehr; — antwortete hastiger Lamprecht; — „aber will's nicht leiden, daß ein wackerer Mann sich abhärmt um ein Mädchenbild; denn wäre sie auch ein Wunderstück, ein Tugendspiegel ohne Gleichen im ganzen römischen Reich, so ist sie mir doch nicht werth, daß ein Mann wie Du um sie zu Grunde geht."

„Lästere nicht, Graukopf!" — fiel Georg erregt in sein Wort.

„Zapfen und Spundloch!" — rief der Alte. — „Wer lästert hier? Du lästerst Gott und Dich und jede Männlichkeit. Hoffst Du auf das Mädchen, so ringe um sie; hast Du keine Hoffnung, so gieb sie auf wie ein Mann, und stürze Dich in's Weltgewühl, ein Geschäft suchend, was Dir das Vergessen erleichtert. Zu Deinem herrlichen Polenkönige hättest Du Dich drängen sollen; der Christenheld hätte Dir schon den rechten Platz anweisen wollen, auf dem ein braver Mann alle Jungfrauen der Welt zu verschmerzen vermocht."

Koltschützky hob erschüttert seine rechte Hand gegen den Alten auf. — „Wollet Ihr mein spotten, Vater?" — sagte er recht schmerzlich. — „Vergesset Ihr, daß diese Faust steif geworden, und keinen Säbel mehr führen wird auf dieser Welt? O ich mußte ja heimbleiben, als die Genossen sich dem schönen Tode entgegenwarfen."

Der Greis nahm den bewegten Mann erschrocken in seine dürren Arme, und sprach ablenkend: „Nicht einmal an Dein Eigenthum hast Du gedacht, an Deine Brand-

stätte in der Leopoldstadt. Du mußt doch aufbauen, und für den Vorschuß dazu laß mich sorgen.“

Koltschützky ließ schlaff die Arme sinken, und starrte den Boden an. „Laßt liegen, was einmal zernichtet;“ — sagte er halblaut; — „hat man es nicht eine Herberge genannt für Gesindel und Judenvolk? Mag der Platz leer bleiben, es ist denn doch ein Platz da, wo man mich zuletzt einscharren kann. Aber fort will ich, fort von hier. Hinaus nach Osten will ich wieder ziehen, zu der Sandwüste, will den alten grausamen Scheik aufsuchen, wenn er nicht am Kahlenberg verblutet ist, der mir ein Polster gab, und seinen Kaffee mit mir theilte, obgleich ich zu seinem Schaden ausgegangen, und ihm nichts im Leben, als den Salam geboten.“

„Da hab' ich Dich; da sitzt der Pfeil!“ — rief der alte Wirth vorwurfsvoll. — „Drei Teufel hausen in Deiner Brust, wovon Einer genug ist, eine Hölle anzublasen; zuerst der Ehrgeizteufel, der Dich damit ärgert, daß Du nicht hast mit hinein schlagen können, den Großvezier nicht hast abschlachten können, und Dir einen Namen machen vor ganz Europa; daneben sitzt der Hochmuthsapfel, der Dir zuflüstert, Du dürftest keinen Schritt ausgehen nach verdientem Lohn, und Kaisers Majestät müßte sich selbst herab bemühen von der Burg, und Dir ihre Schatzkammer in den Schooß schütten; und dazu kommt noch der dritte, der Liebesteufel, der kleinste, aber stachlichste, der da spricht, es gäbe nur Einen Mann in Oesterreich, dem jedwedes Mägdlein in Deutschland nachlaufen müßte, wenn er pfiffe wie der höllische Rattenfänger.

„Still, Rattenfänger!“ — fuhr Koltschützky drein, und legte dem Freunde die Hand auf den Mund, und seine Wangen waren angebrannt wie rothe Leuchtfeuer. Der Alte aber machte sich los, und sprach hitzig fort:

„Aber ich will sie austreiben, die Teufelchen, wie ein Vater und guter Freund es muß. Den Ersten lassen wir, es ist ein Narrenteufel, und er stirbt von selbst an der dürrenden Zeit. Den Zweiten verrathe ich dem Herrn Feldmarschall, damit Dir werde, was Du verdient, und über den Dritten will ich noch ein Wort mit dem Gevatter Bartputzer reden, und Zapfen und Spundloch! will selbst nochmals alle Liebespein von vorn durchmachen, die mich in sieben und siebenzig Jahren molestirt, wenn mein Wort nicht Bresche schießt in den hochmüthigen Steinbauch des Rothrocks."

Wahrhaft zürnend tollte jetzt der Pole auf. „Nein, nein, nein!" — rief er. — Bei dem Sankt Georg, wer sich in meine Ehrensachen mischt, den könnte ich niederschlagen gleich dem Lindwurme, wäre er auch Bruder oder Vater mir! Gehet hin, gebt meinen Namen nochmals preis, wie ihn der ehrlose Flaschner preis gegeben; aber erwartet nicht, daß Ihr noch einen Zipfel vom Rock des Koltschützky in Euerem Hause findet, wenn Ihr abgewiesen heimkehret."

Der alte Wirth stand verdutzt; da hörte man die klappernden Holzschuhe der Kuchelmagd außen, und das blaurothe Apfelgesicht wurde sichtbar in der Thürspalte und sie stotterte hinein: daß unten im Hause ein langer Haiduck eingetreten, und nach dem Herrn Georg fragen thue, und daß der Herr Georg auf dem Fleck mit spazieren solle zu dem Freiherrn, der das große Haus habe auf dem Minoriten-Platz, dessen Namen sie jedoch vergessen.

Der Greis drehete sich auf der Ferse herum und jubelte, indem er den Freund, der sich grollend niedergesetzt, an beiden Schultern faßte; „Das ist der Freudenbote, von dem ich längst geträumt. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. In die Luft, mein Junge; Zapfen

und Spundloch! ich wette, Du kehrst nicht zurück, so wie Du hinausmarschirt."

„Ich sollte nicht gehen;" sagte Koltschützky verdüstert, aber sanfter: „Was wird der Edelherr wollen? Sie haben ihm sein Söhnchen herübergesendet, und nun drückt ihn die Schuld, und er will mir mein Botenlohn mit einigen kalten Dukaten richtig machen."

Aber Lamprecht hatte ihm schon die rothe Mütze und den Aermelrock herbeigesucht; er selbst zwang wie ein flinker Kammerlakei dem Freunde die Kleider auf, bürstete und zupfte Alles zurecht, und schob ihn fast zum Stübchen und zum Hause hinaus, indem er mit lauter süßen Prophetenworten seinen Gang begleitete, und seinen starren Sinn umzuschmelzen versuchte.

Der lange Haiduck meldete die Ankunft des Fremden im Zimmer, und öffnete ihm hernach dasselbe zum Eintritt. Auf einem Ruhebette befand sich der Freiherr von Kielmannsegge halb sitzend, halb liegend. Medizinflaschen standen auf dem Tisch am Bett, und ein Nachtschirm hielt das Licht der Kerze ab vom Bett, und beschattete einen Mann, der daneben saß. Der Knabe des Freiherrn stand geschmiegt an den Vater. Der Pole grüßte respectvoll, und stellte sich fest in der Mitte zwischen Thür und Tisch, da sprang der Knabe, nachdem er ihn nur einige Augenblicke starr betrachtet hatte, rasch zu ihm heran, umfaßte seinen Schenkel, und rief freudevoll: „Väterchen, das ist der gute Mann, der mich von dem häßlichen Schwarzen wegnahm, der Deinen kleinen Clamor auf dem Arm trug, als er so müde war, und der mich mit süßen Beeren fütterte."

Koltschützky neigte sich zu dem Kinde, legte ihm die Hand auf den lockichten Kopf, und sagte mit Rührung:

„Gott segne Euren Einzug, Junker, und bewahre fernerhin Euer Leben vor ähnlicher Noth.“

„Gott segne seinen Retter, und gib ihm den besten Lohn, den freilich kein König der Erde zu zahlen vermag!“ — begann da der Freiherr. — „Tretet näher, mein wackerer Freund, und erkläret mir das Räthsel, warum Ihr Euch nicht sehen ließet in meinem Hause, dem Ihr das höchste Glück zurückgebracht, und das Euch zu tief verschuldet worden.“

„Edler Herr!“ — antwortete der Pole — „Was der Zufall gethan, durfte ich nicht mir zum Verdienst anrechnen; aber wohl habe ich gedacht an Euch und den lieben Junker, und habe in meiner Einsamkeit mein Theil Freude daran mir selbst genommen.“

„Ich vergaß Dich nicht,“ — erwiederte der Freiherr mit Lebhaftigkeit; — aber ein böses Fieber warf mich auf das Lager; doch in meinem Fiebertraume habe ich gar oft gerufen nach Dir, wie mir meine Leute erzählt, die freilich nicht wußten, wen ich gemeint, und zu wem ich solche Liebesworte geredet.“

Da erhob sich der andere Mann von seinem Sessel und trat in das Kerzenlicht, und Koltschützky erkannte mit Staunen in ihm den Feldmarschall, den Grafen von Starhemberg. „Mehr als der Baron habe ich Dir zu zürnen,“ — sprach er ernst, und mit seinen Feuerblicken den Erschütterten fassend — „denn Du hast mich eine Sünde begehen lassen, die mir sonst nicht eigen; Du bist Schuld, daß ich mich der Vergeßlichkeit und des Undanks anklagen muß, und das thut weh, vor Allem dann, wenn die Haare in Ehre grau geworden, mag mich auch der Sturm der Zeitbegebenheiten, der Drang der Geschäfte in etwas entschuldigen. Es war nicht recht gethan, daß Du Dich nicht meldetest. Und warum ließest Du Dich nicht sehen, warum verbargst Du Dich mir und der kai-

serlichen Majestät, die so gnadenvoll jedes Verdienst zu belohnen bemüht gewesen?“

„Gnaden,“ — antwortete Koltschützky, der seine Besonnenheit, seinen Freimuth völlig wieder gewonnen, — „man sagt, Fürsten säßen an Gottes Statt, ihre Hand reiche weit durch das ganze Land, und träfe gleich mächtig hier, wie an der letzten Gränze; so meinen wir niedern Leute denn auch, der Fürsten Augen müßten reichen weit wie Gottes Sonnenlicht, und das wahre Verdienst könne sich nirgend vor ihren Blicken verborgen halten. Uebrigens that ich, was ich damals gethan, auf Euren Befehl, der Ihr standet an Kaisers Platz, und des Kaisers Befehl zu erfüllen, muß jeder Wiener für eine Ehre halten, und in der Schuldigkeit seinen Dienstlohn abgethan vermeinen.“

„Du sprichst dreist, aber gut; — lächelte der Feldmarschall; — „doch Du bist kein Sohn Oesterreichs, und die Unterthanenpflicht rief Dich nicht zu dem kühnen Wagestück. Dazu waren Deine tapfern Landsleute in unsern Mauern; man hätte Dich Deinem Könige vorstellen können, und der Held Sobiesky würde sich an Dir erfreut haben, und doppelter Preis möchte Dir dann geworden seyn.“

Koltschützky's Gesicht verfinsterte sich. „Herr,“ — sagte er bewegt, — „ich habe kein Vaterland; daß ich's verloren, empfand ich brennend im Herzen, als ich die Kriegsmusik meiner Landsleute in diesen Mauern vernahm, und mich bergen mußte vor den Augen des tapfersten Kriegsfürsten. Ihr sehet mich scharf und staunend an, und fürchtet, vielleicht einen Missethäter vor Euch zu haben? Aber nein, so ist es nicht. Der König und seine Reiter sind fern, und in Eure Brust kann ich sicher niederlegen, wie das Schicksal mich aus der Heimath stieß, und mich in fremdem Lande die Zuflucht su-

chen ließ. Jung schon war ich Soldat; unter jenen Lanzenreitern, die Wien bewunderte, habe auch ich geritten; jene goldene Standarte des weißen Adlers führte auch mich in das Feld. Mein Vater hatte mir die Stelle eines Wachtmeisters gekauft, und die Bahn zu höhern Würden stand mir geöffnet; da mißhandelte mich mein Hauptmann, die Säbel wurden blank, und er fiel von meiner Hand. Es war ein Starostensohn und Polens Kriegsgesetze sind gar scharf. Ich mußte es für hohe Himmelsgnade ansehen, daß ich glücklich davon kam, daß meine Flucht zu dem fernsten Osten gelang, und ich hier im Kaiserlande zuletzt eine friedliche Ruhrstatt finden durfte."

„Den Soldaten hatte ich längst in Dir erkannt;" — entgegnete der Graf lebhafter, indem er näher trat, und dem sichtlich Bewegten die Hand auf die Schulter legte; — „vielleicht wäre Dir ein Platz in der Armee lieb gewesen, aber gestern hörte ich, daß Deine Hand unbrauchbar geworden im Kampfe für unsere Stadt. Wir mußten darum auf etwas Anderes denken für Dich, Du starrköpfiger Gläubiger. So darf ich Dir denn zuerst verkünden, daß des Kaisers Majestät Dir erlaubt, ein Gnadengeschenk zu erbitten, wie Du es für Deine Zukunft am nützlichsten erachtest, und für's Zweite darf ich für mich hinzufügen, daß auf mein Ansuchen der innere Stadtrath Dir das Bürgerrecht der Stadt Wien zu ertheilen bereit ist, und daß Du morgen auf dem Stadthause erscheinen magst, die Urkunde in Empfang zu nehmen."

„Ja, mein lieber Freund," — setzte rasch der Freiherr hinzu, als der Pole verstummt und fast bestürzt dastand, — „zehn tüchtige Bürgerleute haben für Dich Zeugniß abgelegt, und freuet Dich der neue Stand, der Dir dein Vaterland wiedergibt, so suche Dir in der be-

sten Straße Wiens das beste Haus, welches käuflich ist; mein Hofmeister soll es erstehen und zahlen für Dich, und Du wirst mir die Freude gönnen, die innere Einrichtung zu besorgen nach Deinem Gefallen. Die Dankbarkeit, die ich und dieser Kleine Dir schulden, der sein Auge nicht von Dir läßt, und dem Du ein Engel geworden für Leib und Seele, drückt schwer, und Du bist zu brav, uns nicht einen kleinen Theil derselben abnehmen zu wollen. Nicht wahr, Du verschmähest nicht, was mein kleiner Clamor Dir bringt als eine Aussteuer für Dein neues Leben?“

„Liebe Herren,“ — antwortete Koltschützky mit unsicherer Stimme und bebenden Händen, — „der Himmelssegen strömt herab auf mein Haupt, wie damals der Platzregen in der türkischen Schreckensnacht, und verwirrt mir die Sinne, und betäubt mein Gemüth wie damals. O mein Junker, wer weiß, welcher von uns Beiden des Andern bester Engel geworden! Nehmt indeß dieß nasse Auge für Dank, und vergebt, was mein Starrsinn vielleicht gegen Euch heimlich verschuldet. Aber, da es doch nun einmal heute für mich der Tag der überschwenglichen Weihnachtsgabe geworden,“ — setzte er heiterer und fast launig hinzu — „so erlaubt, damit das Maaß übervoll werde, daß auch ich ohne Bedenken und auf der Stelle die Gnade in Anspruch nehme, die des Kaisers Majestät mir so huldreich geöffnet.“

„Rede, fordere!“ — sprach der Feldmarschall neugierig. — „Ich bin begierig zu wissen, wie ein Mann von Deinem Charakter eine so seltene Gunst benutzen mag.“

„Gnaden, die Schankwirthschaft in der Vorstadt hat mich zwei Jahre lang rechtlich ernährt,“ — entgegnete der Pole — „und den Freund, der uns in der Noth die Hand geboten, soll man im Glück nicht von sich stoßen.

Nun hat der Haß und Neid meine damalige Wirthschaft eine Bettlerherberge gescholten, weil ich den Fußgänger nicht von meiner Thür stieß nach unchristlicher Weise der Großstädter, da ich selst erfahren, daß auch ganz ehrliche Leute mit der angebornen Equipage reisen, und wie wohlthätig ein gewärmtes Bett solchen Wandersleuten thut nach saurem Tagesmarsche. Möchte ich nun aber ein Schankwirth bleiben, so möchte ich zugleich den neuen Mitbürgern zeigen, daß ich meine Sache im Großen verstehe, möchte überdieß noch etwas Besonderes schaffen, das dem Wiener neu und niegesehen wäre, und mir sofort gute Kundleute lockte. Was meinet Ihr, Gnaden? Sollte nicht ein türkisches Kaffeehaus, so nett und einladend, wie sich nur eines in Istambul findet, die Kaiserstadt zieren, der es mangelt, und dem hohen Adel und der Bürgerschaft angenehm seyn? Wirkt mir ganz in's Geheim die kaiserliche Erlaubniß aus dazu, und wollet Ihr dem Unverschämten gänzlich Genüge leisten, so gebt mir ein Paar Fuder Moccabohnen oben drein, ich weiß, es ist ein ganz Magazin davon aus dem Lager hereingebracht; dann will ich dem Wiener lehren, wie er sich den edelsten Trank des Orients bereiten muß. Es steht ein edles arabisches Mutterpferd in meinem Stalle, mein Beutepferd: der polnische Wachtmeister hätte es um keinen Preis herausgegeben, aber dem Kaffeeschenken ist es unnütz, nnd zu köstlich für ihn; die gnädige Frau Kaiserin hat kein besseres Thier im Marstall; will man das silbergraue Pferdchen gnädigst annehmen zum Tausch, geschieht mir Ehre und Freude dadurch."

»Wahrlich, Du brandschatzest Deinen Kaiser nicht,« — sagte lächelnd der Graf — »und deine bescheidenen Wünsche sollen darum sämmtlich gekrönt werden. Ist Dein Roß Dir feil, so zahle ich Dir den Preis, und Du sollst Deine Kaiserin darauf reiten sehen. Aber mache

Dich bereit, der Majestät vorgeführt zu werden, denn das hohe Paar wird sich das Vergnügen nicht versagen, den Luftritter über die Pulvermine und den bescheidenen Bittsteller von Angesicht kennen zu lernen.«

»Und baue und wirthschafte nur schnell und tüchtig;« — setzte der Freiherr hinzu; — »spare nichts an türkischen Teppichen, weichen Polstern und kostbarem Geschirr; je tiefer Du in meinen Beutel greifst, je lieber wird mir's seyn, und bin ich völlig genesen, soll mein erster Weg mich mit meinem Clamor an der Hand zu Dir bringen, und Du sollst uns die duftige Schale kredenzen.«

»Gott ist groß;« — sagte andächtig und mit gehobenem Blick der beglückte Pole; — »und er schuf den Menschen sich zum Ebenbilde! O Ihr edlen Heeren, die Ihr zu scherzen scheint über die Gaben, die Ihr gespendet, Ihr wißt wahrlich nicht, was für mich darin verborgen gleich einem vergrabenen Zauberschatze, der köstlicher als die Schatzkammern aller Könige der Welt, und theurer als der florentinische Diamant auf der Burg ist. Aber Ihr werdet es erfahren mit Gott, und werdet es erfahren mit Gott, und werdet es erkennen, daß Ihr einen Glücklichen gemacht, und das Bewußtseyn soll ja das größte Glück bringen für ein edel Herz, und soll den besten Dank gewinnen; möge es denn zahlen für mich, dem selbst das Wort fehlt, die ewige Dankbarkeit aus dem Innern Euch an's Licht zu legen.«

An einem Sonntagsmorgen, geraume Zeit nachher, benutzte der Feldscherer und Stadtbader, Herr Flaschner, die Muße zwischen Kirchgang und Mittagsmahl, in seinem Cabinet Goldstücke zu zählen, und Silbergeld zu sortiren und einzurollen. Nachdem der Friede und die bürgerliche Ruhe wiederum walteten in der Kaiserstadt,

hatten sich auch nach und nach dankbare Zahler eingestellt, welche die Sorge für ihren Leib, die der alte Aeskulap ihnen in der Zeit des Schreckens angedeihen lassen, jetzt, da die Sicherheit des Eigenthums zurückgekehrt, mit klingender Belohnung vergalten. Der alte Herr war recht innerlich vergnügt bei dem angenehmen Geschäft geworden, und drehete sich, wenn auch gestört und verwundert, doch nicht mürrisch auf seinem Rollstuhle herum, als er Mannsschritte im Wohnzimmer hörte, und ein Fremder dreist in das Thürlein seines Geheimgemachs einzutreten sich unterfing.

»Schau einmal,« — rief er — »Gevatter Lamprecht! Ey, ey, ein seltener Besuch, lange nicht bei mir gewesen, halt still! Und dazu im schwarzen Festkleide und herausgeputzt, als gäbe es bei dem alten Wittmann nochmals ein Töchterlein über das Taufbecken zu halten.«

»Fröhlichen Sinnes, guter Laune? Desto besser!« — entgegnete der Schankwirth, indem er ohne Umstände den nächsten Stuhl nahm. — »Treibt Ihr doch da eine Arbeit, die Jedermann auf Erden gern thut. Zapfen und Spundloch! Ihr seyd ein Mann, der immer schwerer wiegt, und rathe ich so gut wie ehemals, so zählt Ihr die Mitgift ab für Eines Eurer netten Mädels oder wohl gar für zwei.«

»Immer noch der alte Fuchs!« — lächelte Flaschner, die Hände behaglich reibend. — »Weiß schon, warum Ihr kommt, halt still!« Habt vernommen von der Anwerbung des Junkers von Hallwill um mein Nannerl, und bringt als alter Freund die Gratulation. Hättet nicht nöthig gehabt, darum den Staat anzuthun; kennt ja den alten Flaschner, kein Hochmuth in ihm, keine Zeremonieen bei ihm, Hausmannskost für Tisch und Herz, halt still!«

»Der Hallwill und Euer Nannerl?« — fragte der Wirth stutzend. »Vater Flaschner, seht Euch vor, die Wiener Hofherren legen gar gern ein Satansey in ein bürgerlich Nestlein.«

»Purer Ernst, pure Ehrbarkeit;« — antwortete der Chirurg. — »Der Herr Graf, der alte nämlich, des kaiserlichen Kammerherrn und Geheimenraths Excellenza, sind selig entschlafen. Machten die ganze Schule des Hydropes durch, vom Oedema zur Ascites, von da zum Anasarca, pitsch ging das Lebenslicht im Wasser aus, halt still! Hat sich lang genug gequält, der alte, gute Edelherr. Der Junker thun nun, was er längst im Sinne gehegt, und setzt mein frisches Röschen in sein Wappen; freilich eine Ehre, die nicht jedem Wiener-Altbürger zu Theil wird.«

»Was kümmert's Andere,« — erwiederte Lamprecht; — »Ihr seyd der Vater, und ein halbwege vernünftiger Mann. Und fast freuet mich die Geschichte, denn Ihr schauet mich in einer ähnlichen Angelegenheit vor Euch, von der ich hoffe, daß sie Euch eben so lieblich klingen möge.«

Herr Flaschner rückte ungeduldig auf seinem Stuhle, und riß die Augen weit auf, daß die breiten, grauen Braunen sich hoch in die runzlichte Stirn hinaufzogen.

»Als ein Werbemann komme ich,« — fuhr Lamprecht ruhig fort, — »und zwar gilt mein Anliegen meinem frommen Pathchen, der stillen Pold'l, die längst wie ein reifer Apfel am Baum die jungen heirathslustigen Wiener ergötzte, und die den besten Mann verdient, weil sie in Zucht und Sittsamkeit allen Jungfrauen voranging.«

»Halt still! halt still!« — murrte der Hausherr, wagte aber aus Wißbegier den Sprecher nicht zu unterbrechen.

»Als ein Bevollmächtigter sitze ich also hier,« — sprach der Wirth weiter — »um nach Gebühr und Sitte ehrerbietigst von Euch das liebe Kind zu begehren für einen Ehrenmann, der sie zu seiner Hausfrau erkiesen möchte, je bälder, je besser, weil eine solche ihm gebricht in seinem weitläufigen, neuen Geschäft, dem ohne solchen Beistand das Beste ermangelt.«

»Viel Ehre, Viel Ehre!« — stieß Flaschner hervor. — »Aber der Name, der Name! Eure Worte fließen so langsam, wie das Blut aus der Ader eines Erhängten.«

»Es ist ein junger Bürger unserer Stadt,« — Lamprecht erhob seine Stimme laut und schallend bei diesen Worten; — »es ist ein Mann, geehrt bei Vornehm und Gering; er trägt sein Goldkettlein am Halse, und schöner noch manche Wundnarbe, die er für uns empfangen; auch fehlt ihm nicht das Säcklein mit Adlerducaten. Am Stephans-Freithof hat er sein neues Kaffeehaus zur blauen Flasche, seit gestern eröffnet, und seine stattlichen Schankzimmer sind gefüllt mit Gästen, Rittern und Bürgersleuten, mit zahlenden Kundeu jedes Standes, und kein Altbürger Wiens würde ihm seine Tochter versagen, denn sie könnte niemalen in eine treuere redlichere Hand gerathen.«

Der alte Flaschner sprang hoch auf, und schlug hastig die Klappe seines Schreibepults ins Schloß, daß die Geldhaufen innen klingend durch einander flogen.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 23tes Stück.

Die Bürger zu Wien.

(Schluß.)

»Dacht' ich's doch,« — rief er wild — »daß eine Eule gesessen hätte hinter der Saalbaderei. Der Koltschützky ist es, nicht wahr, des Herrn Gevatters Schooßkind? Halt still! Der vertrackte Pole, den ganz Wien Bruderherz titulirt, würde sich trefflich schicken zum Schwager eines Grafensohnes. Nichts da! Mag immer seinen heidnischen Trank brauen, womit er schwache Mägen und hysterische Dämchen curiren will. Niemand von meiner Familie hat Begehr, davon zu kosten, und sich Schwindel und Apoplexie zu holen. Mag sich wo anders eine Schankwirthin suchen, eine Heidin oder Türkin; halt still! Bei mir ist keine Köchin für seinen Hexenbrau zu finden. Punktum!«

»Gevatter, Gevatter, denkt an Euer Wort!« — warnte Lamprecht. „Halb Wien hat's gehört, ganz Wien würde Euch einen unredlichen Mann schimpfen. Was der brave Georg nie zu hoffen wagte, ist gekommen; was Ihr damals von Eurem Tochtermann gefordert, hat Gottes wunderbare Gnade ihm geschenkt. Wollet Ihr Euch aufstellen gegen Gottes Schickung? Und denkt

Ihr denn so gar nicht an mein gutes Pathchen, das mit treuer Seele an dem Georg hängt, und deren schweren, nagenden Seelengram der Himmel auf Euer Kerbholz schreibt.« —

»Mag sich grämen, mag vergehen an Atrophie und Herzspann, die ungehorsame Närrin;« — tobte Flaschner. „Andere Symptomata, andere Heilmittel; Halt still! Was heute gut, morgen schlecht! Schriftlich hat Niemand etwas von mir, und was im Zorn gesprochen und im Glauben der Unmöglichkeit, gilt wie der Schnickschnack, den ein Trunkenbold in Eurer Boutike geführt.«

Der alte Lamprecht betrachtete eine Weile den aufgeregten, in dem Kabinet herumtrippelnden Menschen mit Blicken, in welchen sich zuerst Mitleid, dann Widerwille, zuletzt sogar ein Anflug von Verachtung und Feindseligkeit aussprach. Langsam sagte er dann, indem er den Kopf schüttelte: »Es geht mit dem Menschen gerade wie mit dem Weine. Ist der von gutem Gewächs, und liegt er allein für sich im reinen Gefäß, so wird er edler mit jedem Jahre, nimmt an Geist und Feuer zu, was er vielleicht an jugendlichem Wohlgeschmack einbüßt, und kann zum Präsentwein werden, der nur auf fürstliche Tafeln gesetzt wird. Kommt dagegen ein Giftmischer darüber, der die gute Natur verbessern möchte, und dem edlen Safte die schlechte Compagnie von Schwefel, Spiritus und Blei zulegt, da schmeckt der Trank gut auf der Zunge, aber Magen und Hirn fühlt seine Tücke, und wer dreimal sein Seidel davon geleert, schickt das vierte beiseit. Ihr waret ein ganz guter Geselle, Flaschner! damals, als Eure Muhme Euch das schöne Geld vermachte, mit dem Ihr diese Badstube erstanden. Eure Kunst hat tausendfache Erndte getragen, wohl bekomm's Euch! aber für Eure alten Freunde seyd Ihr ungenießbar geworden, und, Zapfen und Spundloch! das ärgert mich

um Euret= und unserswillen mehr, als hätte man mir Melnicker statt Ofner in meinen Keller geschwärzt. Jeder ist seines Glückes Schmid, und wir sind über die Jahre der Vormundschaft weit hinaus. Freilich glaubte ich bislang, das Wort eines Wiener=Altbürgers müsse gelten im ganzen deutschen Reiche wie Kaiserspruch, und bedürfe keines Wachssiegels und zu seiner vollen Bekräftigung keiner Schnirkelschrift. Bei den großen Herren mag das anders gelten, und Ihr habt viel verkehrt mit solchen, habt Prinzessinen die Hühneraugen geschnitten, und Prälaten den Bauch ausgefegt, habt Euch einen gräflichen Schwiegersohn erkohren, und Euer Umgang hat sich sogar bis zu türkischen Hoheiten hinauf verstiegen. Der Bauer, der zum Ritter geworden, legt die Hand nicht mehr an die Pflugschaar; wer mit einem Oda=Baschi Arm in Arm spaziert, macht sich nicht mehr gemein mit einem Gevattersmanne, der den Gästen ihr Maaß zumißt.«

»Halt still!« — schrie Flaschner plötzlich, und seine Füße standen wie eingewurzelt in der Mitte des Gemachs, und sein dunkeles Gesicht war wachsbleich geworden, als hätte er ein Gespenst erblickt. »Welches Eselohr schaut aus dem Schnickschnack?« — stotterte er halblaut und langsamer.

»Freilich ist es wunderbar zu glauben;« — fuhr der Schankwirth fort — »wie ein Wiener=Altbürger so allen Patriotismus und seinen eigenen Hals sollte vergessen haben in Mitten der allgemeinen Noth, daß er einem Erzfeinde der Stadt zur Freiheit geholfen, ja sogar seine Rechtlichkeit sollte um elende Demanten verschachert haben. Käme das Gespräch davon unter die Fischer, die Fuhrleute und die Vorstädter, bezahlte ich für seine Haut und seine Gliedmaßen nicht einmal den Werth eines Pergamentblattes oder einer magern Hammelkeule.«

»Schnickschnack! Dummes Zeug! Was geht's mich an!« — schrie der Feldscherer, im Versuch, sich durch die eigene, wohltönende Stimme zu ermuthigen.

»Wer den Warner nicht hört, darf sich nicht beklagen, kommt der Schaden;« — erwiederte Lamprecht mit eisiger Kälte, die den Zuhörer sichtlich schüttelte. »Man spricht, der Oda=Baschi, den Ihr in die Todtenkammer bringen ließet, habe schon vor dem jüngsten Tage seine Auferstehung gefeiert, und sey in Eurem eigenen Roquelor, mit Eurem Geleite und als Euer Famulus um Mitternacht zum Schottenthor hinausspaziert. Ich bekam ein Grauen vor Euch, als ich's vernahm, denn des Schwarzkünstlers Faust Courage und Höllenmantel muß auf Euch vererbt worden seyn, daß Ihr den Wiener Hoheiten solch' einen Possen zu spielen wagtet. Käme es vor den Starhemberg oder gar an die Majestät auf der Burg, möchtet Ihr den Wienern ein jämmerlich Spektakel geben; wurde doch unter dem Ferdinand schon einmal ein Flaschner, der ein so guter Bürger war als Ihr, und weit weniger gesündigt hatte, höher befördert, als er wünschen konnte.« —

»Beweise!« — stammelte der bleiche Hausherr verwirrt. »Ihr müßt mir vor Gericht, halt still! Wer kann mich so schwer beschuldigen? Wer hat spionirt an meiner Thürschwelle?« —

»Haltet Euch ruhig, und thut vernünftig, was ich Euch rathe,« — sagte Lamprecht; — »Zapfen und Spundloch! es sollte mir doch leid thun, meinen Schulkameraden und Gevatter im Scharlachrock an dem häßlichen Dreibein baumeln zu sehen.« — Der Feldscherer zuckte zusammen, und griff nach seiner Kehle. — »Ich meine es redlich mit Euch, darum sollt Ihr reinen Wein haben. Sehet, der dumme aber ehrliche Daniel schleicht sich denn zuweilen des Abends in mein Hinterstübchen, und wenn

er dasitzt, und mit weiten Nasenlöchern den Bratenduft aus der nahen Küche einzieht, so dauert mich der alte Bursch, der so lange bei Euch ausgehalten, obgleich er zum Gerippe geworden, weil Ihr ihn nicht satt füttert, und auf die Finger klopft, hat er einmal einmal einem Bauermann auf eigene Rechnung den Bart geschunden. Ich habe ihm denn zuweilen einen Rest von einer Kalbskeule und eine Halbe Nußdorfer vorgesetzt. Wer immer Entenwein trinkt, den macht ein Fingerhut Spiritus redselig, und da hat er denn in aller Unschuld erzählt, daß der Oda=Baschi, den er mit auf's Stroh getragen, ein gar kurioser Todter gewesen, daß ihm das Herz noch gar lebendig geklopft, und ihm die Finger gar merklich gezuckt. Er sey darum wiederum zum Leichenhaus gegangen, um seine Beobachtungen als ein guter Medicus zu machen, aber da habe er gefunden, daß sein gelehrter Principal schon sein Meisterstück gemacht, habe gesehen und gehört, daß der Türke lebendig geworden, einen saubern Handel mit Euch geschlossen, und so weiter, — was hernach geschehen.« —

»Arsenik in seinen Hals, ein Scheermesser durch seine Kehle!« — kreischte Flaschner. »Der Judas! Der Spion! Der dürre Maniacus! — Ich bin ein verlorener Mensch; — wo ist die Lanzette, daß ich mir selbst Blut lasse, ehe es Andere thun.« —

»Ruhig, Gevatter!« — entgegnete der Wirth. »Habe ich den Schaden aufgedeckt, will ich auch einmal den Medicus spielen. Freilich saß der Koltschützky dabei, und hörte die saubere Geschichte mit an, und das ist sehr bös, da Ihr dem guten Burschen nun einmal so spinnefeind geworden, und Haß den Haß erzeugt, wie der Sumpf den faulen Nebel. Dem armen Daniel habe ich seinen Judasschnack tüchtig verwiesen, und er hat Schweigen gelobt, und schweigt sicherlich, wenn Ihr ihm künftig den

Magen vollstopft, von Eurem Tischwein sein schwaches Gemüth erstärkt, und ihm ein Kapitälchen aussetzt für's Alter. Für mich dürft Ihr nicht sorgen, denn geschehen ist die Sünde nun einmal, und ich will Niemanden verderben. Der Georg ist das einzige Obstakel; ein Schwiegersohn würde freilich den Großvater seiner Kinder nicht an den Galgen spediren; aber Ihr könnet und wollet nun einmal mit Eurer Pold'l höher hinaus.«

»Soll sie haben, — haben!« — stammelte der Schweißbedeckte, indem er Lamprechts Hände faßte, und krampfhaft quetschte. »Macht, was Ihr wollt! Verfreiet meine Kinder, greift in meinen Geldkasten, halt still! Aber ruft mein Kind; laßt Wein bringen für Euch, mir frisches Wasser, ein ganzes Maaß; ich habe Feuer im Hirn, Eis im Leibe, und mich rührt der Schlag, wird mir nicht geholfen.« —

Der alte Wirth ging zur Thür und befahl, was der Hausherr gewünscht, dann trat er zum Fenster, und winkte mit seinem Sacktuch hinaus. »Flaschner,« — sagte er dann — »alter Andreas, Ihr dauert mich. Es hat mir wahrlich heiße Mühe gekostet, Euch auf den rechten Weg zu bringen, zu dem die Natur, die Ihr studirt habt mehr als Andere, Euch hätte leiten müssen. Lasset das eine Radikal-Kur seyn, wie Ihr's nennt; — irdische Schätze ohne ein reines Gewissen sind Teufels-Geschenke, und werden Sand und Asche gerade dann, wenn man damit sich das beste Glück kaufen möchte.« —

Leopolde trat jetzt ein mit Flasche und Glas, und sah schweigend, aber verwundert auf den Vater, der im Lehnsessel keuchte, und auf den alten Freund, der sie lächelnd begrüßte, und ihr unter das runde Kinn griff. Aber ihr Staunen wurde Erschrecken, als jetzt ihr Georg im nettesten Bürgerputz sich in der Thür zeigte, zögernd stand: und ein »Darf ich näher?« — flüsterte.

„Darfst, ehrlicher Junge!“ — rief fröhlich der Wirth. „Der Vater hat mich zu seinem Generalwachtmeister-Lieutenant gemacht, und ich gebe Dir das Mädchen, das Du verdienst, und die Dein werth ist. Frisch in die Arme! Herzet Euch, küßt Euch, habt ja lange genug schmachten müssen. Und eine Hochzeit will ich Euch ausrichten, Zapfen und Spundloch! Ganz Wien soll die Braten schmecken bis über Sanct Tiepold hinaus.“ —

„Herr Flaschner, Vater, Bruderherz! Ihr öffnet einem ehrlichen Menschen den Himmel, und ein treuer Sohn wird's Euch danken, und Gottes Lohn wird Euch segnen bis in Methusalems Jahre hinauß!“ — sagte Koltschützky wie außer sich vor Entsetzen, und haschte nach den Händen des Feldscherers, die dieser abwehrend hoch über seinen Kopf streckte.

„Erlaubt Ihr denn wirklich, Vater?“ — fragte dagegen scheu und ungläubig die Jungfrau. Flaschner sprang unwillig auf, stampfte mit dem Fuße, nahm jedoch Beider Arme, und riß sie gewaltsam gegen einander.

„In des — in Gottes Namen!“ — rief er wild. „Weil es denn so seyn muß, und der Satanas mich — halt still!“ —

Die Liebenden flogen zusammen, überhörten den seltsamen väterlichen Segensspruch, und hielten sich innig umfaßt, und bebten Beide in unerschütternder Ueberraschung. Hinter ihnen ward jedoch eine feindselige Stimme wach, und Ferdinande stand unvermuthet zwischen der Gesellschaft mit hochglühendem Angesicht.

„Seyd Ihr trunken, Vater Flaschner! daß Ihr Schande zugebt?“ — keifte sie. „Ist Euer Gedächtniß verloschen, daß Ihr Eure Ehre und die meinige, und all' Euer Versprechen also vergessen könnet?“ —

Der Vater zog die Erhitzte schnell in einen Winkel des Zimmers, und stürmte mit besänftigenden Worten

auf sie ein. Es sey nicht anders; Noth kenne kein Gebot, sprach er mit Hast halblaut zu ihr; es sey das Beste für sie selbst, man würde die Jammerprinzessin los; Umgang zu pflegen mit der Kaffeeschenkin hätte man ja nicht nöthig; seine Badstube sey ja so gut wie verkauft an den jungen Trübler; er werde sich einen Palast bauen in der neuen Vorstadt dicht neben des Kaisers neuer Favorita, wie keiner in Wien, und eiuen Heyducken halten, welcher Niemanden von der Polenfamilie über die Schwelle ließe.

„Nichts davon!“ — rief Ferdinande laut, den Vater zur Seite schiebend; die älteste Tochter vom Hause hat mit mir zu reden, und haben sie dem Vater den Kopf verrückt, so steht meiner fest, und ich dulde den Schimpf nicht, und will keine solche Verwandtschaft von polnischen Juden und unsaubern Schafpelzen. Endet Ihr nicht Augenblicks den Scandal, Vater! so schicke ich nach meinem gräflichen Bräutigam, und der wird mit seiner hohen Vetterschaft schon die tüchtigsten Mittel finden, solchem bettelhaften Hausfriedenstörer sein Handwerk zu legen.“ —

Ein lauter, lärmender Tumult auf der Gasse aussen unterbrach ihre Zornrede; „das ist Feuerlärm oder Rebellion!“ — rief der erschrockene Lamprecht, und Alle, mit Ausnahme der grimmerfüllten Ferdinande, traten gegen die Fenster, und beachteten einen Volkssturm gegen ein großes Haus am Ende der Gasse; — da polterte es hinter ihnen, und der hereintaumelnde, dürre Daniel zog ihre Augen auf sich, deßen Füße so unsicher auftraten, als säße das Zipperlein in ihnen, dessen Angesicht vor Entsetzen lang und schmal geworden wie eine Wassermelone, und der sich mit den dürren Händen an den Thürpfosten festhielt, um anständig vor der Herrschaft erscheinen zu können.

„Herr Prinzipal!“ — rief seine Krähenstimme stoßweise, weil ihm der Athem nicht gehorchte — „Herr Prinzipal, sie haben ihn gebracht. Um Jesu willen, Schnepper und rothe Binde! Der Leichnam ist ausgegraben am Niederberg; und das Volk will ihn steinigen; die Hunde kratzten ihn heraus; er ging aber husch zum Thor hinaus.“ —

Der alte Flaschner fuhr ingrimmig auf den verwirrten Gesellen los, faßte ihn am Ohrzipfel, und zerrte ihn vollends in's Zimmer herein. „Was schnackt der Spion?“ — schalt er giftig. „An welchem Schlüsselloch hat er wieder das Eselsohr gehabt? Wie viel Seidl fremden Weines haben ihm wieder das Eselsgehirn in Unordnung gebracht? Was für ein Leichnam huschte zum Thor hinaus?“ —

„Nüchtern, Prinzipal, nüchtern wie eine frische Nuß, auf Ehre!“ — stotterte der Erschreckte. „Aber der Todte ist todt, auf der Jagd erschlagen und eingescharrt. Der Plebs will den Mörder zerreißen und Feuer werfen in sein Haus, und der Vetter hat geschworen, er wollte ihm nachreiten bis an das Ende der Welt. Aber der portugiesische Herr hat Wind gehabt, und ist pfeifen gegangen zum Thor hinaus. O Jesu mein! welch' ein Jammerbild; denn der Todte ist todt, Prinzipal, und war so ein lieber junger Herr, und hat mir manchen blanken Zwanziger in die Hand gedrückt, und ich wäre in's Wasser gegangen für das feine Junkerlein, und habe ihm oft gesagt: Gnaden sind gar zu großmüthig, aber Gott wird segnen, was Sie an einem armen Hungerleider thun, segnen au dem ganzen, großen Hause der gnädigen Herrn von Hallwill.“

„Halt still!“ — schrie Flaschner, und Alle riefen mit Entsetzen den Namen Hallwill nach, und verstummten dann plötzlich in Grabesstille; aber hinter ihnen tön-

te ein gellender Wehschrei, und als sie sich dreheten, lag die blonde Ferdinande sinnlos am Boden, und wälzte sich in schrecklichen Krämpfen.

„Die arme Schwester! O wie jammert sie mich!“ — seufzte Leopoldine zu ihrem Geliebten auf, die Sinnlose schmerzbewegt im Arme haltend, nachdem diese von den Männern in den Lehnsessel gehoben worden, und der Vater nebst dem Daniel nach Medicamenten suchten.

„Der Herrgott wandelt sichtlich auf Erden nach wie vor; aber die Blinden sehen ihn nicht, und die Leichtfertigen glauben ihn schlafend;“ — sagte Georg mit ernster Andacht; er trifft die Uebermüthigen mit schwerer Hand auf dem Stuhle ihres Stolzes, und ist gnädig denen, welche kindlich auf ihn harren. Möge seine Barmherzigkeit neben ihr seyn in ihrer schweren Buße.“ —

„Amen!“ — sprach der greise, tief erschütterte Lamprecht.

Die Feuersnoth.

Nach der Schlacht bei Gnadenbusch, zwischen Pommern und Mecklenburg, — so erzählt der Berichterstatter an einen Freund, — wo die Schweden den völligen Sieg über die Dänen und Sachsen davon trugen, drangen die Schweden ungehindert in's Holstein'sche ein. Man fürchtete sich überall, doch am meisten in Altona, wo man in den drei bis vier ersten Tagen des Jahres 1713 die meisten Häuser so geleert hatte, daß nicht das Geringste übrig blieb. Endlich machten sich auch selbst die Leute davon, daß es schien, als ob ganz Altona ausgestorben wäre.

Obgleich nun Viele muthmaßten, daß dieses Flüchten nichts Gutes machen werde, und daß die Schweden

nur um so gewisser die Stadt anzünden würden, so half doch keine Warnung, daß nicht beinahe Alles geflohen wäre.

In der Sonntagsnacht nach dem neuen Jahre rückten die Schweden, ungefähr 1500 Mann stark, unter dem Kommando des Grafen Steinbock und Obersten Passewitz in die Stadt ein. Gleich unter ihrem Einmarsche ging von ungefähr aus Verwahrlosung ein Haus in Brand auf, dabei die Schweden noch löschen halfen, und überhaupt am Sonntag ziemlich freundlich mit den Leuten umgingen. Als sie aber die vielen leeren Häuser gewahr wurden, auch für Geld weder Tabak noch Bier oder Brod erhalten konnten, fingen sie an, zu fluchen.

Graf Steinbock forderte anfangs 50,000 Thaler Brandschatzung; die Deputirten wollen 40,000 Thaler geben. Als er es aber nicht einging, baten sie um einige Stunden Bedenkzeit, nach welchen sie wiederkamen, und die verlangte Summe bewilligten. Nun aber wollte er es nicht mehr annehmen, sondern sagte, alles Flehens und Fußfallens frei heraus: Altona solle und müsse brennen! Zu diesem harten Befehl hatte ihn theils der General Walling aufgereizt, welcher über den König in Dänemark wegen Einäscherung der Stadt Stade sehr erbittert worden; auf der andern Seite war das unkluge Betragen des dänischen Präsidenten selbst Schuld daran, welcher sagte: er habe von seinem Könige keine Vollmacht, Brandschatzung zu geben. Darauf antwortete Graf Steinbock: so sollen sie gegen Nacht erfahren, was er für Ordre hätte. Nun ward Altona am Montage Nachts an allen Orten angesteckt, und innerhalb zwölf Stunden lagen drei bis vier tausend Häuser in der Asche.

Bei allem Flüchten anderer Menschen blieb ich mit den Meinigen ganz ruhig und still sitzen, und wagte es im frommen Vertrauen auf Gott und seinen Schutz hin, daß, wenn es ja auf eine Plünderung losgehen sollte, uns nicht mehr geschehen könnte, als was uns nützlich wäre. Wir schliefen also auch dieselbe Nacht ohne alle Sorgen bis nach zwölf Uhr, als ein Freund von uns mit Frau und Kindern kam, stürmend an unsere Fenster klopfte, und ängstlich schrie, ihm aufzumachen, denn ganz Altona stehe in Feuer. Wir standen sogleich auf, sahen diesen traurigen Feuerauftritt mit Entsetzen an, gingen mit diesem lieben Freunde nach seinem Hause, und halfen ihm seine Sachen herbeischaffen.

Inzwischen kamen noch einige christliche Personen mit dem Wenigen, was sie von dem Ihrigen aus dem Feuer gerettet hatten, zu uns gelaufen. Wir vereinigten uns im Gebete zu Gott, und da wir sahen, daß auch schon um uns herum die nächsten Häuser in vollen Flammen standen, hielten wir noch inbrünstiger an, und empfahlen uns in den Schutz des allmächtigen Gottes. Indessen machten wir uns fertig, im Falle, daß sie ansteckten, mit den Kindern davon zu gehen; doch blieb mein schwaches Vertrauen noch fest.

Als nun die Brenner endlich ankamen, und Alles voll Angst und Schrecken ward, ging ich ihnen mit Freundlichkeit entgegen, und sie hörten willig auf meine Rede; ja einer der Soldaten warf die Pechfackel aus der Hand, so weit er konnte, und als eine Magd Bettzeug von oben hinauswarf, redeten sie zu, daß man nur Alles darin lassen solle, sie würden unser Haus nicht anrühren. Sie sollten wohl ein Trinkgeld haben, sagten sie; aber sie begehrten nichts von uns. Ich möchte nur mit ihrem Kapitain reden, der vor der Pforte hielte, damit sie keine Verantwortung bekämen, denn sie hätten Befehl, Alles

anzustecken. Ja sie gingen selbst mit mir, und zeigten mir den Kapitain, dessen Herz auch sogleich gerührt ward, daß er der Soldaten Verschonen billigte. Wir fielen hierauf sämmtlich auf unsere Kniee, und zerflossen fast vor Thränen des Danks gegen unsern ewigen Erretter. Es kameu darauf noch Einige, die auch sogleich wieder weggingen.

Aber noch wollte der Herr durch eine dritte Probe, welche die heftigste und empfindlichste war, unser Vertrauen prüfen. Kaum eine Stunde hernach kamen Leute von einer andern Kompagnie, drangeu mit Feuer und bloßem Degen in's Haus, und es schien keine Vorstellung helfen zu wollen. Die Lust zu plündern, die besonders Einer deutlich an den Tag legte, war zu heftig in ihnen. Dennoch aber blieb eben derselbe mit seinen Kameraden ganz bestürzt stehen, und hatte nichts angerührt. Sie bezeugten, daß sie Befehl hätten, anzustecken, und wenn ich nicht von ihrem Kapitain Gegenbefehl auswirkte, so könnten sie nicht helfen; zeigten mir auch, wo er zu Pferde halte, welches hinter einem großen Feuer war. Der Rauch war schon wie dicke Finsterniß um uns herum. Ich stieg über zwei Balken, sah aber noch keinen Kapitain. Ich fragte einige Soldaten nach ihm, die wiesen mich hinter das Feuer. Nun war hier fast unmöglich durchzukommen; aber die Noth lehrte mich, Alles auf Gott hin zu wagen. Ich lief durch's Feuer, wo auf beiden Seiten brennende Balken herunterfielen, zwischen welchen ich unversehrt hindurchkam, und auch den Kapitain antraf, dem ich freundlich vorstellte, daß wir Fremdlinge allhier wären, und mit Niemandem etwas zu thun hätten. Die Antwort war hart: Es könne Niemand wissen, wer wir wären, sagte er, und weil das Haus einem Andern gehöre, so würde ja nur dem geholfen, dem das Haus zustehe. Kaum aber hatte er diese Worte

gesagt, so ward er auch gleich anderes Sinnes, ritt mit mir einen weiten Umweg, und rief den Brennern zu, daß sie aufhören sollten, welche alsdann auch wegginnen.

So saßen wir nun mitten im Feuer, welches auf allen Seiten um unser Haus herum wüthete, und Gott errettete uns glücklich aus dieser großen Noth.

(M. s. Lehnerts Theofried; Berlin, 1833.)

Neujahrswunsch.

Historische Anekdote.

Die Kurfürstin von Bayern, Henriette Adelheid von Savoyen (geb. am 6. Nov. 1636, — gest. am 18. März 1676) erbat sich an einem Neujahrstäge von ihrem Gemahl, dem Kurfürsten Ferdinand Maria (geb. am 31. Oct. 1636, — gest. am 26. Mai 1679) die Erfüllung dreier Wünsche:

1. Daß ihrer Frau Mutter eine besondere Tafel möchte gehalten werden.
2. Daß den Cajetanern (Theatinern) eine Kirche und Collegium, wie die Jesuiten hätten, zu bauen begünstiget würde, und
3. Daß die Deutschen möchten vom Hofe abgeschafft werden.

Den ersten Wunsch verwies der Churfürst an seine Räthe, die Erfüllung des zweiten gestand er zu, den dritten wies er zurück aus dem Beweggrunde: „weil er selbst ein Deutscher sey, und also vom Hofe gehen müßte." —

Eine ganz eigene Erscheinung waren in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die italienischen Prinzessinen in Deutschland, die an deutschen Höfen als die bittersten Feindinen der Deutschen auftraten, und mit einem Gefolge von Glücksrittern, Alchymisten, Sängern, Bau- und Theater-Intendanten und Castraten die Antichambre und die Kapelle anfüllten.

Miszellen.

An einer Mühle bei Bürgstein, 11 Meilen von Prag, ist nachstehende Aufschrift zu lesen:

EtsI robore VInI et sVaVItate
Careat aqVa, taMen has fiXas
Et LaVtas aeDes ConstrVXit.

Als der Fürst der Chrowaten (Slaven) mit seinen mächt'gen Schaaren in Böhmen eindrang, und in hartnäckiger Mannsschlacht seine Reihen anordnend, ermunternd und drohend durchfuhr, rissen ihn die vom tobenden Schlachtlärm scheu gewordenen Rosse bis nahe an den Rand eines schwindelnden Abgrundes. Da griff mit Riesenarmen ein gewaltiger Mann in die Räder. Sein Anruf erschreckte die Rosse noch mehr als der Schlachtruf. Sie standen wie in den Boden gewurzelt. Der Chrowaten-Fürst nannte den Mann Colowrat (Radaufhalter, Radwender).

Als der Ungarnkönig Coloman Ungarns Macht über das adriatische Küstenland für immer befestigte, Venedigs Schaaren auf ihre Schiffe treibend, rissen ihn gleichfalls die scheugewordenen Pferde seines Streitwagens wie toll der Meeresküste zu. Sein ganzes Gefolge war in rath- und thatlosem Schrecken. Nur ein junger Mohr (Maure, wohl ein sicilianischer oder spanischer Araber) behielt des Geistes Gegenwart, schleuderte den trunkenen Kutscher vom Wagen, riß die Zügel an sich, rettete den König, der ihn adelte, und ihm Güter in Kroatien gab. Dieses Mohrengeschlecht erlosch erst unter Karl dem VI. 1729. Es waren die Barone von Uragowitsch.

Charade.

Der Tiefenbacher Pädagog,
Vor dem die Jungen beben,
Rief Hansen, den er streng erzog,
Zu sich, und sprach: So eben

Fällt mir ein kleines Räthsel ein,
Deß Lösung ihm sehr leicht wird seyn.
Jetzt geb' er acht! Drei Silben nur
Hat dieses Wort, und wahrlich,
Er kommt dem Ganzen auf die Spur,
Such er nur recht beharrlich.
Die erste Silbe ruft man oft,
Wenn angenehme Sachen,
Uns überraschen unverhofft
Und Spaß und Freude machen.
Nun hat er es weiß, grün, gelb, roth,
Meist an gewissen Tagen,
Geschmaußt zu seinem Butterbrod
Mit vielem Wohlbehagen.
Er, Hanus, tritt als der zweite ein,
Und mit der ersten im Verein
Soll er von ihr die Mehrzahl seyn!
Die dritte ist das beßte Mittel,
Wodurch er etwas lernen kann,
Es fegt den Staub aus Hos' und Kittel
Und zog schon manchen braven Mann;
Er selber, fällt mir eben ein,
Muß noch für seine Diebereien,
Die an der ersten er bewiesen,
Oft durch die dritte Silbe büßen.
Warum ist er, trotz meinem Rath,
Nicht selten selbst der Silben dritte,
Die sich, nicht achtend seiner Bitte,
Für böses Wort und schlechte That
Dann arg an ihm bewiesen hat.
Nur wenn sie uns vor Kälte schützt
Und stark und treu dem Wandrer nützt,
Ist sie uns allen recht willkommen
Und wird mit Freuden angenommen,
Im Ganzen siehst die ersten du,
Eh' sie gebildet für das Leben.
Mehr Zeichen kann ich dir nicht geben,
Hanns, rath' er nun! —
So spricht der Pädagog und lauert,
Auf Antwort, doch Hanns schweigt und räth,
Bis jener, dem's zu lange dauert,
Mit Schulmonarchen-Gravität
Ruft: Ei, er Stock! Ihm muß ich's sagen,
Sonst müßt' ich mich um's Leben fragen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 24tes Stück.

Der fromme Schiffer.

Mit dem ersten Strahl der Morgensonne ging ich durch das Weidengebüsch hin an's Ufer, um einen Schiffer zu suchen, der mich über den See nach der kleinen Insel führe.

Ein Mädchen, kaum acht Jahre alt, saß am Ufer. Sie strickte emsig, und blickte munter in den See hinaus, und in die rothen Wolken.

„Wollt ihr fahren, Herr?“ rief sie mir entgegen.

Ja, wo ist der Schiffer?

„Sie sprang hurtig auf. „Großvater! Großvater! ein Herr!“ so rief sie, und sprang in das Gebüsch.

Ich trat an den See, der freundliche Wellen an das Ufer spielte. Bald steuerte Schiffer an der kleinen Waldzunge zu mir heran. Es war ein langer, silberhaariger Greis von noch munterm, kräftigem Ansehen.

Bravo! rief ich, (ich bin etwas furchtsam beim Wasserfahren,) dein Nachen ist ja noch ganz neu und stattlicher, als man sie hier am See gewöhnlich sieht.

„Ey, das glaub' ich! — antwortete er vergnügt, — es ist der beste Nachen am See.“

Ich stieg ein. Der Alte setzte sich an seinen Platz; her führte zwei Ruder, eines zu steuern, das andere zu

arbeiten. Das kleine Mädchen hüpfte in die Spitze des Nachens. Auch sie ergriff, was mich sehr wunderte, ein Ruder, und, so klein sie war, arbeitete sie emsig, und — wie es mir schien, — nicht, ohne die Fahrt zu fördern.

Die Sonne war aufgegangen. Im schönsten Morgen glänzte der leis bewegte See. Die mannigfaltigen Vorsprünge der Ufer rechts und links, in immer wechselnden Tinten, leiteten den Blick hinab, über den See bis an das Hochgebirg, das in klarer Ferne den Gesichtskreis schloß. Aus den Buchten rechts und links blickten freundliche Dörfer und Schlösser, und ein mit Thürmen prangendes Kloster, hier im hellen Glanz der Sonne, dort im leichten Morgendufte zwischen den beschatteten Waldhügeln.

In einer Stunde waren wir an der kleinen Insel gelandet. Wildes Gesträuch bedeckt die Insel. In dem Gesträuche steht die Ruine einer kleinen Kirche. Ich setzte mich auf eine Bank am Ufer, die den Fremdling einladet, hier noch einmal die ganze Fülle der schönen Gegend zu überschauen.

Jetzt sah ich mich nach meinem Schiffer um; denn ich gedachte der Rückfahrt, um mich nicht der Schwüle des Tages auszusetzen. Ich sah weder den Schiffer noch das kleine Mädchen. Ich ging durch das Gesträuch nach dem Kirchlein. Als ich hineintrat, sah ich den Alten und das Mädchen vor dem Altare knieen, wo kindliche Andacht ein Marienbild aufgestellt hatte.

Sie beteten mit Inbrunst. Ich rief jetzt dem Alten. Hurtig standen sie auf; der Alte schien geweint zu haben.

Auf der Rückfahrt zog ich eine Flasche Wein hervor, die ich zu mir gesteckt hatte, und ein kaltes Huhn, den Rest meines gestrigen Abendessens. Ich gab ihnen davon. Der Alte und das Kind erfreuten sich des unge-

wohnten Frühstückes. Ich fühlte mich angezogen, den Alten näher kennen zu lernen.

Wie alt bist du schon, Lieber? fragte ich den Schiffer.

„Herr! acht und siebenzig Jahre.“

Ey, wahrhaftig zu alt, um dich noch mit dem Ruder zu plagen.

„Herr! Es muß wohl seyn.“

Dieses Kind ist deine Enkelin. Wo ist ihr Vater?

Der Alte nahm das Glas vom Munde, das er eben angesetzt hatte.

„Herr! sagte er, ihr Vater, mein Sohn, ist todt.“

Ich. Das ist schlimm! Nun, sie hat einen braven Großvater.

Schiffer. Ach lieber Gott! Sie hat auch keine Mutter mehr! Und zu Hause ist noch das kleine Gretchen und der noch kleinere Christel. Christel ist erst dritthalb Jahre alt.

Armer Mann! Arme Kinder! — rief ich gerührt, — Gott wird euch nicht verlassen.

Der Alte hob das Glas in die Höhe. Herr! rief er aus mit einer Art Begeisterung, Gott wird uns nicht verlassen!

Ich. Du hast Recht! Du bist ein frommer Mann. Mit Wohlgefallen sah ich dich und das Kind brünstig beten in dem Kirchlein.

Schiffer. Nicht deßwegen, Herr. Beten ist wohl unser aller Schuldigkeit. Aber wem Gott so augenscheinlich wunderbar geholfen hat, wie mir, und wen Gott, — man soll davon nicht reden, aber es gebührt ja doch nur Gott die Ehre, — wenn Gott gewürdiget hat, durch ihn augenscheinlich wunderbar etwas Gutes auszurichten, — Herr, diesen kann und wird Gott ewig nicht verlassen.

Ich. Ich merke wohl, Alter, daß du viel Sonderbares und Denkwürdiges von dir zu erzählen hättest.

Schiffer. Wohl Sonderbares! — Seht Herr! dies Kirchlein dort auf der Insel und mein eifriges Gebet darin, und mein guter, starker Nachen, — den ihr selbst als gar stattlich gerühmt habt, — dieses alles hängt gar wundersam zusammen.

Ich. Erzähl' mir immer, guter Alter.

Schiffer. In Gottes Namen! Ihr scheint mir ein gottesfürchtiger Mann zu seyn. Ihr werdet dessen, was ich Euch erzähle, keinen Spott haben.

Der alte Schiffer zog eines seiner Ruder ein, und erzählte: Vor acht Jahren, Herr! — es ist sonderbar, — fühlt' ich mich viel müder und älter, als jetzt. Mein Sohn, der Franz, — Gott tröste ihn! — war ein braver Kerl, gottesfürchtig, verständig und arbeitsam. Er hatte ein Mädchen im Dorfe lieb gewonnen, was mir gar nicht zuwider war; denn, wenn sie gleich kein Vermögen hatte, so war sie doch eine hübsche, flinke, sittsame Person, geschickt und unverdrossen zur Arbeit, der alle Leute im Dorfe wohl wollten. Da dacht' ich bei mir: Laß die Leutchen heirathen! du bist alt genug, dir's bequemer zu machen. Ich übergab meinem Franz die Hütte und das Fischer= und Schiffer=Recht. Ich bedingte mir Kost, Kämmerlein und einen kleinen Zehrpfennig, und versprach, nach Kräften mitzuhelfen beim Fischen und Fahren.

Alles ging gut. Meines Franzens Ehe war gesegnet und glücklich; die jungen Leute ehrten und liebten mich, daß mein Herz erst recht aufging. — Da, — Herr! vergangenen Lichtmeßtag waren es zwei Jahre — ging mein Sohn mit mehreren Leuten aus dem Dorfe über den noch gefrornen See nach * * *, um dort dem Hochamte in der Frauenkirche beizuwohnen. — Ach! — vielleicht habt ihr selbst von dem Unglücke gehört. —

auf dem Rückwege, dort, nicht weit von der Spitze der Insel, wo wir gelandet sind, brach das Eis auf einmal. Zwei Personen sind entkommen. Mein Franz ertrank mit den übrigen. Nicht einmal seinen Leichnam konnten wir wiederfinden.

Der Alte hatte ein blaues Tüchlein herausgezogen, sich die Thränen zu trocknen. Jetzt fuhr er wieder fort: Das Weib lag in den Wochen mit Christel. Der Schrecken erregte ihr ein böses Fieber. Am Tage Appolonia, ihrem Namenstage, acht Tage nach dem unglücklichen Lichtmeßtage ward sie begraben.

Herr! ich hatte die Schwiegertochter nicht viel weniger lieb, als meinen eigenen Sohn. Aber, — sonderbar! — ich konnte nicht mehr weinen, selbst um meinen Sohn konnt' ich nicht mehr weinen! — Ich dachte nur der drei armen verlassenen Würmer, und wie ich alter Mann sie ernähren möchte. Mein Sohn hatte zwei Tage vor Lichtmessen die Abgaben abgeführt; es waren nur ein Paar Gulden im Hause, Arzt und Begräbnißkosten noch zu bezahlen. Christel schrie die ganze Nacht durch, als die Mutter gestorben war. Ich wußte mir nicht zu rathen. Die Wirthin als Gevatterin nahm sich Christels an; der Pfarrer und die Herrschaft thaten uns viel Gutes. Ich, — Gott sey tausendmal Dank gesagt! — fand mich wunderbar kräftig und gesund. Früher als gewöhnlich stellte sich der Frühling ein; es war viel mit Fahren auf dem See zu verdienen. All meines Leids vergaß ich über die Freude, daß ich den drei kleinen Würmern Brod verschaffen konnte.

Aber, wenn ich so Abends einsam in den See hinausblickte, da dacht' ich wieder lebhaft an meinen Franz, der in dem Abgrunde des See's lag, und es fiel mir zentnerschwer auf's Herz, daß mein frommer Franz so-

gar des christlichen Begräbnisses und des geweihten Erdreichs entbehren mußte.

Ganz besonders ängstigte mich dieser Gedanke, als ich einst, (ich mußte noch Abends Fremde über den See bringen) in später Nacht allein zurückfuhr. Gerade war ich mit dem Nachen auf der Stelle, nicht weit von der Spitze der Insel, wo mein Sohn mit den brechenden Eisschollen auf immer untersank. Laut weinte ich um Franz. Der Mond war eben aufgegangen. Der ganze See erschien mir, wie ein Kirchhof der Unglücklichen, die hier im Abgrunde liegen seit hundert, hundert Jahren. — Da dacht' ich, daß Gottes Erdreich überall heilig sey; und ich sah das Kirchlein auf der Insel, und es war mir, als ob ich die Kapelle sähe auf unserm Kirchhofe, in welcher der Todten gedacht wird, und deren Gebeine bewahrt werden. — Auf einmal schien es mir, daß das Kirchlein beleuchtet wäre von innen. — Ich kam an die Insel, ich wußte nicht wie. Schaudernd trat ich in das Kirchlein. Ich fand nur Mondeshelle. Auf meine Kniee fiel ich, und betete für Franz, und bat Franz, für mich und seine Kinder zu beten. Schon am andern Tage errichtete ich der Mutter Gottes das Altärchen, vor dem ihr mich und das Mädchen beten saht. Seit dieser Zeit war es mir, als hätt' ich Franzens Grabstätte gefunden; ich wußte, wo er war, wo ihn Gott schon hier in seine nähere Obhut genommen hatte. — Seit dieser Zeit fuhr ich nie dahin, ohne in das Kirchlein zu treten, und für Franz zu beten, und Franz zu bitten, daß er für mich und seine Kinder bete.

Gott sey gelobt! rief ich gerührt. Trink noch einmal alter Vater! — Gott wird für Franzens Kinder sorgen; du wirst deinen Franz drüben wieder finden!

Der Greis trank. Gott hat bereits gesorgt, sagte er freundlich, und meinen Franz werde ich wieder sehen.

Aber, — so fuhr er fort, — bald mußt' ich auch dieses Trostes, Franz hier auf der Insel zu besuchen, entbehren. Ein neues, großes Unglück kam.

Mein Nachen war alt und morsch. Franz hatte kurz vor seinem Tode schon einen neuen Nachen bestellt, von den besten und größten; denn sein Sinn war immer auf das Vorzügliche gestellt. Er hatte sich auf das Frühjahr für den Kirchenbau als Handlanger eingedungen, um, während ich das Fahren und Fischen besorgte, ein Stück Geld für den Ankauf des Nachens zu gewinnen; auch hatte der Zimmermeister dem jungen, fleißigen Manne billige Zahlungsfristen bestimmt. Eines Tages als ich Nachts nach Hause fuhr, überfiel mich ein starker Sturm. Nahe am Ufer stieß der Nachen heftig auf einen Stock unter dem Wasser. Der Boden bekam ein großes Loch. Mit Noth kam ich an's Ufer. Als ich Morgens den Schaden besah, fand ich den ganzen Nachen zerschellt. Der Boden war entzwei, auch die Rippen der Seitenwände waren entzwei, oder vermodert ohne Halt. Der Nachen war verloren.

Ich hatte kein Geld, und daß auch mir armen steinalten Manne der Zimmermeister einen Nachen besorgen sollte, daran war gar nicht zu denken. — Mein Nachen war unersetzlich verloren? — Herr! um meinen Sohn hab' ich nicht mehr Thränen geweint, als um meinen Nachen. Gott verzeih mir's! aber ich weinte ja nur meiner Enkel wegen; denn wie sollt' ich sie jetzt mehr ernähren, da ich ohne den Nachen weder fischen noch fahren kann. —

An einem Morgen macht' ich mich daran, den Nachen zu zerschlagen. Das Mädchen hier saß neben mir, und weinte um den Nachen; mir war es, als ob mir das Herz zerspringen wollte. — Seht, da kam ein feiner, wohlgekleideter Herr an's Ufer, so wie ihr heute Morgens.

Schiffer, sprach er, bist du rasend? Du zerschlägst deinen Nachen, und ich will, daß du mich nach der Insel fahren sollst. — Herr! rief ich, ich habe ausgefahren! — Es ergriff mich gewaltsam; ich mußte laut aufweinen, wie ein Kind.

Der Mann schien Mitleiden zu fühlen; ich erzählte ihm meine ganze klägliche Geschichte. — Der Mann gab mir einen großen Thaler, und schweigend ging er fort. Herr! das war viel, unendlich viel in diesem Augenblick!

Am andern Morgen ging ich wieder leichtern Muths an meine traurige Arbeit. Ich vernahm das Plätschern eines Ruders. Ich sah mich um. Sieh da! der feine, wohlgekleidete Mann von gestern steuerte in einem ganz neuen geräumigen Nachen an der kleinen Waldzunge heran, er wußte, — wie die Stadtleute sinnreich sind, — das Ruder recht ordentlich zu führen. — „Alter!“ rief er mir zu, „nun mußt du mich doch nach der Insel fahren. In den weiten See will ich mich mit meiner Schifferkunst nicht wagen.“ Freudig führt' ich ihn über den See. Als wir nah an die Insel kamen, sprach er: „Deinen Franz in dem Kirchlein kannst du auf der Rückfahrt besuchen. — Führe mich jetzt vollends über den See nach ***, wo der Wagen meiner wartet.“ Ich that, wie er gesagt hatte.

Als wir bei *** an's Ufer stießen, und ich, ein Fahrlohn gar nicht erwartend, ihm aus dem Nachen geholfen hatte, da nahm er mich überaus freundlich bei der Hand. „Braver Alter!“ so sprach er, „sieh, dieß ist der Nachen, den dein Sohn Franz bestellt hat. Ich habe ihn für dich gekauft, und hiemit schenk' ich ihn dir und den Kindern deines Sohnes.“ —

Herr, wie es mir war, kann ich nicht beschreiben. Ich fiel auf meine Kniee. „Was machst du Alter?“ fuhr

er freundlich fort, und hob mich auf. „Aber sieh, das Fahrlohn bin ich dir noch schuldig." Er gab mir eine Rolle Geldes; es waren fünf und zwanzig Gulden.

„Fähre fort, Großvater, der Vater deiner Enkel zu seyn!"

Noch einmal wollt' ich mich zu seinen Füßen werfen. Er war fort. Ich lief ihm nach, faßte ihn an seinen Kleidern. Freundlich winkend trieb er mich zurück. Starr sah ich ihm nach, bis er unter den Häusern des Dörfchens mir verschwand.

Ich betrat den schönen neuen Nachen mit Ehrfurcht, wie ein gottgesegnetes Heiligthum. — Herr, wie ich betete auf der Rückfahrt in dem Kirchlein, wie ich Gott dankte, der auf Franzens Fürbitte so wunderthätig mir und seinen Kindern geholfen hatte, — das könnt ihr euch vorstellen.

Zum erstenmal betete ich da auch für meinen — unsern — unbekannten Wohlthäter, und trug es dem Franz recht nachdrücklich auf, für ihn bei Gott zu bitten. — Ueber den See kam ich, ich weiß nicht wie. Es war der glücklichste Tag meines Lebens. So viel weiß ich noch, daß ich mit lauter Stimme gesungen habe, was mir seit dreißig Jahren nicht mehr begegnet ist. Schon den andern Morgen fing ich an, ein festes Dach zu bauen, zum Schirme meines neuen Nachens. Ich flickte meine Hütte. Gottes Segen kehrte mit dem Nachen ganz sicherlich bei mir ein, den ganzen Sommer hatt' ich des Fahrens vollauf; alles Elend war von uns genommen.

Glück auf! rief ich, braver Vater! Noch ein Gläschen auf deines Wohlthäters Gesundheit! — Der Greis trank mit Andacht; dann fuhr er fort:

Noch bin ich nicht am Ende; fast kommt noch das Merkwürdigste. Ein neuer Kummer, Herr, sollte noch meine Freude trüben.

Natürlich forscht' ich überall, zu erfahren, wer mein unbekannter, gottgesandter Wohlthäter wäre. Der Wirth sagte mir's; — ach! ich konnt' es nicht glauben. Aber der Hausmeister, und unser hochwürdiger Herr Pfarrer bestätigten es. — Er war — ein Jude aus der Residenzstadt. — Herr! meine halbe Freude war dahin.

Pfui, Alter! rief ich, konntest du Anstand nehmen, Gottes Hülfe freudig und dankbar auch aus der Hand eines Juden zu empfangen, und den Mann liebend in deinem Herzen zu behalten, der so große Wohlthat erwiesen hat.

Herr, sagte der Alte, was denkt ihr von mir? Wie hätt' ich je solchen Anstand nehmen können! — Aber mußte es mich nicht für mein ganzes Leben betrüben, daß der Mann, der mir so ausserordentlich wohl gethan hat, der mein Schutzengel war, nicht sollte theilhaftig werden an des Erlösers Reich, daß ihm mein Franz nicht danken sollte vor Gottes Thron, daß ich ihn mit Franz nicht sehen sollte, und ihm ewig danken vor Gottes Thron? daß er, — Herr, es kostet mich bittre Thränen, — vielleicht ewig verworfen werden sollte mit den Verdammten? —

So oft ich betete in dem Gotteshause, auf dem Nachen, in meinem Kämmerlein, betete ich zu Gott, daß er des guten Mannes Augen öffnen möchte dem wahren Lichte des Glaubens; und in dem Kirchlein auf der Insel, — o, da schärft' ich es dem Franzen recht ein, gar nicht abzulassen im Bitten bei Gott, daß er unserm Wohlthäter wenigstens ein christliches, glückseliges Sterbestündlein schenke.

Noch im Herbste des nämlichen Jahres kam mein theurer Wohlthäter wieder an den See, und, obwohl der Nachen sein Geschenk war, fehlte mir doch nie ein reichlicher Fahrlohn. Meist fuhr er nach der Insel, und so

oft wir da ankamen, hieß er mich immer meinen Franz in dem Kirchlein besuchen.

Einst, als ich so im Kirchlein gebetet hatte, und nun wieder aufstand, um an den Nachen zu gehen; — Gott! da sah ich, daß — auch er betete, rückwärts in dem Kirchlein. —

Herr, rief ich, ist's möglich? — Gott sey Dank! — Auch ihr bethet! — „Was kommt dich an, Alter? erwiederte er freundlich, warum sollt' ich nicht bethen? Ich habe es ja von dir selbst gehört, daß das Beten unser Aller Schuldigkeit ist.“ Ach, sagt' ich, das ist wohl wahr; aber Ihr, Ihr! — Ich war meiner nicht mehr mächtig. — Ich sagt' es ihm mit vielen Thränen, wie es mich betrübe, daß er ein Jude wäre, und wie ich täglich zu Gott bete und Franz bitte, unabläßig zu Gott zu beten, daß er sich wenden möge zu Christi Lehre und Glaube. — Er schien mein dreistes Reden gar nicht übel zu nehmen. Ernsthaft nahm er mich bei der Hand. „Alter! sagte er, wir Menschen alle beten nur zu einem Vater; Christus war ja auch ein Jude; wunderbarlich sind die Wege, auf denen er uns zu sich bringt.“

Herr! diese Rede gab mir vielen Trost, und hohe Hoffnung. Ich verdoppette mein Beten und Bitten zu Gott, um die Bekehrung meines theuern Wohlthäters.

Bald nachher, am Tage der Apostel Simon und Judas Thaddäus, (es war im späten Jahre noch ein recht freundlicher Herbsttag,) ließ mich der Herr Pfarrer rufen um drei Uhr Nachmittags. Viele Herren und Frauen aus der Stadt waren da versammelt nach dem Mittagsessen. Wohl ward mir's, als ich unter ihnen meinen Wohlthäter erblickte. Freundlich, wie immer, aber ganz besonders heiter und vergnügt trat er auf mich zu, und bot mir seine Hand. Jetzt schenkte er ein Glas

voll mit Wein, und reichte es dem Pfarrer. Der Pfarrer reichte es mir. „Alter, sagte der Pfarrer, trink einmal die Gesundheit deines Gönners und Wohlthäters!" Ich machte meine Reverenz und trank herzhaft. „Noch einmal! sagte der Pfarrer feierlich, — die Gesundheit deines und meines Bruders in Jesu Christo!" — Hoch sah ich auf und zitterte. — „Simon Thaddäus!" rief der Pfarrer, und wies auf meinen Wohlthäter. „Heute Morgens hat er die heilige Taufe empfangen mit seiner Familie, heute hat er zum erstenmal dem heiligen Meßopfer beigewohnt." — Simon Thaddäus! rief ich ausser mir. Ich mußte niederfallen auf meine Kniee, vor all den vielen Leuten und Gott danken. Ich umarmte seine Kniee; er hob mich auf, und küßte mich. Der Pfarrer führte mich hinaus in's Freie, und gab mir noch ein großes Goldstück, ein Geschenk des lieben Herrn zum Andenken dieses Tages.

Ich lief nach Hause, setzte mich in meinen Nachen, und fuhr nach der Insel. — Herr, wie ich da betete! — Als ich nach Hause fuhr, war der Mond schon am Himmel. — Es war mir so himmlisch wohl, als ob ich mit meinem Franz schon im Himmel wäre! — Dies alles hat Gott gethan, — so sagt' ich mir immer, — auf Franzens Fürbitte! dies alles hat Franz erwirkt auf dein Gebet! — Es war mir nun ganz klar, daß Gott mich und die Kinder auf ewige Zeiten in seinen Schutz genommen, und daß ich mich auf Erden um nichts mehr zu bekümmern habe, bis er mich und die Kinder aufgenommen haben wird in das ewige Himmelreich! —

(M. s. v. Schenk's Charitas.)

Das Thal.

Der fromme Einsiedler Spiridion führte mich freundlich aus der Zelle, durch sein wohlgepflegtes Gärtchen, zur Jasminlaube, die er an des Berges steilsten Abhang hingebaut hatte, um von da die schöne Gegend zu überschauen.

Es war ein kleines, aber überaus anmuthiges Thal, in das man nicht blicken konnte, ohne den Wunsch, hier unten zu weilen und sich Hütten zu bauen unter den friedlichen Einwohnern.

Redlicher Greis! — so sagte ich jetzt dem Einsiedler, der meinem Entzücken mit einem milden Lächeln entgegen kam, — redlicher Greis! wie war dir's möglich, so lange einsam in dieses Paradies hinunter zu sehn, ohne hinabzusteigen und das Leben darin zu theilen, die Freude und den Genuß mit den glücklichen Einwohnern? — Sieh hier den Spiegel des Teichs, der an den Rebhügeln sich hinabzieht, umbordet mit grünem Schilf und traulich niederhangenden Weiden; wie lieblich muß es seyn, an seinen Ufern zu ruh'n! — Und sieh da drüben weit herab durch die üppigen Wiesen den Bach sich winden, hier glänzend im Sonnenlichte, dort wieder versteckt von wölbenden Bäumen; o wie lieblich muß es seyn, seinen Irrgängen zu folgen durch die Wiesen, horchend seinem süßen Gemurmel und, oben im Gewölbe der Erlen, den tausend Stimmen der Vögel! — Und zwischen dem Bach und dem Teiche, — sieh weit hingebreitet im lieblichen Wechsel die bunten Aenger und Gärten und die Felder, bebaut mit mannigfaltiger Frucht, golden der Waitzen, grauwogend die bärtige Gerste, hellgrün mit blauen Blumen der Lein! Dunkle Heckenzäune brechen hie und da den hellen Farbenschmelz der Fluren. Zer-

streute Büsche von Birken und Tannen erheben sich wie Inseln aus der weithin wogenden Saat.

Redlicher Greis! — so fuhr ich fort, — ich muß hinunter steigen, ich muß wandeln in dieser Fülle, in diesem Segen! — Sieh, wie dort das Dörfchen uns winkt, die freundlichen Hütten, der Sitz der Unschuld und Ruhe! Halb versteckt sich das Dörfchen in dem Walde prangender Obstbäume, die es umgiebt; nur einzeln seh' ich die rothen Giebel blinken, und die bunt ummahlten Fenster. Ich muß hinunter, ich muß die glücklichen Bewohner dieser Hütten grüßen, mich mit ihnen freuen der Fülle und des Segens um sie her, mich in dem Anblick ihres Glücks stärken für manches trübe Abentheuer meiner Pilgerreise.

Der Alte both mir die Hand. Hier ist's doch noch besser, sagte er freundlich und anspruchlos, und wies auf seine Zelle zurück.

Ich versprach Abends wieder zu kommen und stieg mühsam den Abhang hinunter. —

Mit jedem Schritte abwärts verschob und verflachte sich das Gefilde. Als ich endlich ganz unten war, sah ich mich, von dem Nächsten umschlossen, unangenehm wie in eine fremde Gegend entrückt, und wußte nicht, wohin ich den Schritt setzen sollte, das Gesehene wieder zu finden.

Ich kam an den Teich. Nieder und unwegsam waren die Gestade. Ein Mäuerchen hinter mir verbarg den Rebenhügel. Von dem niedern Gestade konnt' ich nichts sehen, als das Buschwerk am jenseitigen Ufer. Der Teich selbst war gegen das Land zu sehr verwachsen und hatte mehr das Ansehen eines Sumpfes. — Ich suchte den Bach. Naß waren die Triften, durch die er floß; das Wandeln an seinen Ufern ward durch Gesträuch erschwert und durch unsichere Stege. Wohl san-

gen Vögel oben in den Erlen, aber ihr Gesang war mir nicht so ergötzlich, als mir die Mücken lästig waren, die an dem Ufer schwärmten. — Ich verließ den Bach, um durch die Felder und Wiesen nach dem Dörfchen zu wandern. Wohl erfreute mich der schöne Stand der Saaten und der fette Wuchs des Grases; auch erquickte mich sehr die Kühlung eines der Tannenbüschchen, in welches ich trat; allein es war immer nur der eine Acker, die eine Wiese, das eine Büschchen, was ich sah; die Heckenzäune vereinzelnten noch mehr die Ansichten. Das große, schöne Bild von oben war dahin, und statt der Fülle einer Landschaft hatt' ich gemeines Stückwerk vor Augen. —

Jetzt kam ich in das Dörfchen. Die Straßen waren nicht ganz reinlich und viele Hütten hatten ein ärmliches Ansehen. Ich besuchte mehrere Wohnungen. Eigentlichen Wohlstand fand ich nirgends, hie und da Armuth, überall ängstliches Ringen nach Fortkommen. Der Grundbesitz jedes Einzelnen war nur klein; durch Handarbeit im Winter mußte das Mangelnde gewonnen werden. Ich sah mehrere Gesichter, in denen Kummer und ein frühes Hinwelken nicht zu verkennen war. Meine Ansicht über das Glückliche ihrerLage schien diese Dörfler sehr gleichgültig zu lassen, und als ich im Wirthshause diese Ansicht noch einmal geltend machen wollte, spotteten einige laut und klagten über den Druck zu hoher Abgaben und das Darniederliegen des Handels.

Müde und verdrießich kam ich Abends spät bey Spiridion an. Nach dem kleinen Abendessen erzählte ich ihm mein Abenteuer.

Lieber, junger Freund! — sagte der Greis, indem er liebevoll mich umarmte, — die Erfahrung, die du heute gemacht hast, ist eine Erfahrung, die du täglich machen kannst und wirst; sie ist die nämliche Erfahruug,

die mich in diese Zelle getrieben hat und die es mir so unendlich werth macht, diese Zelle zu haben, und das Gärtchen nebenan. Das Ganze, das Vollkommene wirst du hienieden nie erjagen und ergreifen; nur im Bilde wohnt es in uns und verbürgt uns unsern Beruf für das Ewige. Erfreue dich an diesem Bilde, pflege und ehre es in dir; es wird dich trösten und heben über den Erdentand. Aber wenn du das Urbild davon, ausser dir, zu umarmen vermeinst, so giebst du dich einer Truggestalt hin, die nur zu bald dich spottend flieht und dich um so elender macht, je glücklicher du durch sie zu werden hoffest. — Stecke den Kreis deines Wirkens dir so klein als möglich ab; glaube mir, je kleiner, desto besser! — Der beschränkte Mensch kann nur Weniges fassen und übersehen; oft erfüllt ihn schon eine Kleinigkeit. Nur in kleinen Kreisen können ihm seine Kräfte, kann er sich selbst genügen; nur im kleinen Kreise bringt er es der Vollendung, der Vollkommenheit am nächsten. — In diesem kleinen Kreise wirst du auch immer des Schönen und Guten Vieles finden, wenn es gleich nicht den Stempel der Vollkommenheit trägt. — Glaube mir, an dem Teiche, an dem Bache dieses Thales, auf seinen Fluren, in seinen Büschen hättest du manchen schönen Standpunkt, manches bequeme Ruheplätzchen, in seinem Dörfchen manches harmlose Spiel, manche Blüthe des Menschenglückes finden können, wenn nicht das eitle Streben nach einem Ganzen und Vollkommnen, das ausser dir gar nicht vorhanden ist, dich erhitzt, dir das Gegenwärtige entrückt und verkümmert hätte.

Cl. v. Neumayr.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 25tes Stück.

Der Winter.

Von Karl Wilhelm Vogt.

(Manuscript.)

Auf des Nordsturms bereiften Schwingen zieht die Jahreszeit heran aus polarischen Eisfeldern, welche Ruhe und neue Kraft geben soll der nährenden Mutter Erde.

Der Wein duftende Herbst entweicht mit dem letzten Sonnenlächeln, und hinterläßt auf abgeweideten Fluren, auf Feldern, denen der jauchzende Landmann des Segens Fülle entnommen, die Spuren der muthwilligen Spiele scherzender Weste in wirr herumgewehten Blättern, deren helles Roth wie Goldstickerei auf dem falben Sammt der Matten, auf dem Braun frischumgerissener Aecker erscheint.

Halb entblättert, halb in den kühnsten Mischungen aller Abwechslungen von Roth, Gelb und Hellgrün prangend steht noch der Laubhain, aber jeder Flügelschlag des Nordes, dessen kälteres Blasen die sanften Weste in schützende Höhlen verjagte, entführt ihm sausend einen neuen Theil seines farbigen Schmuckes, und führt ihn wirbelnd in das Thal oder in die gekräuselten Teiche, deren Nymphen verwundert diese ungewohnte Decke über ihre Wohnungen verbreitet sehen.

Nur die ernsten Tannen stehen noch in dunkles Grün gekleidet, und schütteln murrend über das tolle Spiel die unwilligen Häupter. Im Schutze ihrer Aeste birgt sich nunmehr der schreiende Heher, freut sich, dem grausamen Schützen entronnen zu seyn, welcher draußen an der nährenden Eiche ihn beschleichen wollte, und nekt die Vorübergehenden mit nachgeahmten Tönen verschiedener Thiere.

Oh fürchtet, ihr lieben Sänger des Lenzes, ihr Droßelgeschlechter! fürchtet die Nachstellungen und den starren Tod in Schlingen, welcher im dichtesten Waldgebüsche bei purpurnen Beeren auf euch lauert, wenn ihr die nebligen Höhen durchstreifet auf eurer Reise nach wärmeren Zonen.

Hier laden euch in nakten Gebüschen nicht mehr kleine Lachen zum geselligen Bade, die der Nachtreif schon mit einer knirrenden Decke überzog. Es lacht euch kein heiterer Himmel mehr; das blaue Gewölbe verhüllt eine dichte wolliggrüne Decke, durch welche keine strahlende Sonne mehr dringt, euch zu frühen Gesängen zu wecken.

Der nördlichen Meere flaumreiche Bewohner bevölkern bereits unsere Seen und Teiche, und in den Stauden treibt das Volk lappländischer Krammetsvögel sein geschwätzig flatterndes Spiel.

Ungesehen in dem dichten Nebel, welcher allmählig den ganzen Gesichtskreis überzieht, und die nächsten Gegenstände dem Auge verbirgt, oder in täuschende Dämmerung stellt (nur manchmal zerreißt ihn ein Windstoß, und zeigt den staunenden Blicken die bereits blendendweiß überschneiten Seiten der Gebirge), ungesehen und schreiend eilen in wohlgeordneten Zügen langhalsige Gänse mit wehendem Fittiche hoch über die Wohnungen der Menschen hinweg. Der Landmann hört ihr freudi-

ges Schnattern, und verkündet den Seinen baldigen Schnee. Emsiger trägt er nun das gespaltene Holz zur wohlverwahrten Hütte, und rüstet sich mit mancherlei Geräthe zur häuslichen Arbeit.

Wenn dann in dämmernder Frühe (spät erst erscheint das säumende Licht von ferner matter Sonne gesendet) das Prasseln des Ofenfeuers ihn weckt, geschirrt von der sorgsamen Gattin; erhebt er sich und tritt zum kleinen Stubenfenster, den Schöpfer preisend für die Gabe des neuerwachten Lebens; wie er nun den Schweiß gewischt vom angelaufenen Glase, da sieht er überrascht die beschneiten Triften, und die Dächer und die Bäume in schimmernde Decken gehüllt, und hört das wildere Brausen des angelaufenen Wasserfalles, welcher, der plötzlichen Umwandlung zürnend, sich mit trüber Woge über die hängenden Felsen stürzt.

Bald wird deine Kraft gelähmt seyn, du Wilder! wenn mit erstarrendem Hauche nun der herbere Frost sich naht, deine Quellen verstopft und dich, den Schwächeren, in glänzende Fesseln legt.

Der abgehärtete Waidmann streift jetzt im dichtesten Forste umher, und betritt unwegsame Pfade. Ihm friert der Athem vor dem Munde, und bildet winzige Kristallformen in den Locken des Bartes. Die schneidende Kälte bedeckt mit höherem Rothe die braunen Wangen, und feuchter schwimmt der Glanz des scharfen Auges, welches die Spuren der Waldthiere sucht im verrätherischen neugefallenen Schnee. Hier, wo die weiche Decke der Erde sich wellenförmig hebt (sie deckt die neue Hoffnung des Jahres, die Wintersaat, deren spitze Halme bereits grünend hervorgedrungen waren im Herbste), sind kleine gespaltene Hufe eingedrückt: die Schalen der Rehe, welche vorsichtigschreitend und die zarten Beinchen hebend,

die nächtliche Nahrung unter dem hie und da umwühlten Schnee sich gesucht hatten.

Er verläßt diese Stelle, um sie aus dem nahen Dickichte nicht aufzuschrecken, dessen verschränkte Zweige die kältende Feuchtigkeit aufhalten, und ein schützendes Gewölbe über das wärmende Moos bilden, auf welchem die Wiederkäuenden ruhen.

Des Abends aber wird er mit gespanntem Hahne unter dem Schatten der nächsten Fichte lauernd sich stellen.

Wenn nun die letzte Gluth im Westen verschwunden, wenn das allmählige Dunkel an den Hügeln hinaufgleitet, kälterer Hauch im Walde rauscht und an den Gebüschen am dampfenden Bache hinflüstert, und der silberne Mond dann hinter den hochstehenden Rüstern heraufsteigt, und lange Schatten in das Thal hinaus sich strecken, in welchem hier und dort ein Lichtchen aufflimmert, und rings die friedlichen Betglocken aus gedämpfter Ferne erklingen; dann hört er im Walde ein Knistern, Rascheln abgefallenen Laubes und das Brechen dürrer, am Boden liegender Zweige. Höher klopft ihm das Herz im Busen, er hält das Gewehr an die Wange, da trippeln die Rehe hervor zur gewohnten Weide, wechselnd die Häupter erhebend und gespitzten Ohres sich umschauend. Unter ihnen schreitet in der Kraft seiner Männlichkeit stolzeren Schrittes der Bock. Eben will er die zierlichen Vorderbeine zum Sprunge erheben, als der Feuerstrahl entfährt, welcher ihn nach einem gewaltigen, mit allen letzten Kräften gemachten Satze zu Boden wirft, und den Funken des Lebens aus dem großen schönen Auge löscht. Zugleich ertönt ein kurzer gewaltiger Knall, welchem hundert Stimmen der Berge antworten und langanhaltendes Brausen das Thal entlang.

Die erschreckten Rehe entspringen mit lautschallendem Rufe in das Tannendunkel, aus welchem eine kurze Zeit noch die weißen Scheiben der Fliehenden sichtbar sind.

Aber den Tag über verfolgt er die Spuren des schlau abspringenden Hasen, bis nach manchem Hin- und Wiedergange dieselbe im niedrigen Dickichte sich verliert, unter welches der Flüchtige sich drückte.

Nun werden die Hunde losgekoppelt, die leichtfüßigen, freundlichen Lieblinge Dianas; sie sehen mit den klugen treuen Augen auf den Herrn, den Theuern, welcher ihnen die Spur zeigt, schnöbern dann mit emsiger Schnauze hin und wieder dem Dickichte zu, schon wird schneller ihr Lauf, es wedelt freudig die hoch emporgehaltene Ruthe, welche allein noch sichtbar ist — was schüttelt dort drüben den Schnee vom Buschwerk? sieh! da entspringt der Hase mit niedergelegten Ohren (Löffel nennt sie der Waidmann) und weit zurückgestreckten Läufen, das weiße Federchen gegen den Rücken gedreht. Ihm nach, langgestreckten Leibes die winselnd kläffenden Hunde, kaum berühren sie den Schnee. Leiser und leiser verhallt ihr klares Bellen, ruhig bleibt der Waidmann stehen, und rüstet sich zum Schuße.

Schon wird der wohlbekannte Laut wieder vernehmbar, bald hier, bald dort, je nachdem der listige Verfolgte durch Absprünge seine Feinde in die Irre zu führen sucht. Endlich glaubt er sie getäuscht zu haben, und flüchtet auf der nämlichen Spur in sein voriges Lager zurück. Vergebne Schlauheit! mit vollen Sprüngen eilt er in den Tod, welcher ihn erreicht, als er eben in das ersehnte Ruheplätzchen schlüpfen will. Ein Knall und der Quäckende wälzt sich im rothgefärbten Schnee.

Wie oft, meine gute Waldine! hast du durch solches Spiel mich entzückt, wenn der fröhliche Ruf der Waid-

gesellen in den Waldgewölben erscholl, wie freundlich-schmeichelnd umhüpftest du mich, wenn wir Beutebeladen zur Heimath kehrten, und du von Allen gelobt, von Allen geliebkost wurdest!

Du bist dahin, zerschlagen von der Falle, welche der böse Wilddieb schüchternen Rehen stellte, und ich schämte mich nicht der Trauer um ein Wesen, von welchem ich die Ueberzeugung hatte: daß ich ihm das Theuerste sey auf Erden.

Die gewölbten Palläste der Dryaden hängen nun voll blitzender Diamanten, ein Zauberschmuck umzieht die Höhen, bedeckt die weiten Felder, und die glänzende Ferne, aus welcher einzelne Thürme und Schlösser dunkler hervorragen, und die friedlichen Hütten im Dorfe.

Welches sind nun eure Beschäftigungen in selben, ihr lieben Landleute!

Lange schon, bevor die träge Erdkugel sich zum ersehnten Lichte emporgewälzt, weckt mit geregeltem Tennenschlage euer Fleiß mich, den Dunenumhüllten, aus träumender Ruhe. O angenehme Töne, die ihr den Segen des Jahres verkündet! ihr lockt auch die kleinen frierenden Vögelchen, mit emsig spähenden Aeuglein, mit nickendem Köpfchen verstreute Körner zu suchen, oder die aus der polternden Handmühle von der gereinigten Frucht wegfliegende Spreu. Mit grünlich funkelnden Augen, leisem Tritte und niedergedrücktem Leibe schleicht die Hauskatze herbei, mit mörderischer Tatze einen der arglosen Sperlinge oder den gelben Ammerling anzufallen; da verräth sie das Knistern des leichtgefrornen Schnees und die Erschreckten schwingen sich flatternd auf das niedrige Dach.

Oft durchirre ich den froststarrenden Hain, dessen bereifte Tannenstämme wie Tempelsäulen emporragen, und ein Kristallgewölbe tragen, gleich den Stützen der Gletscherhallen. Hier in tiefer Einsamkeit, wo nur die Bache wild vom Lager aufbraust, tönt mir der schwere Fall der Holzaxt, das Aechzen wankender Fichten und der gefällten Waldriesen donnernder Sturz. Oder es zerstäubt vom Wipfel geschüttelter Schnee, und zeigt dem getäuschten Auge das prächtige Bild eines Wasserfalles.

Dann besucht mich, den müde Heimgekehrten die ländliche Muse in deiner lieben Gestalt, theure ****! und lehrt mich Lieder der Nymphen, gesungen in eisprangenden Höhlen der Flußquellen, belauscht von der weißhusigen Wasseramsel, welche sie geschwätzig den tiefverborgenen Blümchen wieder erzählt und der bereiften Rosenhecke.

Da steht ihr um mich, ihr unsterblichen Todten: Schiller, Göthe und Flaccus, du holder Kleist, lenzblühender Sänger! und Jakobi, der Liebling der Charis, und Bronner und Geßner und Thomson, die Sänger voll Natur und tiefen Gefühles.

Ihr erhebt den staunenden Geist, welcher eure Werke, reich an Bildern, die ihr der schaffenden Urquelle alles Schönen selbst ablauschtet, Nektar dürstend durchforscht, weit über die kleinlichen Mühen und Sorgen der Erde. Ihr führt ihn empor zu der Höhe, auf welcher ihr thronet, und zeigt ihm die Welt in ihrer Pracht, und weist ihm den flammenden Sonnenball und das wurmende Glanzkäferchen im Moose.

Dem Auge entfallen die Schuppen der Sterblichkeit, es entschwinden die Nebel und Flecken, und der

Wonneschauende betet Den an, der das Große und das Kleine so herrlich erschaffen.

Das warme Herz wird aufgeschlossen den seligen Gefühlen der Liebe und Freundschaft — da mahnen die Purpurblüthen tropischer Gewächse am schützenden Fenster an die Lippen der fernen Geliebten, mit welcher man im werdenden Briefe kost, da wird sehnsüchtiger der abendliche Besuch trauter Freunde erwartet, und es beginnen Stunden des ungetrübtesten Vergnügens: wenn in der Vorhalle das Geräusche der lieben Eingetretenen gehört wird, welche sich den Schnee von den Kleidern schütteln.

Geselliger Scherz und lachender Witz kreisen dann um den zum knisternden Ofen gerückten Tisch, und lose Einfälle enthüpfen den springenden Bläschen des Rheinweines, welchen die gastliche Hausfrau den willkommenen Gästen kredenzt.

Wenn dann in der dumpfen Stadt wüstes Treiben geräuschvoll beginnt, wenn die Karossen rollen, der prahlerische Hufschlag aristokratischer Roße auf bedrohtem Pfade den friedlich heimkehrenden Bürger scheucht, dann eilt der müde Landmann in die Arme der Ruhe, die gesellig Plaudernden trennen sich, die Spinnstuben, in denen Eros so manchen Köcher geleert, werden ihrer schäckernden Besucherinnen entvölkert; der durch weiße schwimmende Wölkchen schwimmende Mond streut verrätherisches Licht über die glänzenden Pfade, und zeigt bezauberten Augen die Kuppeln der Ulmen, Ahorne und Buchen, umringt von Minarets silberner Tannen, übergossen von magischem Schimmer, rings auf den Hügeln und Höhen, welche die von der fernen Mühlwähre gemurmelten Schlummerlieder leise nachflüstern.

Oft im Wechsel der Zeit, erwachen von Neuem heulende Stürme, durchtosen die Nacht, und klappern an den wohlverschlossenen Läden der Fenster, und drehen schrillende Fähnchen der Thürme. Wenn dann gegen die dämmernde Frühe sich ihr Ungestüm auch legt, verräth mir doch die hinter dem tiefblauen Watzmann blutig emporgehende Sonne die bald wiederkehrende Wuth derselben.

Plötzlich wirbelt und dreht es sich in den Lüften, ein bergender Vorhang bedeckt die Berge und Fernen, ein plötzlicher Stoß rüttelt an den Pfeilern der Wohnung und die tiefhangenden Wolken entleeren sich neuer reicher Maßen des Schnees, welcher zaudernd sich herabsenkt, bald wieder gehoben wird, bald rings umgedreht in wahnsinnigem Spiele; bald wüthend erfaßt von Westen gen Osten jagt und wie vom Bogen geschnellt die kleinen Körner an klirrende Scheiben wirft. — Zu Boden kriechender Rauch der Schornsteine qualmt zwischen den niedrigsicheren Hütten unten im Thale. Der vom Froste noch unbezähmte Wildbach schwillt trübe schäumend über die Ufer, denen er den Schmuck des Schnees entreißt, und wirft sich mit lauterem Brüllen über den Abhang in die Ebene hinab, über welche er, sich in Dunst auflösend, weithin den vom Sturme getragenen Schleier flattern läßt.

Umjauchzt vom tosenden Jubel der entfesselten Naturkräfte sitzt der Sänger im traulich-warmen Stübchen, und malt sich dein Bild voll heiliger Ruhe auf der göttlichen Stirne, süße ****! ins wildbewegte Chaos, deinen Blick voll belebenden Feuers mitten im Treiben des erstarrenden Frostes. Da leben alle Glutempfindungen des Busens auf, da thaut die Eisrinde des alltäglichen

Treibens, da erklingen die tiefverborgensten Saiten des Busens in den innigsten Molltönen:

„die ungeahnt und göttlich in ihm schliefen"

und Alles — das Leben und die leblosen Gegenstände um ihn fühlen mit. — Das Sangvögelchen im grünen Bauer holt aus dem Flaumengrübchen der liederreichen Brust süße Klagen, Erinnerungen an die Frühlingslust, an die Liebe in blühenden Lauben, in duftenden Gebüschen am murmelnden Bache, und die sinnigen Blumen nicken verständig dazu, führen leise flüsternde Gespräche, und holen tiefe, süßduftende Seufzer aus den purpurnen Kelchbusen, und die ernste Uhr pickt ihren bedächtigen Beifall. Dann harmonirt mit dem seligen Frieden des Innern oft auch die endlich wiedergekehrte Ruhe von Außen. Der Sturm schweigt, der kurz zuvor wild vom Boden gewirbelte Schnee liegt in sanften Wellenlinien auf friedlichen Gefielden, und bedeckt den halb niedergedrückten Zaun, und die nickende Hecke. Allmählig tauchen die Ortschaften der Ferne wieder empor und die begränzten Hügel, tiefes und immer tieferes Roth bedeckt die Häupter der jungfräulichen Berge, in deren Busen die losen Winde gewühlt und die herabwallenden Hainlocken zerzaust hatten.

Da treibt es mich hinaus in's erfrischende Freie, hinab in das Dörfchen in den Lärm der Schmieden und lauten Gewerbe, an den Hag, wo sich gesellige Flüge schöngesprenkelter Schneemeisen wieder hervorwagen zu muntern Spielen und emsigem Picken.

Tiefer Friede herrscht im Thale, und lächelt von den frierendglänzenden Höhen herab — möge er stets dir bleiben, liebliche Heimath, theures Vaterland!

O ihr Herrscher der Völker, deren beneidenswerthes Loos es ist, die Anvertrauten zu beglücken, möchtet ihr den wahren Werth eures hohen Amtes einsehen, eure Würde in treuer Erfüllung heiliger Pflichten suchen, nicht in eitlem Gepränge. Möchtet ihr ferne vom Geflüster herzloser Schmeichler, diesem Gifte edler Gefühle; nicht umringt von ehernen Mauern, von blitzenden Waffen und kaltem Prunke unter euer Volk treten, dessen Wünsche zu erfahren und zu erfüllen suchen. Sie sind wenige, aber gerecht, und heißen: Ruhe im Innern, Friede von Außen!

Die ewig bewegten Monden führen endlich den Feierabend des Jahres heran, die heilige Zeit neuer Hoffnungen beglückter Ewigkeit, geweiht den Erinnerungen der Ankunft des Weltversöhners.

Süße Wiegenlieder, Hirtenflötentöne aus Bethlehems Palmenthal, klingen leise herüber in den Tönen hoher Einfalt und salomonischen Wohllauts.

Dieses Mondes Bild blinkte aus Kanaans heiligen Wassern; diese Sterne glühten an Palästinas tief azurnem Himmel, als der hohe Mittler herabkam von der Heimat des Lichtes, um die Welt an die Ewigkeit zu knüpfen, um in unendlicher Liebe sich für uns hinzugeben, aufs Innigste uns mit Ihm zu vereinen.

Dieselbe Liebe schmückte die Erde, schmückte den Himmel so prächtig, sie winkt vom nächtlichen Firmamente, mit tausend und tausend flimmernden Sternen, mit silberverbrämten Wölkchen geschmückt, sie weckt uns im flammenden Frührothe.

Die katholische Welt feiert diese Zeit mit heiligen Verrichtungen vor dem Anbruche der Dämmerung. Wie oft habe ich in Tirols ernsten Thälern die Herrlichkeit einer klaren Winternacht bewundert, und die Hunderte von flackernden Feuern, rings auf den Höhen, an fährlichen Wegen, auf denen andächtige Schaaren mit Fackeln und Windlichtern herabstiegen von den einsam gelegenen Wohnungen zum Engelamte.

Wenn dann der fromme Choralgesang an den Schwibbögen der hellbeleuchteten Kirche sich brach, die Orgel in vollen Tönen brauste; dann säuselten die Winde draußen über den beschneiten Gräbern Töne der Ruhe, und spielten mit dem Flittergolde im Mondlichte blinkender Kreuze; die hohen glänzenden Eisfelder krachten, die Lawinen donnerten darein; und die Stimmen der Berge und die Stimmen im Thale ertönten zum Preise des Säuglings am jungfräulichen Mutterbusen, welcher Millionen lebensvoller Welten durch die Kreise der Ewigkeit leitet.

Einer dieser Kreise, ein kleines Glied jener unendlichen Kette, ein Jahr nämlich ist nun wieder über unser Haupt dahingezogen. Werde ich auch das nächste dahin gleiten sehen?

Die Hoffnung flüstert ein ersehntes „Ja" mir zu. Ich soll dieses und manches andere noch im Kreise meiner Lieben durchwandern, noch manches Lied soll aus klangvollem Busen mir tönen von Hoffnung und Erinnerung, von süßen Schmerzen und glücklicher Wehmuth, von Großthaten der Helden meines Volkes und vom Kosen der Liebenden in dämmernder Laube.

Den Blumenknospen des Menschengeschlechtes, den Kindern, ist ein milder freudeschauernder Regen, glänzend

von kleinen Lebensbildern und Wonneahnungen zu Theil geworden in der heiligen Nacht, hingegossen von segnender Mutterliebe. Manch schöner Hoffnungstraum ward verwirklicht von blitzenden Flämmchen, duftenden Weihnachtsbäumen, neuen Spielen und tausenderlei Geräthe jubelnd tändelnder Sorglosigkeit.

Trauliches Leben webt in den Hütten. Der Mensch schließt sich jetzt enger an den Menschen im Kreise der belebenden Wärme. Denn draußen herrscht mit eiserner Hand des Frostes feindliche Gewalt und vom behaglichen Ruheplätzchen bei stillen Beschäftigungen sieht der Staunende die stets wiederkehrenden und stets neu überraschenden Wunder des Jahres.

Im hohen Gebirge hat der Winter seinen Herrscher-Sitz sich aufgethürmt, von hier aus sendet er seine Wolkenheere hinaus über die starren Haiden, über die blitzenden Thäler und blendenden Ebenen, welche, beschämt über ihre todte Einförmigkeit, sich schauernd mit dem weißen Schleier dichter verhüllen.

Eilet heraus, ihr Städter! verlaßt eure Maskenbälle, eure Feste voll Pomp und gezwungenen Wesens.

Dort dringt keine flammende Sonne durch den dichten Qualm, der euerm Häusermeere entsteigt glanz- und strahlenlos, ein sterbendes Feuer blickt sie traurig durch hemmende Dünste herab.

Was sind die Flitter eurer Palläste, die Kerzenschimmer und das Rauschen der Prunkgewänder, was ist das eitle Fächerwehen gegen die stärkenden Lüfte auf dem Lande, das Knittern des Schnees, das Blitzen der Eisberge? Was sind eure nächtlichen Belustigungen, wel-

che eurer Schönen Wangenrosen entblättern, bestimmt dem glücklichen Liebenden zu blühen, gegen das Vergnügen: auf stahlblauer Decke der Seen dahin zu fliegen auf eisenbeflügelter Sohle, oder von schellenden Rossen fortgerissen über die Haide wegzugleiten an schnellverschwindenden Bäumen, Ortschaften und Anhöhen vorbei; die kühnen Formen der Eiskristalle an hängenden Wasserfällen zu schauen, welche festgebaut doch immer herabzusteigen scheinen?

Kommt zu mir, meine städtischen Freunde! ich will auf meine Berge euch führen, und euer schönes Vaterland euch zeigen im Schmucke des Winters.

Da steigen im schönen Halbkreise die Alpen empor, auf denen Er in Pallästen thront mit schauerlicher Majestät.

Ueber wogende Höhen, bedeckt mit düstern Fichtenwäldern, deren Grün durch daran klebenden Schnee und hangendes Eis zum Silbergrau umgeschaffen worden, welches in mancherlei Abstuffungen von Licht und Schatten sich bricht, schweift der trunkene Blick über glänzende Ebenen hin: glänzenden Seen gleich, hie und da mit Nebelflor überhaucht, dem die Sonnenstrahlen einen Anflug von Rosenfarbe geben, und denen Thürme, ferne Ortschaften und Schlösser enttauchen; welche Wälderstreifen, über sanfte Hügel sich hebend, durchziehen; in welchen Gärten und Einfriedungen wie in einen Teppich gewirkte Figuren erscheinen, und die Dörfer als Oasen in der Schneewüste verstreut sind.

Der von den Flüssen aufsteigende Dampf zieht schöngekrümmte Linien durch die Flächen, aus welchen nahe und ferner der Feierklang der Glocken ertönt, und in den Windungen der Thäler verhallt, ein allgemeines Gebet der Natur!

Dort erheben sich Bergreihen, übereinander höher und höher emporsteigend, mit wechselnd dunkeln und hellen Streifen von Hainen und schneeglänzenden Matten, zwischen welchen Einödhöfe, Ruinen, oder besonders emporragende, mit Kreuzen bekrönte Spitzen zu erkennen sind.

Hinter diesen schauen schroffere Wände und Abhänge herüber, von deren glattem Schnee die Sonnenstrahlen unabsehbar zurückprallen.

Und über alle diese Riesenterrassen empor ragen die königlichen Tauern mit ihren Klüften, ihren in wilder Phantasie und doch so schön aufgethürmten Zacken und Abstuffungen, welche gleich Meteoren herüberglänzen.

Auf der andern Seite dann, wo die Ebene sich weiter hinabdehnt, verschwimmen die Konturen im sanften Blau des Himmels.

Da seht ihr die gefrornen Seen schimmern gleich Edelsteinen im Brautkranze der Liliengeschmückten Erde, und den Schleier wehen, welcher über die duftige Ferne heraufzieht.

Ihr habt wohl das Land schon besucht, um den Frühling lächeln zu sehen in seiner Anmuth, den Sommer prangend in seiner Ueppigkeit, den Herbst in seinrr Freudenfülle, aber ihr habt den **Winter** noch nicht gesehen **in seiner Pracht!**

Der Kopf und das Herz.

Der Kopf, das Herz geriethen einst
Zu einen bösen Zwist.
„Du irrst“, sprach jener, „wenn du meinst,
Daß du so wichtig bist.
Ganz ohne Grund machst du dich breit;
Nur das Geschwätz der Welt
Hat, wie die eig'ne Eitelkeit,
Dich über mich gestellt.

Bin Ich es nicht, der Wahn und Trug
Dem Sterblichen verscheucht.
Ich ordne der Gedanken Flug,
Der hier= und dorthin streicht.
Den Geist, ich führ' ihn himmelwärts
Der ew'gen Wahrheit zu —
Nun sprich' doch, stolzes, eitles Herz,
Sprich doch, was thust denn du?“ —

„Zum mindsten tret' ich“, sprach das Herz,
„Nicht scheu vor dir zurück.
Ist nicht Gefühl in Lust und Schmerz
Des Menschen höchstes Glück?
Durch mich fühlt er zur schönsten That
Sich aufgeregt, und freut
Des Blümleins sich, auf seinen Pfad
Vom Schicksal hingestreut.

Gesetzt, daß hie und da die Welt
Viel Achtung für dich hegt,
So bist du wenigstens kein Held,
Wo sich die Liebe regt.
Von deinem Rath fühlt weder Hirt,
Noch Hirtin, sich bethört,
Und deine weise Warnung wird
Fast immer überhört.

Nicht selten wirst du überdieß
Verspottet und gehöhnt,
Indeß mein Name, hold und süß,
Von Mund zu Munde tönt.
Du führst den Geist dem ew'gen Raum
Entfernter Welten zu;
Ich web' in diesen Erdentraum
Zufriedenheit und Ruh.

Heinrich Döring.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1833. 4ter Band, 26tes Stück.

Seltsame Begebenheiten eines Kaufmanns während seiner Verbannung in Sibirien.

Ein reicher Kaufmann aus England, Namens Johnson, zog im Anfange des vorigen Jahrhunders nach Petersburg, der neu erbauten Hauptstadt von Rußland, um daselbst seine Handelsgeschäfte mit noch größerem Vortheil, als in seinem Vaterlande zu betreiben. Seine Unternehmungen hatten einen erwünschten Fortgang; indessen beging er die Thorheit, sich in einen strafbaren Briefwechsel mit Rußlands Feinden einzulassen, was auch bald entdeckt wurde. Der damals regierende Kaiser, Peter I., verurtheilte ihn und seine Mitschuldigen in den Verlust ihres ganzen Vermögens, und zur Verbannung nach Sibirien auf Lebenszeit.

Die Reise von Petersburg nach Pelim, dem Orte der Verbannung, dauerte über drei Wochen, obgleich sie auf Schlitten, und, nach Gewohnheit des Landes, sehr schnell gemacht wurde. Die Verbannten hatten schon unterwegs großes Ungemach auszustehen, und noch wußten sie nicht, welches Schicksal ihrer wartete; denn es gibt dort unter den Strafen der Verbrecher verschiedene Stufen. Einige werden auf öffentliche Kosten unterhalten,

und als Staatsgefangene bewacht; andere bekommen die Erlaubniß, in einem angewiesenen Bezirk frei herumzugehen, und sich ihren Unterhalt selbst erwerben zu dürfen; noch andere sind zu allerhand schweren Arbeiten verurtheilt, und ihr Schicksal ist das härteste, besonders wenn sie das Wild in den Wäldern fangen und jagen müssen.

Als die Gefangenen in Pelim angekommen waren, führte die Wache sie zu dem Statthalter, und übergab diesem die schriftlichen Befehle des Kaisers. Während der Statthalter diese las, schwebten die Verbannten zwischen Furcht und Hoffnung, und waren ungewiß, ob ihnen eine mildere oder härtere Strafe bestimmt seyn würde. Wie erschracken sie aber, als sie das Urtheil hörten, daß sie ihr Leben in den Wäldern zubringen sollten! Johnson, der sehr zärtlich erzogen, und bisher an Ueberfluß gewöhnt war, auch einen schwächlichern Körper hatte, als seine Unglücksgefährten, fiel dem Statthalter zu Füßen, und bat um gnädige Milderung des Urtheils. Dieser, ein menschenfreundlicher Mann, zuckte anfangs die Achseln und sagte: der Befehl des Kaisers sey scharf und unabänderlich; doch ließ er sich endlich erweichen, und behielt ihn bei sich in seinem eigenen Hause, wo er freilich die mühsamsten und schwersten Arbeiten verrichten mußte; seine Mitschuldigen aber wurden weiter fortgeschafft, und nahmen von Johnson auf ewig Abschied, da sie niemals Begnadigung zu hoffen hatten.

Johnson befand sich in dem Hause des Statthalters ganz wohl; er verrichtete die ihm aufgetragenen Geschäfte mit großer Sorgfalt und Pünktlichkeit, und gewann sich dadurch immer mehr das Vertrauen und die Gnade seines Herrn. Er konnte sich also in Vergleichung mit seinen Gefährten noch glücklich schätzen, da diese in elenden Hütten wohnen, und ihren Unterhalt mit dem Jagen in wüsten Wäldern sich erwerben mußten.

Doch auch sein Glück war nicht von langer Dauer. Zwei russische Priester (Popen), welche von dem Statthalter öfters zu Gaste geladen wurden, verlangten von Johnson, daß er seiner Religion entsagen, und die ihrige annehmen solle. Da er sich aber hierzu auf keine Weise verstehen wollte, so drohten sie, ihn zu seinen Kameraden in die Wälder zu schicken. Johnson fand diese Drohung lächerlich, indem er sich auf die Macht und Gunst des Statthalters verließ. Zornig verließen ihn die Priester, und wendeten sich mit ihren Klagen an den Statthalter. Dieser, der schon aus Erfahrung wußte, wie gefährlich es sey, Priester zu Feinden zu haben, redete Johnson sehr beweglich zu, sich den Wünschen der Popen gutwillig zu fügen; „denn," setzte er hinzu, „sonst kann ich Dich nicht in meinem Hause behalten. Die Popen wissen, daß Du nach dem Urtheile des Kaisers gleiches Schicksal mit Deinen Kameraden haben sollst; sie werden also dem Hofe mein gelindes Verfahren gegen Dich melden, und der Kaiser, ein strenger Mann, wird alsdann gewiß seinen ganzen Zorn gegen mich losbrechen lassen."

Diese Vorstellung änderte nichts in Johnson's Entschlusse, den beiden Priestern durchaus das Vergnügen nicht zu machen, daß sie sich rühmen könnten, ihn in Furcht gesetzt zu haben. Mit großer Freimüthigkeit erklärte er daher seinem Herrn: „Ich will mich lieber zu meinen Kameraden bringen lassen, als etwas thun, das ich für Unrecht halte."

Der Statthalter erstaunte über diesen Heldenmuth, noch mehr aber seine Gemahlin, eine vortreffliche Dame, von Geburt eine Deutsche. Augenblicklich überlegte sie, wie sie das Schicksal des unglücklichen Johnson erleichtern, und unter der Hand seine Befreiung bewirken könne. — Da Furcht vor dem Kaiser den Statthalter

zwang, wider seinen Willen den Befehl an Johnson jetzt mit aller Strenge zu vollziehen, so entwarf seine Gemahlin in der Stille einen Plan zum Beßten des Gefangenen, den sie auch mit Hülfe einiger treuen Diener glücklich ausführte.

Man hat dort eine eigene Art von Schlitten, wie sie bei der Beschaffenheit des Landes nöthig sind. Sie sehen unsern Kutschkasten ähnlich, und sind aus starken Brettern sehr fest gebaut, mit Bärenfellen überzogen, dabei aber doch so leicht, daß ein Mann einen ledigen Schlitten ohne sonderliche Mühe fortzieht. Man bedient sich ihrer nicht nur zu Reisen, sondern die Jäger übernachten auch darin, weil sie oft mehrere Tage hintereinander in den ungeheuren Wäldern zubringen, um desto mehr Beute auf ein Mal mit nach Hause nehmen zu können. In einem solchen Schlitten sollte nun Johnson fortgebracht, und tiefer in das öde Land geführt werden. Die edle Dame gab der Wache Geld, und befahl ihr heimlich, daß sie einige Meilen weit von Pelim mitten im Walde den Schlitten stehen lassen sollte. Den Gefangenen versah sie mit tüchtigen Pelzen, Decken von Bärenfellen und einem ansehnlichen Vorrathe von Lebensmitteln; zugleich versprach sie, ihn öfters entweder selbst zu besuchen, und ihm frischen Vorrath zu bringen, oder ihn doch durch ihren treuen Bedienten versorgen zu lassen. Mit der Zeit hoffte sie dann eine günstige Gelegenheit zu seiner gänzlichen Befreiung zu finden.

Und nun mag uns der arme Johnson seine weiteren Schicksale hier im Walde selbst erzählen.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags, als der Schlitten still hielt, und meine Wache mir sagte, daß dies der Ort sey, wo sie Befehl hätte, mich zu verlassen. Ich öffnete die Thür des Schlittens, welche nur eben so groß war, daß ein Mann durchkriechen konnte, stieg aus,

und sah mich um. Welch' ein Anblick! Tausendjährige Bäume, an denen glänzende Eiszacken hingen, und fußhoher Schnee, welcher die Erde bedeckte! Weit und breit keine Spur eines lebenden Wesens! Doch ich mußte mich in mein trauriges Schicksal finden, und hatte es auch nicht anders erwartet. Die Wache, die mich nun verlassen wollte, bat ich, der Statthalterin heimlich ein Billet zuzustellen, worin ich mich ihrer fernern Gnade empfahl.

Als diese Leute mir völlig aus dem Gesichte waren, begab ich mich wieder in den Schlitten, riegelte die Thür inwendig zu, hüllte mich dicht in meine Pelze, und fing zum Zeitvertreib an, von meiner kalten Küche eine Abendmahlzeit zu halten. An Wein und Liqueur fehlte es mir nicht, so daß ich von dieser Seite gar keine Noth litt. Oben in der Decke des Schlittenkastens war ein Loch, durch welches ich etwas Licht und frische Luft bekam, ich konnte es aber nach Belieben verschließen, und dieß that ich, sobald die Dämmerung anbrach. Jetzt bereitete ich mich zum Schlafe. Meine Lage war so unbequem nicht, daß ich nicht hätte bald einschlafen sollen. Ich schlief auch einige Stunden so sanft, wie in dem weichsten, wärmsten Bette; allein auf einmal wurde meine Ruhe durch eine gewaltsame Bewegung des Schlittens unterbrochen. Ich erwachte mit Schrecken. Da ich an keine Ursache dieses Zufalls denken konnte, als an die Bewegungen, die man bisweilen im Schlafe selbst macht, so hatte ich nicht den geringsten Argwohn von der Gefahr, in der ich schwebte; aber nachdem es einige Augenblicke still gewesen war, fühlte ich auf's neue eine Erschütterung meines Häuschens, und die Stöße wurden bald mit solcher Stärke wiederholt, daß der Schlitten umfiel. Ich setzte mich, so gut der umgestürzte Schlitten es erlaubte, zurecht, und wollte so den Besuch der Dame oder ihrer Bedienten erwarten.

Nachmittags hörte ich das Geräusch einiger Schlitten in der Ferne, und nun verließ mich alle Furcht. Ich öffnete die Thür, kroch heraus, und ging dem Geräusch entgegen. Zu meiner großen Freude erblickte ich auch bald die Equipage der Statthalterin. Als sie herangekommen war, erzählte ich ihr mein nächtliches Abenteuer und meine Angst. Sie lächelte und sagte: „Das sind Bären und andere Raubthiere gewesen, die Euch angegriffen haben; Ihr könnt aber unbesorgt seyn, wenn Ihr nur nach Sonnenuntergang nicht aus dem Schlitten heraussteigt, und die Thür fest zumacht. Die Bären ziehen in den sibirischen Wäldern in großen Haufen umher. Sie sind verwegen und grausam, wenn sie der Hunger plagt, und im Winter dringen sie sogar oft bis in bewohnte Oerter, um Beute zu holen. Im Sommer ist zwar ihre Verwegenheit so groß nicht, weil sie alsdann in den Wäldern mehr Nahrung finden; doch sind die Reisenden immer noch großer Gefahr ausgesetzt. Indeß habt Ihr, wie gesagt, in Eurem Schlitten nichts zu befürchten, denn man weiß kein Beispiel, daß den Jägern, die doch auf dieselbe Art in den Wäldern übernachten, jemals das geringste Leid zugefügt worden wäre.“ — Die Dame ließ hierauf meinen Schlitten von ihren Bedienten in Ordnung bringen, versah mich noch mit einigen Lebensmitteln, versprach mir ihre fernere Hülfe, und fuhr dann wieder nach Hause.

Vollkommen beruhigt stieg ich in meinen Käfig, und erwartete die folgende Nacht ohne Furcht, obgleich ich vermuthen konnte, daß die Bären mir einen neuen Besuch machen würden. Dies geschah auch, doch, wie es mir schien, später als in der vorigen Nacht. Das Kratzen, Rütteln und Stoßen brachte mich nicht aus meiner Fassung; aber wie erschrack ich, als ich bemerkte, daß der Schlitten auf einmal mit der größten Geschwindigkeit

fortgezogen wurde! Die Seile, an welche die Pferde gespannt werden, waren von dem Schlitten nicht losgebunden worden, und diese hatten die listigen Bären, wie ich mir nicht anders denken konnte, mit den Zähnen gefaßt, um mich tiefer in den Wald zu ziehen. Ich war betäubt, und wußte in dieser dringenden Lage nichts zu thun, als mich dem Schutze des Himmels zu empfehlen. Die Thiere rissen den Schlitten mit solcher Gewalt und Schnelligkeit fort, daß ich alle Augenblick fürchtete, er würde in Stücke zerbrechen, und ich würde dann ihren grimmigen Klauen preisgegeben worden seyn. Diese Vorstellung preßte mir endlich ein unwillkührliches Angstgeschrei aus, oder vielmehr ein Blöken und Heulen, welches selbst den Bären so schrecklich war, daß sie davon liefen, und den Schlitten stehen ließen. Schon dankte ich dem lieben Gott für meine Befreiung, und glaubte außer Gefahr zu seyn; aber es währte nicht lange, so waren sie wieder da. Diesmal zogen sie indessen den Schlitten nicht weiter, sondern sie fingen nur auf's neue an zu kratzen und zu stossen. Ich erhob wieder ein Geschrei, um sie zu verscheuchen, das half aber nichts mehr; sie wurden dessen gewohnt, und fuhren ungestört in ihren Bemühungen fort, mein Häuschen zu zertrümmern.

Gegen Morgen war es endlich ruhig, und ich schloß daraus, daß meine Feinde sich zurückgezogen hätten; allein ich wagte es kaum, das Luftloch über mir zu öffnen, und noch viel weniger die Thür aufzumachen und auszusteigen. Ich blieb den ganzen Tag still liegen, und konnte vor Angst über die Zukunft kaum einen Bissen genießen. Am meisten beunruhigte mich der Gedanke, daß ich so weit von meinem vorigen Standort entfernt war (denn die Bären hatten mich wohl eine halbe Stunde lang fortgezogen), und daß also meine treuen Versorger mich nicht wieder finden würden. Glücklicherweise

fiel mir noch vor Abend ein, daß die Bären in der nächsten Nacht mich vielleicht noch weiter schleppen möchten, wenn ich die Stricke an dem Schlitten ließe; ich sprang geschwind heraus, schnitt die Stricke ab, und nahm sie zu mir.

In dieser traurigen Lage brachte ich fünf Tage zu, ohne irgend einen Menschen zu hören und zu sehen. Des Nachts waren die Bären meine gewöhnlichen Gesellschafter. Ich ging mit meinem Vorrathe zwar sparsam um, doch ward ich mit Schrecken gewahr, daß er kaum noch auf zwei Tage zureichen würde. Jetzt fing ich an, zu verzweifeln; ich sah den grausamen Hungertod vor Augen, da ich bisher nur mit genauer Noth dem Rachen der Raubthiere entgangen war. Nun überlegte ich, was wohl zu thun seyn möchte. Ich hielt es für das Rathsamste, zuerst die Gegend, in der ich mich befand, auszukundschaften und zu sehen, ob ich nicht etwa meinen Schlitten selst wieder an den ersten Ort hinbringen könnte. Am hellen Mittage, als die Sonne ziemlich warm schien, und der Schnee auf den Bäumen schmolz, stieg ich aus, kletterte auf einen der höchsten Bäume bis in den Gipfel, und sah mich nach allen Seiten um. Ich erblickte die Thurmspitze von Pelim, und merkte nun, daß die Bären mich nicht tiefer in den Wald hinein, sondern seitwärts gezogen hatten. Diese Entdeckung machte mir große Freude. Eben war ich im Begriffe, hinunter zu steigen, und die Spur meines Schlittens aufzusuchen, als ich unter mir auf einmal ein Geheul und Brummen hörte. Zu meinem Entsetzen ward ich vier große und zwei kleine Bären unter dem Baume gewahr. Jetzt hielt ich meinen Tod für gewiß; denn diese Thiere können geschickt klettern, und sie machten schon Anstalt, einen Versuch zu wagen. Ich war zwar entschlossen, mich auf die äußersten Zweige zu retten, wohin sie mir schwerlich

folgen konnten; aber wie sollte ich die ganze Nacht in der grimmigsten Kälte hier zubringen, ohne zu erfrieren? Doch wenn die Noth am größten, so ist Gottes Hülfe am nächsten. —

Ich mochte ungefähr eine gute Viertelstunde in Todesangst auf dem Baume gesessen haben, als ich einige Flintenschüsse hörte. In meinem Leben hatte mir der Knall einer Flinte nicht so angenehm geklungen, wie jetzt; er freute mich mehr als die lieblichste Musik. Sogleich fing ich an, aus allen Kräften zu schreien und zu rufen, und mir wurde wieder mit Flintenschüssen geantwortet. Der Knall verjagte die wüthenden Bären in einem Augenblicke. Nun stieg ich geschwind vom Baume hinunter, und lief nach der Gegend hin, woher die Schüsse zu kommen schienen. Da sah ich denn einen langen Zug von Schlitten und einigen Jägern zu Pferde auf mich zueilen. Meine Freude war unbeschreiblich, besonders als aus dem hintersten der Schlitten meine Mitverbannten heraussprangen, und mir mit großer Freude entgegenriefen: „Wir sind frei!“ — Stumm vor Erstaunen stand ich da, und wußte nicht, ob ich das hörte und sähe, oder ob es nur ein Traum wäre; aber bald rief die Statthalterin selbst mich an ihren Schlitten und kündigte mir meine Freiheit an. Von ihr erfuhr ich denn auch den ganzen Verlauf der Sache. Schon den zweiten Tag meines Aufenthalts im Walde war die Nachricht von dem Tode des Kaisers an den Statthalter gekommen, und zugleich ein Verzeichniß derjenigen Verwiesenen, welche die neue Kaiserin Katharina I., bei ihrer Thronbesteigung, nach hergebrachter Gewohnheit, begnadigt hatte. Unter diesen befanden wir uns auch. Die Statthalterin wußte, daß ich mit Lebensmitteln ziemlich auf acht Tage versorgt war; sie ließ also, ohne mich vorher etwas wissen zu lassen, erst meine Gefährten aus ihrem

Verbannungsorte holen, um mich desto angenehmer zu überraschen. Diesen Zweck hatte sie vollkommen erreicht, zumal da ich während der Zeit noch in so große Gefahren gerathen war.

Wir fuhren nun freudig nach Pelim zurück, und machten alle Anstalten zu einer baldigen Abreise, worin der menschenfreundliche Statthalter und seine Gemahlin uns mit vielem Eifer unterstützten.

(M. s. Lehnerts Theofried.)

Anekdoten.

Der Dr. G. war der Gräfin von L. als Erzieher für ihren sechzehnjährigen Sohn empfohlen worden, und sie ließ ihn demnach zu sich einladen. Er kam; sie machte ihn mit ihrem Vorhaben bekannt, daß sie ihn zum Erzieher dieses einzigen Kindes wünsche, und stellte ihm bei ihrem Reichthume in pecuniärer Hinsicht recht annehmliche Bedinguugen. Dann schloß sie mit einem wegwerfenden Tone: „Aber das bitte ich mir aus; Sie sind, wie ich gehört habe, ein sehr gelehrter Mann, machen sie mir keinen gelehrten Pedanten aus ihm. Ich verlange nichts, als einen leichten Anstrich von Allem, von Sprachen, Mathematik, Geschichte, Geographie, Länder= und Völkerkunde, Diplomatie, und wie die Dinger alle heißen mögen.“ — „Wenn das ist, meine gnädige Gräfin,“ erwiederte G. mit einer Verbeugung, „so rathe ich Ihnen, lieber einen Anstreicher zu nehmen.“ — Daß er die Stelle nicht erhielt, versteht sich von selbst.

Ein Vater spielte mit seinem kleinen Sohne. „Nicht wahr, Vater,“ fragte der Knabe, „wenn ich einmal so hoch gewachsen bin, (er bezeichnete eine gewisse Größe) dann bin ich nicht mehr klein?“

Vater. Nein, du bist Du ein großer Bengel;

Knabe. Nicht wahr, Vater, wie Du?

Jemand, der einem Geschäfte vorstand, bei welchem auch der kleinste Schein einer Bestechlichkeit vermieden werden mußte, erhielt ein Geschenk, in Viktualien bestehend, welches der Geber, ein Mann von sehr beschränktem Geiste, dem Bedienten des Hauses persönlich einhändigte. Dieser hatte kaum seinen Herrn davon unterrichtet, als ihm befohlen wurde, gleich zu dem Ueberbringer zu gehen, und ihm zu sagen: er soll das Bewußte wieder holen. Der Bediente entledigte sich seines Auftrages pünktlich; dessen ungeachtet stand am nächsten Morgen der Klient, mit einer gleichen Quantität Eßwaaren bepackt, im Vorzimmer des vermeintlichen Gönners, der, entrüstet über diese unerklärbare Zudringlichkeit ihn fragen ließ: was ihn zu dieser Keckheit veranlasse? »Mein Gott!« — stammelte der Gekommene, den Schweiß von der Stirne wischend — »es wurde mir ja ausdrücklich befohlen: ich soll das Bewußte wiederholen!« — Einem Lastthiere gleich, mußte er auf der Stelle den Rückweg nach Hause antreten.

In einer der herrlichsten Gegenden Italiens, eines merkwürdigen Echo's wegen sehr besucht, lustwandelte eine Gesellschaft, bei der sich ein Brautpaar befand. »Nun werden Sie sich überzeugen,« — sagte ein Anwesender zur Gesellschaft — »daß ich Ihnen von diesem Echo nicht zu viel erzählt habe. Ich werde ihm zur Probe nur zwei Worte zurufen, und der sinnige Nachhall wird Sie überraschen.« — Mit kräftiger Stimme rief er nun den Namen der Braut: Isabella — und von allen Seiten erscholl: bella! gleichsam der schönen Verlobten zu huldigen. Nach einer kleinen Pause rief er nicht minder laut den Namen des Bräutigams: Odoardo — und von allen Seiten erscholl: ardo! was von diesem zum Vergnügen der Braut zärtlichst wiederholt wurde. Man bestürmte nun den Sprecher, die Unterredung mit dem Echo fortzusetzen, aber dieser wußte dem Scherze, den er nicht leicht unterhaltend fortzuführen vermochte, wenigstens ein ehrenvolles Ende zu machen. »Meine Herren und Damen!« — sagte er — »das geistreiche Echo, ich weiß es aus Erfahrung, läßt sich von denselben Personen höchstens drei Mal bewundern. Hören sie selbst: E ancor *concesso?*« — *Cesso* ertönte es von allen Seiten, und die Gesellschaft entfernte sich lachend.

»Ich bitte,« — sagte ein wißbegieriger Knabe zu seinem Vater — »des Nachbars Fritz, der Student, nannte neulich einen kleinen, halb nackten Knaben, der betteln kam, *parvus*; was heißt denn das?« — Das weiß ich nicht, war der Vater schon im Begriffe zu erwiedern; da siegte falsche Scham, und er antwortete: »barfuß.«

»Herr Lehrer, wenn Sie meinen Franzl nicht chicaniren, so beantwortet er Ihnen jede Frage,« — sagte ein verblendeter Vater zu einem aufgeklärten Schullehrer, kurz vor einer Prüfung. — »Wohlan,« — sagte der Lehrer — »ich will ihm nur eine Frage geben, in der die Antwort schon enthalten ist, und ich möchte jede Summe wetten, Ihr Söhnchen beantwortet auch die nicht.« — Der Tag der Prüfung erschien; die Reihe kam an Franzi. »Welches Wort,« — fragte der Lehrer — »hat eine doppelte vielfache Zahl?« — Ungeachtet der Lehrer »Wort« stark betont, und der Vater dem Lieblinge früher gesagt hatte, daß in der Frage die Antwort seyn wird, blieb Franzl stumm.

Logogryph für Sprachfreunde.

Es sucht jetzt vergebens das 1234,
Die einmal so zahlreichen 3124.
Der Name ist wenigstens außer Gebrauch;
Franzosen und Spanier kennen mich auch:
Die ersteren setzen den Thieren mich vor,
Die letzteren heb' ich zum Himmel empor.

Digitized by Google